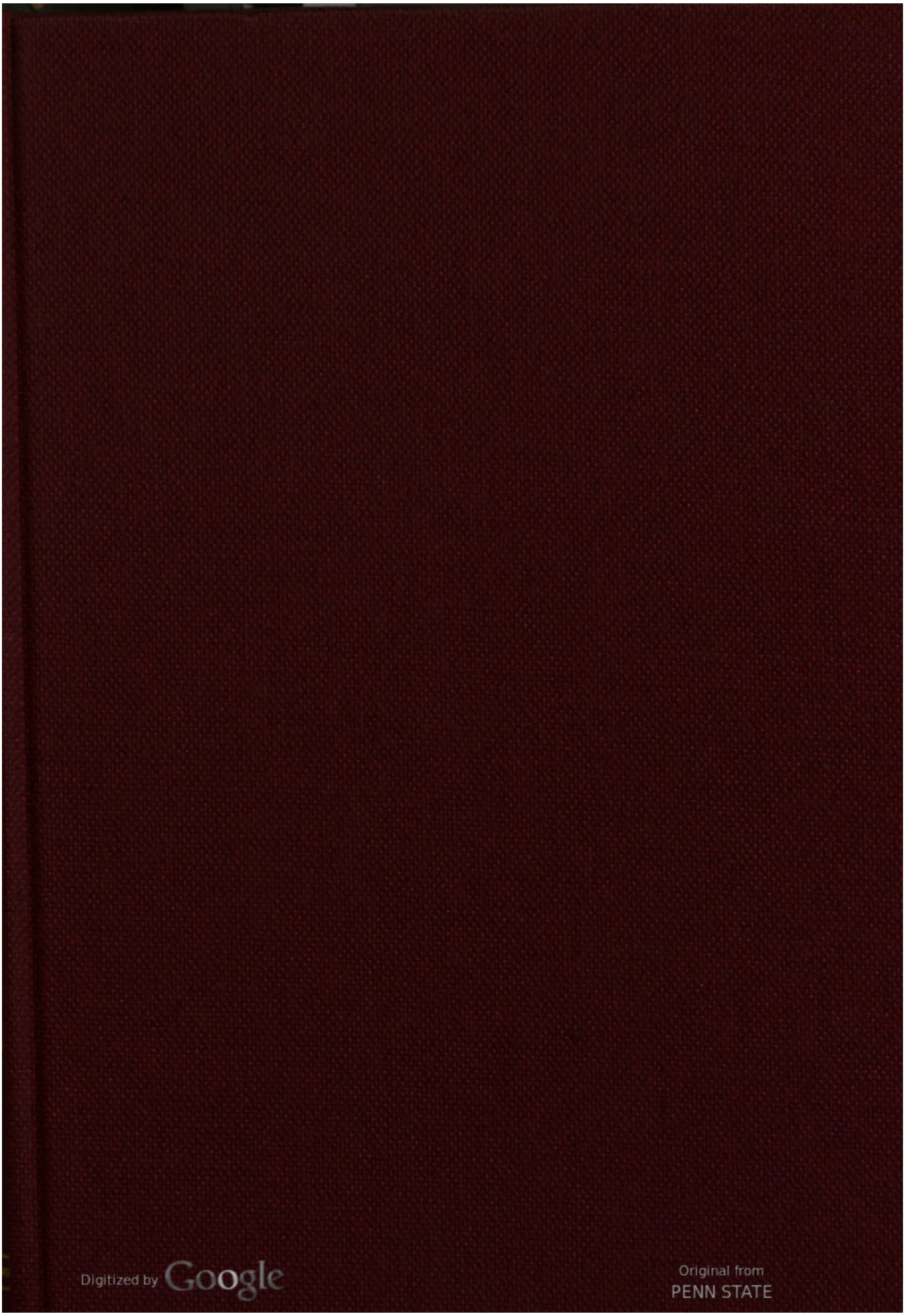
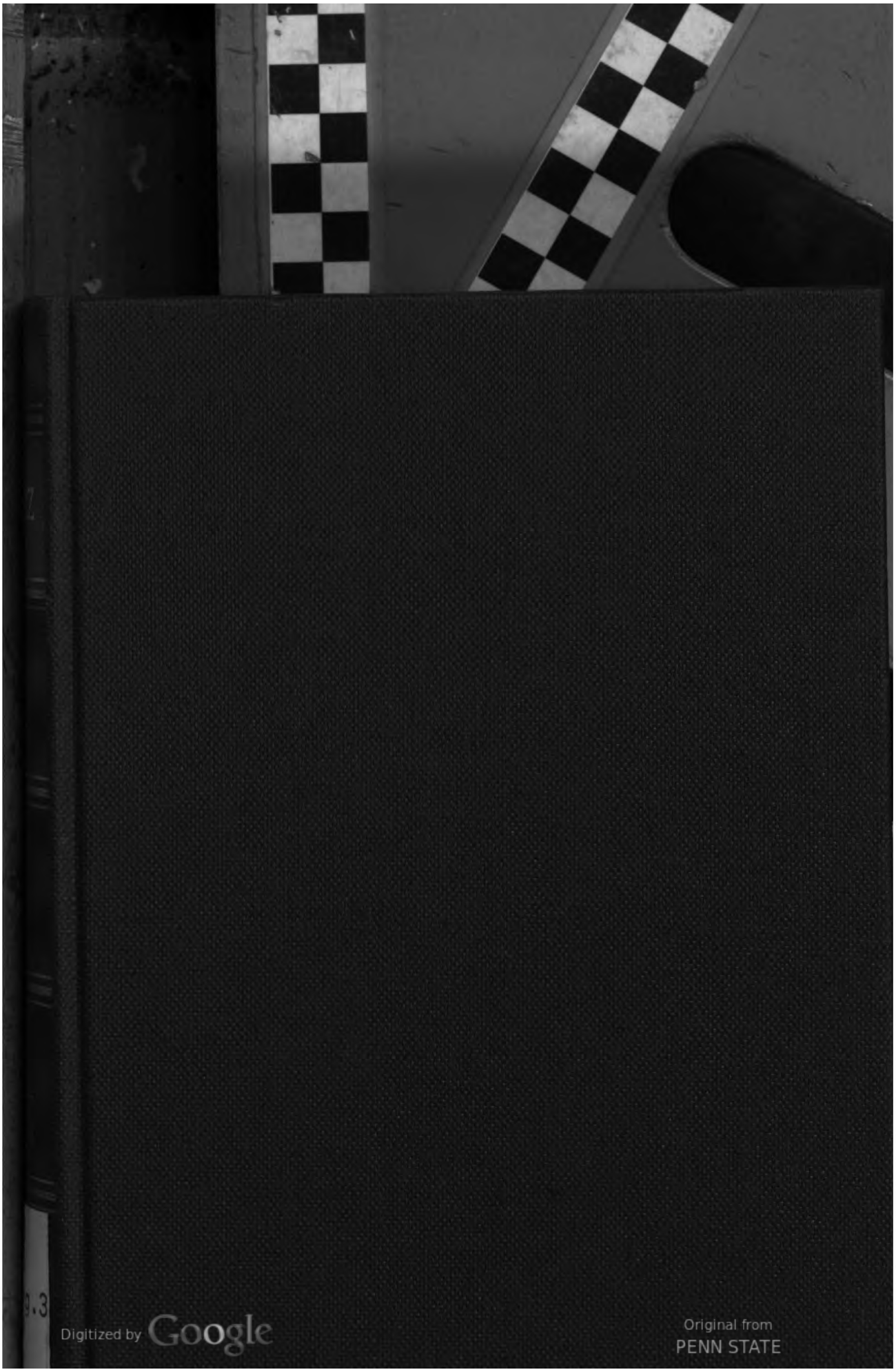

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

$$\frac{1-x}{}$$

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

$$\frac{1-x}{}$$

Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

# März

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

# März

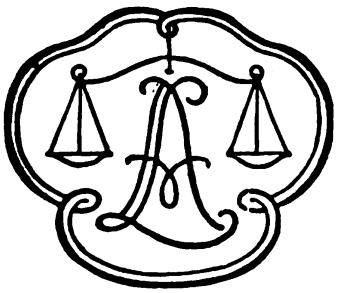
## Halbmonatsschrift für deutsche Kultur

Begründet von Albert Langen

Herausgeber:
Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Kurt Aram, Robert Heffen

Dritter Jahrgang 1909

Zweiter Band
(April bis Juni)



MÜNCHEN 1909

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Inhalt des zweiten Bandes 1909

## Hauptteil

### Politik


Seite

Hermann Bahr, Österreichisches . . . . . 130, 297, 361
Richard Gädke, Die Aufsaugung verdienter Bürgerlicher durch den Adel in Heer und Flotte . . . . . 409
Professor Otto Harnack, Italien im Dreibund . . . . . 254
Conrad Haußmann, M. d. R., Der Kriegslärm . . . . . 1
Die Finanzmisere . . . . . 89
Die Erneuerung der Türkei und die Ungeschicklichkeiten Europas . . 181
Bülow am Scheideweg . . . . . 329
Wolfgang Heine, M. d. R., Lex Eulenburg . . . . . 28
Robert Hessen, Der Reichsfinanzkarren . . . . . 4
Der englische Flottenkummer . . . . . 94
Bülow . . . . . 258
Roda Roda, Österreich-Ungarn und Serbien . . . . . 100
Bürgermeister a. D. L. E. Schücking, Die Kontrolle der innern Verwaltung Preußens . . . . . 104
Demokratische Richter . . . 261
Fortbildung für preußische Landräte . . . . . 433
Friedrich Schrader, Die konstantinopler Meuterei vom 13. April . 169
Alexander Ular, Die Russen in Persien . . . . . 263


### Volkswirtschaft


Otto Corbach, Arbeitslosigkeit in England . . . . . 41
Syndikalismus . . . . . 334
Beamte und Frauen . . . . . 421
Robert Hessen, Aus unsern Branntweinbergen . . . . . 347




Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Robert Heſſen, Gold contra Silber . . . . . 449
L. Lund, Zwei deutſche Schiffsbauſtätten . . . . . 121
H. Graf Schlieffen, Deutſches Geld in fremden Dienſten . . . . 337

## Wiſſenſchaft

Carl Albrecht Bernoulli, Nietzſches Welt . . . . . 458
Dr. Wilhelm Feldmann, Aus Karl Marxens Wanderjahren . . 281
Historicus, Frankreich 1709—1809—1909 . . . . . 416
Albrecht Wirth, Gegen die Geſchichtsſpezialiſten . . . . . 208

## Kunſt und Kultur

Kurt Aram, Gerhart Hauptmanns neue Dichtung . . . . . 23
Arthur Bonus, Caſtagno . . . . . 54
Lujo Brentano, Am Grabe Theodor Barths . . . . . 427
Jean Jacques Brouſſon, Anatole France daheim . . . . . 290
Hans Dominik, Die Eroberung der Luft . . . . . 185
Hugo Eick, F. Freiherr von Reznicek . . . . . 343
Eulenſpiegel, Die vorzüglichſten Methoden zur Erzielung von Dummheit 465
Conrad Haußmann, Albert Langen . . . . . 249
Hermann Heſſe, Exzentriſche Erzählungen . . . . . 57
Gute neue Romane . . . . . 373
Jules Lévy, Caran d'Ache, Perſönliche Erinnerungen . . . . . 107
Auguſt Pauli, Die Reden Jeſu . . . . . 367
Roda Roda, Aphorismen aus Belgrad . . . . . 8
Jakob Schaffner, Vierter Märzbrief . . . . . 214
Willy Speyer, Eine Geburtstagsrede . . . . . 49
R. Sternfeld, Elektra . . . . . 135
Ludwig Thoma, Ein bayriſches Skandälchen . . . . . 10
Rudolf Wilke . . . . . 201
Albert von Trentini, Tirol anno 1809 . . . . . 13
Aus Napoleons Zeiten, Erinnerungen eines altbayeriſchen Soldaten . . . 304, 379

## Erzählungen

Knut Hamſun, Unter Herbſtſternen (Schluß) . . . . . 35
Adolf Köſter, Jan Steenbocks Wahlrede, Novelle . . . . . 141
Selma Lagerlöf, Der Luftballon, Erzählung . . . . . 469
Willy Speyer, Wie wir einſt ſo glücklich waren! Novelle 112, 191, 270, 352, 435
A. v. Veſtenhof, Isbekr, der Gendarm (Schluß) . . . . . 64
L. vom Vogelsberg, Abbé Blot, Erzählung . . . . . 221

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Seite

## Illustrationen


Eine Abbildung zu dem Artikel „Castagno" von Arthur Bonus . 55

Vier Abbildungen zu dem Artikel „Zwei deutsche Schiffsbauſtätten" von C. Lund . . . . . 121, 123, 126, 129

Sieben Abbildungen zu dem Artikel „Rudolf Wilke" von Ludwig Thoma . . . . . 201 bis 207

Fünf Abbildungen zu dem Artikel „Anatole France daheim" von Jean Jacques Brouſſon . . . . . 291 bis 296


# Rundschau

## Politik


Alaſtor, Die Unkoſten von Aehrenthals Politik . . . . . 74

Bonus, Öſterreich und Italien . . . . . 316

Alfred Gold, Das neue Europa und das alte England . . . . . 153

Dr. Heinrich Hutter, Die Wallfahrt zu den Reichsſteuern . . . 242

Nikolaus, Das Spiel mit dem Feuer . . . . . 76

H. Graf Schlieffen, Indiſche Sorgen . . . . . 236

A. von Stetten, Die albaniſche Gefahr . . . . . 483

Richard Weber, Die deutſche Eingebornenpolitik auf Samoa . . . 232

Albrecht Wirth, Schach dem Schah . . . . . 314

Aufſtand in Albanien? . . . . . 393

***, Böcke als Gärtner . . . . . 487


## Volkswirtschaft


Otto Corbach, Meſopotamien . . . . . 235

Dr. med. Georg Hohmann, Ärztliche Kaſſenzöglinge . . . . . 389

W. J. K., Der amerikaniſche Konſulardienſt, ſeine Organiſation und ſeine Methoden . . . . . 395

H. Graf Schlieffen, Finanzielle Unmündigkeit . . . . . 160

Die Japaner im lateiniſchen Amerika . . . 485

Otto Seidl, Die großdeutſche Tauernbahn . . . . . 394

Alexander Ular, Der franzöſiſche Poſtſtreik . . . . . 156


## Kunst und Kultur


Max Brod, Eckermann: Geſpräche mit Goethe . . . . . 391

A. von Ehrmann, Eiſenſtadt, Eſterház und Haydn . . . . . 481



Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Siegmund Feldmann, Der nationale Alkoven . . . . . 151
Le sultan s'amuse . . . . . 315
Hermann Gottschalk, Lackeliana, Oberbayrische Eisenbahnstudien . . . 228
Conrad Haußmann, In memoriam . . . . . 487
Hermann Hesse, Der Verlag Eugen Diederichs . . . . . 318
Eugen Kalkschmidt, Form und Farbe . . . . . 238
Curt Melnitz, Amerikanisches . . . . . 72
Karl Schloß, Kleine Leute in der Kunst . . . . . 312
Die Frühjahrssezession . . . . . 397
Erik Sparre, Alvings Beichte . . . . . 78
Edgar Steiger, Die Shakespeare-Reliefbühne . . . . . 240

# Glossen

Seite

Deutschtum und Mode . . . 80
Getragene Gewänder . . . . 81
Russische Polizei . . . . . 82
Die Bayernkraft . . . . . 83
Nationalismus — mit Vorsicht . 84
Bücherschmerzen . . . . . 85
Zwei Kriegsminister . . . . 87
Der Zemp kommt . . . . . 87
„Bürger" und „Untertanen" . 163
Das heidelberger Freudenhäuschen 165
Der eingepökelte Prinz . . . 166
Zur Psychologie des Krieges . 167
Die Zeppelin-Legende . . . . 167
Darwinismus und Kolonialpolitik 242
Das Hausgespenst . . . . . 243
Sonnenthal † . . . . . 244
Ein Prozeß um das Kind . . 245
Der Fall „Reicher" . . . . 246
Cicero . . . . . 247
Ein Zarenbild . . . . . 248
Ehrenrettung . . . . . 320
Der Märchenkönig . . . . . 321
Spuck nicht in den Brunnen! . 323

Seite

Ein Welfe im großen Kirchenbann 323
Aehrenthals Geheimnis . . . 325
Die berliner Politik . . . . 326
Zeitungsfetzen . . . . . 327
Vendetta . . . . . 328
Das russische Ballett . . . . 400
Vom Luftkrieg der Zukunft . . 401
Bischof Keppler . . . . . 402
Die Kellnerin . . . . . 403
Die untürkische Türkei . . . 405
Hohe Anerkennung . . . . 406
Heinrich Leutholds Tochter . . 407
Das köstliche Geheimnis . . . 408
Der liebe Erzberger . . . . 489
Ein König, der auf sein Land pfeift 490
Schmutz als Waffe . . . . 491
Russische Wandlungen . . . 492
Die bosnische Frage . . . . 493
Das Brahmsfest in Krähwinkel 493
Geschlechtliche Aufklärung in der Schule? . . . . . 495
Chik und Chok . . . . . 495
Das Ostmarkenlied . . . . 496

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Der Kriegslärm / Von Conrad Haußmann, M. d. R

s gibt Krieg, es geht los!" — das ist der Alarmruf, der wieder einmal durch Österreich, durch Serbien und durch Europa läuft. Und während diese Zeilen in den Druck gehen, weht ein kriegerischer Wind durch den Blätterwald. „Die Lage hat sich verhängnisvoll zugespitzt." — „Man hat die Hoffnung in Wien aufgegeben." — „Man beurteilt die Situation in Petersburg ungünstig." — „Auch in Paris sieht man die Dinge nunmehr pessimistisch an." So schwirren die Telegramme in wichtigtuender Ratlosigkeit durch die Luft, und die Überschriften sensationsfreudiger Leitartikel machen uns „auf das Schlimmste gefaßt". Gestern hat Österreich Mannschaften einberufen, und heute drängen sich die Leute vor den k. k. Sparkassen, um ihr Geld in Sicherheit zu bringen.

Selbstverständlich geht es nicht los.

An dem Abgrund jedoch von europäischer Dummheit sind wir trotz allen Kopflosigkeiten noch nicht angekommen, daß die Welt einen Krieg erleben könnte, für den niemand, aber buchstäblich niemand, einen eigentlichen Grund und ein Ziel anzugeben vermag.

Der Krakeel der Serben ist doch kein Grund für einen Weltkrieg, auch deshalb nicht, weil Österreich den Serben Ursache zum Krakeel gegeben hat.

Aehrenthal sprengt im Herbst eigenmächtig den völkerrechtlichen Vertrag, der die Balkanverhältnisse international geregelt und unter den Schutz der Garantiemächte gestellt hat, und dieser selbe Aehrenthal ist erstaunt und ärgerlich, wenn die Serben im Monat März noch heißes Blut haben und erklären: „Gelten die Verträge nicht mehr für Österreich-Ungarn, so gelten sie auch nicht für uns; darf Österreich-Ungarn eigenmächtig in Bosnien vorgehen, so darf Serbien es auch." In der Tat, das ungeduldige Donau-Kaiserreich darf sich nicht wundern, wenn sein Vorbild den hitzigen Donau-Königreichen in den Kopf gestiegen ist. Die Serben sind also in ihrer Aufregung nicht frei von Logik. Nur verkennen sie den kleinen Unterschied, daß Eigenmacht — Macht voraussetzt, und daß diese Macht ihnen fehlt. Weil



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie das in den Wintermonaten nicht einsehen lernten oder sich doch so anstellten, ist Europa übelgelaunt, und Aehrenthal, gestützt auf diesen europäischen Ärger, ungeduldig geworden, glaubte mit der ernstlichen Drohung des Einmarsches in Belgrad sein Ziel rasch erreichen zu können. Sein Ziel ist, die halbe Kriegsbereitschaft los zu werden, die lästig und kostspielig bleibt. Serbien soll den kleinen Säbel in die Scheide stecken und auf territoriale Gebietserweiterungen verzichten. Da Serbien kein „Kulturträger" ist und die Reizung unnötig verlängert, steht Europa aufseiten dieser Forderung. Aber wieder arbeitete Aehrenthal pädagogisch nicht einwandfrei. Ist die halbe Entblößung des kleinen Säbels ein Unfug, — so entschließt sich Serbien nicht leicht, die halbe Entblößung des großen Säbels für eine unanfechtbare, richtige Polizeimaßregel zu halten, ganz abgesehen davon, daß der Polizeidiener seine Autorität in Frage stellt, wenn er sich außerhalb der Gesetzlichkeit bewegt.

Das Ziehen des österreichischen Polizeiseitengewehres hätte natürlich raschere Wirkungen, und zwar ohne die momentane Kriegspanik, erzielt, wenn die serbischen Hoffnungen auf russische Hilfe sofort öffentlich von Rußland verleugnet worden wären.

Sollte aber Herr von Aehrenthal hierauf gerechnet haben, so würde ihm ein weiterer Rechenfehler passiert sein. Denn in dem Augenblick, in dem der österreichische Goliath gegen den David von Belgrad auszurücken und einen Stamm der slawischen Familie kriegerisch anzugreifen droht, kann Rußland, eingedenk seiner politischen Stellung als slawischer Familienvater, die serbischen Hoffnungen nur stückweise und nicht auf einmal brechen lassen. Die russische Regierung dürfte schon wegen der panslawistischen Bewegung im eigenen Land nicht in den Schein kommen, als sekundiere sie Österreichs Drohungen gegen Belgrad.

Um diesen Schein zu vermeiden, mußte es eine Haltung nach außen hin einnehmen, die noch einen Zweifel offen ließ, ob nicht vielleicht doch Rußland Serbien zu Hilfe kommen wolle, falls es „rechtswidrig" von der „deutschen" Macht in Wien angegriffen würde. An diesem ein paar Tage glimmenden Zweifel entzündete sich die Panik, die, blind, wie die Panik von Haus aus ist, im ersten Augenblick nur daran dachte, daß Rußlands Eingreifen laut Dreibundvertrag auch Deutschland zu militärischer Hilfe-

Generated on 2019-10-26 21:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

leiſtung zwänge und Frankreich vor die große Verlegenheit ſtellte, daß Rußland für einen Krieg nicht vorbereitet iſt. Dieſe entſcheidende Tatſache wird neuerdings von dem nervöſen Europa als Nebenpunkt behandelt. Der erregte Aufſchrei einer Anzahl Dumaabgeordneter hat unabſichtlich gerade von dieſem ſlawiſchen Schmerz weithin Kunde gegeben.

Es gibt keinen Krieg. Aber es iſt ſchmerzlich genug, hier wieder zu ſehen, wie rauh und roh die europäiſche Politik auch auf dem Balkan gemacht wird. Der tiefſte Grund der Unſicherheit, die der Nährboden des Kriegsrummels war, iſt die europäiſche Desorganiſation.

Es müßte unmöglich ſein, daß ein kleines Gebiet wie Serbien Europa ernſthaft mit der Kriegsrute drohen könnte; und es wäre unmöglich, wenn der Antagonismus zwiſchen Deutſchland und Frankreich aufhören würde, als „Angelpunkt der europäiſchen Politik“ zu gelten, wofür ihn Generaloberſt Graf Schlieffen noch in ſeinem Neujahrsartikel erklärt hat.

Es iſt objektiv nicht mehr wahr, daß die kriegeriſche Feindſchaft zwiſchen Deutſchland und Frankreich die Gemüter diesſeits und jenſeits der Grenze beherrſchte und ihrem internationalen Denken die entſcheidende Richtlinie gäbe. Fruchtbarere Gedanken haben die unfruchtbaren ſchon in ziemlichem Umfang verdrängt. Wenn das nicht der Fall wäre, hätte das Marokkoabkommen vom elften Februar 1909 nicht zuſtande kommen und nicht die ruhige und freundliche Aufnahme finden können, die es gefunden hat.

Wie wichtig es war, die deutſch-franzöſiſche Reibungsfläche in Afrika auszuſchalten und damit die Reizungsfläche in Europa einzuſchränken, zeigt ſich gerade in dieſen Tagen. Denn ohne jene Verſtändigung wäre heute die Balkanunſicherheit noch weit größer.

Jetzt konnten Frankreich und Deutſchland loyal nebeneinander pazifizierend auf dem Balkan, in Öſterreich und Petersburg wirken. Das iſt ein kleines Schulbeiſpiel dafür, was ſie erſt erreichen könnten, wenn — ich will nicht ſagen ihre Freundſchaft, aber ihre erklärte Nichtfeindſchaft das Element einer neuen europäiſchen Verſtändigung, der Anfang eines neuen Gleichgewichts würde. Die Macht beider würde wachſen, und jedes der beiden Länder hätte einen mittelbaren Vorteil von dem Machtzuwachs des andern. Es müßten nur beide wollen; und es iſt nicht einzuſehen, warum ſie nicht wollen ſollten. Und wenn ſie gemeinſam darüber wachen würden, daß politiſche Wendungen in



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Europa nicht in der ungeſchickten und beunruhigenden Form ſich vollzögen wie das ungeduldige Zugreifen des Herrn von Aehrenthal, wenn ſie dafür ſorgen wollten, daß die Würde völkerrechtlicher Verträge nicht unnötig preisgegeben und die Preisgabe nicht eine Urſache unnötiger Beunruhigungen werde — dann könnten ſie ſich den Dank aller Europäer verdienen.

# Der Reichsfinanzkarren / Von Robert Heſſen

Mit ſteigendem Unwillen ſieht das deutſche Volk ſeinen Erwählten zu, wie ſie für die Steuerreform nichts Vernünftiges und Fruchtbares zuſtande bringen können. Da bei der ebenſo mühſamen wie nutzloſen Arbeit ernſthafte und wohlwollende Männer, die noch heut unſer ganzes Vertrauen genießen, beteiligt ſind, müßten eigentlich große innere Schwierigkeiten in der Tiefe vermutet werden. Das Schlimme iſt, daß die garnicht exiſtieren. Die öffentliche Meinung hatte noch nie mit ſolcher Opferwilligkeit ein Finanzprojekt begrüßt. Die Hinderniſſe ſind vielmehr ſo durchſichtig und offenkundig, daß man ſich faſt ſchämt, wenn man ſie ausdrücklich auch noch benennen muß. Erſtens haben wir eine inkompetente und ſchwächliche Reichsregierung, die der Finanzfrage, die ſie aufgeworfen hat, weder in der diplomatiſchen Vorbereitung noch in der Materie ſelbſt ausreichend mächtig war. Und zweitens läßt ſich dieſe Regierung gerade von der Partei leiten, die davon zehrt, den anfechtbarſten germaniſchen Inſtinkt: den Geiz, für ihre grobe Demagogie auszubeuten.

Die Konſervativen an ſich waren garnicht ſo ſchlimm. Aber der Bund der Landwirte hat die ſtärkeren Schreihälſe. Sie beherrſchen in dieſer Sache von innen her den größeren Ring, und die Regierung wieder glaubt ohne ihre konſervativen Lieblinge ſelbſt dann nicht vorwärts kommen zu können, wenn dieſe Stützen von Thron und Altar politiſch unbrauchbar geworden ſind. Wer ſich der tüchtigen und verſtändigen Loſung erinnert, die vom alten Grafen Schwerin-Löwitz beim Beginn des Finanzfeldzuges im roten „Tag“ ausgegeben wurde: daß hier mehr auf dem Spiel ſtünde als ein Fraktions-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

intereſſe und jetzt die Gelegenheit gekommen ſei, deutſchen Patriotismus bar zu bezahlen, wer damit die dreiſten Herausforderungen der landwirtſchaftlichen Hetzkapläne des Zirkus Buſch vergleicht, wird mich verſtehen. Immerhin hat nicht die ganze konſervative Preſſe bereits vor jenem Oſtwind ihre Segel geſtrichen. Der Reichsbote zum Beiſpiel, der ſich auch in den Tagen der Novemberkriſe wacker gehalten hatte, lehnt ungeſchreckt den widerlichen Schwindel vom gekränkten „Familienſinn" bei der Nachlaßſteuer ab.

Wenn es wahr iſt, was Hans Delbrück vermutet hat, daß die Bündler fürchten, eine Nachlaßſteuer könnte ihre derben Hinterziehungen ans Licht bringen — da in Preußen zurzeit nur 91,6 Milliarden an Privatvermögen über ſechstauſend Mark verſteuert würden, aber nach neueren Schätzungen wahrſcheinlich einhundertfünfundfünfzig Milliarden Mark vorhanden ſeien, — ſo gewähre man für das Geweſene eine Amneſtie. Denn der Hang zur Steuerhinterziehung ſcheint der menſchlichen Natur zu nahe verwandt zu ſein, als daß man ſich groß darüber aufregen ſollte. Doch man verſchone uns endlich mit ſentimentalen Redensarten. In verſchiedenen Bundesſtaaten, wie zum Beiſpiel Elſaß-Lothringen, funktioniert die Nachlaßſteuer prompt, ohne daß der „Familienſinn" dort irgendwie gelitten hätte, und neunzig Prozent aller deutſchen Bauerngüter fallen überhaupt nicht unter ſie.

Was mag Bülow ſich denken? Wer an den glücklichen Schwimmer jemals geglaubt hat, muß in den Tagen der Kapitulation vor Diedrich Hahn dieſen Glauben verloren haben. Das vom Kanzler gebilligte ſogenannte „Finanzkompromiß" iſt ungefähr das Faulſte, was ſeit Jahrzehnten ausgeheckt wurde, ein Moraſt, auf dem ſpazierenzugehen wir eingeladen werden. Hundert Millionen direkte Vermögensſteuern von den Einzelſtaaten? Hat ſich was! Hundert Tauben auf dem Dach vielleicht. Die Finanzreform war geplant zur Verminderung der Matrikularumlagen; das Kompromiß erhöht dieſe überläſtigen. Der Zweck der Reform war mehr Gerechtigkeit; das Kompromiß bepackt nach der Kopfzahl die ärmeren Kleinſtaaten zugunſten des potenteren Preußens und der Hanſeſtädte. Die Nachlaßſteuer der Finanzreform bedurfte keines beſondern Apparates; die Vermögensſteuer des Kompromiſſes erfordert ein Heer von neuen Beamten und mindert auf dieſe Weiſe — von anderen Mißſtänden ganz abgeſehen — von vornherein den Ertrag. Und wer garantiert uns, daß die Bundesſtaaten, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ohnehin ſchon mit 242,6 Millionen Mark Matrikularumlagen beim Reichsſchatzamt rückſtändig waren, die weiteren hundert Millionen überhaupt beizutreiben gewillt ſind? Wer kann ſie dazu zwingen? Einſtimmig faſt proteſtieren ſie und haben dabei Sydows Votum für ſich. Was aber an der unſeligen Schiebung, die der Schatzſekretär zu verhüten außerſtande war, am meiſten empört, iſt das frivole Verlaſſen des leitenden Grundgedankens: das Reich finanziell unabhängig und die Kleinſtaaten zu ſeinen Koſtgängern zu machen, ſo wie das einſt von unſerm Reichsgründer als geſundes Ideal hingeſtellt worden war.

Wenn Bülow, der eben doch einmal ſeinen Grabſtein als „agrariſcher Reichskanzler“ bekommen will, dieſer Poſe zulieb das Reich opfert, ſo werden ſich viele von uns nicht weiter wundern. Ebenſowenig über jene Befangenheit an hoher Stelle, die ſelbſt die bittre Erfahrung des Novembers überdauert hat, als die profeſſionellen Hüter und Horte auf ihre Königstreue ſo gründlich und erfreulich verzichteten. Von den Ackerdemagogen iſt nur weit übleres zu erwarten, ehe noch der Hahn im Zirkus Buſch dreimal gekräht hat.

Wenn jedoch das unter der geiſtigen Führung dieſer Mannen zuſtande gekommene oberfaule Finanzkompromiß trennend und vergiftend in den Schoß unſrer ohnehin ſchon ſo winzigen demokratiſchen Fraktionen hinein fortwirkt, bis alte geſchworene Parteifreunde in verſchiedenen Lagern ſtimmen, dann gewinnt die Reichsfinanznot noch ein ganz beſonders peinliches Intereſſe für uns.

Was, in dürren Worten ausgedrückt, ſind ihre Folgen? Erſtens eine weitere Herabſetzung des Reichskredits in den Augen des Auslandes, zumal an allen europäiſchen Börſen. Zweitens eine Schmälerung des Reſpekts vor der Reichsregierung. Drittens eine Verächtlichmachung der parlamentariſchen Idee. Denn es gehört ſchon ein ungewöhnlicher Mangel an Augenmaß dazu, angeſichts dieſer Hilfloſigkeit und Unfruchtbarkeit auch noch hoffnungsvoll über eine Ausdehnung des Parlamentarismus zu diskutieren. Wird der Reichstag von einer ſtarken Partei geführt, die ſich zur Verrichtung politiſcher Arbeit fähig erweiſt, ſo iſt der Parlamentarismus ganz von ſelber da; denn wie ſollte die Regierung ohne dieſe nützliche Hilfe auskommen wollen? Zurzeit arbeitet jedoch das vielgeſcholtene, aus dem Dreiklaſſenwahlrecht hervorgegangene preußiſche Abgeordnetenhaus zehnmal beſſer. Es hat ohne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großen Lärm nicht nur ſeine Gehaltsaufbeſſerungen für Beamte, Geiſtliche und Lehrer, ſondern auch die dazu nötige Erhöhung der Einkommenſteuer, ja ſogar die progreſſive Geſtaltung der Steuerzuſchläge durchgeführt; und jeder preußiſche Konſervative blickt infolgedeſſen mit Geringſchätzung nach dem hohen Hauſe am Königsplatz hinüber, — was jene Herren politiſch leider nicht umgänglicher machen wird.

Nur eine geſunde Folge kann die jetzige Verlegenheit des vom allgemeinen Wahlrecht aus beſchickten Volksparlaments haben: daß die Demokratie am Ende ſich ſelber zurückgegeben wird. Der „März" hat von Anbeginn dem Paarungsverſuch eine wohlwollende Neutralität bewieſen; wir wollten unbefangen das Ergebnis abwarten. Wenn aber das einzige, was jenen Verſuch zu rechtfertigen vermochte, wenn die praktiſchen Reſultate ausbleiben, ſo los von der Leimrute! Wenn im Schlepptau des Bundes der Landwirte nur noch Hader und Beſchämung zu holen ſind, ſo iſt der Augenblick gekommen, die politiſche Baſis nachzuprüfen, ehe die nationalliberale Zerfahrenheit, die in den letzten Wochen ſo ſchmählich zutage trat, auf den Körper der Demokratie übergegriffen hat.

Eine Möglichkeit allerdings iſt vorhanden, das Ausharren auch fernerhin zu entſchuldigen: daß das ſchnöde Kompromiß in der zweiten Leſung beſeitigt wird, die Konſervativen ſich auf den Grafen Schwerin-Löwitz zurückbeſinnen. Schon hat ſich der Bundesrat in ſeinen Bruchteilen gerührt; zumal die Süddeutſchen halten ſich brav. Die hohe Reichsregierung freilich, bei ihrer eingewurzelten, wenn auch abgeleugneten Angſt vor der Sozialdemokratie wird keinen ernſtlichen Kampf haben wollen, bei dem es womöglich zu einer Auflöſung des Reichstages und für die rechte Seite zu großen Mandatsverluſten kommen könnte. Die Sozialdemokraten andrerſeits werden nach alter lieber Gewohnheit nichts unterlaſſen, um unſern Gewalthabern Vorwände für ein Feſthalten an reaktionären Grundſätzen zu liefern. Daß Bülow ſoviel Rückgratſtärke wiedergewinnen könnte, um auf den Krücken der öffentlichen Meinung ſich aufs neu in das Vordertreffen zu wagen und dem Übermut der Agrarier die Stirn zu bieten, — dieſe Hoffnung vollends ſteht auf ganz ſchwachen Füßen. Sein Herz iſt im Tiefland, bei den Junkern, wie jedermann weiß. Ja es gewinnt faſt den Anſchein, als ob er es geweſen ſei, der den Reichsſchatzſekretär in der Nachlaßſteuerfrage konterkariert habe.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So mag denn der Sachsenwald, wo unter knorrigen Eichen unser politischer Genius ausruht, noch manches Ächzen der Ungeduld im Brausen des Sturmes über die deutschen Lande wehen, bis in Berlin die Dinge sich wenden oder enden.

München, 24. März 1909.

# Aphorismen aus Belgrad*) / Von Roda Roda

Man sollte meinen, es gäbe im Augenblick keinen interessanteren Ort in Europa als Belgrad. Donnerwetter! Ich habe mich schwer getäuscht, als ich — vorgestern — aus München abfuhr, um hier die Aufregung zu suchen.

In Wien schon: alle Morgenblätter bliesen Friedensschalmeien. In Budapest: kein Mensch glaubte mehr an den Krieg. In Semlin, der ungarischen Schwesterstadt Belgrads — par nobile sororum —, spielte die Garnison ein friedliches Makao; Fähnrich gähnte und Kornett . . .

„Zwanzigmal in den letzten drei Wochen," erzählte mir ein freundlicher Bürger, „ist unsere Lage gespannt und entspannt gewesen. Wir haben alle Elastizität verloren, wir sind stuff."

Der freundliche Bürger war einer jener hundertfünfzig oder -sechzig Journalisten — der Unglücklichen —, die seit Monaten hier hocken und den Krieg erwarten. Die Journalisten haben Belgrad okkupiert. Ob die Urbewohner noch da sind ob sie ins Innere flohen, — ich weiß es nicht.

* * *

Die serbische Armee soll sehr ungleichmäßig bewaffnet sein. Die Journalisten führen die Browning, Kaliber 7,35 Millimeter.

* * *

„Man mag gegen Österreich-Ungarn sagen, was man gerade auf dem Herzen hat," begann der austrophile Serbe — es gibt also doch einen —,

*) Der „März" hat Herrn Roda Roda als Berichterstatter nach Belgrad entsendet. Die Redaktion

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„dennoch läßt sich nicht leugnen, daß wir unsre Kultur Österreich-Ungarn verdanken."

Meiner Seel', das sieht man der Kultur auch an.

* * *

Ich bin vor acht oder neun Jahren einmal in Belgrad gewesen. Und als ich heute wiederkam, — die Stadt war unverändert. Immer noch allüberall das süßliche Friseurparfüm, allüberall Pomade, — die Serben sind das Volk der Friseure. Immer noch die türkisch gepflasterten Saumwege. Immer noch die Chansonetten von damals.

Odessa ist das Mekka, Belgrad der Ruheposten der wiener Chansonetten. Man stellt auch Generale, die zwar nicht vollwertig, aber immerhin rüstig genug sind, auf Ruheposten.

* * *

Eins hat sich in Belgrad doch geändert: die Gendarmen haben ihre Kosakenkutten abgelegt und moderne Uniformen bekommen. Die kosakischen Sitten haben sie behalten.

Und die Russen haben der Stadt eine neue Bildungsanstalt geschenkt, das Café Moskwa („Moskau"). Man muß, wenn man einen der Intellektuellen sucht, ein Café mehr abrennen.

* * *

Unlängst hat man einen Journalisten geprügelt: man hielt ihn für einen Spion, weil — nun, weil er sich Notizen machte. Das ist die naive Furcht des Volkes vor den Schreibkundigen. Die Spionenfurcht grassiert. Jeden Tag berichten die serbischen Blätter von neuen Verhaftungen. Major Tanczos, der österreichische Militärattaché, ist der Satan des Tages. Ich stehe seit dem Augenblick der Landung unter der Aufsicht von drei Detektivs.

* * *

Ein Spaßvogel hat gestern auf eine Tür des Konaks mit Kreide den Namen „Grzyzycki" gemalt. Er hat also im Konak Quartier für den Major Grzyzycki gemacht, den Platzkommandanten der österreichischen Armeeoberleitung.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Einwohner Semlins sind weniger zuversichtlich. Da gab es Leute, die beim ersten Büchsenschuß nach Belgrad — jawohl nach Belgrad — fliehen wollten.

* * *

Aus der „Berka", einem belgrader politischen Witzblatt:

Ein Bauer verklagte seinen Nachbarn bei Gericht: der Nachbar sei unverträglich, ein Verleumder, ein Friedensstörer.

Der Richter hörte die Klage an und sagte:

„Bauer! Du hast Recht."

Da fing der Nachbar an, sich zu verteidigen.

„Auch du", sprach der Richter, „auch du hast Recht."

Da rief der Gerichtsdiener:

„Herr, wie ist es denn möglich? Es können doch nicht beide Recht haben?"

„Natürlich," sagte der Richter, „beide — das ist unmöglich. Du hast Recht."

Die wiener Witzblätter urteilen über die österreichisch-serbische Kontroverse nicht so weise.

# Ein bayrisches Skandälchen

## Von Ludwig Thoma

Der Held ist natürlich der immer noch amtierende Kultusminister Antonius von Padua-Wehner. Man weiß, daß er die Universitäten nicht liebt, und seine Kämpfe gegen Lehr- und Meinungsfreiheit geben den Tageszeitungen reichlichen Stoff. Ich will keinen mit der Schilderung muffiger Kanzleigeschichten langweilen, ich kann auch an dieser Stelle nicht ausführlich von den Selbsteinschätzungen und Eingenommenheiten Seiner Exzellenz berichten, weil die Biographie des hochgebietenden Ministers von Gottes- und Rechtswegen ins Witzblatt gehört. Ich will hier nur von einem Skandal sprechen, der zu meinem Erstaunen von der Presse nicht gebührend gewürdigt wurde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In einem Beleidigungsprozesse, den Herr Doktor Salvisberg gegen Herrn Doktor Bulle am elften März dieses Jahres vor dem Königlichen Amtsgericht München führte, stellte sich folgendes heraus:

Die „Hochschulnachrichten", welche Doktor Salvisberg herausgibt, werden von dem preußischen Kultusministerium durch Zuweisung von Inseraten subventioniert. Nun hatten in früheren Jahren auch die bayrischen Universitäten ihre Vorlesungsverzeichnisse in dem Organ veröffentlicht, bis im Jahre 1902 die Universität München aus Sparsamkeitsrücksichten die Insertion einstellte. Würzburg und Erlangen folgten dem Beispiel.

Herr Doktor Salvisberg machte immer wieder den Versuch, die Aufträge zurückzuerhalten, allein er hatte damit keinen Erfolg.

Als nun auch andre Universitäten den „Hochschulnachrichten", die der Bürokratisierung der Hochschulen das Wort redeten, die Inserate entzogen hatten (Heidelberg, Jena, Straßburg), steigerte Herr Doktor Salvisberg seine Bemühungen, und in einem Schreiben an die Universität Jena behauptete er, daß die badischen Universitäten ihre Absagungsbeschlüsse revidieren wollten, während für München und Erlangen „die Angelegenheit schon geregelt sei".

Nach der Vorlegung dieses Briefes nahm die Sache für Herrn Doktor Salvisberg eine recht unangenehme Wendung, denn Herr Professor Doktor Brentano mußte in seiner zeugschaftlichen Vernehmung erklären, daß es dem Senat der Universität München nicht eingefallen sei, die „Angelegenheit zu regeln", daß dieser vielmehr nach wie vor sich gegen die Insertion ablehnend verhalten habe. Es sei Herrn Doktor Salvisberg lediglich die Erlaubnis erteilt worden, das Vorlesungsverzeichnis kostenlos abzudrucken, und er habe sich einer Irreführung schuldig gemacht, wenn er in Jena, wie schon früher in Erlangen den Glauben erregt habe, als handle es sich um ein bezahltes Inserat.

In dieser peinlichen Situation ergriff Herr Doktor Salvisberg das Wort und gab eine recht überraschende Erklärung ab.

Nämlich: „Die Inserate hätten allerdings nicht die Universitäten München und Erlangen bezahlt, aber er habe auch in dem Briefe nur gesagt, daß für diese Hochschulen die Angelegenheit geordnet worden sei. Und das stimme, weil er vom bayrischen Kultusministerium sein Geld erhalten habe."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich bin der Meinung, daß wir da vor einer höchst merkwürdigen Enthüllung stehen.

Wie kommt Antonius von Padua-Wehner dazu, für die Universität München, gegen die er die feindseligsten Kanzleistile losläßt, Beträge zu bezahlen, die sie nicht schuldig ist? Wie darf er Staatsgelder zu privaten und dunkeln Zwecken verwenden?

Warum bezahlt er ein Inserat, um dessen kostenlose Überlassung Herr Salvisberg gebeten hatte?

Wieso darf er für eine Korporation Ausgaben machen, die diese als überflüssig und unnütz gestrichen hat? Und warum verheimlicht er seine mit fremden Mitteln bestrittene Noblesse und sagt den Hauptbeteiligten kein Sterbenswörtchen davon?

Wenn Herr Antonius von Padua Liebenswürdigkeiten bezahlen will, soll er es mit seinem Geld tun, und es bleibt dann noch brenzlich. So aber werden sich Seine Exzellenz bemühen, dem Landtag genaue Auskunft zu geben, worin das lebhafte Interesse besteht, das den Steuerzahler zur Subvention der „Hochschulnachrichten" bewegen kann.

Das persönliche Interesse des Herrn Ministers, der im Falle Güttler die Unterstützung des Blattes genoß, genügt jedenfalls nicht, denn es gibt unendlich viel bayrische Staatsbürger, die für die längere Ministertätigkeit des Herrn von Wehner keinen Pfennig bezahlen würden.

Ja, ich bin überzeugt, daß sich's viele was kosten ließen, wenn sie allerdemnächst den Abschied des Heißgeliebten feiern dürften.

Reptilienfonds haben wir in Bayern bislang nicht gehabt. Wir haben uns demokratisch, liberal oder ultramontan über die Regierung geärgert, wir haben immer gewußt, daß unter Schiffhüten viele Gipsköpfe wandeln, und häufig haben Götter selbst vergebens gegen eine hohe Königliche Regierung gekämpft, aber wir haben an ihre Propertät glauben dürfen.

Das möchten wir nicht geändert haben, und wir verlangen vom Kultusministerium den Kultus der Anständigkeit und Reinlichkeit.

Das Rosenkranzbeten kommt erst in zweiter Linie.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Tirol anno 1809 / Von Albert von Trentini

Vorfrühling. Unten, im Lande hinter Klauſen und an der Etſch, in den Gärten der Giovanelli, ſind die erſten Mandelbäume wach. Gegen Brixen zu, in den Auen an der Mahr, flammt ein lieber Schimmer vom Grün aus den Erlen und Wieſen, und die Straßen bis gegen Oberau hinauf ſtecken im ſingenden Naß der Schmelze. Wo der Norden beginnt, von Meran bis nach Finſtermünz und Landeck, vom Sterzinger Moos aufwärts, und hinein in die lange Zunge des Puſtertales, trabt noch der Winter, und aus den hundert krauſen Tälern, die in die drei zweigenden Hauptſtraßen münden, kommt auf den Schlitten ſeine klingelnde Seele.

Der Föhn aber zieht durch den Himmel. Er zieht aus dem Südtirol das Boznerland hinan, ſtreicht etſchaufwärts bis Meran, eiſackfolgend bis Innsbruck hinein — darüber hinaus —, ſtürzt am Kaiſer ab, fegt Unterinntal aus, zieht ſich ſüdwärts zurück, bleibt im Paſſeier als eine ſcheinleuchtende Ahnung von viel, viel Blut über den weißen Almen. In den Morgen beleckt er immer wieder das ganze Land. Es ſenkt ſich dann in die königliche Stirn von Tirol ein frühreifes, ſcharlachrotes Dämmern. Kaum daß es die Gebäude der Berge ſehen, bannen ſie ſchwer nur die Luſt des Berſtenwollens. Die Wälder hemmen mit der Kraft von Millionen verſchlungener Zweige die Gier der Wurzeln, ſie aus dem Boden zu heben, und brünſtig ſtecken die Äcker die ſchwarzen Furchen in den zähmenden Schnee.

Auf dieſe Gebärde des wartenden Landes ſchaut der Himmel nieder. Der Föhn lacht in ihm, flackert und ſticht, und fliegt. Wird ſchwarzblau, wird ſeegrau; im Sonnenuntergang purpurn. Im Wechſel ſeines Fiebers fliegt er über Tirol, ſenkt ſich einmal ganz nieder, jeden Zoll dieſer Erde zu berühren, impft jedem ſein Fieber ein.

Die Straßen ſind voll von nächtlichen Schritten, die von Andre Hofer kommen, zu Andre Hofer eilen. Die Bergwege hören in das letzte Eis den Tritt vermummter Botſchafter hacken. Die Steige auf den Almen ſchaufelt



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Mißtrauen vor dem bayerischen Spitzel aus, und unten im Tal, an den Wechseln von Nord, Süd und Ost, finden die Emissäre vom Kaiserhof die brennend wartenden Bauern.

Bayern merkt nichts. Es ahnt wohl, daß es noch immer nicht geliebt wird, weiß wohl, daß sein Schablonensystem sich blamiert hat, aber es sieht das Fieber nicht. Ein paar betrunkene Burschen nimmt es hopp, wie sie den Franzl leben lassen, schnüffelt in den Städten vor den Gasthausfenstern, zahlt einige Dutzend schlechter Denunzianten, — klebt aber ansonsten am soliden Paragraphen und füllt die Hofburg in Innsbruck mit emsiger Regierung.

Den Föhn merkt es nicht. Jeder Hof pulst von der Energie einer ihn spaltenwerdenden Geburt. Alle Menschen schlafen aufgeregte Nächte, und heben im sehenden Traum waffensehnend den Arm.

Und alle sind still. Sie bilden Kompanien, gießen Kugeln, holen Pulver, schnitzen Alarmstangen, richten das Holz und die Büchsen, wählen Hauptleute, steigen bergauf, talab, rechts, links, lernen das Land auswendig, halten Kriegsrat. In Brixen beim Kreuzwirt, in Kollmann, in Barbian beim Kaltenkeller, in Hall beim Kronenwirt, in verdunkelten Stuben. Draußen, auf der Straße, wartet die Kalesche von Andre Hofer.

Und dann fliegen sie wieder wie Pfeile nach überall hin. Dann kommt der Nössing von Wien zurück, dann der Teimer von Klagenfurt herüber, und die Kundschafter aus dem Salzburgischen und übers Zillertal. Und immer stiller wird es, aber immer heißer.

Und immer noch der Föhn. Bringt Schnee. Dann wird es am stillsten in Tirol, totenhaft. Bringt einen Arm voll Sonne. Dann bricht das verhaltene Leben wie Flammen aus der Glut, und das Warten wird zum Nichterwartenkönnen.

Endlich aber kommt einer mitten in den Dorftrubel nach der sonntäglichen Vesper; schwarz, zerrissen, müde wie ein verhungerter Vagabund, holt einen Fetzen Papier aus der reiseheißen Tasche und beginnt, halb noch ohne Atem, zu lesen. Das Proklam des Erzherzogs Johann. Er fällt verzweifelt aus dem Hochdeutsch der Schrift, die der Freiherr von Hormayr zusammengeglüht hat, in den Dialekt. Steinalte und blutjunge, schwarze, blonde, braune und rote Bauern, Weiber und Dirnen um ihn herum. Bärte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wackeln, Adern werden voll Blut, Augen brennen lichterloh, das ganze heiße, gewaltige Fieber steht um den lesenden Messias, der buchstabierend verkündet, was jeder lange schon weiß: daß der Bayer ihm das Leben und den Glauben vergewaltiget und die goldene Schale der alten Verfassung zerbrochen hat.

Und wie er den Schlußsatz hervorpoltert, und endlich, endlich herausrückt: „Herzerzog Johann!" — mit rufender, schauender Stimme: „Herzerzog Johann!" prallen alle auf.

„Herzerzog Johann". Er sagt es noch einmal.

„Hopps gheart? Herzerzog Johann! — Er selbr hots gschriebn! Hopps gheart?"

Ganz langsam löst sich der Haufe. Dann aber bleiben sie doch stehen, als ob sie noch warteten.

„Mander!" sagt dann ein Alter, der heiser ist, „iatzt mögges hoam gian und hearrichtn! Jatz geats uhn!"

In der Nacht darauf reißt der Föhn den Krieg aus dem Lande. — —

Von der Schleinitz herab und vom Iseltal heraus schneit es lustig in das sonntägliche Frühgebet von Lienz. Von Kärnten herüber stampft der Ostwind, es ist ein mühselig Gehen durch die ungepflügten weißen Straßen, durch den Morgendämmer einer alten, winkeligen Stadt.

Sie kommen gerade aus der Kirche, die Lienzer, und wie ein Haufe heimgehenden Volkes in den oberen Stadtplatz mündet, läuft einer mitten in ihren schwerfälligen Knäuel und schreit: „Sie kemmen, sie kemmen!"

Er läuft weiter, schreit weiter, die Leute reden, fragen, eilen, sind festgewurzelt, gebannt, glauben nicht, glauben doch.

Da stürzen alle Glockenrufe aus dem Schneehimmel herunter. Sie fallen gerade auf die Verblüfften nieder, und als ob sie in einer einzigen Sekunde allen alles verraten hätten, rennt wie gestochen der ganze Trubel auf die Kärntnerstraße hinaus. Fenster werden aufgerissen, hinab- und hinaufgeschrieen, in Nachtmützen, Schlafröcken und Tuxern stürmen neue aus den schwarzen Toren, und in die Glocken brüllt der schnellgewachsene Rausch einer beispiellosen Erlösung.

„Die Kaiserlichen kemmen!"

„Die Kaiserlichen!"

„Kriag isch! Kriag isch!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Dr Schatlér und der Hormayr und zwanzigtausend Mann! Schnell, laafts außi, — laaft, laaft — sie kemmen!"

Lienz ist leer, vollkommen leer für eine Stunde.

Wenig später, um neun Uhr, umbraust vom unersättlichen Jubel eines wartemüden Volkes, reitet der österreichische Feldmarschalleutnant Marquis Chasteler mit dem Freiherrn von Hormayr in Lienz ein. Noch immer läuten alle Glocken. Es ist der neunte April! . . .

Und nun beginnt das Drama.

Die Sturmglocken tönen landaus, landein, die Kreidenfeuer hellen lichterloh eine jede Nacht. Der Vorhang rollt rauschend empor, und aus allen Kulissen der bergigen, schluchtreichen und versteckvollen Bühne, aus der Erde ihrer Versenkung strömen unerschöpflich Menschen, immer Menschen. Jedes Bellen der Glocken zaubert neue, jedes Tal speit sie aus, und alle tragen Waffen; alle haben ein Blut, das keinen Moment mehr zögert, und alle zusammen ein einziges, strengzieliges Hirn: den Feind, den sie schon hassen, erschlagen!

Die drei ersten Akte sind Krieg. — Sie mögen sich in Blut baden, stechen, schießen, Lawinen niederdonnern lassen, die Schlauheit eines Naturkämpfervolkes in jedem Erraten feindlicher Ohnmacht und in jeder grausamen Überraschung ahnungsloser Flachländer aufwenden, oder vor den Todeskämpfen, auf der zu rettenden Erde knieend, das Herz Jesu um Sieg bitten, schreiend siegen, dämonisch sein in der Rache oder edel wie unverdorbene Seelen, — hinter jeder Gebärde dieser Bauern, die an einem und demselben Tage im ganzen Lande aus dem Boden in die Positur eines grandiosen Streiters schießen, steckt greifbar das dramatische Motiv: Wir sind von euch bis aufs Blut geschunden, nun schinden wir euch!

Und was die vorüberrauschenden Episoden erzählen: die ersten Gefechte an den Brücken von Lorenzen und Franzensfeste, die Niederlage der Bayern vor Hofer in Sterzing, die Eroberung Halls, der Tumultkampf in den Straßen Innsbrucks am zwölften April, und dann die plump geglückte Überrumpelung des bestürzten Bisson durch Martin Teimer in einer viel zu weiten Uniform des Grafen Spaur, zuletzt die tolle, heilige Siegesglorie der Bauern, die dreitausend Feinde ohne Hilfe eines kaiserlichen Soldaten gefangennehmen, — jeder Schuß, der fällt, jeder Schrei, den ein Getroffener aufgellt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder ein Sieger ins Land ruft, alles sagt immer nur eines: Ihr habt uns die Federn gerupft, das Alte wie Moos vom Steine gerissen, und den Herrgott geschändet!

Aus jedem kleinen Bilde, aus jedem Einzelnen, der mitkämpft, sprechen und blicken die vom Feinde angeklopften Gewalten eines Volkes, das frei ist und nach dreijähriger Tortur zum Bewußtsein kam, daß der neue Herr es ins Elend führt. Aus Führern und Geführten, Werbern und Folgenden, aus dem, was der wortkarge Mund der Handelnden, nun aufgetan, nach lange verhaltener Wut und Verzweiflung redet, stehen Reihen von Ereignissen auf, die diesen Krieg gezeugt haben. Und erratend sieht man verstoßene Priester, zu Bettlern gewordene Bauern, fluchende bayrische Beamte, dünkelhafte Regierer, die das Blut und die Natur eines Kernvolkes in papierne Schachteln pressen und sich mild und weise vorkommen. Die Steuern sieht man wie beißende Tiere, die an österreichisches Verständnis für Bauernleben gewöhnten Untertanen plagen, verfolgen, niederreißen. Die Religion erscheint. Als Gebet, Übung, zähgehaltene Formel mitten im Volke auftauchend, mit ihm einhergehend, und von Besserwissenden unerhört verspottet, bekrittelt, verboten. Unter diesen Stichen und Quälereien geht auf der Bühne der Kämpfe die Verwandlung der Volkspsyche vor sich. Sie ist zur Feindin des Herrn geworden, in langsamer Entwicklung. Widerstand vielleicht oft dem treibenden Blute, das aufbegehrte, und da sie jetzt nimmer widersteht, ist sie schon gefährlich. Mit der Gewalt der vom Feinde gereizten Empörung erwürgt sie den Feind. — —

Kaum, daß der Aprilsieg verfeiert ist, kommt der Feind wieder. Von den Nordostpässen brechen die Franzosen ein.

Am dreizehnten Mai stehen die Tiroler mitsamt den Kaiserlichen geschlagen bei Wörgl. Am fünfzehnten brennt Schwaz. Den Feuerschein sieht man bis München und Imst. — Die tragischen Motive setzen ein. Während die Bauern fanatisch in die französisch-bayrische Glut blicken, zieht der österreichische Freund sich unaufgeklärt zurück. Chasteler, der am fünfzehnten April im Siege, den er nicht erfochten, zu Innsbruck einzog, schiebt sich langsam aus dem Pustertale. Seinen General Buol vermag Andre Hofer nur zu bewegen, ihm eine Handvoll Soldaten zu leihen.

Da wird Andre Hofer der Mann von anno neun. Er weiß die Not, er



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erschrickt vor ihr, — und alle folgen ihm. Seine Laufzettel schneien ins Land hinein, er ist Kommandant. Unter seinem Blick werden Josef Speckbacher, der Mann von Rinn, und Joachim Haspinger, der Kapuziner, zu den Helden von Tirol. Wie ein Heergewohnter führt Andre Hofer am Dreifaltigkeitssonntag ein schon krieggewohntes Volk in die erste Iselschlacht.

Und siegt.

Wieder ist Tirol in Österreichs Krone. — —

Aber der Vorhang geht nochmals auf, zum drittenmal. Diesmal enthüllt er viel mehr. Es soll mit Napoleon nach der wagramer Schlacht ein Friede geschlossen worden sein. Niemand weiß etwas. Der Kaiser hat im Mai dem Lande ein Handschreiben gesendet, worin zu lesen war, daß er sich niemals mehr Tirol werde nehmen lassen. Und jetzt ein Friede, der die kaiserlichen Truppen aus dem Lande reißt?

Erzherzog Johann klärt nicht auf. General Buol versteht ihn falsch. In Innsbruck ist man ratlos. Andre Hofer redet in Pustertal zu neuem Aufstand.

Dann kommt es doch heraus, so halb und halb. Wer will es glauben: Von Österreich verlassen, um das man kämpfte? . . .

Das Land sieht bleich die kaiserlichen Truppen abziehen, während Lefebre schon wieder in Innsbruck sitzt und Rouyer in den Süden zieht.

Die blutigsten Gefechte, der wütendste Kampf gehen nun über die Bühne. Es ist wie letztes, aber kraftvollstes Losbrechen eines Volkes, das von seinem Freunde beredet wurde, aufzustehen, und nun vom Freunde mit einem stummen Bedauern allein gelassen wird. Wie in Blut getränkt, von der Hitze des August umbrannt, rauschen die Siegesgefechte in Oberau und an der Pontlatzerbrücke vorüber. Unaufhaltsam der Lawinendonner. Nicht verhallend das Schreien eines entsetzensstarren Feindes, der mitten zwischen verrammelnden Felsblöcken sich duckt und in solcher Todespose hingeschossen wird. — Der Ruf des Verzweifelten schrillt, empfängt nicht Gnade. Die heranschleichende Müdigkeit des zum drittenmal in all seinen Sehnen beanspruchten Bauern wird in grausamer Selbsthypnose niedergerungen; und da Siegen der einzige Gedanke in seinem Hirn ist, besiegt er wahrhaftig Napoleon.

In gieriger Verfolgung der eben zum Letzten aufgehöhten Bravour stürzt der große Troß von Tirol sich schnell wider Lefebre, der dem bleichgewordenen Führer der Sachsen entgegeneilt. Schiebt ihn zurück, nach dem Brenner,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach dem Isel, umstellt ihn, zwingt ihn, — singt endlich in der Nacht vom dreizehnten auf den vierzehnten August sein drittes Sieglied nach der zweiten Schlacht am Berg Isel. — —

Vierter Akt. Tirol ist frei, der Feind versprengt, die Bauern sind Herren des Landes. Überall die Höhe: Andre Hofer als interimistischer Souverän in der Hofburg zu Innsbruck, das Volk stolz, — und über jedem geplünderten Dorf, über jedem abgebrannten Hof, über jedem Verwundeten, über tausend Gräbern der Himmel des Sieges.

Aber nicht einmal langsam sinkt diese Höhe.

Die Verwirrung ist zuerst noch selbstverständlich, denn es fehlt an der Kraft, die das gerettete Land in den Segen der Freiheit zurückführte. Sie haben nie geherrscht, nie verwaltet, die Bauern; und Andre Hofer, der Sandwirt von Passeier, hat nur eines, und das nur in der Not, gelernt: das Kommandieren im Kampf.

Nun heißt es ordnen und lenken. Und da muß er versagen. Der Sieg ist als Bewußtsein ungeahnter Kraft, eigenster Selbständigkeit den Bauern giftvoll zu Kopf gestiegen. Jeder Arm weiß sich voll von Beweisen heroischer Tapferkeit. — Wo ist der Lohn? Die Losung ihres heiligen Krieges war „für Gott, Kaiser und Vaterland", und nun wissen sie plötzlich, daß sie um ihr Leben aufgestanden sind, dem der Feind das Dach und den Boden weggezogen hatte. Wo ist der Lohn?

Das ist schwer für Hofer. Ströme von Bittenden muß er empfangen und erfahren, daß jeder im Krieg zugrunde gegangen ist. Nicht einer nur, nein, ganz Tirol, das große, im Aufstand bis auf die Knochen zermürbte, ausgeraubte, zertretene Land steht vor ihm und heischt nun den Wohlstand als den Preis seines Sieges.

Das können sie nicht fassen, daß man gekämpft habe, weil man am Ersticken war und nun weiter darben soll, weil man gesiegt hat. Daß *sie* bankrott sind, wissen sie, — daß das Land am Ende ist, glauben sie nicht. Ist nicht der Feind verjagt, und war nicht der Feind allein die böse Geißel?

Die Natur der Bauern wird Hofers Widersacherin. Ein qualvolles Umherirren ist die Zeit seines Regiments. Im Süden ist der Feind wieder, alle Kassen sind leer, der Wille zum Krieg im getäuschten Volke nur lau, Beamte fehlen, vor tausend Geschäften, die des Landes wiedergewonnene



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freiheit dringend fordert, sieht ein Unerfahrener. Es geht wohl neues Blut in ihn, als Österreich dem Lande sagen läßt, es solle aushalten, und der Nimbus, der um die Sieger am Kaisernamenstag sich legt, und auch des Kaisers goldne Kette machen Wunden gesund. Aber nur für Stunden.

Da kommt der Friede von Schönbrunn mitten im Oktober dazwischen. Napoleon gewährt dem Lande volle Amnestie, gleichzeitig aber marschieren drei Feldherren von Ost, Süd und Norden in das von neuem zu unterwerfende Tirol.

Wieder so wie im Juli. Man glaubt nur halb daran, denn der Kaiser hat einen neuen Oberlandes- und Armeekommandanten ernannt; der ist schon auf der Reise und hat einen Operationsplan in der Tasche. Also?

Doch dieser Kommandant kommt eben an dem Tage in Innsbruck an, da Drouet dort einrückt und Andre Hofer als ein Fliehender die Hofburg verläßt. — —

Im fünften Akt werden die Helden Tirols zu den Opfern ihrer gepeinigten Seelen. Die Bühne prunkt in Blut und Tod und Trauer. Dreimal war um ein Land heiß und bis zur eigenen Vernichtung gekämpft worden, dreimal umsonst. Es ist nimmer das Erinnern an Sieg in ihnen, auch nimmer das Erinnern an das, was sie aufgetrieben hatte. Nur mehr das schneidende Empfinden, daß Österreich Tirols heilige Hingebung verlassen hat, und daß der Himmel sie nimmer segnet. Alle wissen, wer sie in dies Chaos unentwirrbarer Begriffe und Entwicklungen hineingestürzt hat, aber keiner weiß eine Rettung daraus.

Vielleicht ahnen sie: es ist nichts mehr zu verlieren, aber vielleicht hoffen sie, der Feind werde nochmals vor ihnen erschrecken. Haspinger und Speckbacher sind eilender und flinker denn je, sie schütteln alle die alterprobten Rufe und Fackeln aus. Aber das Land ist müde. Hofer, — der wankt vom Lager der Bedächtigen, die ahnen, zum Lager derer, die hoffen und noch das Leuchten heiligen Krieges in ihren Augen tragen. Er entschließt sich nicht. Er wiegelt ab, und wiegelt auf. Wird zuletzt eine Beute der Verwirrung. Schwarz zieht ihm das Drohen derer entgegen, die unter seinem Wort im Aufstande alles verloren. Wie eine Gefahr seiner Seele neckt ihn die Verantwortung, und er weiß nicht, welche geringer sei, die, sich zu ergeben, oder die, noch einmal den Kreuzzug zu verkünden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und verkündet ihn zuletzt. Noch einmal, während das Land in seinen letzten Zügen liegt, ist er der Bauernkommandant in den furchtbaren Kämpfen am Kiechelberg und in St. Leonhard in Passeier. Und noch einmal werden tausend Franzosen gefangen.

Dann aber, Ende November, sehen Hofer, Haspinger und Speckbacher, daß auch dies Opfer umsonst gebracht war. Die Acht hängt über den gefeierten Siegern vom Iselberg, die Flucht und das aufgeregte Eilen von Versteck zu Versteck ist ihr Los. In Tirol zuckt es noch wie von den letzten Blitzen eines großen Gewitters, und wie zum Schlußexempel brennt in einer Novembernacht Brixen auf. Von allen Seiten rücken Napoleons Feldherren ein, und bald ist nirgends mehr ein Funke geblieben vom heißen siebenmonatigen Brand.

Das Jahr schließt mit einem trüben Dezember, und Andre Hofer wartet in der Pfandler Alm in Passeier auf den, der ihn verraten wird.

Ein paar Monate später hat Napoleon im Pariser Vertrag Tirol zerrissen, und seine Soldaten lassen dem Lande das Gedenken an unzählige Tränen. Einer nach dem andern von den mutigsten und treuesten Söhnen sinkt mit der französischen Kugel auf die wiederverlorene Erde nieder. Peter Mayr, der Wahrhaftige, stirbt in Bozen an einem Febermorgen — es ist der zwanzigste —, weil er nicht lügen will, und gottversöhnt, aber eine Wunde in der Brust, die niemals mehr geheilt wäre, ruft am selben Tage Andre Hofer zu Mantua seinen letzten Gruß an das Leben. — — —

Wieder ist's Vorfrühling in Tirol. Und auch der Föhn fliegt zuckend durch seinen Himmel. Aber Fieber weckt er keines mehr. In den Nächten hört wohl noch oft der düster Träumende das Läuten der Glocken. Ist's wieder Sturm? In den Nächten sieht der bang Träumende den Schein von tausend Feuern. Ist's wieder Krieg?

Und wenn es so wäre, — stünden sie alle wieder auf? Würde es werden wie anno neun, ein blitzartig, heilig Sicherheben, ein Stürmen ins blanke Feindesfeuer, ein Sterben ohne Reu, ein stolzes Leuchten ersiegter Freiheit?

Ein Friedhof ist das Land. Andre Hofer ist tot. So viele der Seinen sind tot. Tausend Söhne sind tot. Es wandern Witwen und Waisen so viele herum in Tirol.

Und noch etwas ist tot, — das heilige Feuer.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darum zieht der Föhn keine Fieber mehr aus der Erde. Eine schwarze Enttäuschung ist niedergefallen auf sie. Für den Glauben hat Tirol gestritten und geopfert, und siehe da, — nach schon errungener Freiheit wird Napoleon sein Herr, Bonaparte, der Sohn der Revolution, die sich glaubenslos nannte! — Für den Kaiser hat Tirol gefochten, und als nach der ersten Befreiung das Wappen des bayrischen Löwen unter den Schüssen der Geierschützen sank, welch ein gellender Jubel begrüßte den Adler von Habsburg! — Für die Heimat ist Kind und Weib verlassen worden, des Ackers Los ruhen geblieben, die Waffe in die langgeduldige Hand von tausend bereiten Männern gestiegen, — und siehe da, schon war die Muttererde wiederum unter den Füßen der Sieger, trug wieder nur Knechte und Tote?

Hatten Gott und der Kaiser das Land betrogen? Wäre es besser gewesen, unter den bayrischen Ruten und Possen weiterzuducken, sich um Glauben und Habsburg nicht zu scheren? Oder war es vielleicht ein Kampf nur um Güter, die Gott nicht schützt?

Andre Hofer ist tot und kann nimmer sagen, was in seiner Brust stürmte, bevor er ein eigenwilliger Jäger in den Tod wurde. Doch über die Wunden, die dieser Krieg geschlagen, denkt mancher noch zweifelnd nach, stundenlang, nächtelang; warum er so enden mußte?

Und darum ist Tirol müde. Sein Arm ist matt, sein Auge ist bleich, seine Brust ist krank, — und sein Herz, das schläft.

Es schläft in den Frühling hinein. Mag er stürmen oder schmeicheln, wie von einer Kette gezogen und gezwungen, irrt des Landes Geist in den Lenz von anno neun zurück. Und diese Reise der brennenden Erinnerung ist gefährlich, denn sie macht müder noch, als alle Wunden machen.

Aber tot ist Tirol nicht. Es ist nur, was es sein muß. Darum ersehnt es noch immer die Freiheit, auch wenn es kraftlos verzweifeln muß, sie nochmals zu holen. In den Norden blickt aus dem Himmel des Frühlings die Schar seiner gottesnahen Berge; morgens, wenn der Föhn aus dem Süden wiederkommt und an ihrem Auge vorbeifliegt, rufen sie heischend, laut und flehend:

„Reise gen Norden! Fliege gen Norden und wecke Deutschland!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Gerhart Hauptmanns neue Dichtung

## Von Kurt Aram

„Was ist mit ihm? Versteht ihr das?"
„Griselda"

Wir leben im „Jahrhundert des Kindes". Man darf an allem rütteln, man darf alles über den Haufen werfen, nur eines nicht: die Allmacht des Kindes, die wir uns zum Heiligtum erhoben haben. Auf diesem Altar opfert heute, was sich solche Tätigkeit allen andern Altären gegenüber längst abgewöhnt hat. Und auch dieser Kult produziert wie jeder andere vor allem Fanatiker. Da er international und interreligiös ist, rekrutieren sich diese Fanatiker aus allen Lagern und Völkern. Was in der einst katholischen Seele noch an Fanatismus lebt, was sich der rationalistische Protestant noch an Mystik aus seiner Kirche gerettet hat, was einem skeptischen Juden noch an „Glauben" geblieben ist, — hier, bei der Kindanbetung wird es mobil; und die alten wilden Flammen schlagen aus Gemütern, die sich längst von allem Fanatismus geläutert glaubten. Ein Opfer dieser neuen Religion ist Gerhart Hauptmanns „Griselda" geworden.

Markgraf Ulrich ist eifersüchtig auf das Kind seiner Griselda, noch bevor es geboren wurde; und als es gar zur Welt kommt und Griselda sich als rechte Mutter zeigt, wird Graf Ulrich erst recht toll vor Eifersucht. Das „Jahrhundert des Kindes" erlaubt so etwas nicht. Man darf eifersüchtig sein, auf was man will, nur nicht auf das Kind seiner Frau. Schon weil man seine Frau nicht so leidenschaftlich lieben darf, wie es die Voraussetzung für eine solche Eifersucht ist. Das Jahrhundert des Kindes erklärt das einfach für unnatürlich, diesen Stoff für pervers und richtet um seinetwillen schon die ganze Dichtung. Dieselben Leute, die über Kleists „Penthesilea" in Entzücken geraten können — denn das ist nicht nur erlaubt, sondern geboten —, nehmen erbitterten Anstoß schon am rein Stofflichen der Hauptmannschen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuen Dichtung. Ich rede bis jetzt nämlich nur vom Stoff, nicht von seiner Gestaltung.

Wir bilden uns gerne ein, aus der Geschichte, also auch aus der Literaturgeschichte, mit der Zeit etwas gelernt zu haben. Aber bei dem ersten Examen, das wir vor einer Gegenwartsdichtung ablegen sollen, fallen wir genau so durch wie zu ihrer Zeit unsere Väter und Großväter auch. Wir kleben gerade noch so am Stoff wie sie. Der Haupteinwand gegen die Hauptmannsche Dichtung ging in der gesamten Kritik nach der Melodie, die in der „Neuen Freien Presse" am lautesten gesungen wurde: „Ein Vater, der auf sein eigenes Kind eifersüchtig ist — auf ein Kind, das ihm noch nicht einmal geboren wurde —, ein Vater, eifersüchtig auf das Kind im Mutterleib, — dies wäre also das Neueste, was es auf den geduldigen deutschen Brettern zu sehen gibt. Und diesen Wahnwitz hat ein Dichter ausgeheckt . . ." Und wenn Graf Ulrich bei Hauptmann auf dem Gipfel seiner Eifersucht schreit: „Ich will dich, ich will dich, was schert mich das Kind!" — so lachen die Cyniker im Parkett, weil ihnen dabei eine niedliche Schweinerei einfällt, und die Pathetiker zischen, weil sich in ihnen das Jahrhundert des Kindes entrüstet fühlt. Wenn der Kritiker der „Neuen Freien Presse" anhebt: „Ein Vater — ein Vater", so hat er überhaupt nichts von der Dichtung verstanden, der es ja gerade wesentlich ist, daß sich Graf Ulrich nicht als Vater, sondern als liebender Mann fühlt. Sein Vater werden ist ein accidens, das movens der ganzen Dichtung ist ja gerade, daß er leidenschaftlich liebender Mann ist. Ein solches Motiv zur Triebfeder einer Dichtung machen, ist durchaus nicht unnatürlich, sondern jedes Dichters würdig. Ein Mann, der so empfindet, ist durchaus nicht pervers, sondern elementar. Nur der Spießbürger leugnet das. Wobei es keinen Unterschied macht, daß er heute mit Krafft-Ebing in der Hand dekretiert: dies ist pervers, wie er vor dreißig, vierzig Jahren noch mit einem Handbuch der Ethik auf den Tisch schlug und rief: das ist unsittlich!

Es gehört zu den männlichen Ur-Instinkten, eifersüchtig zu sein, wenn man liebt. Und es gehört zu den weiblichen Ur-Instinkten, am Kind mehr zu hangen als am Mann, wenn das Weib erst Mutter wird. So ist es ein Urkonflikt im Kampf der Geschlechter, wenn der liebende Mann eifersüchtig wird auf die geliebte Frau als Mutter. Daß sich dieser Konflikt abschwächt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

je schwächer im Menschen das Elementare wird, ist selbstverständlich. Daß ein solcher Konflikt unter Kulturmenschen überhaupt kaum noch laut wird, ist natürlich. Aber deshalb ist es noch lange nicht widernatürlich, ihn dichterisch zu gestalten. Ich rechne es Hauptmann sogar zum Verdienst an, daß er in seinem neuen Werk bis zu den Tiefen eines solchen Konfliktes zu steigen vermochte, und sehe gerade darin endlich einmal wieder ein sicheres Zeichen für seine dichterische Intuition.

Aber hat er es verstanden, diesem Konflikt Gestalt zu geben? Die Dichtung verläuft in zehn Szenen. Die drei ersten Szenen gelten der Vorbereitung des Konflikts. Die letzte Szene bereitet ihm ein jähes, etwas ungeschicktes Ende. In dem, was dazwischen liegt, ist meines Erachtens das Problem ganz meisterhaft gestaltet und dichterisch ausgeschöpft. Ich kann mir das überhaupt nicht schöner, reicher und wirkungsvoller bei aller äußeren Knappheit denken. Hier atmet man endlich einmal wieder Höhenluft. Seit langem hat mich nichts mehr bei der Lektüre so gepackt wie diese sechs Szenen. Wenig behagen mir dagegen die drei ersten Szenen, die dem Publikum noch am besten gefielen und auch vor den Augen der Kritik noch am ehesten Gnade fanden. Sie sind nämlich, wenn ich mich so ausdrücken darf, normaler Hauptmann, wie wir ihn von früher her kennen und neuerdings nicht mehr so schätzen wie vor Zeiten. Gute Beobachtung, ein wenig stilisierter Naturalismus, — das ist alles.

Noch ein zweites aber wurde dem Stück verhängnisvoll: es ist kein Drama im gewöhnlichen Wortverstand. Schon der Buchtitel sagt das. Er lautet „Griselda", nichts weiter. Und auf den Titel folgen zehn szenische Bilder, weiter nichts. Immer ängstlicher geht Hauptmann der gewöhnlichen dramatischen Form aus dem Weg. Daraus folgern die einen schon längst: er ist eben kein Dramatiker. Ich für meine Person möchte das jetzt nicht mehr so ohne weiteres folgern. Es scheint mir nachgerade zu viel bewußte Absicht dahinter zu stecken. Mir will nach dieser Arbeit scheinen: Hauptmann geht der normalen dramatischen Form nicht deshalb aus dem Weg, weil er sie nicht handhaben kann, sondern weil er sie nicht handhaben will. Und er will es nicht, weil sie ihm zu brutal und äußerlich vorkommt. Die ganze Innerlichkeit seiner Natur sträubt und wehrt sich gegen diese Form, die er zu überwinden trachtet. Es ist eine Marotte,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es ist vielleicht eine verhängnisvolle Marotte, aber ich habe nicht mehr den Mut, zu sagen, es sei das sicherste Zeichen seines dramatischen Unvermögens. Dafür sehe ich grade in dieser „Griselda" zu deutlich, wie außerordentlich es ihm gelingt, alles Innerliche dramatisch zu gestalten. Es ist eine Marotte, alles, was auch nur von ferne an einen äußeren, dramatischen Konflikt erinnert, hinter die Szene zu verlegen und auf ihr sich nur die inneren Folgen dieser äußeren Konflikte abspielen zu lassen. Und es ist eine verhängnisvolle Marotte, denn die meisten unter uns brauchen die äußere Spannung. um der inneren Entwicklung mit dauerndem Interesse zu folgen. Diese äußere Spannung ist nicht da. Kein Wunder, daß das innere Interesse nicht lange anhielt. Und es ist für den, der diese Dichtung aus der Lektüre lieb gewann, eine schwere Pein, mitansehn zu müssen, wie der Dichter an diese Marotte so viel von seiner besten Kraft wendet, um zuletzt doch nicht um das Verlegenheitsauskunftsmittel herum zu kommen, daß zu Beginn fast jeder Szene in Dialogform referiert werden muß, was ihr hinter der Szene an äußeren Vorgängen vorausgegangen ist.

Und schließlich wurde diese dramatisch so diffizile Dichtung auch noch durch die Regie und die Darstellung im Lessingtheater ruiniert. Diese Bühne ist auf den Naturalismus und Ibsen dressiert. Hier hat sie ihre Stärke, und keine deutsche Bühne tut es ihr darin gleich. Der „Griselda" wurde das unheilvoll. Bei den Szenen im Höfchen des Bauern Helmbrecht mochte der Bühnenrealismus noch angehen, wenn ich es auch höchst überflüssig finde, daß wirkliches Wasser in den Brunnentrog plätschert, mir das Zuhören erschwert und die Aufmerksamkeit ablenkt. Aber schon der vierten Szene wird dieser Realismus gefährlich. Ihr Höhepunkt besteht darin, daß Griselda, das frühere Bauernmädchen, jetzt Markgräfin, zur Sense greift und mäht. Das Ergreifende dieser Szene liegt in ihrer tiefen Symbolik. Aber der Tod jeder Symbolik ist ihre realistische Wiedergabe. Griselda hätte irgendwie abseits mähen und dazu ihre Verslein singen müssen. Statt dessen trat sie dicht an die Rampe und begann, uns allen en face, drauflos zu mähen. Ein Glück, daß sich die Berliner gemeinhin auf diese Hantierung nicht verstehen und sich deshalb baß verwunderten, daß die Else Lehmann so gut mähen kann. Sonst würde es nämlich schon bei dieser Szene zu einem spöttischen Gelächter gekommen sein, und daran wäre nicht Haupt-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mann schuld gewesen, sondern die realistische Regie. Zur Katastrophe führte sie erst im letzten Bild. Da erscheint Griselda, diesmal en revers, aber immer im Mittelpunkt des Vorgangs, kniet mit ihrem Wassereimer auf den Stufen der Treppe nieder und beginnt sie Stufe für Stufe, derb und gründlich wie nur je eine wackere Hausmagd, abzuseifen, dem Publikum unausgesetzt die nichts weniger als ätherische Rückseite zugekehrt. Die Szene ist an sich gefährlich, weil schon Hauptmann selbst ihre Symbolik zu realistisch detailliert hat. Die Regie machte sie direkt komisch. Alle andern Szenen werden „in Kostüm" gespielt, das aber können die Schauspieler des Lessingtheaters wirklich nicht.

Bassermann gab den Markgrafen, Else Lehmann die Griselda. Der Markgraf ist eine ganz elementare Natur. Vor allem ein kräftiger, animalischer Kerl, aber zugleich auch ein gescheiter Bursche. Unsre moderne Bühnenliteratur aber hat uns daran gewöhnt, daß die kräftigen animalischen Kerle dumm und die gescheiten Männer Neurastheniker sind. Der Ibsendarsteller Bassermann lebt naturgemäß in dieser Anschauung. So gab er denn einen Markgrafen, der vor allem ein Neurastheniker war, an der ein wenig melancholischen Gescheitheit mancher Shakespeare-Narren krankte und zwischenhinein immer wieder einen Anfall von Brutalität bekam. Das war, wenn ich die Dichtung recht verstehe, so ungefähr das Gegenteil von dem, was Hauptmann ursprünglich wollte und sah. Frau Lehmann gab das Mütterliche in Griselda gewiß gut, manchmal ergreifend warm und tief; aber als herbe, jungfräuliche Bauernmagd ...? Das ging wirklich nicht. Da war sie nicht herb, sondern hart; und auch ihre äußere Erscheinung steht denn doch in einem gar zu kräftigen Gegensatz zu Bassermann. Daß dieser Markgraf Herr über diese Griselda werden konnte, das glaubt niemand, der die beiden sieht.

Nach alledem kein Wunder, daß die Dichtung so wenig Verständnis fand. Hätte ich sie nicht zufällig *vor* der Aufführung gelesen, die ich sah, wäre es mir wahrscheinlich genau so gegangen. Ein Beweis dafür, daß es nicht immer gut getan ist, eine dramatische Dichtung erst nach der Uraufführung allgemein zugänglich zu machen. Daß sich aber alles und jedes zusammenfand, um das Wertvolle dieses Werkes nicht laut werden zu lassen, ist ein Mißgeschick, von dem man wünschte, es wäre grade Hauptmann nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so manchen mageren Jahren erspart geblieben. Es wirkt fast wie ein tragisches Verhängnis, dem man so gut wie wehrlos gegenübersteht.

„Was ist mit ihm? Versteht Ihr das?" Ich für meine Person anworte: „Ja, ich verstehe es, und er ist mir wieder ein besonders lieber Dichter, dieser Gerhart Hauptmann."

# Lex Eulenburg

## Von Wolfgang Heine, Rechtsanwalt, M. d. R.

er Entwurf einer Novelle zum Strafgesetzbuch, den der Reichskanzler dem Reichstag unterbreitet hat, ist eine „lex satura". Die Römer wußten recht gut, weshalb sie ausdrücklich verboten, Gesetze „per saturam" einzubringen, sie als „bunte Schüssel" zu servieren; es ist ein Kunstgriff fauler Demagogie, populäre Maßregeln mit volksfeindlichen in einem Gesetz zu verquicken, in der Hoffnung, blinde Gier werde, um einen guten Bissen zu erschnappen, einen recht bösen Knochen mithinunterwürgen.

Dieser böse Knochen in der Strafgesetznovelle sind die Verschärfung der Beleidigungsstrafen und die Beschränkung des Wahrheitsbeweises; sie machen den Entwurf zu einem Ausnahmegesetz gegen die öffentliche Kritik in Versammlungen und in der Presse.

Die schmackhaften Beigaben sind Strafmilderungen bei Hausfriedensbruch, Diebstahl, Pfandbruch, Siegelverletzung und so weiter, eine Verstärkung des Schutzes der Hilflosen und der Tiere gegen Grausamkeit, schließlich auch eine etwas schärfere Begriffsbestimmung des Erpressungsparagraphen.

Das sind in der Tat sehr dringende und populäre Forderungen. So oft sie bisher aufgestellt wurden, — immer vertröstete uns die Regierung auf die zukünftige allgemeine Umarbeitung des Strafgesetzbuches. Fände man jetzt nicht die Gelegenheit günstig zu einer reaktionären Verschlechterung der Gesetzgebung über Beleidigungen, so würden wir auch noch recht lange auf diese kleinen Verbesserungen haben warten müssen.

Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Dabei täusche man sich nicht darüber, daß die Novelle auch diese Reformen nur in zaghafter und halber Weise anfassen will.

Alle paar Wochen melden die Zeitungen eine Verurteilung zu drei Monaten oder gar einem Jahre Gefängnis, als der mildesten gesetzlichen Strafe für Rückfallsdiebstahl auch beim geringfügigsten Objekt. Rückfall liegt vor, wenn zwei Bestrafungen, seien sie noch so winzig, vorangegangen waren und seit Verbüßung der letzten Strafe noch nicht volle zehn Jahre verflossen sind. Wie oft hört man vom Richtertische Ausdrücke des Bedauerns und wie entrüstet sich das öffentliche Gewissen, wenn unbedeutende Diebstähle so hart geahndet werden müssen! An diesem Prinzip will die Novelle nichts ändern, obgleich nichts leichter gewesen wäre, als diese rigorosen Mindeststrafmaße zu streichen.

Nur wenn die Entwendung oder Unterschlagung geringwertiger Gegenstände aus Not verübt ist, soll eine Milderung eintreten; die Novelle will dies nicht mehr als Diebstahl bestrafen, sondern als besonderes Vergehen gelinderer Art behandeln. Das ist sicher ein guter gesetzgeberischer Gedanke, aber er bedarf besserer Ausgestaltung. Engherzig ist es, daß man diese Wohltat auf die Entwendung geringwertiger Gegenstände beschränken will. Wer von der Not gedrängt ist, der kann nicht lange überlegen, ob er nach etwas Wertvollem oder Geringwertigem greift; gerade wertvolle Gegenstände werden ihm besonders ins Auge stechen, können seine durch das Elend geschwächte Willenskraft vollends brechen. Auch sollte nicht nur die Not als mildernd anerkannt, sondern ebenso auch Unerfahrenheit, Leichtsinn und die Verführung durch Gelegenheit berücksichtigt werden. Die Entwendungen, zu denen junge Leute sich häufig ohne rechte Überlegung verlocken lassen, werden bei weitem zu schwer geahndet, wenn man für sie die Strafe des Diebstahls verhängt, mit allen den Folgen, die eine solche Verurteilung für ihr ganzes Leben zu haben pflegt.

Eine Halbheit liegt auch in der Behandlung des nur als Übertretung bestraften Diebstahls von Nahrungs- und Genußmitteln durch die Novelle. Man will die mildere Beurteilung von Delikten dieser Art zwar auf die Entwendung und Unterschlagung von andern Gegenständen des hauswirtschaftlichen Verbrauchs ausdehnen, zum Beispiel auf Heizungs- und Beleuchtungsmittel, — immer aber sollen es Objekte des alsbaldigen Verbrauchs



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bleiben. Wertlose Kleidungsstücke, Werkzeuge, Arbeitsmaterial, Bücher und Zeitungen würden also nicht unter dieses Benefiz fallen, obgleich solche Entwendungen vielfach vom Täter kaum als Unrecht und vom Bestohlenen kaum als Schaden empfunden werden. — Ein Maurer wurde wegen Diebstahls verurteilt, weil er einige ihm bei der Arbeit fehlende Schippen Sand von einem Haufen eines Nachbarn genommen hatte. Er war weder in „Not", noch handelte es sich um Gegenstände des „hauswirtschaftlichen" Verbrauchs; auch das neue Gesetz würde also an dieser Unvernunft und Härte nichts ändern.

Ohne besonderen Wert ist auch die vorgeschlagene Begrenzung des Paragraphen 253 des Strafgesetzbuchs, der die Erpressung behandelt. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle die Irrgänge einer mit dem Willen des Gesetzgebers und dem praktischen Leben unvereinbaren Buchstabenauslegung aufzudecken. Genug, daß die Juristen es fertiggebracht haben, Arbeiter, die Lohnaufbesserungen verlangten und erklärten, andernfalls von ihrem Kündigungsrecht Gebrauch machen zu wollen, oder die den Abschluß eines Arbeitsvertrages von Bedingungen abhängig machten, wegen Erpressung zu bestrafen. Daß das Gleiche nicht Arbeitgebern widerfahren ist, die durch Drohung der Entlassung für sich günstigere Arbeitsbedingungen erzielen wollten, bedarf wohl keiner Versicherung. Diese Rechtsprechung ist eines der zahlreichen Momente, die eine grenzenlose Erbitterung erregt und das Wort „Klassenjustiz" geprägt haben.

Was die Novelle zur Korrektur dieser Rechtsprechung vorschlägt, kann einige der falschesten Urteile ausschließen; völlig sicher ist das freilich auch noch nicht, weil der Begriff der „Vermögensschädigung", die nach dem Entwurf zur Vollendung der Erpressung erfordert werden soll, wieder recht vieldeutig ist. Völlig versagen würde die Neuerung gegenüber der Judikatur, die die Weigerung organisierter Arbeiter, mit Nichtorganisierten zusammenzuarbeiten, als „Erpressung" bestraft.

Also auch, soweit die Novelle wirkliche Verbesserungen enthält, sind sie gering und nur als Abschlagzahlungen auf eine eingreifendere Reform anzusehen. Jedenfalls sind diese appetitreizenden Gerichte der bunten Schüssel nicht geeignet, uns über die Unverdaulichkeit der Hauptspeise zu täuschen.

Diese Hauptsache ist das Knebelungsgesetz gegen die Presse, wegen dessen wir die ganze Novelle mit Fug und Recht Lex Eulenburg nennen dürfen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für die öffentliche, namentlich die in der Presse vorgebrachte Behauptung ehrenrühriger Tatsachen sollen künftig die Geldstrafen bis auf zehntausend, die Bußen bis auf zwanzigtausend Mark für jeden Fall normiert werden können, während jetzt die Maximalbeträge fünfzehnhundert und sechstausend Mark sind. Die höchste Gefängnisstrafe von zwei Jahren soll bestehen bleiben; es wäre auch lächerlich, sie noch zu verschärfen, denn sie kommt schon in dieser Höhe nie zur Anwendung.

Man sieht, worauf der Vorschlag hinausläuft: Zeitungen sollen durch ungeheure Geldstrafen und Bußen ruiniert werden. Natürlich würde das nur politische Oppositionsblätter treffen. Die Revolverpresse weiß schon durch Schiebungen dafür zu sorgen, daß der Gerichtsvollzieher nichts vorfindet. Die „gutgesinnte" Presse braucht sich auch nicht zu fürchten; sie könnte noch so dreiste Verleumdungen über ihre politischen Gegner verbreiten, ohne empfindliche Strafen zu erhalten. Ein konservatives Schmähblatt, das einen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten frivol bezichtigt hatte, Schmiergelder zu nehmen, kam in Berlin mit der Bagatelle von zweihundert Mark davon, während sozialdemokratische Redaktöre, wenn sie einen Nachtwächter, einen Soldaten oder gar die Richter beleidigt haben, manchmal auf viele Monate ins Gefängnis wandern.

Schon heut ist die Anklage wegen „Beleidigung" das Mittel, womit Bürokratie, Militarismus und die herrschenden Klassen jede furchtlose Kritik öffentlicher Übelstände zu unterdrücken suchen, und leider oft nicht ohne Erfolg. Vom freien deutschen Wort ist bei uns nicht mehr viel zu spüren.

Das Recht der Presse, Mißstände in Staat und Gesellschaft zu rügen, wird immer mehr beschnitten; eine Reichsgerichtsentscheidung stellt kurzweg die Bürokratie außerhalb der öffentlichen Kritik mit der Begründung, daß für die Bekämpfung von Übelständen in der Verwaltung der Instanzenzug gegeben sei.

Was not täte, wäre doch eine Befreiung von diesen unwürdigen Fesseln, nicht neue Knebelgesetze. Der Regierungsentwurf begnügt sich aber nicht damit, die Strafen für unbequeme Kritiker maßlos zu erhöhen, sondern will dem Angeklagten auch noch den Wahrheitsbeweis abschneiden, um den zu schützen, der eine Kritik zu fürchten hat. Die Novelle will bei einer öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen oder Darstellungen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begangenen Beleidigung die Bestrafung ohne Rücksicht auf die Erweislichkeit der Tatsache eintreten lassen, wenn diese lediglich Verhältnisse des Privatlebens betrifft, die das öffentliche Interesse nicht berühren. Eine Beweisaufnahme soll nur mit Zustimmung des Beleidigten zulässig sein, die Erbringung des Beweises soll aber nicht vor Strafe schützen.

Der Ursprung ist natürlich der Streit Hardens gegen Moltke und Eulenburg. Empfindsame Seelen fließen über von Mitleid für die bloßgestellten Höflinge. Maliziöse Leute denken bei dem staatsretterischen Pathos an die Worte des Wursthändlers in Aristophanes Rittern *οὔκουν σε δῆτα ταῦτα δεινόν ἐστι πρωκτοτηρεῖν*; die Presse doziert moralisierend: „la vie privée doit être murée."

Sofort benutzt die Bürokratie diese Stimmung, um ein Ausnahmegesetz gegen die öffentliche Kritik überhaupt herauszuschlagen, das sie schlau in einige populäre Gaben einwickelt.

Der verlangte Schutz des Privatlebens läuft auf einen Schutz begünstigter Kreise vor unangenehmen Erörterungen, die angebliche gesetzliche Regelung auf neue Willkür hinaus, woran unser Recht doch wahrlich schon reich genug ist.

Das Gericht hat es völlig in seinem Belieben, ob es annehmen will, daß eine Behauptung lediglich Verhältnisse des Privatlebens betreffe und das öffentliche Interesse nicht berühre, oder ob es sich auf den entgegengesetzten Standpunkt stellen will. Wir wissen, wie widerspruchsvoll der Begriff des „öffentlichen Interesses" gehandhabt wird.

Ist es eine Frage „lediglich des Privatlebens", ob ein Mann, der öffentliche Ämter einnimmt und das Vertrauen seiner Mitbürger beansprucht, unsaubere Geschäfte macht oder schlechten Leidenschaften frönt? — Nach meiner Ansicht berührt dies das öffentliche Interesse sehr stark; aber die preußischen Staatsanwälte und der Justizminister verneinten bei der schon erwähnten Verleumdung eines sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten das öffentliche Interesse. Das gibt einen deutlichen Fingerzeig, wie man auch das neue Gesetz anwenden kann. Damals freilich galt es, zu motivieren, weshalb der staatserhaltende Verleumder von der Anklage von Amts wegen verschont blieb, dem Abgeordneten aber der Rechtsschutz versagt wurde, den jedes Mitglied eines Kriegervereins in Kuhschnabbel genießt. Mit derselben Be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gründung aber wird man künftig der Presse die Möglichkeit abschneiden, die Integrität von Beamten oder Politikern zu prüfen und scheinheilige Gesinnungspfaffen zu entlarven.

Lustig wird das in den Prozessen wegen Beleidigung von Beamten und andern Begünstigten des herrschenden Regiments werden. Ist einem Nachtwächter nachgesagt worden, daß er gern eins tränke, oder einem Moralzeloten, daß er auf Liebespfaden betroffen worden sei, so wird dies nach Meinung der Staatsanwaltschaft das öffentliche Interesse hinreichend berühren, um Offizialanklage zu erheben; dieselbe Staatsanwaltschaft wird dann aber der Zulassung des Wahrheitsbeweises des Angeklagten widersprechen, weil die Behauptung „lediglich das Privatleben" betreffe und das öffentliche Interesse nicht berühre.

Auch das Umgekehrte kann sich ereignen. Ist ein oppositioneller Politiker beleidigt, so wird man ihn wie bisher auf die Privatklage verweisen, weil das öffentliche Interesse fehle; wenn dann aber der Verleumder mit Beweisanträgen kommt, vielleicht nur um den Prozeß zu verschleppen, wird es wieder heißen, die Behauptung berühre das öffentliche Interesse und erfordere eingehende Beweisaufnahme.

Jedenfalls gibt das Gesetz die Möglichkeit zu solchen Ungleichmäßigkeiten, es reizt direkt zu einer willkürlichen parteiischen Anwendung an und muß deshalb korrumpierend wirken, wenn ich auch nicht sagen will, daß es überall und immer ungerecht angewendet werden würde.

Daß die Revolverpresse mit ihren Drohungen viel übles stiftet, und daß es gut wäre, ihr das Handwerk zu legen, verkenne ich nicht. Aber ich glaube nicht, daß das Gesetz viel dagegen helfen würde. Wer die Erpresser zu fürchten hat, der scheut sich vor ihrer Veröffentlichung, nicht vor dem nachfolgenden Prozeß, der erst stattfände, wenn das Unheil schon vollendet wäre. Wer im Beleidigungsprozeß den Wahrheitsbeweis verbietet, wird immer neuem Verdacht und neuen Angriffen der Revolverjournalisten ausgesetzt sein. Kann man diese Halunken aber einmal packen, so reichen die Strafen des heutigen Gesetzes schon aus, dem einzelnen das Geschäft zu verleiden.

Soweit also ein wirklicher Mißstand vorliegt, würde das Gesetz wirkungslos und unnötig sein.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für die ernsthafte Kritik jedoch bedeutet es eine große Gefahr.

Achtung vor dem Privatleben! — Gut! — Ich wäre der letzte, der einer Verquickung des politischen Kampfes mit niedrigen Angriffen auf das Privatleben der Gegner das Wort reden möchte. Beiläufig bemerkt: Wo ist denn eine solche Agitation zum Prinzip erhoben worden, wenn nicht im Kampfe gegen die Demokratie? Gegenwärtig wird das meiste Gift gegen die Sozialdemokratie verspritzt; wo aber die bürgerliche Demokratie im Kampfe gegen die Autoritätsparteien steht, weiß sie auch davon zu erzählen.

Indessen auch die loyalste politische Agitation kann nicht unbedingt vor dem Privatleben haltmachen. In einer Zeit, wo das Staatswesen in alle privaten Verhältnisse eingreift, wo umgekehrt der Privatmann Träger der öffentlichen Rechte und Pflichten wird, lassen sich viele Vorgänge, die an sich privaten Charakter tragen, nicht mehr völlig von den Interessen der Öffentlichkeit trennen.

Es muß dem Takt der Presse überlassen bleiben, hier die richtigen Grenzen zu ziehen und sich von jeder kleinlichen, unsaubern Schnüffelei fernzuhalten. Gesetze können darüber nicht entscheiden, die ungeschickten Finger der Bürokratie können nur Unheil anrichten, wenn sie diese feinen Fäden schlichten wollen.

Je ernsthafter das Interesse für wirkliche politische Aufgaben der Nation würde, je mehr das byzantinische Geklätsch über Personen verschwände, je klarer sich das politische Leben vor der Öffentlichkeit abspielte, um so sichrer würde das Gefühl dafür werden, daß öffentliche Erörterungen über das Privatleben allerdings nur schicklich sind, soweit sie im Interesse des öffentlichen Wohls nicht entbehrt werden können, daß dann aber auch keine weichliche Rücksicht auf Personen erlaubt ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Unter Herbststernen

## Erzählung eines Wanderers von Knut Hamsun

(Schluß)

„Ja“, sagte sie, „denn ich bin ja im Vergleich zu Ihnen ein kleines Mädchen; deshalb tut es nichts. Damals, als Sie bei uns daheim in der Scheune schliefen, habe ich mich einmal hinübergeschlichen und aus Ihren wollenen Decken ein Bett für Sie zurechtgemacht.“

„Also das hatten Sie getan?“ sage ich aufrichtig und falle dabei aus meiner Rolle.

„Sie hätten nur sehen sollen, wie vorsichtig ich hinschlich, hahaha!“

Aber das junge Mädchen war nicht raffiniert genug; es wechselte bei seinem Bekenntnis die Farbe und lachte gezwungen, um sich aus der Verlegenheit zu helfen.

Ich wollte ihr helfen und sagte:

„Sie sind aber wirklich ein großartiges Menschenkind. So etwas hätte Frau Falkenberg sicher nie getan!“

„Nein, aber sie ist auch älter; Sie dachten vielleicht, wir seien gleichaltrig?“

„Sagt Frau Falkenberg, daß sie nie wieder einen Menschen lieb haben wolle?“

„Ja und nein, ich weiß nicht. Frau Falkenberg ist ja verheiratet, wissen Sie, sie sagt garnichts ... Sprechen Sie jetzt wieder ein bißchen mit mir ... Ja, und dann gingen wir einmal miteinander in den Kramladen, wissen Sie das noch? Ich ging immer langsamer, damit Sie mich einholen könnten.“

„Ja, das war nett von Ihnen. Und jetzt will ich Ihnen zur Belohnung auch eine Freude machen.“



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich stehe auf, gehe zu dem jungen Mann hinüber und frage ihn, ob er nicht an unserm Tisch ein Glas mit uns trinken wolle. Er nimmt an, und Fräulein Elisabeth wird dunkelrot, als er herankommt. Dann ziehe ich die beiden jungen Leute in ein lebhaftes Gespräch, und dann fällt mir plötzlich ein, daß ich noch eine Besorgung zu machen hätte und sie jetzt verlassen müßte . . .

„So leid es mir tut, meine Herrschaften . . . Sie, Fräulein Elisabeth, haben mich ganz und gar bezaubert, aber ich sehe, daß ich Sie doch nicht bekomme . . . Es ist mir übrigens ein Rätsel . . ."

34

Ich wandre die Rathausgasse hinunter und bleibe eine Weile bei den Droschkenkutschern stehen, während ich die Eingangstüre des Viktoriahotels beobachte. Aber richtig: sie ist ja heute abend bei ihren Verwandten. Dann gehe ich wie von ungefähr ins Hotel hinein und unterhalte mich mit dem Portier.

„Doch, die gnädige Frau ist daheim. Zimmer Nummer zwölf, im zweiten Stock."

„Die gnädige Frau ist also heute abend nicht bei ihren Verwandten?"

„Nein."

„Reist sie bald ab?"

„Sie hat noch nichts davon gesagt."

Ich gehe wieder hinaus, und die Kutscher schlagen mit einem „Bitte!" das Spritzleder zurück. Nachdem ich mich für einen Wagen entschieden habe, steige ich ein.

„Wohin?"

„Wir bleiben hier. Ich bezahle nach der Stunde."

Die Kutscher treten zusammen und flüstern miteinander; der eine meint dies, der andere das.

„Er muß auf das Hotel aufpassen, seine Frau ist wohl drinnen bei einem Handlungsreisenden."

Ja. Ich passe auf das Hotel auf. In einigen Zimmern ist Licht; und

Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

plötzlich steigt der Gedanke in mir auf, daß sie oben an einem der Fenster stehen und mich sehen könnte.

„Warten Sie ein bißchen," sage ich zu dem Kutscher, und trete wieder ins Hotel.

„Wo liegt Nummer zwölf?"

„Im zweiten Stock."

„Und gehen die Fenster auf die Rathausgasse heraus?"

„Ja."

„Dann war es doch meine Schwester, die mir eben gewinkt hat," sage ich und lüge den Portier an, um an ihm vorbeizukommen.

Ich gehe die Treppe hinauf, und um mir keine Gelegenheit zum Umkehren zu lassen, klopfe ich sofort an, nachdem ich die Nummer gefunden habe. Keine Antwort. Ich klopfe noch einmal.

„Ist es das Dienstmädchen?" klingt es von innen heraus.

Ich konnte nicht Ja sagen, meine Stimme hätte mich verraten. Ich ergreife die Klinke, die Tür ist verschlossen. Sie hatte wohl gefürchtet, ich würde kommen; vielleicht hatte sie mich auch unten gesehen.

„Nein, es ist nicht das Mädchen," sage ich, und ich höre, wie bebend die Worte herauskommen.

Dann warte und horche ich lange; ich höre, daß sich jemand drinnen bewegt, aber es wird nicht geöffnet. Dann ertönen aus einem der Zimmer zwei kurze Schläge, die dem Portier gelten.

„Das ist sie," denke ich. „Sie ruft nach dem Mädchen, sie ist unruhig." Ich entferne mich von ihrer Tür, um sie in keine unangenehme Lage zu bringen, und als das Mädchen kommt, gehe ich diesem entgegen, als wenn ich im Begriff wäre, hinunterzugehen. Dann höre ich das Mädchen sagen:

„Ja, es ist das Mädchen."

Und ich höre, daß die Tür geöffnet wird.

„Nein," sagt das Mädchen, „nur ein Herr ging eben die Treppe hinunter."

Dann wollte ich mir ein Zimmer im Hotel nehmen; aber das paßte mir doch nicht: sie war keine Frau, die für einen Handlungsreisenden bestellt wurde. Als ich wieder zum Portier hinunterkam, sagte ich im Vorbeigehen nur, die gnädige Frau habe sich wohl niedergelegt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann gehe ich hinaus und setze mich wieder in den Wagen. Die Zeit vergeht, die Stunde vergeht, der Kutscher fragt mich, ob mich nicht fröre? Doch, ein wenig. Ob ich jemand erwarte? Ja ... Er gibt mir seine wollene Decke vom Bock herunter, und da er so freundlich ist, gebe ich ihm ein Trinkgeld.

Die Zeit vergeht, Stunde um Stunde vergeht. Die Kutscher genieren sich nicht mehr, der eine sagt zum andern, daß bei diesem Warten das Pferd erfrieren werde.

„Nun, es nützt wohl auch nichts." Ich bezahle den Wagen, gehe nach Hause und schreibe folgenden Brief:

„Ich durfte Ihnen nicht schreiben, darf ich Sie dann nicht wenigstens wiedersehen? Ich werde morgen nachmittag um fünf Uhr im Hotel anfragen."

Sollte ich eine frühere Zeit festsetzen? Aber das Vormittagslicht ist so hell: wenn ich gerührt werde und mir die Lippen zucken, nehme ich mich gewiß schrecklich aus.

Ich brachte den Brief selbst ins Hotel Viktoria und ging wieder heim.

Eine lange Nacht, und ach, wie lang die einzelnen Stunden! Jetzt, wo ich schlafen wollte, um mich zu stärken und morgen frisch zu sein, konnte ich es nicht.

Der Tag graute, da stand ich auf. Nach einer langen Wanderung durch die Straßen wanke ich nach Hause, lege mich wieder aufs Ohr und schlafe ein.

Die Stunden vergehen. Als ich erwache und zu mir gekommen bin, eile ich angstvoll sofort ans Telephon und frage an, ob Frau Falkenberg abgereist sei.

„Nein, sie ist nicht abgereist."

Gottlob, dann wollte sie also nicht vor mir fliehen, denn jetzt müßte sie meinen Brief schon lange in Händen haben. Nein, ich wäre gestern nur zu einer ungünstigen Zeit gekommen, das wäre alles.

Ich esse und lege mich wieder schlafen. Als ich erwache, ist es über Mittag; ich eile wieder ans Telephon und klingle.

„Nein. Frau Falkenberg ist nicht abgereist. Aber sie hat gepackt. Augenblicklich ist sie ausgegangen."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich mache mich fertig, eile sogleich in die Rathausgasse und stehe auf der Lauer. In der nächsten halben Stunde gehen verschiedene Leute ins Hotel hinein oder kommen heraus; aber sie war nicht darunter. Jetzt ist es fünf, und ich gehe zum Portier hinein.

„Frau Falkenberg ist abgereist."

„Abgereist?"

„Haben Sie telephoniert? Sie kam in demselben Augenblick hier vorbei, um Hut und Mantel zu holen. Aber ich habe einen Brief für Sie."

Ich nehme den Brief, und ohne ihn zu öffnen, frage ich, wann der Zug gehe.

„Der Zug ist um vier Uhr fünfundvierzig abgegangen," sagt der Portier und zeigt auf die Uhr. „Jetzt ist es fünf."

Mit dem Warten draußen hatte ich eine halbe Stunde vertrödelt!

Ich sinke auf eine Treppenstufe und starre geradeaus. Der Portier schwatzt weiter. Er merkt gewiß deutlich, daß die Dame nicht meine Schwester war.

„Ich sagte der gnädigen Frau, daß eben ein Herr antelephoniert hätte. Aber sie erwiderte nur, sie hätte keine Zeit, und ich solle Ihnen diesen Brief übergeben."

„War eine andere Dame bei ihr, als sie abreiste?"

„Nein."

Ich stehe auf und verlasse das Hotel. Auf der Straße angekommen, öffne ich den Brief und lese:

„Sie dürfen mich nicht mehr verfolgen —"

Ganz stumpfsinnig stecke ich ihn in die Tasche. Der Inhalt überraschte mich nicht, er machte keinen neuen Eindruck auf mich. Echt weibliche, hastige Worte, auf die erste Eingebung hingeschrieben, mit Unterstreichungen und Gedankenstrichen . . .

Dann gehe ich, ohne zu überlegen, zu Fräulein Elisabeth und klingle dort an der Tür; diese letzte Hoffnung hatte ich noch.

Ich drücke auf den elektrischen Knopf, die Klingel drinnen beginnt zu surren — ich aber stehe draußen und lausche wie auf einen Sturm aus der Wüste.

„Fräulein Elisabeth ist vor einer Stunde abgereist."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darauf trinke ich noch mehr Wein und dann trinke ich Whisky. Und dann Mengen von Whisky, und es wird wieder eine einundzwanzigtägige Sauferei, während der sich ein Vorhang vor mein irdisches Bewußtsein herabsenkt. In diesem Zustande kommt mir eines Tages der Gedanke, in ein Häuschen auf dem Lande einen Spiegel in einem lustigen vergoldeten Rahmen zu schicken. Er ist für ein kleines Mädchen namens Olga bestimmt, das ganz genau ebenso nett und ergötzlich ist wie ein Kälbchen.

Ja, denn ich habe noch immer meine Neurasthenie.

In meinem Zimmer liegt die Maschine. Ich kann sie nicht mehr aufstellen, denn der größere Teil des Holzwerks ist in einem Pfarrhaus auf dem Lande zurückgeblieben. Aber das ist einerlei; meine Liebe für die Maschine ist abgestumpft. Meine Herren Neurastheniker, wir sind jämmerliche Menschen, und zu Tieren taugen wir auch nicht.

Dann wird es mir eines Tages zu langweilig sein, noch länger bewußtlos zu bleiben, und ich ziehe abermals fort auf eine Insel.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Arbeitslosigkeit in England

## Von Otto Corbach

Es wird heute über großes und tiefes Arbeitslosenelend in allen Ländern geklagt, deren Industrien mehr oder weniger stark für den Weltmarkt mitarbeiten, selbst in der nordamerikanischen Union, in deren weitem Raume sich noch vor wenigen Jahren die zahlreichsten Scharen der unaufhörlich auswandernden Europamüden unmerklich verloren, und sogar in Rußland, dessen Bevölkerung noch zu achtzig Prozent für die Landwirtschaft tätig ist. Gerade kommt mir ein petersburger Blatt in die Hände, das eine längere Abhandlung über die Arbeitslosenfrage bringt. Die Ausführungen unterscheiden sich, obgleich ganz auf russische Verhältnisse zugeschnitten, in ihrem Wesen durchaus nicht von den Betrachtungen, die auch englische Zeitungen fortwährend über Arbeitslosigkeit anstellen. Auch das russische Blatt spricht von einer „magischen Anziehungskraft der Städte auf das Landvolk", von der entsittlichenden Wirkung des Stadtlebens auf Zuwandernde vom Lande, von Arbeitermangel auf dem Lande und Arbeiterüberfluß in den Städten, von der Unmöglichkeit für die Stadtgemeinden, dem „höchst unproduktiven und gleichzeitig gefährlichen Element der Arbeitslosen" ein menschenwürdiges Dasein zu bieten. Schon diese flüchtige Beobachtung lehrt, daß die Arbeitslosigkeit in den Ländern unserer Kulturzone auf gemeinsame wirtschaftliche oder politische Gründe zurückgeführt werden muß, weil die Untersuchung überall dasselbe Krankheitsbild ergibt. Ursachen und Wirkungen des übels und die Mittel, durch die es bekämpft werden kann, lassen sich aber am besten aus englischen Verhältnissen erkennen oder ableiten. Im Guten wie im Schlimmen ist England in der politischen und wirtschaftlichen Entwickelung den Ländern des europäischen Festlandes voraus; seine Zustände galten als vorbildlich für das übrige Europa, sobald sich günstige Wirkungen dieser Entwickelung



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeigten; umsomehr sollte man sich hüten, die Augen vor den verderblichen Wirkungen zu verschließen, die neuerdings hervortreten.

In Armut, Arbeitslosigkeit und Auswanderung gliedert sich die Not, die durch eine immer raschere Abnahme der Arbeitsgelegenheiten in Großbritannien entsteht. Es gibt in England achthundert- bis neunhunderttausend öffentlich unterstützte Arme; daneben über sechshunderttausend dauernd Arbeitslose, die aus der Industrie für immer hinausgeworfen sind. Viele Hunderttausende sind als Heimarbeiter beschäftigt, die nur mit Hilfe privater Wohltätigkeit kümmerlich ihr Leben fristen, und unabsehbar ist die Zahl der ungelernten Arbeiter, die täglich zu Tausenden an den Toren der Docks stehen, um fünfzig Pfennige zu verdienen. Sechsundvierzig Menschen starben im vorigen Jahre nach gerichtlichen Feststellungen in den londoner Straßen am Hungertode. Fast siebzig Millionen Mark werden jährlich in London zur Ausführung des Armengesetzes aufgewendet, und der Verwaltungskörper hierfür kostet jedes Jahr allein siebzehn Millionen zweihunderttausend Mark. Die Löhne sinken ständig. Eine Million englische Arbeiter verdienten Ende 1908 zweihundertachtzig Millionen Mark weniger als zu Anfang desselben Jahres. Unheimlich beschleunigt sich das Tempo der Arbeitslosigkeit. Von sechshunderttausend Mitgliedern der Trades Unions waren arbeitslos 1898 . . . 2,8; 1903 . . . 4,7; 1908 . . . 7,8 Prozent. Eine starke Auswanderung konnte hieran nichts ändern. Im Jahre 1907 wanderten dreißigtausend Menschen aus dem Vereinigten Königreich aus, siebenmal mehr als aus Deutschland; unter Berücksichtigung des Bevölkerungsunterschiedes war das Verhältnis wie zwölf zu eins. Beachtenswert ist auch der Umstand, daß in Deutschland in den letzten sechs Jahren die Sparkasseneinlagen eine achtmal größere Summe ergaben als in Großbritannien.

Aus diesen Tatsachen scheint uns wieder mit kalten grauen Augen der alte Malthusianismus anzustarren, den wir durch den glänzenden Aufschwung der Gewerbe während der letzten Jahrzehnte für immer verscheucht wähnten. So rasch sich auch im neunzehnten Jahrhundert in fast allen europäischen Ländern die Bevölkerung vermehrte, — rascher noch vermehrte sich in der Regel der allgemeine Wohlstand und der Reichtum in den höheren Schichten. Das glaubten wir der gleichzeitigen gewaltigen Steigerung der gesellschaftlichen Produktivkräfte zu verdanken, und immer neue technische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kraftsparende Erfindungen ließen uns Wunderdinge von einer Zeit erwarten, wo soziale Reformen zu einer gerechteren Verteilung der Güter geführt haben würden. Man bedachte dabei aber nicht, daß trotz allen technischen Fortschritten unsere Bedarfsdeckung im wesentlichen von der Ergiebigkeit des Bodens abhängig blieb, und daß die landwirtschaftliche Arbeit an der Steigerung der menschlichen Produktivkraft im Maschinenzeitalter nur wenig Anteil hatte. Tatsächlich wurde die vermehrte Nachfrage nach Bodenerzeugnissen infolge der starken Volksvermehrung nur dadurch gedeckt, daß immer neuer Boden unter den Pflug gebracht wurde. Nur weil mit den technischen Fortschritten eine gewaltige Ausdehnung der Transportmittel Hand in Hand ging, konnte die Nahrungsmittel- und Rohstoffzufuhr aus neu erschlossenen Gegenden mit der starken Volksvermehrung in alten Ländern Schritt halten. Die Dichtigkeit der Bevölkerung in europäischen Industriegegenden ist nur künstlich. Man lebt dort nicht mehr vorwiegend von den Erzeugnissen des Landes, dem man angehört, noch weniger von dem Boden, auf dem man wohnt. Die Fortschritte auf dem Gebiete des Transports ermöglichten es, Arbeit in Gestalt von Fabrikaten aus- und dafür Boden in Gestalt von Nahrungsmitteln und Rohstoffen einzuführen. Würde man ermitteln, wie groß durchschnittlich die Fläche ist, auf der das gedeiht, was ein moderner Kulturmensch in Nahrung, Kleidung und Wohnung an Bodenerzeugnissen verbraucht, so müßte sich unbedingt herausstellen, daß der Raumbedarf des einzelnen im Maschinenzeitalter nicht nur nicht kleiner, sondern vielmehr noch bedeutend größer geworden ist. Im Jahre 1800 lebten in den europäischen Ländern Frankreich, Italien, Großbritannien, Österreich-Ungarn, Deutschland, Rußland und in den Vereinigten Staaten von Amerika einhundertdreiundfünfzig Millionen Menschen; im Jahr 1900 dagegen dreihundertachtundneunzig Millionen. Das ist eine gewaltige Zunahme. Aber die Fläche bebauten Bodens wurde ohne Zweifel noch viel rascher erweitert, mag sich das im ganzen auch nicht zahlenmäßig feststellen lassen. Das Farmland der Vereinigten Staaten dehnte sich in den dreißig Jahren von 1850 bis 1880 allein um 242,5 Millionen Acres gleich 98 Millionen Hektar oder um eine Fläche aus, die beinahe doppelt so groß ist wie das gesamte land- und forstwirtschaftlich benutzte Areal des Deutschen Reiches (fünfzig Millionen Hektar). Die Weizenernte der Union stieg von 100,5 Millionen Bushels



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Jahre 1850 auf 459,5 Millionen im Jahre 1880. Und nun bedenke man, daß in den letzten Jahrzehnten auch in Argentinien, Kanada, Australien, ferner auch im europäischen und vor allem im asiatischen Rußland ausgedehnte Flächen jungfräulichen Bodens für die Weltwirtschaft erschlossen wurden.

Fast alles kann der Fabrikarbeiter im Notfall entbehren, was seine Hände in den Fabriken herstellen; aber irgendwo wachsen die Stoffe, von denen er sich ernährt, irgendwo weiden Schafe oder gedeihen Malvenarten, die ihm Wolle für die Kleidung liefern, irgendwo wächst Holz und lagern Materialien für den Bau seiner Wohnung, irgendwo müssen die Erze, aus denen seine notwendigsten Handwerkszeuge gefertigt werden, der Tiefe der Erde abgerungen werden; und all der Boden, dem diese Stoffe entnommen oder abgewonnen sind, ist Eigentum von Personen, die dadurch über die Macht verfügen, die Bedingungen zu diktieren, unter denen man durch Industriearbeit seinen notwendigsten Bedarf decken kann. Dieses weltwirtschaftliche Machtmonopol der Bodenbesitzer blieb so lange stark eingeschränkt, fast aufgehoben, wie die blindeste Spekulationswut mit der Erschließung immer neuer jungfräulicher Böden nicht Schritt halten konnte. Noch vor wenigen Jahren war es für den amerikanischen Industriearbeiter jederzeit möglich, den Weg zu einer selbständigen Existenz als freier Farmer zu betreten, weil noch genug unbesiedeltes Land zur Verfügung stand. Die Industrie konnte in allen Niedergangs- und Depressionsperioden, wie auch Sombart in seinem Buch über „Sozialismus und soziale Bewegung" hervorhebt, die „industrielle Reservearmee" nach dem Westen abschieben, wo sie von dem riesigen Lande mit Leichtigkeit versorgt wurde. Weil das bei der letzten großen Krise nicht mehr möglich war, strömten auch in den Vereinigten Staaten große Massen von Arbeitslosen in den großen Städten zusammen, was den Anstoß zu jener massenhaften Rückwanderung gab, über die man sich in der alten Welt nicht genug wundern konnte. Die Erschließung neuen Bodens ist jedoch ins Stocken geraten, nicht weil es damit schon zur Neige gegangen wäre, sondern weil die Spekulation dem Anbau überall vorauseilte, alles gute Land in feste Hände brachte und seinen Preis hinauftrieb. „Der Zeitgenosse des zwanzigsten Jahrhunderts," schrieb kürzlich eine brasilianische Zeitung in Hinsicht auf die Ansiedlungsverhältnisse in ganz Amerika, „muß sich damit abfinden, daß nach Güte und Lage ausgezeichnetes und dabei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

billiges und leicht zu bearbeitendes Siedlungsland schon von den früheren Generationen in Besitz genommen wurde."

Die Zunahme der Arbeitslosigkeit in Industriegegenden ist eine Folge der Abnahme an Möglichkeiten, die landwirtschaftliche Anbaufläche auszudehnen. Industrie und Landwirtschaft entwickelten sich in entgegengesetzten Richtungen. In der Industrie wurde ein größeres Ergebnis erzielt durch Vervielfältigung der menschlichen Arbeitskraft mittels Maschinen; in der Landwirtschaft hauptsächlich und im ganzen genommen durch Raubbau auf Kosten neuen jungfräulichen Bodens. Die Bedürfnisse der Industrie erheischten möglichst starke Ansammlungen von Arbeitskräften in Städten, die Bedürfnisse der Landwirtschaft eine Verteilung der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte über möglichst große Flächen. So ist es gekommen, daß die europäischen landwirtschaftlichen Gebiete die überwältigende Mehrheit der Ansiedler für Amerika und andere junge überseeische Länder gestellt haben. Die Herren der weltwirtschaftlichen Lage sind die Bodenbesitzer geblieben, nur daß europäische Bodenbesitzer einen großen Teil ihrer Macht an überseeische Konkurrenten verloren haben. Ein großer Teil der Industrie, wenn nicht der größte, ist überseeischen Landbesitzern tributpflichtig (Dingleytarif!), die jene Betriebe ins Stocken bringen können, wenn es ihnen gefällt, unbenutzten Boden der nach mehr Land — will sagen nach der Voraussetzung neuer Erwerbsmöglichkeiten — „hungernden" übrigen Menschheit durch hohe Preise beliebig lange vorzuenthalten.

Das Ergebnis dieser Untersuchung liefert den Schlüssel zu der Lage der Arbeitslosen in England. England hat sich mit Bewußtsein ausschließlich auf die Grundlage der Industrie gestellt. Die englische Industrie führte für ihre immer mehr anschwellende Ausfuhr immer mehr auswärtige Landwirtschaftserzeugnisse ein und drückte die heimische Landwirtschaft immer tiefer herab. Das Ackerland in Großbritannien umfaßt nur noch zehn Millionen Acres; dreißig Millionen Acres sind Weideland geworden. Landeigentum ist ein Luxusgegenstand. Ein englischer Landbesitzer, dem mitgeteilt wurde, daß ein Gut, für das er über hunderttausend Pfund Sterling aufgewendet hatte, sich nur mit dreiviertel Prozent verzinse, antwortete gleichgültig: „Das macht mir garnichts aus, ich denke mehr an die Gesundheit und das Vergnügen, die mir mein Gut verschafft." Es läßt sich begreifen, wie wenig



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solche Grundsätze die englische Landwirtschaft geeignet machen, einen mächtigen überseeischen Wettbewerb auszuhalten.

Solange durch die von den liberalen Oberhäuptern der europäischen Industrien geförderte Wanderbewegung den Landbesitzern hüben und drüben des Ozeans stets von neuem dadurch ein Schnippchen geschlagen werden konnte, daß man die dem ökonomischen Druck der Großgüterdistrikte der alten Welt entfliehenden Landarbeiter immer mehr herrenloses Land für die Weltwirtschaft erschließen ließ, — solange schien es, als hätten sich der städtischen Gewerbetätigkeit auf dem Weltmarkt unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet. Nun ist der jungfräuliche Boden, den die dem Anbau vorauseilende Spekulation noch nicht mit Beschlag belegt hat, knapp geworden, und sofort macht sich der Druck des Machtmonopols der Bodenbesitzer bemerkbar. Von allen Ländern, die im Welthandel eine führende Rolle spielen, mußte England am schwersten von dem weltwirtschaftlichen Niedergang, der mit der amerikanischen Finanzkrisis im Herbst 1907 einsetzte, in Mitleidenschaft gezogen werden, weil es am meisten auf eine Zufuhr fremder Nahrungsmittel und Rohstoffe angewiesen ist. Auf die gewaltige Summe von zweitausendzweihundertachtzig Millionen Mark beziffert sich nach amtlicher Statistik der Rückgang, den der gesamte englische Außenhandel im Jahre 1908, verglichen mit dem Vorjahre, erlitten hat. Es betrug nämlich

| | die Einfuhr | die Ausfuhr |
|---|---|---|
| 1907 . . | 12 918 Millionen Mark | 10 364 Millionen Mark |
| 1908 . . | 11 863 „ „ | 9 138 „ „ |

Das bedeutet in der Ausfuhr einen Rückgang von vierzehn vom Hundert, bei einem Lande, dessen Industrietätigkeit zum größten Teil vom Weltmarkte abhängig ist.

In der gewaltigen Steigerung des englischen Arbeitslosenelends während der letzten Jahre sieht man die Wirkung dieses Rückganges. Was geschieht nun, das Übel zu bekämpfen? Die Regierung steht dem Problem fast ohnmächtig gegenüber. Ihr Kampf gegen die Arbeitslosennot ist ein Kampf gegen Windmühlen, weil die Leute, die jene Not verursachen, garnicht in England sitzen. Der Unemployed Workmen Act vom Jahre 1905 brachte die Distress Comitees hervor, die vom Local Governement Board mit dem Minister Burns an der Spitze verwaltet werden. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

öffentliche Meinung in England ist mit dem Ergebnis dieser Einrichtung ganz und garnicht zufrieden, und drastisch klingt ein Urteil, das auf dem letzten Kongreß der Trades-Unions gefällt wurde: „The Unemployed Workmen Act of 1905 has utterly failed to touch even the fringe of the unemployed question." Die Maßnahmen, die die liberale Regierung traf, den Arbeitslosen über den Winter zu helfen, waren völlig unzulänglich. Und doch erfordern sie einen Aufwand von nicht weniger als vierzig Millionen Mark. Demnächst plant das liberale Kabinett eine Vorlage, in der unter Zusicherung von Staatszuschuß die Trades Unions aufgefordert werden sollen, auf breiterer Grundlage die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit und Invalidität zu organisieren, ferner eine Aufforstungsvorlage zu dem Zweck, den Arbeitslosen Arbeit zu geben, die Einrichtung von Lohnämtern, die der Ausbeutung durch das „Schwitzsystem" Einhalt zu tun bestimmt sind, einen Entwurf über die Einschränkung der Arbeitszeit in offenen Geschäften und eine Vorlage wegen Einrichtung eines Netzes von Arbeitsbörsen. Vielleicht haben sich die Liberalen ihr soziales Programm für die begonnene Tagung des Unterhauses nur deshalb so weit gesteckt, weil sie wissen, daß ihre Vorschläge an dem Widerstande des Oberhauses großenteils scheitern müssen; denn wo wollten sie die Mittel hernehmen, sie alle durchzuführen? Vier bis sechshundert Millionen Mark müssen sowieso schon durch neue Steuern aufgebracht werden, um das durch den wirtschaftlichen Rückgang und die bisherige soziale Gesetzgebung entstandene Defizit zu decken. Zwei Milliarden Mark werden in England schätzungsweise monatlich für Löhne ausgegeben. Schon ein Ausfall von zehn vom Hundert ergibt einen Betrag, den die Regierung nicht im entferntesten durch Steuern decken könnte. Ein Rückgang von zwanzig vom Hundert würde einen Fehlbetrag von viertausendachthundert Millionen Mark im Jahre ergeben. Wie könnte eine Regierung so vermessen sein, solche Summen durch Steuern auftreiben zu wollen, um dem Arbeitslosenelend abzuhelfen, wo doch jede neue Steuer den privaten Unternehmungsgeist lähmend beeinflußt, also zur Quelle neuer Beschäftigungslosigkeit wird?

Am besten lassen sich noch die auf innere Kolonisation gerichteten Vorschläge hören. Franz Oppenheimer ist der Ansicht, daß sein an Kapitalmangel gescheiterter Versuch, eine landwirtschaftliche Arbeiterproduktiv-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genossenschaft zu gründen, das nächstemal in entscheidender Weise in England wiederholt werden wird, da dieses dafür prädestiniert erscheine, und da nirgends in der Welt die genossenschaftliche Gesamtorganisation so weit vorgeschritten und der landwirtschaftliche Großbetrieb so weit desorganisiert und entwertet sei wie dort. Oppenheimer unterschätzt die politischen Widerstände. Der Weg zu einem solchen Versuche, zu dem sich, wie das Fiasko des Oppenheimerschen Unternehmens lehrt, private Mittel in genügendem Umfange nicht auftreiben lassen, würde in England gewissermaßen nur über die Leichen der Lords des Oberhauses führen können, und auch dann würde nichts Großzügiges zu erreichen sein.

Ein mit der Weltwirtschaft so innig verstrickter Wirtschaftsorganismus wie der englische läßt sich nicht so ohne weiteres als ein Mikrokosmos loslösen und auf sich selbst stellen. Die englische Arbeiteraristokratie wird immer noch für den Weltmarkt unter günstigeren Bedingungen arbeiten können, als wie sie selbst genossenschaftlich organisierte landwirtschaftliche Betriebe bieten könnten; mit dem Menschenmaterial aber, aus dem sich die Arbeitslosenheere zusammensetzen, läßt sich in der Landwirtschaft nichts anfangen. Unter den bestehenden Verhältnissen wanken die arbeitslosen Industrieproletarier auch lieber am Rande des Hungertodes günstigeren Konjunkturen der Zukunft entgegen, als daß sie in das Joch der heimischen land lords zurückkehrten, die noch zu sehr in traditionellen Vorurteilen befangen sind, um sich zu den freieren Grundsätzen amerikanischer Bodenherren bekennen zu können. Die Menschheit muß sich vorwärts bewegen, auch wenn es zeitweise durch eine Wüste geht. Der Exportindustrialismus wird sich auf seiner bisherigen Grundlage weiterentwickeln, bis die letzten Möglichkeiten für eine Ausdehnung überseeischer Ansiedlungen unter den bestehenden Besitzverhältnissen erschöpft sind, mag dabei in der alten Welt die Kraft der heute vorherrschenden Völker durch Raubbau auch zerrüttet werden. Erst dann kann sich genügender Zorn ansammeln, die Ringe, die die Bodenherren um die weltwirtschaftlichen Organisationen schmiedeten, zu sprengen und zu einer planmäßigen Verstärkung der Bodenbestellungsintensität überzugehen. Bis dahin wird auch in England alle gesellschaftliche Fürsorge für das Arbeitslosenelend nur einen Tropfen auf einen heißen Stein bedeuten können.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Eine Geburtstagsrede / Von Willy Speyer

Ich träumte vor einigen Nächten, ich sei Bismarck begegnet. Er fuhr in einem Schlitten über einen großen zugefrorenen See von gletschergrüner Farbe. Der Rand seines Hutes bewegte sich im blasenden Winde, und seine bekleideten Hände waren über dem Stock gekreuzt. Ich grüßte ihn tief und mit schmerzlichem Munde. Als ich es wagte, die niedergeschlagenen Augen emporzuheben, sah ich ihn ernst und ein wenig zerstreut danken. Darauf kehrte ich mich um und lief über die grüne Fläche des Sees — hemmungslos, die Füße vom Traum wie beflügelt und ganz erfüllt von einer Seligkeit ohnegleichen.

Vielleicht ist es einem jeden von Ihnen schon begegnet, daß er im Traume seinen Helden grüßen durfte. Mit einem Male erblickt er den, dessen Leib unwiederbringlich verloren war, steht an seiner Seite, redet mit ihm und erfaßt seine Hand. Vielleicht, daß er ihn zu Anfang nicht erkennt, daß er getrübten Auges mit ihm geht, wie die Männer einst taten, die unter feurigen Reden mit dem Herrn nach Emmaus gingen, und vielleicht, daß er spricht wie sie: „Brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege?“ Denn welche Seligkeit wäre brennender als die, seinem Helden zu begegnen?

Bedenken Sie: es vergingen etliche Jahre und wieder etliche, und schon erhebt sich vor Ihnen eine Generation, die Bismarck nicht mehr gekannt hat.

Und diese Generation ist auf einige Ihrer Erlebnisse eifersüchtig. Sie sind am Morgen durch den Tiergarten zu Ihren Geschäften gegangen, und Sie trafen irgendwo, an der Rousseauinsel oder bei der Löwenbrücke, Bismarck. Er stand plötzlich vor Ihnen, Sie traten zur Seite, grüßten ihn, wie man gewohnt ist Souveräne zu grüßen, und wurden mit einer zuvorkommenden Bewegung seines Armes bedankt. Sie sahen am Nachmittag unter den Linden einen Wagen, der in die Wilhelmstraße einbog, einen ganz bestimmten Wagen, den Sie alle kannten, ja, den Sie alle liebten, und Sie wandten sich, das Haupt entblößend, zum Rande des Bürgersteiges, denn Sie wußten, daß Bismarck an Ihnen vorbeigefahren war, der eiserne Kanzler, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wächter des Reiches, der Roland, der getreue Eckhart — o, Sie hatten viele Namen für ihn!

In der Tat, welch ein Gefühl war in Ihnen, welch eine Atmosphäre hat Sie umhüllt, welch ein Zauber lag in diesen kleinen Erlebnissen Ihrer vergangenen Tage!

Sie saßen in irgend einer Ihrer alten berliner Weinstuben, deren Kellner, gereifte und ehrbare Herren, Ihnen mit Würde und nicht allzu großer Geschicklichkeit aufwarteten, deren Wände mit den Bildern des kaiserlichen Herren und des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl und des Reichskanzlers geschmückt waren, Sie aßen diese guten Braten mit den schweren Saucen und tranken dazu die alten Rotweine — ich weiß, es waren Rotweine ganz anderer Art als unsere heutigen —, und Sie redeten von Bismarck.

Sie wußten, daß der Fürst, zu dieser Stunde vielleicht, an seinem ungeheuer großen Schreibtisch saß, in einem Gemach, dessen Schränke gefüllt und dessen Tische bedeckt waren mit Gesetzesentwürfen für eine ganze Nation, mit gedankenvollen Plänen, die den Erdkreis umspannten, mit Schriftstücken von Souveränen und Ministern, mit Petitionen von Bürgern, mit Berichten von den äußersten Grenzen der Monarchie und ihrer Schutzgebiete und mit den Dokumenten der christlichen Kirchen des Abend- und des Morgenlandes. Sie wußten, daß er mit gefurchten Brauen diese Dokumente einer Welt in die Hand nahm, zeitweis einige Worte an den Rand und darunter mit großen deutschen Lettern seinen Namen oder den Anfangsbuchstaben seines Namens schrieb, daß er sich schiffrierte Depeschen vorlesen ließ, kurze und harte Bemerkungen dazwischenwerfend, verächtliche vielleicht oder verzweifelte über die Dummheit, über die fürchterliche Dummheit, — oder Sie wußten dies: daß er zu derselben Stunde ein parlamentarisches Herrendiner gab, wo er eine hinreißende Liebenswürdigkeit bewies, seiner Gegner spottete und ihnen zutrank, wo er, ungeheuer viel Heringe, Austern und Schinken durcheinander essend, einen Kreis um sich sammelte von solchen, die ihm mit einer nahezu schmerzhaften Aufmerksamkeit zuhörten — denn kein Metternich noch Gortschakow war begabt, so zu sprechen wie dieser oftmals stockende Mund —, Sie wußten dies alles, und dieses Wissen darum, diese Ihnen stets gegenwärtige Nähe gab Ihrer Sprache eine Ruhe, eine Sicherheit, ein Gefühl des Behütetseins, um das wir Sie beneiden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und wir? Wir verließen die Schule und waren dort belehrt worden, daß man neben die Namen Cäsar, Friedrich und Napoleon den Namen Bismarck zu setzen habe, diesen Namen, der unseren Ohren erschreckend klang wie Bergsturz oder wie der Eisgang eines Stromes. Wir lasen die Zeitungen und wurden gewahr, daß man von Bismarck mit Ehrerbietung und Sehnsucht sprach als von einem unersetzlichen Verlust. Wir zogen des Nachts mit brennenden Fackeln zu Felsblöcken, Türmen und Denkmälern, die wir ihm gebaut hatten, stießen das lebendige Feuer auf den Boden oder hoben es hoch zu ihm empor und schwuren seinem Werk die Treue, — wir liebten ihn, wie wir den großen Alexander liebten, den kühnen Cäsar oder den königlichen Friedrich, und dennoch fehlte uns jenes Etwas, jene Luft, die Sie dereinst mit ihm geteilt hatten. Wir wußten nichts von dem Zauber dieses Mannes; wie konnten wir es ahnen, daß er der liebenswerteste der Menschen war?

Sie sind erstaunt? Sie finden dieses Epitheton kühn? Sie fürchten gar, meine Sprache möchte die übliche des Festredners sein, der da lobt, bis sein Mund schäumt und sich die Worte gegenseitig wie böse Tiere auffressen? ‚Der liebenswerteste der Menschen?' so fragen Sie mit bedenklichen Zügen. ‚Sagte nicht Bismarck einmal: „Ich habe diese ganze Nacht gehaßt." Hatte nicht selbst sein König, Friedrich Wilhelm der Vierte, von ihm bemerkt: „Rother Reaktionär, riecht nach Blut . . ."'

Aber es bedarf ja nicht meiner Rede, um Sie von Bismarcks Liebenswürdigkeit zu überzeugen. Wir haben Zeugnis von seiner Hand. Sie fühlen es wohl, ich spreche nicht von dem ungeheueren Werk, daß er seinem Volk hinterließ, ich spreche nicht von seinen Memoiren. Schon weiß ich auf Ihren Zügen ein Lächeln, es ist das Lächeln der Erinnerung an ein Buch, das Sie lasen, das Geschenk eines großdenkenden Erben — warum nenne ich es ein Buch? —, es ist das unvergängliche Dokument von der Liebenswürdigkeit des Helden, es ist ein Leben, schlicht und keusch sich gebend, eingefangen in einige hundert Seiten, Sie kennen es alle: es sind Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin.

Und gleich erfreut Sie bei der bloßen Erwähnung dieses Buches alles das, wodurch es ausgezeichnet ist: die spröde Anmut und die Zärtlichkeit, die oft wie die Zärtlichkeit eines schmeichelnden Kindes ist, die garnicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fließende, aber zwingende Diktion, die souveräne Klugheit und der Witz, nein, der Esprit eines Mannes, der erst eigentlich innerhalb seiner Familie lebt und der mit den Seinen für gewisse Gegenstände und Begebenheiten des Tages besondere Namen geprägt hat, die kein Außenstehender recht zu begreifen vermag, — man spürt hier eine Luft wie die der „Buddenbrooks" — und es erfreut Sie Bismarcks Höflichkeit, seine tiefe, ehrenhafte Höflichkeit.

Da ist ein Brief aus Ofen, der mit diesen Worten schließt:

„Daher, mit einem Seitenblick auf eine riesenhafte Theekanne und einen verführerischen Teller mit Kaltem in Gelée, unter Andern Zunge, wie ich sehe, sage ich Dir gute Nacht aus weiter Ferne. Wo habe ich denn das Lied her was mir heut den ganzen Tag im Sinne liegt: over the blue mountain over the white sea-foam, come thou beloved one, come to thy lonely home! Ich weiß nicht, wer mir das einmal vorgesungen haben muß, in auld lang syne. Mögen Gottes Engel Euch behüten, heut wie bisher."

Und dann ist einer aus Peterhof, der von der Gemahlin Nikolaus' des Ersten handelt:

„Ich fuhr heute früh hierher, um von Ssudarina Mátuschka, Kaiserin Mutsch, Abschied zu nehmen, die morgen in See geht. Für mich hat sie in ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit wirklich etwas Mütterliches, und ich kann mich zu ihr ausreden, als hätte ich sie von Kind auf gekannt. Sie sprach heute lange und viel mit mir: auf einem Balkon mit Aussicht ins Grüne, strickend an einem weiß und roten wollenen Schawl mit langen hölzernen Stäben, lag sie schwarz angezogen in einer Chaiselongue, und ich hätte ihrer tiefen Stimme und ihrem ehrlichen Lachen und Schelten gern noch stundenlang zuhören mögen, so heimatlich war mirs."

Und dann einer aus Biarritz:

„Nach dem Essen spielte die Fürstin mir, am offnen Fenster über der See c-dur, as-dur, Winterreise und einigen Chopin, dann gingen wir, 2 Damen, 3 Herren und mehrere Hunde, auf die Leuchtthurmklippe, lagerten im Haidekraut und sahn Sterne, Wellen und Möven, letztre beiden hörten wir vielmehr, tief unten im Dunkel, nur mitunter blitzte eine Welle in Schaum und Seeleuchten zu uns hinauf, oder eine Möve streifte gackernd

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und kreischend dicht an uns her, vermuthlich durch das Leuchten der Zigarren intriguiert."

Und da ist aus der Konfliktszeit jener ergreifende Brief, zu dem Frau von Bismarck an ihren Sohn Herbert schrieb: „Bewahre ihn mir auf, mein Junge . . ."

„. . . danke Gott mit mir für alles, was er uns seitdem Gutes gethan hat, daß ich aus der Wüste des politischen Lebens im Geiste nach dem häuslichen Herde blicken kann, wie der Wandrer in böser Nacht das Licht der Herberge schimmern sieht. Gott erhalte es so bis zur Einkehr!"

Darf ich Sie noch an einiges aus diesen Briefen erinnern? Gemahnt Sie noch die Schilderung einer Leiterwagenfahrt im Galopp über die Pusta? Dem Wagen zur Bedeckung nachjagend eine Eskorte österreichischer Ulanen mit gespannten Karabinern in der Faust, und neben Bismarck auf dem Heu mit Pistolen ein liebenswürdiger, sonnenverbrannter Offizier? Da ist von berittenen halbnackten Hirten die Rede, von Tausenden weißbrauner Ochsen mit armlangen Hörnern, flüchtig wie Wild, von ausgedehnten Dörfern, die fünfundvierzigtausend Bauern bergen, mit niedrigen, gegen die Sonne geschlossenen Häusern und großen Viehhöfen, von schwarz maskierten Räubern aus dem Landadel und von Zigeunerliedern, die den tapferen Tod des Räubers besingen, „in Tönen, die an den Wind erinnern, wenn er im Schornstein lettische Lieder heult." Entsinnen Sie sich, wie er ein anderes Mal von Petersburg im Mai spricht, von seinen Ritten bei taghellen Nächten an der Newa, und wie er klagt, daß er in dieser meilenweiten Stadt, in der die Häuser keine Nummern tragen, den ganzen Tag über Visiten mit dem Wagen zu machen habe und doch nie zu Ende komme? Und gedenken Sie dann später seiner Briefe aus Varzin? Er weiß da unter anderm von einer jungen Dogge zu berichten, die sich von der Kette losgerissen habe, nun im Forst den Wolf spiele und die Rehkälber würge . . .?

* * *

Glauben Sie mir, wir Jüngeren, die wir Bismarck nicht gekannt, lasen dieses Buch von der Liebenswürdigkeit des Helden, und unser Neid war nur gewachsen, daß Sie mit lebendigem Geiste *ihm* begegnen, *ihn* grüßen und *seine* Nähe, die Atmosphäre *seines* Geistes spüren durften.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich weiß, auch unter Ihnen waren ſeine Gegner. Aber ich nenne den glücklich, der neben einem Helden geht, obſchon er ihn nicht kennt. Wird ihm nicht widerfahren, was einſt den Männern widerfahren iſt, die nach Emmaus zogen, — wird nicht der Zauber ſeines Weſens und die brennende Gewalt der Rede ihn zum Schluſſe in die Kniee zwingen, daß er ſpricht: „Bleib bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat ſich geneiget?" — Und glücklich nenne ich auch den, der ſeinen Helden nur im Traume grüßen darf.

# Caſtagno / Von Arthur Bonus

Mit einer Illuſtration

Um das Jahr 1400 hörte einer der Medici von einem Bauernjungen auf ſeinen Ländereien bei Caſtagno im Mugello, der alle flachen Gegenſtände, Steinplatten und was er erreichen könne, mit Figuren bemale. Der Junge hatte beim Viehhüten einſt vor plötzlichem Regen Unterkunft in einer Kapelle geſucht und dort einem Maler zugeſehen, der gerade bei der Arbeit war.

Der Medici ließ ihn kommen und gab ihn einem tüchtigen Meiſter in die Lehre.

Andrea del Caſtagno zeichnete ſich durch die Leidenſchaft aus, mit der er die künſtleriſchen Probleme ſeiner Zeit ergriff. Er erreichte eine Kraft des Ausdrucks, die in Erſtaunen ſetzte.

Als die Medici den Pazziaufſtand niedergeſchlagen hatten und die Flüchtigen wenigſtens im Bilde hingerichtet ſehen wollten, ſchien ihnen Caſtagno der Geeignete dazu. Er malte die Feinde an den Beinen aufgehängt und befriedigte durch die ſeltſamen Verkrümmungen, die er ihnen gab, die Wut und Senſationsluſt des Volkes gleichzeitig mit ſeiner künſtleriſchen Luſt an guten Verkürzungen und mit ſeinem beſonderen Temperament.

„Andreas von den Erhängten" wurde er ſeitdem genannt.

Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

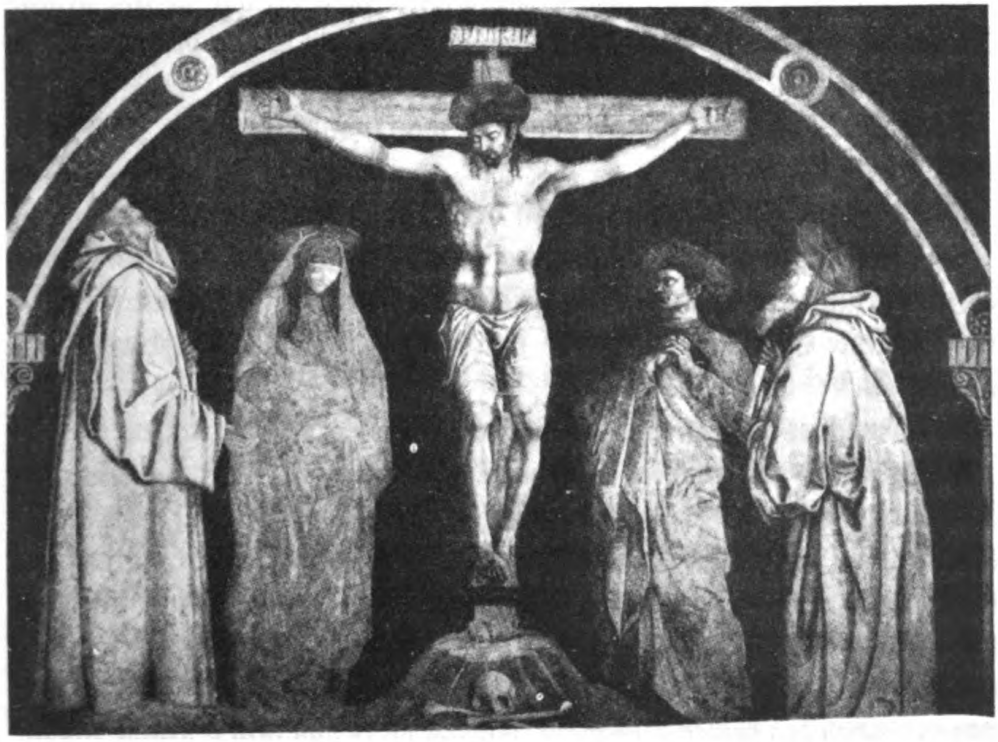
Er ſchloß ſich in enger Freundſchaft an den venetianiſchen Farbenkünſtler Domenico an.

Vaſari erzählt, er habe ihm das Geheimnis der Ölfarbe abgelernt und ihn dann erſchlagen. Man rief ihn als den nächſten Freund des Ermordeten von der Arbeit weg, über die er ſich geſtürzt hatte, zu dem Sterbenden. Er rannte mit allen Zeichen des Entſetzens herzu, nahm den Körper in ſeine Arme und ſchrie unaufhörlich: „Ach, Bruder! Bruder!“ bis auf dieſe Weiſe der Ermordete in den Armen ſeines Mörders ſtill wurde.

Niemand ahnte den Zuſammenhang. Erſt auf dem Sterbebett bekannte Caſtagno.

Hat die neuere Forſchung Recht, welche ſagt, daß Caſtagno vier Jahre früher als Domenico geſtorben ſei, ſo kann dieſe Geſchichte nicht wahr ſein, aber ſie zeigt, was für einen wütenden Geiſt man in dem Maler der Erhängten vermutete.

In den Uffizien in Florenz gibt es ein Bild von ihm, dem Kloſter entnommen, in dem er mit Domenico zuſammen arbeitete. Eine Kreuzigung.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf einem schwarzen Hintergrund fünf langgestreckte Gestalten, Maria, die mit einem vergrämten alten Gesicht herunter vor sich hinblickt, und Johannes, der aufwärts schaut, als glaube er noch an irgendwelche Möglichkeiten.

Das Kreuz mitten unter ihnen, nur wenig über sie erhöht.

Das eigentliche Ereignis des Bildes spielt doch nicht zwischen diesen beiden dem Gekreuzigten nächsten Personen, die vielmehr nur da zu sein scheinen, um die Mittelfigur zu betonen und zu entfalten, sondern zwischen den beiden weißkuttigen Alten am Rande des Bildes und dem Christus, der in der Mitte hängt.

Man kann sich schwer eine so unerträglich starke Spannung denken wie die, mit der die beiden auf den Mund des Christus sehen. Der Rechtsstehende hat sich vor Erwartung vornübergebeugt, und es ist zwischen den dreien wie eine große, über allen Schmerz der allzu Beteiligten hinwegtönende Diskussion.

Diese Alten sind unendlich viel älter, als sie aussehen. Sie sind viele Jahrhunderte alt, und sie stehen viele Jahrhunderte lang so, wie sie jetzt stehen. Sie warten auf die Antwort, die ihnen aus der letzten Härte der Erfahrung her werden soll.

Denn an Alter oder Jugend hängt es nicht, sondern an der Intensität des Lebens.

Darum wenden sie sich an den, an den sie sich wenden; denn sie glauben, daß er am stärksten gefühlt, am meisten geliebt, am ausschweifendsten gehofft hat, am tiefsten verzweifelt ist, vielleicht auch am schärfsten gehaßt hat. — Wie denn der letzte Ernst des Lebens sich ihm bis in die jungen Knochen hineingebohrt hat.

Was mag er gesehen haben? er belehre die Jahrhundertalten! — —

Während sie so sprachen, mit gesetzten tönenden Worten, wandte der Christus langsam den Kopf herum nach dem Sprecher zur Rechten. Er reckte ihn ihm weit entgegen und schaute mit einem verzerrten Antlitz dem vorgeneigten Alten in das seinige. Der Alte zuckte auch nicht um eine Linie zurück, er tauchte wie in gesteigerter Neugier seine Augen in das sich ihm entgegenneigende Gesicht. Es war wie ein unsichtbarer Strom des Zusammenhangs zwischen den beiden Gesichtern, und als ob es aus dem Strome klänge:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Dies? ist es dies?“ während das noch immer verzerrte Gesicht des Christus antwortete: „Dies ist es.“

Im nächsten Augenblick war alles verschwunden, und der Christus hatte das Haupt nach der Linken zurückgewandt. Nur war es, als sei von dem schnellen Ereignis etwas zurückgeblieben und läge neben dem andern, dem Starken, dem Heftigen, dem Feuer, das nun ausgebrannt war.

Wieder sahen die beiden Alten voller Spannung auf das Antlitz, und wieder sprach es wie vorher, daß es aus sei, zu Ende, vollbracht.

Aber es schien jetzt natürlich und nicht verwunderlich, daß der Ausdruck der Geduld und Ergebenheit, der an den hunderttausend Christusbildern so langweilt, hier wie eine wirkliche Antwort herauskommt, und daß das „vollbracht“, das sie alle zu sprechen vorgeben, hier wirklich zu hören ist, wenn auch wie aus tiefer Versenkung, wie aus einem langen, in Qualen stille gewordenen Nachdenken.

Das Leben allein ist die Antwort auf das Leben. Und wer stark genug lebt, lebt sich nicht nur die Frage, sondern auch die Antwort.

# Exzentrische Erzählungen

## Von Hermann Hesse

Unter „exzentrisch“ sei hier nicht etwas Artistisches oder Literarisches verstanden, nicht das Romantische und nicht das Groteske, nichts, was im Willen und in der Wahl des Dichters liegt. Fouqué mit allen seinen Zauber- und Feengeschichten ist ein Philister, Tieck mit seinen phantastisch tollen Einfällen ist ein spielendes Kind. Exzentrisch ist Hoffmann, denn er mischte nicht in künstlerischer Absicht Anklänge des Unerhörten und Übernatürlichen in seine Dichtungen, sondern lebte selbst in beiden Welten und war, wenigstens zu Zeiten, von der Wirklichkeit der Spukwelt oder der Unwirklichkeit des Sichtbaren voll-


5

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommen überzeugt. Solche Dichter sind wahrhaft exzentrisch, sie betrachten die Welt von einem andern Mittelpunkte aus und sehen die Dinge und Werte verschoben. Zu ihnen gehört vor allen Poe, der raffinierte und schwermütige Amerikaner, der in seinen Werken fast alle Schattierungen des Exzentrischen vom verblüffenden Journalistenkunststück bis zum leidenschaftlichen Bekenntnis des Häretikers zeigt. Ein echter Exzentriker ist auch Jules Verne, obschon man ihn kaum einen Dichter wird heißen können. Aber das Bedürfnis nach Verschiebung der Grenzen und neuen Gesichtspunkten hat er nicht minder stark als Poe oder Hoffmann. Ferner gehören hierher alle überzeugten Okkultisten, Mystiker, Spiritisten, soweit sie sich als Erzähler geäußert haben. Schon näher an der Grenze des Gewohnten stehen die politischen Phantasten, die Verfasser der Utopien, von welchen denn auch keine als Dichtung recht ernst genommen werden kann, ausgenommen natürlich der Swiftsche Gulliver, und gerade bei diesem ist die exzentrische Form nicht wesenhaft, sondern klug gewählte Maske.

Dem Wesen nach ließen sich die Exzentriker leicht in zwei Hauptgruppen scheiden: die Träumer und die Fanatiker. Man kann sich dem Trunk ergeben aus Bequemlichkeit und Bedürfnis nach reizvollem Vergessen, oder fanatisch in hoffnungsloser Unzufriedenheit und Selbstzerstörung. So gibt es unter den Exzentrischen kindlichere Naturen, die innerhalb ihres phantastischen Kreises sich spielend wohl fühlen, und grimmige Verzweifelte, denen kein Rausch genügt, und die rastlos durch immer neue Zonen stürmen, da sie weder des bescheidenen Glücklichseins noch der gefaßten Resignation fähig sind. Die einen neigen zur Selbstgefälligkeit und ironisieren gern ihre Leser, die andern sind unerbittliche Selbstvernichter.

Für die literarische Betrachtung reicht die Einteilung jedoch nicht aus. Die Arten spielen ineinander und bedienen sich allzu häufig derselben Mittel. Eher geht es wohl an, die Denker von den Spielern, die Philosophen von den Ironikern zu trennen. Dabei stoßen wir auf die einfache und fürs Erste fast erschreckende Erkenntnis, daß die fanatischen Exzentriker alle nichts anderes als vollkommene Idealisten sind, daß ihrem Schaffen ausnahmslos die rein idealistische Grunderkenntnis vom Schleier der Maja, von der Unzuverlässigkeit unsrer sinnlichen Wahrnehmung zugrunde liegt. Nur diese philosophischen Exzentriker sind, trotz allem Schillern, innerlich konsequent,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nur sie schaffen zuweilen Bilder und Mythen, die dem Wesen der Volksmythen verwandt sind. Die andern, ohne es vielleicht minder ernst zu meinen, bauen eben interessante Geschichten aus Seifenschaum. Zu ihnen gehören alle Techniker, alle Vernes und Wells, und sie sind, auch wo sie Erstaunliches und Erfreuendes hervorbringen, doch nur Unterhaltungsliteraten, freilich oft sehr amüsante. Ihre unphilosophische Herkunft und Naivität erweisen sie häufig durch kühne Optimismen, so alle Utopisten, so auch Wells in seinem letzten Buch „Im Jahre des Kometen", wo die arge Menschheit durch eine gründliche Luftveränderung vollkommen gebessert und geläutert wird. Denselben Optimismus zeigen die Techniker wie Jules Verne, deren Erfindungen nur solange interessant sind, wie sie beim rein Technischen bleiben. Darüber hinaus phantasieren sie alle von Umwälzungen und Verbesserungen, die durch ihre neuen Maschinen und Pulver und Motore kommen sollen. Der Leser wird müde und denkt: wenn die Technik die Welt besser machen kann, warum merken wir denn nichts davon? Ein Flugapparat und ein Projektil zum Monde sind gewiß ergötzliche und freudige Dinge, aber daß durch sie die Menschen und ihre Beziehungen untereinander wesentlich geändert werden könnten, mögen wir doch angesichts der Weltgeschichte nicht gerne glauben. So gehören denn auch alle Dichter dieser harmlosen Art ihrer Zeit an und gehen mit ihr unter, da sie sich mit zeitlichen und zufälligen Dingen beschäftigen.

Die andern, die philosophischen Exzentriker bieten ein weit tieferes Interesse und sind fast alle tragische Erscheinungen. Nicht weil sie häufig kranke Naturen waren, — Krankheit ist nichts Tragisches. Aber weil sie ihren Geist und ihre Leidenschaft an etwas setzten, was im letzten Grunde unmöglich ist. Erkennen und schaffen, Denker sein und Künstler sein sind Gegensätze, die sich ausschließen. Nun vollends den reinen Idealismns predigen, die Wirklichkeit des Sichtbaren leugnen, und dabei Künstler sein, also mit der Wirklichkeit des Sichtbaren rechnen müssen, das sind bittere Widersprüche. Für den schaffenden Künstler muß die Wirklichkeit des sinnlich Wahrgenommenen, muß Zeit, Raum und Kausalität als Wesenhaftes außer Zweifel stehen, da sie für ihn die einzigen Mittel der Darstellung und Überzeugung sind. Der Dichter wiederholt und steigert ja denselben Vorgang, mittelst dessen wir alle die Welt außer uns wahrnehmen, und die Sprache ist, soweit sie



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für den Dichter in Betracht kommt, nicht sosehr Ausdrucksmittel für Erkenntnisse als für Begriffe. Wie will ich einen kleinen grauen Hund beschreiben und darstellen, wenn ich überzeugt bin, er sei gar kein Hund, sei nur eine zweifelhafte und trügerische Bildung meines Verstandes, angeregt durch eine Reizung der Netzhaut? Indem ich von Hunden, von grau und schwarz, von nah und fern rede, bewege ich mich ja schon mitten im Reich der Täuschungen, und ohne alles das kann man nicht dichten. Die Kunst ist eine Bejahung dieser Täuschungen; wo sie diese also verneinen will, widerspricht sie sich selbst. Insofern sind jene Dichter ausnahmslos tragische Figuren, ihre Werke aber interessieren, fesseln und rühren als kühne Ikarusflüge ins Land des Unmöglichen.

Die Meinung, es sei Dichten und Denken nahezu dasselbe, und es sei Aufgabe der Dichtung, Weltanschauungen darzustellen, ist eben ein Irrtum. Für den Dichter ist das abstrakte Denken eine Gefahr, sogar die größte, denn in seiner Konsequenz verneint und tötet es das künstlerische Schaffen. Das hindert nicht, daß ein Dichter seine Weltanschauung habe und in Gedanken ein durchaus idealistischer Philosoph sei. Nur wird er mit dem Augenblick, da abstrakte Erkenntnisse ihm zur Hauptsache werden, aufhören ein Künstler zu sein. Die schönsten und ergreifendsten Dichtungen aller Zeiten sind denn auch die, in welchen den Schöpfer die Resignation des Denkers zur geklärten, leidenschaftslosen Betrachtung des Lebens führte, wobei der Dichter, unter Verzicht auf Werturteile und philosophische Grundfragen, sich ins reine Schauen gerettet hat.

Eben dies gelingt jenen Exzentrischen nicht, in ihnen ist die persönliche Interessiertheit, das persönliche Leiden unter Denkproblemen zu stark, als daß sie je zum reinen, „objektiven" Schauen kämen. Sie gleichen Ekstatikern, die in Visionen befangen bleiben, während doch das letzte, wahre Gottfinden der Mystiker nach allen Dokumenten stets „bildlos" ist. Der Weg des Künstlers führt zu Bildern, der des mystischen Denkers zur Bildlosigkeit; wer gleichzeitig beide Wege gehen will, bleibt notwendig in ewigem Widerstreit befangen.

Nun gibt es freilich viele Zwischenstufen. Doch führen sie alle aus dem Kreise der Kunst heraus, ihre Form ist zufällig und schlecht. Hierher gehören die okkultistischen Romane, die dichterisch alle schwach sind. Es ist den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Okkultisten eigen, daß sie ihr engstes Gebiet nicht verlassen können, ohne geschmacklos zu werden, wie ja auch leider die Äußerungen der von Spiritisten gebannten Geister fast immer etwas unheimlich Kindisches haben. Es gehören zu den gemeinhin als „okkultistisch" verrufenen Büchern und Gedanken viele herrliche Dinge, und es ist bedauerlich, daß dieses ganze Gebiet durch eine Mauer von Wichtigtuerei und Schwindel abgegrenzt erscheint.

Wunderlich ist es auch, in einem flotten kecken Unterhaltungsroman auf geheimnisvoll hineingeratene okkultistische Stimmen zu treffen. Das auffallendste Beispiel dafür ist der „Zanoni" von Bulwer, ein seltsamer Schauerroman, aber von einigen Blitzen durchleuchtet, von einigen Erkenntnissen geadelt, die ganz wie Offenbarungen anmuten. (Ein Neudruck der lang vergriffenen deutschen Ausgabe erschien im Sueviaverlag in Ingenheim.)

Ein echt okkultistischer Roman, stark theosophisch gefärbt, ist „Flita" von Mabel Collins. (Neue deutsche Ausgabe im Sueviaverlag in Ingenheim.) Lesbar ist das merkwürdige Buch nur für solche, die wenigstens die Grundlage und Hauptbegriffe der theosophischen Lehre kennen. Unter dieser Voraussetzung ist die Lektüre interessant und wirklich lehrreich; nur ist es eben wieder kein Roman, oder als solcher durchaus minderwertig. Die Okkultisten haben noch keine Dichter. Solange ihre Erzeugnisse künstlerisch nicht über das Niveau der „Flita" hinausgehen, muß man es vorziehen, die herrliche indische Lehre von der Wiedergeburt und dem Karma in den echten alten Mythen zu genießen, von welchen diese modernen Versuche nur schwache und schlechte Kopieen sind. So herrlich die Wiedergeburtslehre (der schöne mythische Behelf für die Unfähigkeit, die Zeit als unwesenhaft, als eine Form des Erkennens, zu begreifen) in jenen alten heiligen Dokumenten klingt, sosehr sie heute noch vielen eine Brücke und Stütze sein kann, — so wenig wissen diese theosophischen Dichter ihren tiefen Zauber zu fassen.

Ein kleiner phantastischer Roman, der in keine Kategorie recht paßt, und dessen Entstehungszeit man kaum erraten könnte, ist der „Vathek" des Lord Beckford. (Deutsche Ausgabe im Verlag J. Zeitler, Leipzig.) Er stammt aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts und scheint das Werk eines unnahbaren, kühlen Phantasten und englischen Vornehmen. Der Kalif Vathek gerät in Genußsucht und Machtgier auf unsichre magische Wege,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

läßt sich auf trügerische Pakte mit den Unterirdischen ein und endet verdientermaßen in der Hölle, deren Beschreibung das Beste und Eigenartigste an dieser Dichtung ist. Das kleine originelle Werk hat einen seltsam kalten Glanz und eine fremde, gläsern anmutende Kühle, bei aller Lebhaftigkeit der Imagination, und wird über einen engen Kreis artistischer Genießer hinaus kaum wieder von sich reden machen.

Die schon erwähnten Werke von Wells sind deutsch bei J. C. Bruns in Minden erschienen. Das stärkste ist „Doktor Moreaus Insel", eine kühne und grausige Phantasie, von nicht rein künstlerischer Form, aber großer und fruchtbarer Erfindung.

Von zeitgenössischen deutschen Dichtern der exzentrischen Art wären manche zu nennen, viele Versuche und Anläufe, doch wenig Gelungenes und Gutes. Die beiden stärksten Begabungen dieser Art sind ohne Zweifel Paul Scheerbart und Gustav Meyrinck, so wenig sie sonst miteinander zu tun haben. Ist Scheerbart mehr Dichter, so ist Meyrinck die unvergleichlich stärkere Intelligenz und der ruhigere, seiner Mittel sichrere Artist. Scheerbart liebt orientalische Schwärmereien und kosmische Phantasien, er haßt und verhöhnt die europäische Sentimentalität und hat einen sympathischen Zug zum Großen und Schrankenlosen wie kaum ein andrer heutiger Dichter. Dagegen entgleist er nicht selten und hat eine durchaus unglückliche Liebe zum Grotesken, dessen Wesen er verkennt und niemals trifft. Seine blauen Löwen, die mit den Schwänzen knallen, ungeheure Lasten Gurkensalat fressen und häufig ganz maßlos und leider meist auch grundlos lachen, sind schwache Erfindungen und stören in seinen schönsten Büchern. Scheerbart ist kein grotesker Humorist, wie er zuweilen meint, sondern ein sehr ernsthafter, und seine schönsten Kapitel sind die ernsten, schwermütigen, nur durch die fremdartige Draperie gedämpften. Wie im „Tod der Barmekiden" der Kalif mit seinem Opfer auf der Terrasse zu Abend ißt und ihm, der in einer Stunde sterben soll, Wein und Essen empfiehlt, das ist großartig und schön. Und so ist auch Scheerbarts schönstes kleines Buch, das niemand kennt, die „Seeschlange", voll Schwermut und Verzweiflung, und es steht darin ein Gespräch über Polytheismus, das voll tiefster Ahnungen und Wahrheitsblitze ist. (Die Seeschlange und andre Bücher des Autors sind bei Bruns in Minden, einige auch bei Schuster und Löffler sowie im Inselverlag erschienen.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neben Scheerbart ſieht Guſtav Meyrinck kühl und beherrſcht aus. Ohne Zweifel Ockultiſt und von indiſcher Philoſophie herkommend, ſcheint er die Klippe erkannt zu haben, an der die ockultiſtiſchen Dichter alle ſcheitern, und ſagt ſein Weſentliches nur nebenher, während er ſatiriſche Abſichten in den Vordergrund rückt. Einige ſeiner kleinen Erzählungen, die überaus ſorgfältig und ſcharfſinnig gearbeitet ſind, haben jene leichte Verzerrung der Linien, aus denen der denkende Leſer eine Ironiſierung der geſamten Erſcheinungswelt, das heißt des üblichen Glaubens an ihre Realität, herausſchmeckt. Das bleibt jedoch unter der Decke, und als Kern und Ziel der Novellen gibt ſich eine polemiſch-ironiſche Abſicht kund, gerichtet gegen unſre ganze europäiſch-wiſſenſchaftliche Denkweiſe und Kultur, gegen Dünkel und Aufgeblaſenheit mancher Stände, gegen militäriſche und akademiſche Bonzenwürde. Dieſer kluge Anhänger der Vedantalehre weiß genau, daß mit Pathos und prieſterlicher Geſte wenig auszurichten iſt, ſtatt deſſen ſpitzt er feine, unerbittlich ſcharfe Pfeile und ſchießt meiſterhaft. Und dann hat er, wie Poe, im Phantaſieren die eiſige Logik, er verſucht das Wildeſte und Kühnſte, aber nie ohne genaue Berechnung der Mittel, nie nachtwandleriſch und ſchwärmend, ſondern ſtets rechnend und ſcharfſinnig. Sein Hohn hat die grauſamme Grimmigkeit des verborgen zielenden Rächers, und er trifft faſt immer unfehlbar. Seine drei Bücher ſind im Verlag A. Langen in München erſchienen.

Es gibt unter den exzentriſchen Dichtern genau wie unter den andern große und kleine, ehrliche und Macher, Künſtler und Handwerker. Die paar, die nicht eine Entgleiſung, ſondern Eroberung und Neuland bedeuten, werden immer zu zählen ſein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Isbekr, der Gendarm

## Eine Geschichte aus Bosnien von A. von Vestenhof

(Schluß)

Fünfhundert Schritte von der Kula lagen die ersten. Zwischen dort und herwärts die faulenden Toten. Und immer Neue kamen hinzu. Dafür war er ja da, — wie die Spinne im Netz kam er sich vor, die auch nichts sieht, sondern nur geleitet wird von den Schwingungen der Fäden, die sie gesponnen hat. Jedesmal, wenn der Wecker anschlug, schnitt er eine Kerbe in die Tischplatte; je zwei bedeuteten einen Tag und eine Nacht. Er hatte sich angewöhnt, bei Tag zu schlafen, wenigstens auf seinem Bett zwischen den zwei Scharten zu liegen, denn bei Tag kamen sie nie mehr — die Toren —, und da hatte er ja auch bessere Wächter als bei Nacht; ununterbrochen tönte das heisere, zornige Gekreisch und das klappernde Flügelschlagen der Aasgeier von dort her, wenn sie sich um das zerfallende Fleisch stritten, in das sie ihre nackten, langen Hälse steckten, bis zu dem Haarkragen; ab und zu zogen sie sie, glänzend von Fett, zurück, um mit offenem Schnabel und verdrehten Augen nach Luft zu schnappen.

Aber bei Nacht!

Längst schon war der erste Rausch des siegreichen Kampfes verflogen, und damit auch die Freude an seinem Triumphe — der Spinne im Netz ... War sein Gebet zu Ende, dieser fanatische Ruf des Kriegers an seinen Kampfgott, so pochten immer stärker und ungestümer an die Tür seines Herzens Regungen, die er zu Beginn mit Schrecken von sich wies — als unwürdig eines Muselmannes, als feig und erbärmlich, und denen er immer mehr und mehr nachgab, je länger er tötete, — er — die Spinne.

Diese Geräusche der verfluchten Finsternis, in der er der Sehende war, der die wehrlosen Blinden mordete, der Tote auf Tote häufte.

Und der nicht nachlassen durfte in seinem hundertmal verfluchten Werk.

Warum kamen sie auch immer und immer wieder, wenn sie wußten, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es ihr Verderben war? Zuletzt auf beiden Wegen in solchen Massen, daß jedes Geschoß vier bis fünf Leiber durchschlug und die Nachfolgenden schon Leichen trafen; er hörte durch das rasselnde Geknatter dieser furchtbaren Maschine die gräßlichen Laute der Getroffenen, das Surren der abgesprengten Steinsplitter, der abgeplatteten Geschosse, das Klingeln der Blechbüchsen, die den Abgrund hinabklapperten, und ab und zu ein weiches, dumpfes Aufschlagen schwerer Körper dort unten.

Wann wird endlich der Tag kommen? Damit das ein Ende habe . . .

Und es hatte kein Ende, denn eben als der Wecker die sechste Stunde zeigte, schlug eine schwache, menschliche Stimme an sein Ohr.

Hier — ein Mensch? an diesem verfluchten Ort ein Mensch! — Zuerst kam ihm der Gedanke, daß ein Djin ihn äffe, dann suchte er den Ort zu ergründen, woher die Stimme käme. Sie mußte aus dem Graben kommen, aber da waren ja doch die Netze und die Selbstschüsse, es wäre denn, daß das Geschöpf auf dem hervorstehenden, schmalen Felsblock läge, der drei Meter unterhalb des Weges aus der Wand hervorragte, und auf dem die schönen blauen Glockenblumen wuchsen. Ganz nahe, wenige Armlängen weit. Er konnte nicht verstehen, was das Wesen sprach, — der Schall der Stimme brach sich an der runden Wand der Kula und gelangte nur wie ein Gemurmel zu seinem Ohr. Eine der Schartenblenden nach der andern öffnete der Gendarm; durch eine vernahm er endlich deutlich den Ruf: „Herr — Herr! Hilfe!"

Es war die Stimme eines jungen Mannes — im Dialekt der Zuppa.

Sollte er antworten? Wozu? Er konnte doch nicht helfen.

So schloß er die Blende wieder, und die Stimme erstickte. Doch nicht ganz; er begann sein Gebet, diesmal laut, — aber das Murmeln übertönte seine lauten Rufe nach seinem Gott und verkehrte seine Gedanken, daß er die Fäuste erhob, statt die Handflächen auf den Boden zu legen, daß er fluchte, wo er segnen sollte.

Er konnte nicht essen, nicht ruhen. Endlich trat er zur Scharte:

„Im Namen Gottes, Unseliger, was rufst du?" rief er in der bekannten Sprache. Und schwach schlug nun an sein Ohr ein Schwall von Bitten und Beschwörungen, — er sei ein Christ und ein Untertan des Kaisers, er sei noch jung, und man hätte ihn verführt und dann gezwungen, wider das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesetz zu handeln, — Vater und Mutter hätte er noch. — „Und gewiß hast du, Herr, auch einen Vater und eine Mutter, die um dich trauern würden, wenn du stürbest." Und er bäte; ihn von hier heraufzuziehen und ihn gefangen zu nehmen, ihn nur nicht hier zu lassen. Denn seine Kräfte verließen ihn nach und nach, und sein linker Arm sei zerschmettert, und er gleite und hielte sich nur mehr zur Not. Schreie um Hilfe unterbrachen seine Rede.

„Was hast du hier zu suchen?"

Seine Leute, es wären ihrer zweihundertsiebzig unter dem Woiwoden von Grahovo gewesen, wären, vom Süden verdrängt von den langsam vordringenden Türken, gezwungen, hier durchzubrechen. Es sei besser, den Österreichern in die Hände zu fallen als den wütenden türkischen Soldaten. Und wieder schrie er um Hilfe, sonst müsse er fallen. Er sei einer der vordersten gewesen und wäre — nicht mehr imstande, umzukehren — nach vorwärts gelaufen, in der Hoffnung, sich in der Frühe ergeben zu können. In der Dunkelheit sei er abgestürzt.

„Bei Gott allein ist Barmherzigkeit. Wir können dir nicht helfen."

Die Blende fiel zu, aber die Bitten und Schreie dauerten fort den ganzen Tag hindurch, bis wieder der Wecker rasselte.

Das Geschrei des Verfluchten würde ihn in der Nacht stören, überlegte der Gendarm.

Er nahm das Gewehr eines der Gefallenen von den Rechen, lud es und trat zur Scharte. „Bruder," rief er den Mann draußen an. Der Unglückliche unterbrach für einen Augenblick seine Klagen. Wie Engelsgesang mochte dieses sanfte Wort an sein Ohr geschlagen haben.

„Bruder, kannst du allein auf den Weg gelangen, so flieh."

„Nein, Herr, mein linker Arm ist zerschmettert, und ich kann den Rand des Weges nicht erreichen, er ist zu hoch."

„Bruder, du mußt sterben. Aber fluch mir nicht, denn wisse, daß ich in dieser Kula allein und eingeschlossen bin und Gott bitte, daß er meine Kugel lenke, denn ich bin ein blinder Mann und kann dich nicht sehen." Bei dem letzten Wort krachte der Schuß, und ein schwerer Körper schlug tief, tief unten auf den Felsengrund.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Achtzehn Kerben zählte er in der Tischplatte. Neun Tage und neun Nächte.

Oder sollten es mehr sein? — Hatte er sich damals nicht verzählt — damals?

Es war doch eine gerade Zahl, — also müßte er es über „dem" vergessen haben, seine Kerben zu machen.

Gut so, — er würde also einen Tag zugeben. Vierzehn Tage hatte er gesagt. — Es war seine Schuld — nach dem, was noch zu essen da war, konnte er sich nicht richten, denn er hatte schon oft tagelang gefastet —, er konnte nicht essen.

Wenn bei Sonnenaufgang der wärmere Wind sich in dem Felsentrichter verdichtete, so brachte er neben den Düften der blühenden Pflaumenbäume aus der großen Ebene einen süßlichen, scheußlichen Gestank und erfüllte die ganze Kula mit ihm.

Die Sonne hatte tagsüber noch ihre ganze Kraft nicht, um zu dörren. Es war noch zu zeitig im Frühjahr.

Er hatte alle Scharten geöffnet, um zu lüften, er hatte einen der Strohsäcke aufgerissen und unten im Eck ein großes Feuer angezündet, Pulver hatte er verbrannt, — nichts half: der Gestank blieb.

Wenn er zu rauchen versuchte, vermeinte er um so mehr von dieser entsetzlichen dicken Luft einzuatmen.

Er brauchte nicht einmal mehr auf den Gegner zu achten, — ein solcher Lärm kam Tag und Nacht von dort her, daß das Aufhören ihn aus dem tiefsten Schlaf erweckt haben würde, hätte er schlafen können. So horchte er auf die Tierstimmen, — es waren, so scheußliche Bestien es auch sein mochten, doch wenigstens lebende Wesen.

Er konnte die Stimmen unterscheiden. — Da war ein Fuchs — der kicherte ganz hell — wie von einem hölllischen Geist ausgestoßen klang dieses meckernde Lachen —, mit ihm war eine Fähe, die kläffte, — die beiden liefen immer miteinander. Diese beiden Stimmen kannte er aus allen andern heraus, — es waren wenigstens zehn, die da draußen herumstreifen, mitunter kamen sie ganz nahe, sodaß er Furcht hatte, sie würden seine Minen losgehen machen, — gut, daß dort noch Keiner lag. — — — — — —

Zwanzig Kerben. — — — — — — — — — — — — — — —

Einundzwanzig. — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er war eben bei einer der rückwärtigen Scharten — die Luft war dort etwas reiner, — da kam vom Plateaurand her ein langgezogenes Geheul, wie das eines großen Hundes, ein andres entfernteres antwortete. Mit unglaublicher Schnelligkeit kam es näher, raste an der Kula vorüber, klapperte über die nächsten Büchsen, um plötzlich in ein wohliges Knurren überzugehen — in das dumpfe Krachen von zermalmten Knochen; in ein Herumzerren von etwas Schwerem ... Denn die Luft war still, und die Füchse waren fortgelaufen, oder sie schwiegen, — seine braven Wächter. Die Wölfe taugten dazu nicht, — sie fürchten sich nicht vor den Menschen und lassen sie zu nahe herankommen.

Es galt, aufzupassen, — denn auch die Geier waren fort.

Zweiundzwanzig. —

Dreiundzwanzig. —

* * *

Bisher hatte er keine Zeit gehabt, an seine Kameraden zu denken; zu denken, daß sie nicht mehr kommen könnten. Was mußte geschehen sein, das sie daran hinderte?

Waren sie auf dem Weg nach Mokrinje überfallen und getötet worden?

Unmöglich, diese kampfgewohnten, flinken Männer! Oder hatten sie sich verlaufen und waren auf der ungeheuern Planina (Hochebene) verschmachtet? Einer nach dem andern elend zugrunde gegangen?

Der arme Jäger.

Der Arme, — seine Vergangenheit fraß ihm am Herzen. Er war vornehmer Leute Kind und immer ein guter Schüler; da, im zweiten Jahr Medizin, war sein Verhängnis über ihn gekommen und hatte ihn ausgestoßen für immer aus seiner Klasse und ihn dahin geworfen, wo niemand seinen Namen zu wissen brauchte; dann hatte er zu trinken begonnen, und als ihm einmal der Gendarm ruhig und gut zugeredet hatte, er möge das doch lassen und ein braver Soldat bleiben, hatte er ihm seine Geschichte erzählt.

Nur um so lieber hatte er ihn dann gehabt, lieber noch als den Randa, diesen braven, treuen Mann.

Und wie gut hatte er ihn behandelt, als er verwundet wurde. Der Pionier hatte es ihm erzählt; denn er selbst wußte ja von nichts.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Projektil hatte, während er im Anschlag lag, den Rand der Scharte abgeschlagen, und die Scherben waren samt den Fetzen des deformierten Geschosses ihm ins Gesicht gegangen.

Der Jäger hatte seine Behandlung übernommen. Mit der Kühnheit des Empirikers hatte er trotz der spärlichen Hilfsmittel, die er in der Apotheke des Forts vorfand, eine schwierige Operation vollzogen, hatte dem mit Opiumtinktur etwas Betäubten die Fetzen der Augenkapsel entfernt, nachdem die Muskeln und der Sehnerv mit der krummen Schere durchschnitten waren, und haben in die leere Augenhöhle Mull gestopft. Er hatte das rechte Lid vernäht, so gut es ging, mit einer gewöhnlichen Nadel, die er mit vieler Mühe krumm gebogen hatte, — vernäht mit der gelben Seide aus dem Portepee des Gendarmen.

Alles das hatte er getan, ruhig und ohne zu zucken wie auch draußen der Kampf toben mochte.

Dann als das vorüber war, hatte er Tag und Nacht an seinem Bett gesessen, ihm Umschläge gemacht und ihn mit der Hoffnung getröstet, daß er ja wieder werde sehen können, auf dem zweiten Auge; sicherlich, — wenn nur erst der Bluterguß zurückgegangen sei.

Ob er ihn oder einen der andern wieder jemals erblicken würde?

* * *

Der Wecker rasselte, und der Gendarm schnitt seine vierundzwanzigste Kerbe in das weiche Holz. Dann betete er, auch für die Kameraden; und danach war ihm viel leichter ums Herz als alle Tage vorher.

Der Gedanke an seine Waffenbrüder hatte ihn etwas von seinem eigenen Elend abgezogen, auch schmerzte ihn sein rechtes Auge weniger, aber der Verband war locker geworden, und er mußte ihn erneuern. Er solle das nur in der Dunkelheit tun, hatte ihm der Jäger gesagt. Die furchtbare Geschwulst war stark gefallen, und die Wunde am Lid war gut geschlossen.

Er mußte noch warten bis zur Nacht.

Noch acht Stunden nach dem Zeiger seiner Uhr.

Dann aß er mit gutem Appetit und trank Kaffee und rauchte. Ein kühler Wind von den Bergen her hatte die schrecklichen Gerüche fortgeblasen.

Seine Gedanken kehrten zurück zu seinen Freunden. Zwei Tage hatte er für den Weg nach Mokrinje gerechnet ... Was sollte ihnen denn eigentlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zugestoßen sein? Es waren ja lauter starke, kräftige Leute, ausgesuchte Schützen, wiederholte er sich.

Immerhin waren es schon zwölf Tage, daß sie fort waren. Möglich auch, daß das Batallion in Mokrinje irgendwie verhindert war, Hilfe zu schicken, — vielleicht war es selbst angegriffen worden.

Morgen noch und übermorgen.

Eine Büchse Fleisch war noch da, — Wasser genug in der Zisterne.

Zu seinen Leuten! Er war aus Trebinje, und sein alter Vater war mit seinem Bruder, dem Fleischer, nach Konstantinopel gegangen, er wollte auf türkischer Erde begraben werden. Die Mutter war tot.

* * *

Es waren nun schon vier Tage, daß die drüben nicht mehr gekommen waren, — die Mitteilung aber, die der Unglückliche in seiner Todesangst herausgestoßen hatte, mochte wahr sein, und dann wäre es möglich, daß sie doch noch wiederkämen.

Ihm grauste vor dem Gedanken.

* * *

Fünfundzwanzig Kerben. —

Fünfundzwanzig?

Hätte er die Zeitrechnung verloren?

* * *

Der Wind hatte aufgehört.

Es war erstickend heiß in dem finstern Turm, — er mußte alle Scharten öffnen, um atmen zu können.

Und kein Laut drang von draußen in sein Gefängnis, — nur etwas wie ferner Donner zitterte in der schweren, unbewegten Luft. Sonst kein Laut, — das alte, dicke Mauerwerk des Turmes verschlang alle Geräusche, die von außen kamen, selbst das Krachen der Gewehre hatte geklungen, als käme es von ferne her. Man mußte, um deutlich zu hören, das Ohr gerade an jene Scharte legen, die dem Schallerreger gegenüberstand.

Nichts — kein Laut — wo waren die Tiere — die Füchse und die Geier?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wölfe, — doch jetzt hörte er sie, aber tief unter sich, im Abgrund, knurrend hin und wieder traben. Er stieg zu der großen Scharte hinab — richtig, da waren sie. Aber ihr Knurren klang anders als früher, wenn sie beim Fressen waren. Plötzlich heulte einer laut auf — scheinbar vor Schmerz —, ein Stein polterte an die Felswand; die beiden balgten sich um einen Kadaver, der da unten lag. Vorläufig war keine Gefahr, — wären da unten Menschen, sie würden nicht so lange aushalten. Und oben waren die Büchsen.

* * *

Er hatte sich beeilt mit seinem Verband, sonst hatte er die Binde in mehreren Lagen um sein rechtes Auge gelegt, heute lag über dem feuchten Wattebausch nur eine Schichte.

Wenn sie jetzt kämen! Ein dröhnender Donnerschlag über seinem Haupt eröffnete das subtropische Gewitter. Wenn sie jetzt kämen, — er wäre wehrlos.

Und sie kamen. Ein Haufen dunkler Gestalten hatte sich am Fuße des Felsenblockes, auf dem die Kula lag, zusammengedrängt. Viele hundert Meter senkrecht über ihnen lag der Turm.

Ein Mann begann, die andern folgten, wie große Spinnen hingen sie an der beinahe senkrechten Wand; das Poltern der Steine, die unter ihren Füßen losbrachen, verschlang der brüllende Donner. Es war ein Weg, den nur Verzweifelnde einschlagen. Die Baschi-Boschucks hatten sie in die Schlucht gedrängt, aus der es kein anderes Entrinnen gab. Die Nacht und das Gewitter hatten die Verfolgung aufgehalten.

So war der erste am Fuß der Mauern angelangt, — dort, wo die Glockenblumen blühen, hatte er sich eingekrallt; noch eine Anstrengung, und er war im Graben. Kam ein Blitz, so sah er unter sich im Dunkeln die aufgerissenen weißen Augen, die zerrissenen Finger dessen, der nach ihm kam, nach oben streben — weiter in der unebenen Grabensohle, tappend an den Wänden — geblendet vom zuckenden Licht — taub von den rasselnden Schlägen. Wohin — was weiter? Verzweifelnd sah der erste an den unbarmherzigen Quadern empor. Da!

Wortlos wies er mit der blutenden Hand nach oben hin — — —, da! ihm zu Häupten die Tür, war — — — offen!

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Endlich hatte der Gendarm sie gehört und wußte nun, daß das dumpfe Rollen nicht allein von dem aufsteigenden Gewitter kam, sondern auch von den türkischen Kanonen, daß der Wolf mitheulte, weil ihn die Menschen, mit denen zusammen er in die Schlucht gejagt worden war, schlugen und mit Steinen warfen, als er um sich biß in seiner tollen Angst.

Nun wußte er, daß die Zeit da war; und er schritt zur Türe, um sie zu öffnen. Am Weg dahin hatte er einen Ruck verspürt, der seinen Kopf zurückriß, — es war das Ende der Binde, die, losgegangen und nun am Boden schleifend, irgendwo hängengeblieben war. Langsam wickelte er sie los — ohne Hast und Ärger — und warf sie beiseite; dann schob er die schweren Riegel zurück und stieß die Stahltüre auf — — — — — — —

Und nun sah er im geisterhaften, weißen Licht der ununterbrochenen Blitze vor sich die kleinen, weißen Pfähle und die flimmernden Drähte des Netzes, dahinter die Schroffen des ungeheuren Felsentrichters vor sich erscheinen und in schwarzer Nacht verschwinden, er sah den ersten grellgelben Streifen des beginnenden Tages durch die große Scharte leuchten; dann — als sich der finstere Raum mit den keuchenden, angstvollen Feinden füllte, vor denen er zurückgewichen war bis an die Wand — drehte er die Kurbel, und mit einem sieghaften Lächeln legte er die Hand auf den Drücker.

# Rundschau

## Amerikanisches

Beruhigen Sie sich. Weder ein Thaw-Skandal noch eine Riesenkatastrophe, auch keine Millionenheirat und keine Tarifbesprechung, keine jüngste Sensation und kein Beispiel einer neuentdeckten unbegrenzten Möglichkeit — nichts von allen den haarsträubenden Dingen, die in Europa von übereifrigen neuyorker Korrespondenten telegraphisch zum Frühstück serviert werden. Normal Amerikanisches . . .

Kürzlich war ich Gast eines mir befreundeten Amerikaners in Buffalo. Der Zufall und der Oberstewart eines Lloyddampfers hatten uns bei einer Schiffsmahlzeit auf dem Ozean zusammengeführt. Mein Freund ist der gebildete Durchschnittsamerikaner. Wohlhabend, aus guter, altbürgerlicher Familie, ehemaliger Harvard-Student — bachelor of arts —, hat die ausgezeichneten Manieren der großen Welt, liebt Ibsen, Hauptmann und Dr. Brahm und spricht — selbstverständlich — Deutsch.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lassen Sie sich doch nicht einreden, daß der Durchschnittsamerikaner nichts als den allmächtigen Dollar kenne. Ich habe in keinem Lande soviele Menschen gefunden, die das Neueste auf allen Gebieten der Kunst der ganzen Welt so genau verfolgen, wie in Amerika. Hier kennen sie Antoines Repertoire in Paris ebenso wie das Granville Barkers in London oder das Dr. Brahms und Reinhardts in Berlin und sind in den großen europäischen Kunstzentren mehr zu Hause als mancher Durchschnittseuropäer. Florenz, München, Paris, Dresden, London, ein bißchen Berlin und Wien, — sie scheinen alles am kleinen Finger zu haben. Ich bin mir noch nicht ganz sicher, wieviel gebildete, kunstliebende Menschen dieses Riesenland dem alten Zopfeuropa ablassen könnte, um dort Lücken auszufüllen.

Waren wir da während meines Aufenthaltes in Buffalo in das Landhaus einer Dame mit einem Weltnamen — einem Welt-Geldnamen — im Genesee-Tale geladen. Ich habe weder in einem wiener Hause noch in einem pariser Palaste — von Berlin nicht zu sprechen — mehr oder besseren Geschmack in Zimmereinrichtungen gefunden als hier. Und mehr Internationalität. Neben Rodins Porträt fand ich Kardinal Merry del Val, und neben einer Photographie des Papstes die eines berühmten englischen Schauspielers, Roosevelt neben Mark Twain und die Eliot neben einer wertvollen Rubenskopie, Gainsborough neben Böcklin und einem Bilde des Admirals Dewey, Bismarck neben Gladstone und Disraeli und einer Raffaelkopie, Strauß neben einer berühmten Salomesängerin und Gerhard Hauptmann neben einem Bilde von Rudolf Rittner in „Kaiser Karls Geisel". Alle Bilder großer Zeitgenossen mit herzlichen Widmungen versehen. Mir wurde ganz schwül zumute. Amerikanische Korrespondenten europäischer Blätter impfen den gläubigen Europäern so geschmacklose Schilderungen amerikanischer Abnormitäten ein, daß man bei dem Normalen staunt.

Die Dame des Hauses las die englische Übersetzung von „Und Pippa tanzt" vor. Dann diskutierte ihre „party", in der sich schwer reiche Leute neben sehr armen Schluckern befanden, dieses mystische Hauptmannwerk. Jemand sprach über Kerrs Kritiken, die in einer berliner Zeitung erscheinen. Dann brachte ein anderer Photographien zum Vorschein, denen Hauptmann- und Ibsenaufführungen im Lessingtheater zugrunde lagen, und erläuterte den Unterschied zwischen Brahm und Reinhardt zugunsten von Brahm. Später lauschten all diese „Dollarjäger" einem ausgezeichneten Violinisten aus dem Lande des Zaren und mehreren Sängerinnen, deren Lehrer Ferguson und Reszke gewesen waren. Amerikanerinnen sangen Schubert, Brahms und Strauß. Soviel deutschen Gesang wie hier im Dollarlande habe ich in Berlin nie gehört. . . .

Ein Harvard-Professor war da. Wußten Sie, daß zehn Professoren dieser prächtigen Universität nicht nur ihre Gehalte, sondern auch sehr hohe Summen aus ihrem Privatvermögen der Harvarduniversität schenken und nur aus Liebe zu ihrem Berufe lehren? Daß diese zehn Millionärprofessoren von Harvard in einfachen Holzhäusern wohnen, damit unzarte Unterschiede zwischen ihnen und unbemittelten Kollegen vermieden bleiben? Daß selbst unter den sechstausend Studenten von Harvard auch nur der leiseste Schatten eines Parvenütones seinen Träger für alle Zeiten isolieren und gesellschaftlich kaltstellen würde? Daß es keine „money-line" im Dollarlande gibt, daß jemand zehn Millionen Dollars besitzen und gesellschaftlich doch tot sein kann, während einer, der keine zehn Dollar sein eigen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nennt, in der besten Gesellschaft zu Hause sein darf, wenn er nur Kultur und Geist hat? Die Leute, die in Newport oder in Pittsburg „monkey-dinners" geben, sind in Amerika ebensowenig gute Gesellschaft wie mehr oder weniger entnervte Blaublütler in Europa. Wenn aber der neuyorker Korrespondent Neuigkeiten nach Wien oder Paris kabeln muß, dann drahtet er irgendeinen sensationellen Skandal jener „monkey-dinner"-Gesellschaft herüber, und der biedere Pariser sagt beim Frühstück: Oh, mon dieu — quel pays, quel pays.

Mit Ausnahme von Dresden habe ich in Deutschland nirgends prächtigere Residenzstraßen gesehen als im Lande der angeblich so geschmacklosen Dollarjäger. In Detroit und Buffalo zum Beispiel. Ruhige, vornehme Effekte, keine Aufdringlichkeiten, große Gärten und reizende Häuser, in reichem Grün verschwindend, — das ist der Durchschnittston dieser Wohnungsviertel. Die Städte des Dollarlandes haben Parks von riesenhaften Dimensionen, und auf den großen Rasenflächen sind Tafeln angebracht mit der Aufschrift: Dies ist Ihr Eigentum, bitte, zerstören Sie es nicht. Die Parks enthalten große Gemäldegalerien. Buffalo nennt seinen Prachtbau die Albright-Galerie. Dieser Albright hat dreiviertel Millionen Dollars aus der Tasche genommen und seiner Vaterstadt zum Bau eines Museums verehrt. Die einzige Bedingung, die er an die Annahme seiner Schenkung knüpfte, bestand darin, daß in den Festreden am Einweihungstage sein Name nicht erwähnt werden dürfte. Das ist hierzulande eine Durchschnittsbitte edler Geber. Amerikanische „Dollarjäger" haben Kultur. Und wenn sie Bilder kaufen, fast immer sehr guten Kennergeschmack. Das Buffalo-Museum, eine Schöpfung von gestern, steht künstlerisch auf einem höheren Niveau als das Museum der ungefähr gleichgroßen Stadt Leipzig. Es könnte aber von mancher andern Galerie des angeblich so kunstlosen, nüchternen Dollarlandes geschlagen werden.

* * *

Ich liebe Amerika mit seinem Geist, seiner Kultur und seiner demokratischen, kraftstrotzenden, kunstliebenden Bürgerschaft.

Curt Melnitz

## Die Unkosten von Aehrenthals Politik

Ungefähr einhundertfünfzigtausend Mann hielt schon im Februar Österreich-Ungarn über den normierten Friedensstand unter Waffen — hiervon entfielen rund achtzigtausend auf die seit dem ersten Oktober vorigen Jahres eingezogenen Ersatzreservisten, der Rest waren ausgediente Soldaten, die seit dem verflossenen Herbst bei der Fahne zurückbehalten wurden. Die Kosten dieser „geheimen" Mobilisierung wurden in Fachkreisen bis Ende Februar mit rund einhundertfünfzig Millionen Kronen berechnet. Dazu kommen die ungleich bedeutenderen Auslagen für Rüstungszwecke, wie Aufstellung der Maschinengewehrabteilungen beim Heer und bei der Landwehr, Neuausrüstung von zweiundvierzig Feldkanonenregimentern mit modernen Geschützen, Anschaffung von Feldküchen und Kochkisten, Automobilisierung der Traintruppe und so weiter, die mit etwa dreihundert Millionen nicht zu hoch veranschlagt werden. Hiermit sind freilich die gegenwärtigen Kosten des Aehrenthalschen Geniestreichs noch lange nicht erschöpft. Vor allem dürfen die fünfundfünfzig Millionen Kronen, die der Türkei für die ehemaligen osmanischen Staatsgüter in den annektierten Pro-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vinzen bezahlt werden müssen, nicht außer Anschlag bleiben, will man eine genaue Bilanz des kostspieligen Wirkens unsers großen Diplomaten aufstellen. Damit haben wir vorerst nur die ziffernmäßig genau kontrollierbaren Auslagen. Zu diesen rund fünfhundert Millionen Kronen kommen aber die gegenwärtig kaum auch nur annähernd zu fixierenden Verluste der österreichischen Industrie durch den türkischen Boykott, der ja im Lauf des Märzmonats längst noch nicht beendet war. Fast scheint es, als ob die schlauen Türken diese Bewegung fortsetzen werden, bis es zum Zusammenstoß mit Serbien kommt, um unter dessen Druck der Monarchie noch einige weitere Millionen abzuzapfen. Auch die Verhandlungen mit Montenegro werden — wenn sie überhaupt zu einem für Österreich-Ungarn günstigen, das heißt friedlichen, Ende führen sollen — noch eine schwere Menge Geldes erheischen. Bis zur Annexion bezog der greise Ehrenmann Fürst Nikita von Österreich-Ungarn einen jährlichen Bakschisch von zweihunderttausend Kronen. Als es zur Annexion kommen sollte, proponierte Aehrenthal dem schlauesten Geschäftsmann auf dem Balkan, wie ihn gelegentlich selbst ein Stammesbruder in der serbischen Skuptschina nannte, eine Erhöhung dieser fetten Rente auf dreihunderttausend Kronen. Da begann sich Nikita über die Annexion sittlich zu entrüsten, — offenbar erschien ihm der Bakschisch als nicht ausreichend. Da er diese sittliche Entrüstung mit entsprechendem Nachdruck nach Belgrad — wo man den Herrn ja sehr genau kennt — melden ließ, meinten die Serben: Was die Schwabas können, können wir schließlich auch und sandten ihm „für Rüstungszwecke" mittels Spezialgesandten eineinhalb Millionen Dinar. Gleichwohl ließ Nikita — der übrigens bekanntlich auch aus Rom und Petersburg ähnliche Sustentationen bezieht — nach Wien melden, er werde sich im Fall eines bewaffneten Konflikts zwischen Österreich-Ungarn und Serbien neutral verhalten, wenn man ihm nunmehr jährlich fünfhunderttausend Kronen anweise und ihm außerdem zehn Pferde aus dem kaiserlichen Gestüt Lippiza und vier Hofequipagen sende. Die Gegenofferte vom Ballplatz scheint jedoch nicht den Beifall des Fürsten gefunden zu haben, denn er ließ bald darauf ein warmes Sympathietelegramm an König Peter los.

Leider ist der Zeitpunkt der Schlußbilanz für Österreich-Ungarn noch lange nicht gekommen. Die Mobilisierung wird — wenn es überhaupt ohne Krieg abgeht — mindestens bis zum Herbst dauern und so die Kosten der Annexion vermutlich auf einen Betrag bringen, der von einer Milliarde Kronen nicht mehr weit entfernt sein kann. Kommt es aber zum Krieg, so sind die Folgen des Aehrenthalschen Geniestreiches überhaupt unabsehbar. Es ist hier nicht der Ort, sich auf eine Erörterung der Mängel in der Organisation und Schlagkraft der österreichisch-ungarischen Armee einzulassen, aber auf eine andre bedeutende Gefahr muß hingewiesen werden, die im Kriegsfalle die Verwendung ganzer Regimenter ernstlich in Frage stellen kann, nämlich die voraussichtliche Weigerung von Truppenkörpern, gegen Stammgenossen zu kämpfen. Daß diese Gefahr tatsächlich besteht, dafür sprechen schon jetzt gewichtige Anzeichen. Der Nationalitätenhaß vergiftet eben unser staatliches Leben schon derart, daß ganze Nationalitätengruppen in den äußeren Feinden der Monarchie, wie Rußland, Serbien und — da es doch einmal ausgesprochen werden muß — auch Italien keineswegs ihre Feinde, sondern Befreier vom habsburgischen Joch begrüßen. Ob auf die aus diesen Nationen ergänzten Regimenter zu zählen ist, falls



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie den vermeintlichen „Befreiern" gegenüberstehen werden, erscheint sehr zweifelhaft. Man erinnere sich nur an einige Vorfälle aus der allerletzten Zeit, wie die Attacken tschechischer Dragoner auf deutschredende Bürger in Brüx und Iglau, woselbst die Exzedenten „Hoch Serbien" gröhlten, den von tschechisch-radikaler Seite arrangierten Skandal anläßlich der Einwaggonierung von Ersatzreservisten in Jungbunzlau — er hatte unter anderm die Pensionierung des dortigen Militärstationskommandanten zur Folge —, an die Meuterei tschechischer Mannschaften in Bosnisch-Brod, an die — nur schlecht dementierte — antimilitaristische Verschwörung tschechischer Unteroffiziere in Schlan und so weiter.

Die Armee ist heute auch in Österreich-Ungarn ein Volksheer. Können die Soldaten aber trotz aller strengen Zucht ihr nationales Fühlen gänzlich vergessen, wo der Nationalitätenhaß schon in der frühesten Jugend die Gemüter infiziert?

Überdies hat es die Staatsweisheit in beiden Reichshälften glücklich so weit gebracht, daß selbst Nationalitäten, deren Kaisertreue früher sprichwörtlich war, wie die Ruthenen und Kroaten, immer mehr ins allslawische Fahrwasser geraten. Vor zehn Jahren hätten die Ruthenen bezahlte russische Agitatoren wie die Herren Hlibowicki, Markow, Kurilowicz erschlagen, — heute wählen sie diese Gesellen in den Reichsrat!

Ähnlich steht es bei den Kroaten. Die „Serežaner" waren die Elitetruppe Radetzkys auf allen Feldzügen, mit kroatischen Matrosen siegte Tegetthoff bei Lissa, — heute ist die Majorität der (ungarländischen) Kroaten im Reichsrat durch Typen wie Supilo, Surmin und so weiter vertreten, deren moralische Qualität am besten dadurch charakterisiert wird, daß seitens der serbischen Skuptschina Begrüßungsdepeschen an sie abgesendet wurden. Doch genug, — man könnte Bände mit ähnlichen Beispielen füllen.

Wozu hier aber auf allen diesen Jammer eingegangen wurde? Um zu zeigen, daß ein Staat, wo solche Zustände herrschen, keine Machtpolitik treiben darf, sondern darnach streben muß, seine immer trostloser werdenden inneren Verhältnisse zu konsolidieren. Ein Minister des Äußern, der alledem zu Trotz, ungeachtet des stets wachsenden Hasses der benachbarten Großmächte Rußland und Italien — von dem kleinen Balkangeschwärm ganz zu schweigen — den Annexionsrummel heraufbeschworen hat, gehört auf die Anklagebank.

Oder schwebte dem Herrn von Aehrenthal bei seinen diplomatischen Schachzügen das Wort Daniel Spitzers als Leitmotiv vor: „Österreich-Ungarn braucht wieder einmal einen Krieg, um die schweren Wunden, die ihm der Frieden geschlagen hat, zu heilen?"

Alastor

## Das Spiel mit dem Feuer

Vorerst sei die serbische Seite beleuchtet. Denn sie ist zweifellos die aggressivere. Wer die Art kennt, wie im Orient Politik auf der Straße, in Cafés, Gasthäusern, in Klubs und Versammlungen getrieben wird, wie hitzköpfige Einzelmeinungen sich dort im Handumdrehn in Demonstrationen und Ausschreitungen umsetzen, wie in solchen Milieus keinerlei Gefühl der Verantwortlichkeit für die Folgen solcher Exzesse besteht, den kann es nicht im geringsten überraschen, wenn die vox populi in Serbien, auf die Schlagworte einiger Politiker hin, daß Serbien wirtschaftlich ohne Ausgang ans Meer ersticke, daß der ganze großserbische Zukunftbau durch die Annexion

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Bosnien zum Einsturz gebracht sei, ohne weitere Bedenken für den Krieg ist. Heute unbedingt dafür ist, gegen Österreich-Ungarn loszuschlagen, um morgen vielleicht nicht einmal die Erinnerung daran zu bewahren, daß man Kriegsgelüste geäußert hat.

Auf dieses Eintagstemperament, diese Vorherrschaft der Momentempfindung über alle Vorsicht und Klugheit, hat die serbische Politik ihre Rechnung gestellt. Es heißt für sie nur immer wieder ein stimulierendes Wort finden, um die ganze Nation hinter sich zu haben. Nun wissen die serbischen Machthaber ganz gut, daß das um den Frieden besorgte Ausland sich leichter zu Rücksichten und Zugeständnissen bewegen läßt, wenn es sich einem Paroxysmus. einer krankhaften Übererregung, einer Art von zu allem fähiger Verzweiflung eines ganzen Volkes gegenüber sieht. Wenn Anzeichen von Überlegung, Vernunft, Abwägung der Kräfte auf serbischer Seite zutage treten würden, wäre die Partie verloren. Dann ließe sich unterhandeln, abhandeln, verhandeln.

Das muß ausgeschlossen bleiben, denn Serbien hat ja keinen Schein eines Anrechts auf Bosnien, hat überhaupt nicht die leiseste Legitimierung, sich gegen den Annexionsakt zu sträuben. Es kann daher nicht verhandeln.

Aber dieses „Sich-tollstellen" ist ein System. Vorbedachte und gut inszenierte Taktik. Daß in der serbischen Armee, die seit einem Jahrzehnt auffallend vernachlässigt wurde und keine Kredite für ihre Bedürfnisse erlangen konnte, ja auf einen Friedensetat herabsank, der jede militärische Ausbildung unmöglich machte, — daß hier die Offiziere für den Krieg oder mindestens für die — alledieseMängel behebende Vorbereitung zum Krieg gestimmt sind, ist begreiflich und gewiß nicht tadelnswert. Sie machen den Wirbel mit, weil sie einen tatsächlichen Gewinn davon erwarten.

Ich habe jedoch kürzlich in Serbien Politiker, Kaufleute, Militärs, Bauern, kurzum Personen aller Stände um ihre Meinung befragt, ob der Krieg mit Österreich-Ungarn wirklich eine serbische Notwendigkeit, eine Existenzbedingung sei. Dabei hatte ich stets erklärt, ich hielte die territorialen Forderungen, die Serbien an die Nachbarmonarchie stellt, für absolut unerfüllbar. Bei Beginn der einzelnen Unterredungen lautete ausnahmslos der Refrain aller, Serbien müsse Krieg führen. Ohne Begründung, ohne nähere Diskussion. Ebenso ausnahmslos freilich hielt bei allen diese Kriegsstimmung nicht an. Und schließlich sprach fast jeder die Überzeugung aus, es werde ohnedies zu nichts kommen.

Nur die Publizisten in Serbien, deren geradezu wütende Kriegsallüren eben jene Stimulantien darstellen, deren sich Regierung und Parteien bedienen, um das „tolle" Volk in dem gewünschten Zustand zu erhalten, bleiben dabei, der Krieg sei unvermeidlich. Aber was gilt den Serben selbst eine Preßstimme zwei Stunden nach Ausgabe des betreffenden Blattes! Die serbische Presse hat mit wenigen Ausnahmen einen Tiefstand erreicht, daß sie eben nur mit den äußersten Mitteln noch einige augenblickliche Wirkungen hervorrufen kann. Man täuscht sich auch im Ausland sehr über die angebliche Ermunterung der serbischen Kriegstollheit durch die in breiteren Schichten Serbiens gar nicht bekannte Serbophilie der Engländer. Auch die echten und unechten Sympathien Rußlands für Serbien werden von dem serbischen Volk heute gar nicht hoch eingeschätzt. Das Volk hat so ziemlich das Gefühl, daß Serbien doch isoliert bliebe, wenn es sein Waffenglück versuchte.

Auf serbischer Seite ist somit, ungeachtet aller Rüstungen, aller Kriegsstimmung, aller Drohungen, kein wirklicher Kriegsernst zu konstatieren. —



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Österreich-Ungarn hat — im Gegensatz zu Serbien — seine militärischen Maßregeln ganz im Stillen treffen müssen. Als Großmacht und als Friedensmacht mußte es ängstlich den Schein wahren, als ob es nur im äußersten Fall der Herausforderung losschlagen, sonst aber Geduld, Gleichmut, das Gefühl der Überlegenheit bis ins Extrem festhalten wolle. Überdies mußte die österreichische Politik der Annexion durch Verständigung mit der Türkei vorher einen legalen, unanfechtbaren Abschluß geben. Auch diese Rücksicht zwang das wiener Kabinett, sich keinesfalls hinreißen zu lassen.

Es scheint jedoch, als ob man militärischerseits in Österreich alle Vorbereitungen getroffen hat, einem etwaigen serbischen Exzeß mit genügender Kraft entgegenzutreten. Nicht nur wurde das Armeekorps in Serajewo durch Zuweisung einer dritten Infanteriedivision, durch Aufstellung zahlreicher Gebirgstruppen verstärkt, es befinden sich auch weitere vier Armeekorps des österreichisch-ungarischen Heeres in einem gewissen Grade von Bereitstellung. Der alte Fehler der wiener Regierung von 1879, mit ungenügenden, den gegnerischen Widerstand unterschätzenden Kräften (das berühmte Musikkorps, durch das Graf Andrassy Bosnien besetzen lassen wollte!?) ins Feld zu ziehen, würde sich kaum wiederholen.

Diese latente Überzeugung hat wohl zur Folge, daß man derzeit in Österreich-Ungarn gar keine Erregung, keine ernsteren Besorgnisse, keine wesentlichen Einflüsse auf Handel und Wandel bemerkt. Nichts deutet darauf hin, daß ein Krieg bevorstehen könnte.

Wer die serbischen Studenten, die die österreichischen Hochschulen in großer Anzahl besuchen, ganz unbehindert und unbeachtet in Wien umhergehen sieht, der erkennt wohl auch sofort, daß der Österreicher die serbische Feindschaft garnicht ernst nimmt. —

Was wird, was kann uns trotzdem der kommende Tag bringen?

Nikolaus

## Alvings Beichte

Mit Björnstjerne Björnsons temperamentvoller Offenherzigkeit stimmt es gut überein, daß auch viele seiner besten dramatischen Figuren von keinem Geheimnis mehr umgeben sind. Man weiß, daß der Advokat Berent aus dem „Fallissement" eine stadtbekannte Figur in Christiania war; Paul Lange in „Tora Parsberg" trug die Züge des unglücklich endenden Ministers Richter, der Norwegen in Stockholm zu vertreten hatte, die Heldin wieder soll des reichsten Norwegers Astrup Tochter sein. Doch obwohl es festzustehen scheint, daß Björnson selbst von seinem Landsmann Ibsen in dem heißblütig ehrlichen „Volksfeinde" Doktor Stockmann verewigt worden ist, haben sich dieses verschlossenen Dichters andre Gestalten bisher in Dunkel zu hüllen gewußt. Und gerade weil man bei diesem Hauptvertreter des Naturalismus nicht glauben will, daß er uns statt wirklicher Personen nur Hirngespinste, nur Schemen vorgeführt habe, verfolgt wißbegierig der Analytiker die Fäden, die aus der Studierstube ins Alltagsleben zurückführen. Ganz wie es einmal bei Goethe hieß: „Wer ist Antonio gewesen, wer Mephisto?" fragt man heute: „Wer war Hilde Wangel, Rebecka in „Rosmersholm", Frau Alving in den „Gespenstern" — und wer der Kammerherr Alving?"

Ein junger norwegischer Literat, Knut Mathiesen, will sich demnächst bei der Ibsenforschung durch den Nachweis

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einführen, jener Mann habe gelebt, Ibsen jedoch ihn aus der idealisierten Heldin Mund arg verunglimpfen lassen. Denn Kammerherr Alving war zweifellos identisch mit einem Rittmeister a. D. Fridthjof Anker, der vor etwa fünfzig Jahren den Dienst quittierte und ein schönes, durch den Tod seines Vaters freigewordenes Gut im südlichen Norwegen übernahm. Er hatte in Christiania ein junges und sittsames, nur leider allzu pietistisch erzogenes Mädchen aus den Kaufmannskreisen kennen gelernt und führte es als Gattin auf sein Gut. Ein jovialer Lebemann, der Jagd und Fischfang liebte und einen guten Tropfen im Keller hielt, hatte er wenig Sinn für langausgedehnte Abendandachten und fortwährendes Einlager von Schwarzröcken, die sich für die genossene Gastfreundschaft dadurch bedankten, daß sie ihn zu „bekehren" suchten.

Ich weiß im Augenblick nicht, ob von der Kritik schon darauf hingewiesen wurde, daß Ibsen im Punkte der erblichen Belastung inkonsequent verfahren ist. Wenn Oswald und Regine beide vom kranken Kammerherrn Alving stammten, so hätte Regine als die spätere auch schwächlicher und noch ärger belastet sein müssen, statt daß sie kernig und saftstrotzend, eben heiratsreif geworden, vor Oswald hintritt. Ein Mann, der eine solche Tochter in die Welt setzt, ist gesund. Und so ist Rittmeister Anker tatsächlich auch gewesen. Seine Krankheit bestand nur darin, daß er nicht fortwährend ohne innere Nötigung in seinem Rauchzimmer beten wollte und einmal einen Wanderprediger, der ihm gar zu lästig fiel, die Haustreppe hinabwarf. Dies war der Anlaß, der dazu führte, das eheliche Verhältnis zwischen den beiden Gatten planmäßig zu vergiften. Pastor Manders ist kein Porträt; er soll in Wirklichkeit weniger harmlos ausgesehen und bei dem schließlichen Scheidungsprozeß, der von Drontheim bis Christiansand Norwegens gute Gesellschaft aufregte, keine sehr lobenswerte Rolle gespielt haben.

Nun sollte Knut Mathiesen, während er in Christiania studierte, als Hausgenosse ein hochbetagtes, einsam lebendes Fräulein kennen lernen, eine entfernte Verwandte jener Familie Anker, die ihm, nachdem er durch eine Gefälligkeit ihr Vertrauen gewonnen und sie von seinen Textforschungen erfahren hatte, manches aus jenem Prozeß erzählte, ihm zuletzt auch ein paar Briefe von des Rittmeisters, ihres Jugendfreundes, Hand zu lesen gab. Der Inhalt macht es begreiflich, daß Ibsen sich angeregt fühlte, diesen Stoff zu formen. Ich muß mich hier darauf beschränken, nur die eine charakteristische Stelle wiederzugeben: „Sie (d. h. Frau Sigrid Anker) hat mein ganzes Gesinde durch hartnäckige Bearbeitung vermittels Predigt so gegen mich eingenommen, daß ich kaum noch meine Stiefel geputzt bekomme und mich, wenn ich Wein haben will, am sichersten persönlich in den Keller bemühe. Denn wehe mir, wenn wieder einmal eine Flasche leer wurde! Dann strafen mich vorwurfsvolle Blicke von allen bis zum Stallbuben hinunter. Soll ich in meinem eigenen Hause wie ein Verbrecher herumschleichen? Seit Jahren gehn sämtliche Kamele auf Ankersholm durch ein Nadelöhr, und kein Reicher kommt in den Himmel. Was habe ich von meinem Reichtum? Ich bin ja der König Nebukadnezar, der auf dem Bauch spazieren geht und Gras frißt. Ein Geschöpf der Finsternis, ein Satansbraten. Ach Ingeborg, wer hätte das ahnen können! Ich nahm einmal ein blühendes Weib; sie hat sich derartig abkasteit, daß ich gar keine Lust mehr zu ihr verspüre. Wenn ich in schlechte Gesellschaft gerate, — sie allein ist schuld. Meine ganzen Sünden aber bestehen darin, daß ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein paarmal vom Nationalfest einen fröhlichen Rausch heimbrachte und einmal vor fünf Jahren unser Stubenmädel für eine drollige Antwort lachend beim Schopf nahm und es auf die Stirn küßte. Seitdem gleitet Sigrid kalt, grünlich schimmernd und unnahbar, wie ein Eisberg an einem Dampfer, an mir vorüber."

Die Tragödie dieses Lebens mag man genauer in „Alvings Bekjendelser" nachlesen, unter welchem Sammeltitel eine Reihe Aufsätze über Ibsen von Mathiesen demnächst in einem bekannten Verlag erscheinen soll. Die Kritik wird über den Wert seiner Forschungen vielleicht verschiedener Meinung sein, doch darf man auch nicht achtlos an ihren sichern Resultaten vorübergehen. Ja viele von uns werden sich eines Wortes erinnern, das vor zwanzig Jahren schon Strindberg in seinem Drama „der Vater" prophetisch aus des Doktors Munde hören ließ: Bis jetzt sei immer nur Frau Alving auf den Bühnen Europas über ihren „gefallenen Mann" zu Wort gekommen; doch er denke zuweilen, wie der Streit sich wohl stellen würde, wenn man auch den toten Widerpart noch einmal zum Sprechen bringen könnte. Das ist jetzt geschehen.

Erik Sparre

# Glossen

## Deutschtum und Mode

Auf dem Gebiete der Bekleidungskunst ist es den Deutschen sehr schwer geworden, mit der ausländischen Konkurrenz auf eine Höhe zu kommen. Besonders die Modewerkstätten für Damenkostüme bedurften angestrengtester Arbeit, um den alten Ruhm französischer Überlegenheit zu brechen und sich im Inland bei den hohen Herrschaften Geltung zu verschaffen.

Wir sind heute so weit, daß selbst Kenner über die Herkunft einer vornehmen Toilette in Zweifel geraten können, und es gibt Leute, die dreist behaupten, daß der einzige Unterschied, der eine deutsche Robe einer französischen noch unterordnen könne, nur auf die Grazie der Pariserin zurückzuführen sei.

Die Entwicklung gerade jener Geschäftsbetriebe, in denen nicht bloß der materielle Wert der Ware, sondern gediegene Arbeit, Geschmack, ja sogar ein gewisses Kunstempfinden eine Rolle spielen, ist für unser Volkswohl wichtig.

Eine Menge Artikel, zu denen auch die Kleider gehören, haben zweierlei Bedeutung, sie sind Mode- und Bedarfsartikel zugleich. In dem Maße, wie sich ihr Charakter auf die eine oder andere Seite dieser Eigenschaften verschiebt, ändern sich Qualität, Form und Stil.

Verliert ein derartiger Stoff seinen Modecharakter, dann sinkt er zu einem einförmigen, ästhetisch ganz wertlosen Massenartikel herab; an die Stelle des kleinen, individuell geleiteten Betriebes tritt die schlechter bezahlte, mechanisch tote Fabrikarbeit, und wo sonst zehn kleine Unternehmer sich und ihren Angestellten angenehme Arbeit und gutes Auskommen verschaffen konnten, da steht dann *einer*, um sich mit einer ausgespitzten Organisation und mit ausgequetschten Löhnen eine auskömmliche Existenz zu verschaffen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schreitet ein Artikel aber in seiner Eigenschaft als Modegegenstand vorwärts, dann verbessern sich Form, Stil und Qualität, die bessere Veranlagung des Arbeiters kommt zur Geltung, und Millionen werden aus den Kreisen des Überflusses in die Hände kleiner oder mittlerer Unternehmer und Arbeiter geleitet.

Über die Mode hinweg geht die so oft vermißte Entwicklung unserer Bedarfsartikel nach der Kunstseite.

Sie muß die Gegenstände zunächst so wertvoll für uns machen, daß sie künstlerischen Einfluß vertragen können, ohne im Preise allzu hoch gegen die Norm zu verstoßen.

Es wäre Sache unserer hohen und höchsten Herrschaften, hier mit Verständnis das gute Beispiel zu geben.

Man lacht über König Eduard, wenn er eine neue Weste „komponiert" hat, man bespöttelt sein Interesse für neue Rock- und Hosentrachten, aber man vergißt dabei, daß er dadurch Millionen dem Lande erhält oder zuführt und für einen sozialen Ausgleich arbeitet.

Wenn er heute eine römische Toga trüge, würden unsere Vettern vielleicht alle in diesem klassischen Kostüm die Welt ärgern.

Bei uns ist das anders. Gewiß, Uniformen eignen sich nicht für diese Perspektive. Aber die Damen unserer höchsten Aristokratie verbessern durch ihre Einkäufe sicher die Qualität, Gediegenheit und künstlerische Fortentwicklung vieler Artikel, sie geben durch ihr Beispiel den Ton für Tausende an und leisten dadurch dem Volk eine nicht zu unterschätzende soziale Hilfe.

Die deutsche Kronprinzessin hatte durch eine hervorragende Toilettenbestellung Aufsehen gemacht, eine eigens arrangierte Ausstellung erregte Sensation, und Tausende von mittleren Existenzen, die in der Geschäftsfläue sorgenvoll nach Kunden schauen, werden gewiß nun mit gutem Verdienst arbeiten, um allen Damen der guten Gesellschaft in ähnlicher Weise gerecht zu werden?

So sollte es sein!

Aber so ist es nicht: die Toiletten waren aus Paris; und wenn unsere Ateliers so wenig zu tun haben, so mögen sie zum Zeitvertreib das schöne Lied singen:

„Deutschland, Deutschland, über alles, über alles in der Welt."

In Berlin werden jetzt wieder viele „pariser Modelle" gemacht werden müssen. Viele werden lügen, die Ehrlichen aber mit Erröten eingestehen müssen, daß sie nur deutsches Fabrikat anzubieten haben.

Oskar Harslem

## Getragene Gewänder

Eine kluge Frau und ein Junggeselle rechten nicht mit der Mode, die aus einer wunderlichen Mischung von seelischen und körperlichen Bedürfnissen, entstehend aus dem Hang zur Abwechslung und dem Wunsch nach Differenzierung oder nach Nichtdifferenzierung, immer neu geboren wird.

Aber eins nehme ich der Mode übel.

Sie hat kein Auge für die feinste Differenzierung, nämlich für die, welche dann eintritt, wenn das Gewand heimlich die Bewegungen der Herrin abgeguckt und ihre Gewohnheiten angenommen hat. Was ist aller Schnitt und Schick gegen jenen „Fall" und Faltenwurf, den die Glieder dem Kleide beibringen? Also werden getragene Kleider unendlich viel feiner als neue. Diese sind fast immer gebügelt und gestriegelt, gestrafft, gefältelt und getüncht. Die Ladenfarbe ist entsetzlich unpersönlich. Wie anders, wenn Licht und Luft und Frauenarbeit ihre individualisierende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Macht spielen ließen. Das „verschossene" Kleid hat zumeist viel reizendere Nüancen als die nouveauté mit ihrer chemischen Tadellosigkeit, ihrem „uni" und ihrem Anilin.

Ich wage nicht zu gestehen, daß mir die Kleider und Blusen, in deren Nähe ich mich am liebsten aufhalte, dann am liebenswürdigsten scheinen, wenn sie unsichtbar geflickt sind. Ich weiß: das ist Ketzerei; aber da ich sie nicht bezahlen muß, ist es gewiß keine Sparsamkeit. Ich bewahre in meinem Gedächtnis längst abgelegte Frauenkleider, aber nicht aus den Tagen ihres jugendlichen Glanzes, sondern aus der Zeit, in der sie welkten. Das „Strotzende" ist es, was nicht bloß ästhetische, sondern die ethische Abneigung rechtfertigt. Etwas davon haben, trotz oder wegen aller Kunst, selbst die duftigsten Roben der Madame Jeanne Paquin in Paris, der verehrten Mitarbeiterin des „März". Denn sie sind auf einem stillstehenden oder stillsitzenden Probierfräulein „gearbeitet" Der Fluß kommt den bewegten Falten erst allmählich von dem bewegten Körper der Herrin, im Weg jener darwinischen „Anpassung", die sich naturgeschichtlich nicht in einer Saison vollziehen kann. Kurz, solange es nicht angetragen ist, solange ist das Gewand unpersönlich. Freilich, das alles führt nur auf die heikle Frage, ob die Frau ihren charme vom Kleid oder das Kleid seinen Reiz vom Wesen der Herrin beziehen soll.

Dr. Heinrich Hutter

## Russische Polizei

Die Enthüllungen, die der ehemalige russische Polizist Bakai im pariser „Matin" über das Tun und Treiben der russischen Geheimpolizei und insbesondere über die Entlarvung seines früheren Kollegen Azew als Lockspitzels und Agent provocateur in revolutionären Kreisen, veröffentlichte, haben, wirksam ergänzt durch Einzelheiten aus dem krakauer Spionageprozeß, wieder einmal ein grelles Licht auf die entsetzlichen Zustände im polizeilichen und administrativen Rußland geworfen, Greuel aufgedeckt, die durchwegs schon zu Lasten des neuen Rußlands, des Rußlands der Konstitution, der Duma, der politischen Wiedergeburt fallen, drastische Beweise dafür erbracht, daß sich im Zarenreich die Anwendung der verworfensten, bedenklichsten Mittel in der inneren Administration, und insbesondere bei der Polizei, ungeändert erhalten hat, daß das neue Rußland nach wie vor mit den Menschenrechten umspringt, wie es den Machthabern paßt.

Es hat sich erwiesen, daß die zahlreich in die Reihen der Revolutionäre und Terroristen eingedrungenen Geheimpolizisten nicht nur durch Provokationskniffe, wie Verleitung zu bewaffneten Versammlungen, den Kriegsgerichten massenhafte Opfer zuführten, sondern auch, um sich im Vertrauen der Genossen zu festigen und Schuldige zu schaffen, zahlreiche Attentate mitvorbereiteten. So den Bombenanschlag gegen den Großfürsten Sergius in Moskau, den angeblich Azew mit Wissen des Polizeipräfekten Raschkowski anregte, in der Absicht, die Terroristen vor der Tat zu fassen. Diese handelten aber rascher, als die Polizei zugriff.

Die Linie zwischen dem Tun dieser polizeilichen Lockspitzel und Anstifter und jenem der Terroristen und Verbrecher ist oft so verwischt, daß die beiden Parteien garnicht voneinander zu unterscheiden sind. Dieses gefährliche Balanzieren der Polizisten auf der Schneide von Gesetzeshut und Gesetzverletzung fördert natürlich die Korruption, die Lust, sich verbrecherisch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorteile zuzuwenden, bei den Beamten, die fast ohne Kontrolle arbeiten.

Und was für eine entsetzliche Willkür herrscht bei den Anzeigen, Verdächtigungen und Verhaftungen, die diese Polizeiorgane vollziehen!

So tragisch die meisten Enthüllungen über das Treiben der russischen Polizei und Verwaltung auch sind, — im krakauer Prozeß kam doch auch der Humor zur Geltung. So, als der Kronzeuge und Expolizist Bakai erzählte, wie einer der politischen Angeklagten in Warschau vom Gericht zum Tode verurteilt wurde, sich aber nach gefälltem Urteil ganz ruhig, und da er eine Dienstmütze der Beamten des Ministeriums des Innern benützte, auch ganz unbehelligt aus dem Saal und aus der Zitadelle entfernte. Ja, sich nicht einmal zu einer regelrechten Flucht entschloß, sondern einige Tage nachher im gleichen Gerichtslokal als Zeuge in andrer Sache erschien, ohne erwischt zu werden. Mit wie fabelhaftem Leichtsinn wurden und werden wohl noch in Rußland — Todesurteile gefällt! —

Die Korruption der russischen Polizei bis in ihre höchsten Spitzen hinauf erwies der eben angesetzte Prozeß des früheren Stadtgouverneurs Generals Reinbot. Dieser mir persönlich von meinem moskauer Aufenthalt her bekannte, hochintelligente, sprachenkundige, vollendete Weltmann zeigte mir damals eine auserlesene Kollektion von erfolglos gegen ihn geschleuderten Bomben, fein säuberlich auf einer großen Holzplatte befestigt. Als ich mein Verwundern darüber aussprach, daß der General gleichwohl oft in den belebtesten Straßen spazierte und den Terroristen bequeme Gelegenheit zu Anschlägen bot, lächelte er nur und meinte: „Wir von der Polizei müssen immer auf den Tod vorbereitet sein." Beim Abschied riet er mir noch, um mit Heine zu sprechen, „ihn nicht unter den Linden zu grüßen", da dies stets gefährlich sei. Und nunmehr lautet die Anklage gegen Reinbot, daß er und seine Polizei bei allen Expropriationen, Räubereien und Verbrechen gegen namhafte Prozente des materiellen Ergebnisses beteiligt waren, daß er ungeheure Unterschlagungen begangen, die Kosten für Vermehrung der Stadtpolizei einfach eingestrichen, den erhöhten Etat der Mannschaft nur auf dem Papier durchgeführt habe, und dergleichen mehr.

Wahrscheinlich hatte er sich auch die Musterkollektion der Bomben von befreundeten Terroristen herrichten lassen, die auch die bestellten Attentate gegen ihn verübten.

Der Fall Reinbot ist aber in Rußland keineswegs vereinzelt.

v. S

## Die Bayernkraft

Es gibt Leute, welche die Agilolfinger, das alte Herzogshaus der Bajuwaren, die Garibald, Odilo, Thassilo höher schätzen, als die Königsherzen von Altötting. Der „heilige Berg" Andechs weckt in mir heimelige Ehrfurcht, — weil ich ihn für eine heidnische Opferstätte halte. Fast könnte man eine germanische Rassenverstärkung sehen in dem Eindringen der lutherischen Schweden, denen von der Volkssage alle Schandtaten in die Schuhe geschoben werden, die auf bayerischem Boden von Kriegern begangen sind. Und obschon der Hutzenauer von Ruhpolding und Stauderer von Brünnhausen dafür zu tadeln sind, daß sie ihren ehrlichen deutschen Beruf mit einem gelehrten griechischen Namen nennen, so sind diese Bauernbündler doch gewissermaßen die Führer der letzten Markomannen, die sich gegen die Romanisierung durch die „Urrasse" wehren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es sind Gestalten von alter bajuwarischer Kraft, von schlagfertiger Fröhlichkeit, auf Selbständigkeit des Stammes bedacht wie die alten Bayernherzoge, fromm katholisch und politisch anti ultramontan etwa wie Walther von der Vogelweide.

Unter den Holzfällern, Jägern und Sennen in den Bergen herrscht sicherlich noch Gesundheit und Urkraft. Aber unten auf der Ebene macht sich Rassenentartung bemerkbar. Die Verlockung zum Biergenuß ist auch auf dem Lande groß, seit der Trank fabrikmäßig hergestellt wird. Man schläfert vielfach die Säuglinge mit Alkohol ein. Die Mütter schämen sich, ihre Kinder zu stillen oder können es, infolge des Trinkens der Väter vielleicht, wirklich nicht mehr. Die Kuhmilch wird nach fester Vereinbarung an die Molkerei verkauft; die Bauernkinder bekommen den schlechten Rest davon oder garnichts. Und wenn der Pfarrer von Nordhalben einen Antrag für Säuglingsfürsorge stellt, dann wird er erst einmal abgelehnt, weil Grandinger die fränkische Mutter wegen ihrer treuen Pflichterfüllung gelobt hat.

So haben wir in Südbayern mit einer in geistiger und gesundheitlicher Beziehung ungünstig gestellten Bevölkerung zu rechnen, die auf dünner Ackerkrume, durch viele „Feiertage" aufgehalten, hart arbeitet. Aber da ging auf einmal ein Zucken durch den Körper des Bayernvolkes. Man fühlte eine feierliche Einigkeit, eine gehobene Stimmung ernsten Dankes gegen die Natur, gegen die gütige Bergfee, die den vielfach enterbten Markomannenenkeln eine Wundergabe in die Wiege gelegt hat, deren Geheimnis nun enthüllt wurde: die Wasserkraft!

Aber freilich, gerade auch auf der landschaftlichen Schönheit beruht zum guten Teile die Wirtschaftskraft Südbayerns. Nun sammelt die Regierung Pläne auf Pläne, wie das hohe Becken des Walchensees zur Gewinnung von möglichst viel Elektrizität auszunützen sei. Wir fürchten, daß dabei wieder viel Ursprünglichkeit und Reiz geopfert werden wird. Es fehlt zwar nicht an Beschwichtigungshofräten in der Lodenjoppe, die bestimmt erklären, die elektrischen Werke und Anlagen könnten und würden heutzutage so gestaltet werden, daß die Schönheit der Landschaft nicht beeinträchtigt werde. Wenn nur die Lodenjoppe, die vor kurzem ein „von den Tschechen verfolgter Deutschböhme" dem Herrn von Vollmar von seinem Landsitz Soiensaß am Walchensee gestohlen hat, wenn nur die Lodenjoppe keine Vorbedeutung dafür ist, daß dem Walchensee gegenwärtiges „Gemeingut" von edlerem Werte abhanden kommt.

Otto Seidl

## Nationalismus — mit Vorsicht!

Die Tschechen lieben es, das prager Deutschtum bei seinen Volksgenossen dadurch zu verlästern, daß sie behaupten, es bestünde vor allem aus Juden. Tatsächlich berichtet Doktor Franz Winterstein, der Reiseprediger der kasseler antisemitischen Gemeinde, im „Heimdall" (Leipzig-Borsdorf 1908, Seite 86) über seine Eindrücke in Prag unter anderm: „... Wer einen Menschen von arischem Äußern auf deutsch um Auskunft bittet, gerät damit leicht an einen Tschechen und erhält dann häufig gar keine Antwort oder eine absichtlich verkehrte. Man tut da also am besten, sich an einen der zahlreichen Juden zu wenden, wenn man etwas wissen will." Ein Antisemit, der, von „Ariern" belogen, Juden um Auskunft bittet, — ist das nicht eine Lustspielfigur?

Umgekehrt meint der Herr Abgeordnete Kreth (vergleiche übrigens 2. Sa-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

muelis 8, 18!), wenn er für den Ausschluß ausländischer Studenten spricht, hauptsächlich wohl die russisch-jüdischen und so weiter. Diese sind ja nun gewiß vom Übel, selbst die gutmütigen berner Studenten erfaßt ein Zorn gegen die Ausländerwirtschaft, und die münchener Techniker sprechen von ihrem „Polackium". Aber über den „Ärgsten der Ostleute" schwebt doch ständig das Damoklesschwert der Ausweisung; denn sie können nicht durch Verheiratung, nicht durch einen Sprung von „Lübeck" nach „Luxemburg" sich das Bürgerrecht erzwingen. Vor allem aber wären unsere Bürokraten nicht imstande, den Begriff „Ausländer" so zu fassen, daß nicht auch gerade jene „Ausländer" mitgetroffen würden, die wir mit großem Vergnügen an unsern Hochschulen sehen. Man will die „Russen" hinauswerfen und trifft dabei vielleicht die — siebenbürger Sachsen!

Wir haben ja an dem Beispiel des Vereinsgesetzes gesehen, wie leicht eine Maßregel, die der Reichsregierung zum Schutze des Deutschtums nötig scheint, zum Schaden des Deutschtums im Auslande ausschlägt. Die Ausländerfrage blieb ungelöst, sodaß es der Polizei überlassen ist, von Fall zu Fall zu entscheiden. Man wollte offenbar den russischen Anarchisten gegenüber freie Hand behalten. Da reist aber nun der deutsch-böhmische Abgeordnete Doktor Schreiter im Reiche herum, um den Reichsdeutschen von den nationalen „Neten" der „Deitschen" in „Eesterreich" ein „rihrendes" Bild zu entwerfen. (Der Mann spricht tatsächlich die Umlaute mit der Entrundung, durch die unsere Witzblätter den deutschredenden Tschechen kennzeichnen!) Wir in München konnten seine prachtvolle Stimme seinerzeit ungestört hören. Aber in Halle an der Saale machte ihm die preußische Polizei solche Schwierigkeiten und Einschränkungen, daß er sich in seiner Rede darüber entrüstet beklagte.

Er ist halt ein „Ausländer"!

Die Reichsdeutschen werden gut daran tun, stets zu bedenken, daß nur zwei Drittel ihrer Sprachgenossen innerhalb der Reichsgrenze wohnen. Daher Vorsicht im Nationalismus!

—dl

## Bücherschmerzen

Ich habe mich schon oft gefragt, warum in unserm Zeitalter der technischen Riesenfortschritte gerade das Buchbindergewerbe noch nicht einmal den bescheidensten Anforderungen gerecht zu werden vermag. O ich weiß wohl, wie wunderbare Einbände hergestellt werden, bald im echt antiken, bald im hochmodern sezessionistischen Stil, bald im zierlichen Rokoko-, bald im drolligen Biedermeiergeschmack. Ich bin kein solcher Barbar, daß ich nicht die Sinfonie der Farbe und die Orgie der Linie auf einem Buchdeckel zu schätzen wüßte. Ich will ja nur von dem ganz schlichten Geschäft des Heftens und Bindens reden.

Ich lege ein Buch auf meinen Schreibtisch und verlange, daß es dort geschlossen liegen bleibe. Aber es tut mir diese Liebe nicht an, springt vielmehr ganz von selbst ohne mein Geheiß auf. Ein andermal will ich gerade in einem Buche lesen, und mein Wunsch ist also nicht unbillig, daß es offen vor mir stillhalte. Aber plötzlich ist es unversehens zugefallen, und ich kann nun suchen, wo ich stehengeblieben bin, falls ich nicht so vorsichtig war, es zu beschweren oder ein Zeichen hineinzulegen. Was für ein Kobold hat hier seine Hand im Spiel gehabt? Kundige Thebaner belehren mich freilich, der Buchbinder habe eben den Rücken zu fest zusammengezogen. Aber eine solche Ungeschicklichkeit ist ganz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

undenkbar. Ich beharre also darauf, daß ein noch unentdeckter Teufel — oder sollte es ein Bazillus sein? — in dem Buch und mit dem Leser seinen Schabernack treibt.

Aber was wollen diese kleinen Neckereien bedeuten gegen die Tücken, deren ein unaufgeschnittenes Buch fähig ist. Allein schon die verdrießliche Arbeit und der Zeitverlust! Man hat doch nicht immer vor der Lektüre ein hilfreiches weibliches Wesen oder während der Lektüre ein Papiermesser zur Verfügung. Und man braucht sich noch nicht einmal des Fingers oder sonst eines unparlamentarischen Gegenstands zu bedienen, um das Buch beim Aufschneiden in einen übeln Zustand zu versetzen. Kein noch so treffliches Handinstrument arbeitet so sauber wie die Maschine. Warum uns die einen Verleger die broschierten Bücher aufgeschnitten, die andern unaufgeschnitten vorsetzen, ist eines der vielen Geheimnisse des Buchhandels, die kein Ungeweihter jemals ergründen wird. Ist es im letzten Fall bloße Rückständigkeit oder die tiefe Weisheit, daß das Buch von den Kunden, denen es der Sortimenter zur Ansicht zusendet, sicher nicht gelesen werden kann, ohne aufgeschnitten, also auch gekauft zu werden.?

Leider aber ist es mit dem Aufgeschnittensein allein noch nicht getan. Nun handelt es sich darum, wie das Buch geheftet ist. Oder eigentlich ist es von vornherein gar keine Frage, daß es den Strapazen des Hin- und Hergeschoben- und Gelesenwerdens nicht standhält. Ganz einerlei, ob Fäden oder Drähte verwendet sind: es fällt beim ersten Gebrauch unfehlbar in seine Bestandteile auseinander und wird in kürzester Frist zu jenem Häuflein Elend, das man höflich als Kartenspiel zu bezeichnen pflegt. Es scheint, daß die Abhilfe für diesen Übelstand die Erfindung des lenkbaren Luftschiffs an Schwierigkeiten erheblich überbietet.

Aber es gibt doch schon ein Universalmittel dagegen: man kaufe einfach nur gebundene Bücher! Was ja auch in der Regel geschieht. Es sind indessen mancherlei Fälle denkbar, in denen ein broschiertes Exemplar den Vorzug verdient. Davon ganz abgesehen, daß sich viele Augen von dem diskreten Gelb oder Grau eines bescheidenen Umschlagpapiers wohltätiger berührt fühlen als von dem Farbengeklecks eines obendrein abfärbenden Prunkdeckels, spielt schon die Geldfrage eine wesentliche Rolle, zumal bei Büchern, die man nur kennen lernen will, ohne sie dauernd seiner Bibliothek einzuverleiben. Oder das Gewicht bei Reiselektüre usw.

Endlich soll noch mit der geziemenden Bescheidenheit an die Rezensenten erinnert werden, die doch sozusagen auch Menschen sind. Neunzig Prozent der zu besprechenden Bücher bekommen sie ungebunden unter die Hände. Den Ärger, der dabei über die unsolide Buchbinderarbeit geschluckt werden muß, kann im ganzen Umfang nur ermessen, wer ihn selber schon ausgekostet hat. Ich meine, die gesamten Redaktionen sollten eine Verschwörung gegen die Verleger anzetteln und sich untereinander verpflichten, nur noch Besprechungen von Büchern aufzunehmen, die ihnen in gebundenem Zustand dargeboten werden. Das wären sie den Nerven ihrer kritisierenden Mitarbeiter schuldig. Daß diesen auch dann noch nicht bei ihrer Tätigkeit des Lebens ungemischte Freude zuteil wird, dafür sorgt schon — der Inhalt der Bücher

R. Krauß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Zwei Kriegsminister

Wer mein Ideal verhöhnt und lächerlich macht, ist mein geschworener Feind. Viel mehr als einer, der mich persönlich beschimpft. Vorausgesetzt natürlich, daß ich noch an mein Ideal glaube. Darum müßte einer verrückt sein, um von einem Kriegsminister von heute zu erwarten, daß er die Sozialdemokratie hoch leben lasse. Aber ein anderes ist es, mit dem Gegner Brüderschaft trinken, ein anderes, fremde Überzeugung achten. Und gerade an dem Ton, mit dem ich des Gegners Angriffe zurückweise, wird ein Dritter die Stärke oder Schwäche meiner Überzeugung erkennen. Ein Gläubiger, der des Ungläubigen Argumente verdreht und fälscht, erweckt immer den Verdacht, als ob er seiner eigenen Sache nicht mehr recht sicher sei. Je ruhiger dagegen einer auf ungerechte Vorwürfe antwortet, um so eher hat er beim unbefangenen Zuhörer gewonnenes Spiel.

Beinahe zu gleicher Zeit haben die Kriegsminister von Österreich und von Deutschland im Parlament gesprochen. Und beide nahmen die Gelegenheit wahr, sich mit den Gegnern des Militarismus auseinanderzusetzen. Aber wie verschieden war der Ton! In Wien erklärt Landesverteidigungsminister von Georgi, die antimilitaristische Propaganda, die die Leute zur Fahnenflucht und zur Dienstverweigerung hetze, und die prinzipiellen Theorien, die sich gegen die heutige Form des Militarismus wendeten, seien zwei ganz verschiedene Dinge. Und in Berlin ruft Herr von Einem dem Abgeordneten Bebel, der ihn durch einen Zwischenruf auf eben diesen Unterschied aufmerksam machen will, die höhnischen Worte zu: „Kommen Sie mir doch nicht mit diesen Dingen!“ Und dann beruft er sich auf Kautsky und liest aus dessen Aufsatz „Patriotismus und Sozialdemokratie“ ein Zitat von Hervey vor, das Kautsky nur anführt, um die Undurchführbarkeit der Herveyschen Forderungen in Deutschland nachzuweisen!

Wer die Rückständigkeit der preußischen Regierungsmänner in politischen und parlamentarischen Dingen schwarz auf weiß haben will, braucht bloß die Reden der beiden Kriegsminister zu lesen.

Tarub

## Der Zemp kommt!

Der Generalstreik der Post- und Telegraphenbeamten in Paris ruft die Erinnerung an den Eisenbahnerstreik bei der schweizerischen Nordostbahn wach, der, wenn ich nicht irre, etwa fünfzehn Jahre zurückliegt. Die Analogie ist lehrreich. Sogar Herr Clemenceau und Herr Barthou, die trotz ihrer republikanischen Gesinnung immer noch mit dem alten Polizeistaat liebäugeln, können vielleicht etwas daraus lernen. Darum erzähle ich die Geschichte.

Es war kurz vor dem Ankauf der Nordostbahn durch den Bund. Der allmächtige Guyer-Zeller hatte den Arbeitern die neuen Lohnforderungen schroff verweigert Der Streik war angesagt, freilich mit Innehaltung der gesetzlichen Kündigungsfrist. An einem Telegraphenschalter des Bahnhofs Zürich stand in später Nachtstunde ein Abgesandter Guyer-Zellers mit einem Stoß Depeschen. Alle hatten die Bestimmung, Bahnwärter, Weichensteller, Lokomotivführer und Zugpersonal von Ost und West zu beschaffen. Denn der letzte Tag, an dem gearbeitet wurde, neigte dem Ende zu, und noch war kein Ersatz da. Die Uhr zeigte auf drei Viertel zwölf. Der Telegraphenbeamte drinnen arbeitete fieberhaft; der Morseapparat klapperte wie eine Näh-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

maschine. Da plötzlich sah der Mann auf seine Uhr, hörte mit der Arbeit auf und schob dem erstaunten Sendboten Guyer-Zellers ein großes Paket unerledigter Depeschen hin. „Es tut mir leid, der Streik beginnt."

Der Streik hatte drei Tage gedauert. Vom Weichensteller bis zum Zugführer, vom Streckenarbeiter bis zum Schalterbeamten und Telegraphisten machten alle mit. In Zürich stiegen die Milchpreise und die Lebensmittelzufuhr stockte, denn kein Nordostbahnzug fuhr ein und aus. Die Arbeiter und Angestellten benahmen sich musterhaft. Die Züge der andern Bahngesellschaften, die bewilligt hatten, wurden alle sorgfältig bedient und durchgelassen. Die Einwohnerschaft sympathisierte mit den Streikenden und schimpfte auf die Dividendenschlucker der Nordostbahn und deren Hauptmacher Guyer-Zeller. Die züricher Regierung wurde beim Eisenbahndepartement in Bern vorstellig, da sie die Unterbrechung des Verkehrs nicht länger dulden könne.

Da, am dritten Tag, gegen Mittag ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt: „Der Zemp kommt!" Ein Nordostbahnzug sollte den Schef des schweizerischen Eisenbahndepartements von Bern nach Zürich bringen, um wieder Ordnung zu schaffen. Ein Streikender rief es dem andern zu, und alle eilten hinaus an die Bahn. Und als der Zug mit Bundesrat Zemp daherbrauste, standen bis weit vor den Bahnhof hinaus die Streikenden Spalier. Alle Weichensteller taten ihre Schuldigkeit, und ein vieltausendstimmiges Hoch empfing den Regierungsmann, zu dem all diese „Hetzer" und „Gehetzten" Vertrauen hatten.

Drei Stunden darauf war der Streik beendigt. Die Arbeiter bekamen den gewünschten Lohn, und Guyer-Zeller war zum erstenmal der Besiegte. „Wenn die Arbeiterforderungen nicht bewilligt werden, übernimmt der Bund auf Kosten der Nordostbahn sofort provisorisch die Leitung", hatte Zemps kurzer Bescheid gelautet.

Was lernen wir daraus? Daß eine Regierung nicht um jeden Preis auf seiten der Unternehmer zu stehen braucht — auch wenn sie selbst die Unternehmerin ist. Haben die Streikenden Recht, so sollen sie ihr Recht erhalten — auch ohne Unterwerfung. Ist den Arbeitern Unrecht geschehen, so soll man von ihnen keinen Gang unters kaudinische Joch verlangen, bevor sie Recht erhalten. Oder, ins Französische übersetzt: Herr Clemenceau konnte Herrn Simyan, der den ganzen Streik verschuldet hat, sofort entlassen, ohne erst die Unterwerfung der Streikenden zu verlangen.

Simson

Verantwortlich: für die Redaktion Dr. Robert Heſſen, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Finanzmisere

## Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Reichsnot zieht sich hin wie eine Krankheit. Und sie ist eine Krankheit: die Folge einer höchst unzweckmäßigen Lebensweise. Sie scheint dazu ausersehen zu sein, sämtliche organischen Fehler zu schmerzhaftem Bewußtsein zu bringen. Es kommt keine politische Osterstimmung auf. Fünfhundert Millionen jährlich wiederkehrende Mehrausgaben neben der außerordentlich angeschwollenen Reichsschuld. Es sollen Steuern halbdutzendweise fabriziert werden. Zumeist sind es „Spezialitäten"; und nichts ist natürlicher, als daß sich die Bedachten dagegen sträuben, wozu sie wegen des unzweckmäßig hohen Hinaufschnellens der ihnen zugemessenen Lasten einen recht stichhaltigen Grund haben.

Neben den Spezialitäten ist nur eine direkte Generalsteuer im Programm der Regierung. Die Aufnahme, die sie gefunden hat, gibt der momentanen politischen Lage ihr besonderes Gepräge, und darüber ist unten einiges zu sagen.

Zuerst aber: Wer trägt die Verantwortung an dieser heillosen Verwirrung und Wirtschaft? So sehr das System, daß jeder einzelne Faktor des Systems sich lächelnd an der Verantwortlichkeit vorbeidrücken kann.

Die Hauptsünde, Ausgaben zu bewilligen, ohne daß Einnahmen parat standen, hat sich in den letzten acht Jahren besonders gefährlich ausgewachsen. Ich halte gerade in dieser Richtung den frühzeitigen Tod Eugen Richters für ein nationales Unglück. Ein hervorragendster Finanz- und Staatsmann, hatte er den tiefen Zusammenhang zwischen dem Gleichgewicht des Budgets und dem politischen Gleichgewicht jahrzehntelang wie kein anderer gefühlt und gepredigt. Er hat selbst Ministergewissen geschärft. Genau mit dem Schwinden seiner Gesundheit setzte die chevalereske Nachlässigkeit ein, und die Gewissenlosigkeit des Flottenvereinslärms hat ein gut Teil des englischen Argwohns, hat ein großes Stück der Gleichgültigkeit gegen solide Finanz-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wirtſchaft auf dem Gewiſſen. Aber auch der miniſterielle Sanguinismus, der in den parlamentariſchen Parteien dank der fehlenden Verantwortlichkeit entſprechende Stimmungen großgezogen hat. Fürſt Bülow, der Euphemiſt, ſtützt ſich ſeit acht Jahren auf ſein Lieblingsprogramm: „Es wird ſchon gehen.“ Wird der Opportunismus derart zum Staatsprinzip erhoben, ſo wird die miniſterielle Geſchicklichkeit ein unentbehrliches Bedürfnis. Darum iſt Fürſt Bülow dem Syſtem von heute unentbehrlich geworden. Darum werden wir aber auch zu keinem Regierungsprogramm, zu keiner Regierungspartei, zu keinen politiſchen Richtlinien der inneren Politik gelangen.

Man redete im vergangnen Herbſt von den Grundſätzen der ſogenannten altpreußiſchen Sparſamkeit. Jedermann iſt überzeugt, daß die neupreußiſche Reichsüppigkeit ſich nicht ändern werde, am wenigſten dann, wenn neue Steuern bewilligt ſind. Die Sache läuft auch im diesmaligen Etat ziemlich im alten Gleiſe weiter. Nur ein neues Regiment mit neuen Grundſätzen könnte auch auf dieſem Gebiet etwas Ernſtliches leiſten und auch dieſes nur in entſchloſſenem und planmäßigem Zuſammenarbeiten mit einer gleichgerichteten parlamentariſchen Mehrheit. Nur die Verwaltung kann in der Verwaltung Umkehr ſchaffen, und auch ſie nur, wenn ſie neue Augen und neue Gedanken mitbringt. Mechaniſche Abſtriche der geſetzgebenden Verſammlung müſſen notwendiger Weiſe häufig fehlgreifen.

Das Neue an der Lage iſt, daß das konſervative Element ſich bei der gegenwärtigen Hauptaktion als das große ſtaatliche Hindernis entpuppt hat, das es ſeit der Reichsgründung iſt. Die Rechte hat einen förmlichen Feldzug gegen ein Hauptſtück der Finanzreform, gegen die generelle direkte Steuer eröffnet. Es wäre vom föderativen Standpunkt aus und angeſichts der ſteigenden Laſten, welche die Einzelſtaaten durch direkte Steuern aufbringen müſſen, doppelt erwünſcht geweſen, wenn das Reich ſo haushälteriſch gelebt hätte, daß es die direkten Steuern — unter die ich trotz gewiſſen theoretiſchen Klaſſifikationsbedenken auch Nachlaß- und Erbſchaftsſteuer rechne — dem einzelnen Staat hätte überlaſſen können. Aber bei der Lebensführung des Reichs iſt das ſchlechthin unmöglich, ſachlich und ſittlich unmöglich; denn wenn fünfhundert Millionen Jahr für Jahr mehr aufgebracht werden müſſen, ſo muß zum allermindeſten bei einer Steuer auch auf den Beſitz Rückſicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder richtiger keine Rücksicht genommen werden, sonst wird das Lastenbewußtsein des ganzen Volkes verwirrt und verbittert. Steuern zahlen ist hart, aber es ist unerträglich, wenn die Verteilung als ungerecht empfunden wird, und ungerecht ist es, den ganzen Fehlbetrag versteckt im Kaufpreis der Waren von jedem Konsumenten in gleichem Betrag zu erheben, gleichviel ob er arm, beladen, behäbig, wohlhabend oder reich ist.

So wurde die Nachlaßsteuer oder Erbnachlaßsteuer ein grundsätzlicher Mittelpunkt der ganzen Steueraktion.

Gegen diesen Mittelpunkt haben die Konservativen ihren Angriff gerichtet, und sie haben in der Kommission gerade diese Steuer zu Fall gebracht, ungeschickt sekundiert von dem nationalliberalen Vizepräsidenten und geschickt sekundiert von dem Zentrum, das die Bedeutung dieses Vorstoßes gegen die Regierungsvorlage und gegen die partei-politische Konstellation richtig gewittert hat.

Die Reichsregierung hatte, nachdem sie sich mit dem Zentrum überworfen, ihre Politik auf die letztmögliche Kombination: konservativ-nationalliberal-freisinnig, zu stützen. Diese Kombination war an sich reichlich verzwickt und widerspruchsvoll; sie wurde aber undurchführbar, sobald die Konservativen der Regierung nicht ermöglichten, anders als nur konservativ zu regieren. Jetzt ist der Fall praktisch geworden, praktisch zum erstenmal bei einer ganz großen Sache.

Die Steuerbewilligung, oder wie man es wohlschmeckender ausdrückt, die Reichsfinanzreform ist das Hauptstück der ganzen Legislaturperiode. Die Nachlaßsteuer ist ideell noch mehr als praktisch, und doppelt durch den entbrannten Kampf, das Hauptstück der Steuerbewilligung. Die konservative Partei erklärt, daß sie die direkte Steuer aus der Regierungsvorlage ausmerzen werde, in illegitimem Ehebund mit dem Zentrum, einem Bunde, der nur deshalb sittlich ist, weil er einer Herzensneigung entspricht. Gesagt, getan. Die konservative Fraktion hat die Nachlaßsteuer in der Kommission mit Hilfe des Zentrums geworfen; sie hat gleich hinterher bei der Branntweinsteuer, die deshalb keine hohen Beträge bringt, weil an die kontingentierten Brennereien bare Steuerrückzahlungen aus der Staatskasse zu machen sind, die Bündnisaktion mit dem Zentrum fortgesetzt und diese sogenannten Liebesgaben nicht nur nicht abgetragen, sondern noch erhöht.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das ist eine Wirtschaftspolitik, die das Staatsinteresse zu wahren versäumt und Privaten Vorteile in Bargeld verschafft. Diese Tätigkeit wird dadurch nicht sympathischer, daß sehr viele konservative Abgeordnete Sachverständige sind, das heißt Brennereien besitzen, und direkt lukrieren.

Durch das dringende Bedürfnis nach neuen Steuern und durch das Abmarschieren der Rechten zu dem blockgegnerischen Zentrum in dem Augenblick, als es zum ersten großen Kampf kam, ist die innerpolitische Lage so gereizt, gespannt und zugespitzt, wie schon lange nicht. Die Rechte hat eine Politik der Rücksichtslosigkeit proklamiert und zu betätigen angefangen.

Bei der Beratung des Etats, und zwar bei dem politischen Etatsposten des Reichskanzlers, mußte eine erste Entladung der Spannung erfolgen.

Dabei hatte, wie ich glaube, die bürgerliche Linke in dieser komplizierten politischen Situation eine doppelte Aufgabe. Sie mußte auf einen richtigen Inhalt der Reichsfinanzreform hinarbeiten, und sie mußte dartun, daß ihre parteipolitische Basis nicht so schmal sei, um sie von der heutigen Gruppierung abhängig zu machen. Sie mußte ihre volle innere und äußere Freiheit, ihre Unabhängigkeit von sämtlichen Beteiligten und, was wichtiger ist, von der Bevölkerung ad oculos demonstrieren. Nichts wäre taktisch und sachlich unklüger, als die konservative Partei, deren Vorgehen aus robusten Empfindungen resultiert, durch Bitten und Vorstellungen ihrem politischen Triebleben abwendig machen zu wollen. Man muß dieser großen Rücksichtslosigkeit die Wahrheit ins Gesicht sagen und sie ganz schroff vor die von ihr geschaffene Lage stellen. Eine wehleidige Sehnsucht: „Kehre zurück, es ist dir alles verziehen", ist gegenüber preußischen Konservativen gründlich deplaziert. Man muß noch weiter gehen und so wahrheitsliebend sein, zu gestehen, daß diese konservative Politik, dieses zeitweilige Weglaufen, dieser Überfall im Engpaß der Finanzreform, das Vertrauen in die konservative Zuverlässigkeit in „nationalen Fragen" auch da erschüttert hat, wo es noch vorhanden gewesen sein sollte.

Die ganze Blocksache war dennoch eine Erfahrung, die öffentlich angestellt und durchgeprobt werden mußte im Interesse der politischen Erziehung der deutschen Wählerschaft.

Ich weiß nicht, ob die Konservativen, wenn sie nur den Ernst sähen, die Finanzreform mit dem Mittelstück einer hinreichenden Erbschaftssteuer end-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gültig ruinieren würden. Kenner trauen ihnen trotz allen robusten Gewohnheiten einen solchen Mangel an Verantwortungsgefühl und eine solche Entschlossenheit, den Fürsten Bülow abzusägen, nicht zu. Aber die Spuren dieser Drohungen, mit deren Ausführung sie begonnen haben, werden sich in der Vorstellung aller der Wählerkreise, die nicht ganz stumpf sind, kaum verwischen lassen, und die Linke wird, um sich nicht mit einem falschen Schein und Odium zu belasten, künftig eine noch größere Freiheit von der parlamentarischen Gruppierung zu betätigen haben als in den letzten zwei Jahren, in denen ihre Führer mit vollem Recht viel Entgegenkommen bewiesen haben, um tatsächlich auszuproben, welche politischen Resultate zu erzielen seien.

Fürst Bülow vertraut nach wie vor auf sein Glück und auf sein Rezept: „Es wird schon gehen." Dabei rechnet er — ich glaube, daß er rechnet — damit, daß er die Parteien, wenn er die Steuern bewilligt bekommt, für den Rest der Legislaturperiode nicht mehr dringend nötig hat, sodaß er dann ohne Mehrheit regieren könnte, „gestützt auf den allerhöchsten Auftrag und sein Gewissen". Ob die Gesetzentwürfe über die Strafprozeßordnung, über die Arbeiterkammern und anderes zustande kommen, ob die Parteien zusammenarbeiten oder nicht, das ist der Reichsregierung dann nicht mehr so sehr wichtig. Hat sie die Reichsfinanzreform, so läßt sich Fürst Bülow feiern wie jetzt in der auswärtigen Politik wegen der Abwendung eines Kriegs, der innerlich unmöglich war, wenn auch der Diplomatie alles möglich ist. Über die auswärtige Lage hat Fürst Bülow hintereinander zwei Reden gehalten, die sich beide sehr gut anhörten. In der ersten hat er bewiesen, daß seine Marocko-Politik „konsequent" gewesen sei und in der zweiten Rede, daß die „Inkonsequenz in der auswärtigen Politik ein ganz besonderer Vorzug" sei, was ihm schon Ludwig Bamberger bestätigt habe. Eine solche Vielseitigkeit ist unangreifbar. Am zehnten und elften November war Fürst Bülow groß im Schweigen. Der Erfolg scheint ihn bestimmt zu haben, auch gegenüber der konservativen Partei und ihren Angriffen bei dieser Taktik zu beharren. Er hat es unterlassen, im Reichstag den Konservativen die Wahrheit zu sagen. Es besteht aber ein großer Unterschied zwischen jetzt und neulich. Der Reichskanzler wird auch nach dem dreißigsten März den Konservativen nicht die Kabinettsfrage stellen; und weil er



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dies unterläßt, wird die ganze Lage noch Wochen, Monate, Jahre vielleicht ſchwer und drückend bleiben. Dem perſönlichen Regiment der preußiſchen Konſervativen tritt die Reichspolitik nicht entgegen. Darum muß die politiſche Miſere ſich hinſchleppen, wie die Steuerbewilligung, die nur ein Teil dieſer Situation iſt.

# Der engliſche Flottenkummer

## Von Robert Heſſen

Gewiß, drollig genug war mitunter die Panik, die ſich in den letzten Wochen in England ausraſte. Dennoch ſollten wir ſie nicht nur von der komiſchen Seite nehmen; ſie hat für uns ihren bittern Ernſt in der Tiefe. — An der Oberfläche durchſchaute man unſchwer eine bloße Wahlmache, die Ausnutzung beſtimmter britiſcher Inſtinkte durch eine Minderheit, die im Parlament von Weſtminſter wieder zur Mehrheit werden wollte. Balfour, ungeduldig, nahm ſeinen Augenblick wahr. Freilich hat er die Gunſt dieſes Augenblicks für einen Vorſtoß überſchätzt, aber ſein Irrtum erſcheint verzeihlich. Die Liberalen hatten mehrere ſogenannte „Niederlagen" erlitten; das heißt ihre geſunde und wohlwollende Politik war am konſervativen Widerſtand geſcheitert, Schulgeſetz und Brauereigeſetz ſchon im frühen Winter durch das Oberhaus zu Fall gebracht worden. Wertzuwachsſteuer freilich und andre den reichſten Intereſſenten unangenehme Geſetze ſtanden noch auf dem Plan. Es war brutal und raffiniert zugleich, dieſe Regierung mit übergroßen nationalen Forderungen anzugreifen, während ſie ſich mit einem Defizit von zweihundertfünfzig bis dreihundert Millionen Mark ohnehin bereits für Aufſtellung des Budgets in Verlegenheit befand. Hinzu kam eine Spaltung im Kabinett ſelbſt, in Großflottner und in Kleinflottner oder vielmehr ſolche Leute, die ſich das Tempo des Flottenbaues vom Verſtand, nicht von erhitzter Leidenſchaft wollten diktieren laſſen. Zu den Befürwortern des eiligeren Tempos gehören bekanntlich außer dem Premier Asquith auch Sir Grey, der Kriegsminiſter Haldane, der Marineminiſter Mc'Kenna, dazu der erſte Lord im Seeamt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Admiral Fiſher, ein eiſerner Organiſator, dem es gelungen iſt, ſeinen Widerpart Lord Beresford kürzlich erſt aus dem Kommando zu drängen. Asquith gab den Anſtoß zu der ganzen Aufregung durch eine pſychologiſch wohl nicht fein genug berechnete Rede im Unterhaus. Er wollte trotz dem Defizit Stimmung für größere Flottenausgaben machen und zeigte den Engländern den „Buh-Mann", wie die Hamburger das nennen. Dieſer Buh-Mann hieß Deutſchland und wirkte zu heftig. Alle engliſchen Kinder, große wie kleine, bekamen das Gruſeln. Hannibal ante portas! „Invasion!" Das Vaterland in Gefahr!

Dies war die große Gelegenheit für Balfour zum Einſetzen. „Die Liberalen haben uns verraten," ſo rief er: „ſie hätten im November ſchon vor das Land hintreten müſſen; wir ſind ſchmählich vernachläſſigt worden. Hinweg mit dieſem Kabinett!" Balfours voreiliges Mißtrauensvotum iſt zwar von einer erdrückenden Majorität inzwiſchen abgelehnt worden, aber die aufgeregte Stimmung leider geblieben; und wir ſollten ſie zu verſtehen ſuchen. Das Kennwort für die Situation lautet: Die Engländer haben, durch einen zufälligen Anlaß aufgeſchreckt, zu merken begonnen, daß ſich die Welt zu ihrem Nachteil geändert hat. Sie gleichen einem Manne, der behaglich als Rentner gelebt hatte, doch plötzlich inne wird, wie ſeine Zinſen nicht länger ausreichen, ſodaß er wieder arbeiten muß, um die Seinigen ſtandesgemäß durchs Leben zu bringen.

Mit andern Worten: die großen Tage der unbezweifelten engliſchen Seeherrſchaft gingen auf die Neige, nicht infolge von irgendwelchen Gewaltakten und Niederlagen, ſondern durch das ganz einfache Heranwachſen weiterer Machtfaktoren. Eine ſolche Erkenntnis iſt freilich bitter und aufreizend. Wir ſollten nicht ſpotten, ſelbſt wenn wir es wiſſen, wie ſehr und wie lange die Briten durch die Gunſt der Umſtände verwöhnt worden waren. In der napoleoniſchen Zeit, als auf unſerm Kontinent ein Vierteljahrhundert lang der Kriegstumult nicht aufhörte, haben ſie ſozuſagen das Weltmeer abgerahmt, haben eine ſchier unzählbare Menge fremder Linien- und Kauffahrteiſchiffe fortgenommen und nach Hauſe geſchleppt. Sie haben bei Trafalgar der ſpaniſchen Marine den Gnadenſtoß verſetzt, ſodaß ſie nur noch als alter Plunder ihr Daſein weiterfriſtete, und die franzöſiſche ſo gedemütigt, daß auch ſie auf Jahrzehnte hinaus an Konkurrenz kaum noch ernſtlich zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denken wagte; ſie haben den Holländern das Kapland weggenommen und ſie zu einer Seemacht vierten Ranges heruntergedrückt; ſie haben Kopenhagen bombardiert und, ganz wie Gulliver die Flotte von Blefuscu am Bindfaden hinter ſich drein zog, ſo die däniſche Flotte gefangen zu den heimiſchen Häfen geführt; ſie haben auch die Preußen im Jahre 1805 zur Strafe für die Beſetzung von Hannover, um vierhundert Handelsſchiffe erleichtert. Sie konnten zur See ſo ziemlich tun, was ſie wollten, faſt bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Da kam, als eine neue Phaſe, zunächſt der „Zweimächte-Standard".

Es war eine Konzeſſion, ein Herunterlaſſen. Dennoch muß auch dieſes Stärkerſeinwollen als die zwei Nächſtſtarken eine optiſche Täuſchung genannt werden. Mit welcher Genauigkeit haben wir alle nicht um 1900 herum die verſchiedenen Flottenſtärken ausgetüftelt und Rußland immer als die dritte Seemacht, hinter England und Frankreich, gezählt! Der Krieg in der Mandſchurei hat es 1904 zu 1905 bewieſen, daß Rußland überhaupt niemals an dritter Stelle geſtanden, Japan dagegen, das immer viel tiefer eingeſchätzt worden war, weit eher ein Anrecht auf jenen Platz gehabt hatte. Doch wer kann überhaupt alle die unwägbaren Größen genau berechnen, aus denen der wahre Gefechtswert eines Schlachtſchiffes erwächſt? Als da ſind: Kaltblütigkeit im Oberkommando, Intelligenz und Pflichteifer bei den Offizieren, Diſziplin, Sauberkeit, Schießfertigkeit bei den Untergebenen, Methodik bei allen? Rußland könnte ſich wieder eine ebenſo große Flotte bauen, wie ſie vor dem japaniſchen Krieg beſtanden hat, dennoch werden die Ruſſen immer geringe Seeleute ſein, weil ſie ſich für den modernen Dampferbetrieb mit ſeinen hundert Fineſſen nicht eignen. Dagegen ſind wir Deutſchen das methodiſchſte Volk der Welt; unſre beſten techniſchen Fortſchritte reſultieren aus „angewendeter Wiſſenſchaft". Und gerad auf dieſem Gebiet fühlen die Engländer ſich uns zurzeit nicht recht gewachſen. Daher die patriotiſche Verwirrung drüben. Das alte Gefühl der Totſicherheit iſt unſern Vettern abhanden gekommen.

Daher auch in der ausgezeichneten Rede Sir Greys vom neunundzwanzigſten März die peſſimiſtiſche Grundſtimmung. Grey iſt augenſcheinlich nicht nur ein äußerſt kluger und beſonnener Kopf, ſondern auch im echteſten Sinn des Wortes ein anſtändig denkender Mann, „fair", das heißt ehrlich auch als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegner, wie der engliſche Sport ſeine Zöglinge hinſtellt. Nirgend in ſeinen Worten eine verſteckte Drohung, ein Appell an die Leidenſchaft, nichts von „Iſolierung“, alles atmete Achtung vor fremden Rechten. Er kalkulierte: Deutſchland kann durch keine fremde Flotte vernichtet oder ausgehungert werden; es iſt als Landmacht unzerſtörbar. Zerſtörbar iſt England als Seemacht; für England iſt die Flotte, was das Landheer für Deutſchland iſt: die Begründerin, die Schöpferin der nationalen Exiſtenz. Wie groß und ſtark müßte nun die engliſche Flotte ſein, um ihre Aufgabe wirklich zu erfüllen und alle nötigen Garantien zu bieten? Das iſt Großbritanniens Lebensfrage.

Daher die Abhängigkeit von den deutſchen Rüſtungen, der Schrecken vor einer unbekannten Größe, der Wunſch, dieſe unbekannte Größe zu beſtimmen. Wenn wir die engliſche Exiſtenzfrage begreifen, ſo meinte Sir Grey, ſo meinen tauſende ſeiner intelligenteſten Landsleute mit ihm, dann würden wir die engliſchen Kommiſſare einladen, unſre Werften ſtändig zu beſuchen. Dann würde vielleicht das engliſche Mißtrauen ſchwinden und mit ihm der Anreiz, das Marinebudget bis zur finanziellen Unvernunft zu ſteigern.

Vorläufig hält alſo England ſeinen Anſpruch aufrecht, die erſte Seemacht der Welt, und zwar womöglich im alten Stil, zu bleiben. Es wäre gut, wenn wir dieſen Wunſch wenigſtens patriotiſch genug fänden, um ihn zu achten. Er bedroht uns ja nicht, er ſchafft kein Novum. Andrerſeits iſt es erklärlich, wenn wir uns nicht bis zur Entſchleierung wichtiger techniſcher Geheimniſſe in die Karten ſchauen laſſen wollen. So ſtellt ſich das politiſch-diplomatiſche Problem uns dar. Nur hat es leider auch noch Begleitumſtände von peinlichſtem Intereſſe. Wer ſich aus dem letzten Märzheft des Artikels über „Arbeitsloſigkeit in England“ erinnert, wird an die Möglichkeit glauben, daß John Bull trotz allem angehäuften Kapitalreichtum beim Wettrüſten den kürzeren Atem bekommen könnte. Damit im innigſten Zuſammenhang ſteht die Frage der Flottenbemannung als Bevölkerungsproblem.

Schiffsbauholz und Söldner waren die hauptſächlichſten Exportartikel Deutſchlands nach England in den Zeiten der Hanſa. Hunderttauſende von deutſchen Matroſen haben ſeitdem in der engliſchen Marine gedient, für England gefochten und geblutet, Lord Palmerſton aber in ſeiner hochmütigen Ignoranz quittierte bekanntlich eines Tages für ſo treue Dienſte mit den Worten: „Dieſe Nation, die noch niemals das Weltmeer mit einem Kiel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu furchen gewagt hat." Er war es, der die ſchwarz-rot-goldene Flagge von 1849 als Piratenflagge zu behandeln drohte.

Das iſt vorbei. Seit unſre neuerſtandene Marine ein rieſiges Aufnahmebecken für deutſche Matroſen zu werden begann, fehlt den engliſchen Schiffen im Kriegsfall einer ihrer weſentlichſten Zugänge; denn Tauſende von dortigen Matroſen ſind reichsdeutſche Reſerviſten. Wozu aber eine enorme Flotte bauen, wenn man ſie doch nicht bemannen könnte? Dies iſt einer der Gründe, weshalb Leute wie Lord Roberts nicht alles auf die eine Flottenkarte ſetzen, ſondern auch ein ebenbürtiges Landheer mit einer Million Soldaten gründen wollen. Und hier wieder liegt erſt recht der Haſe im Pfeffer. In ganz England lebt überhaupt nur noch eine Million Seelen auf dem platten Lande. Die das Land bevölkern, ſind Schafe, Rinder und Kaninchen. Die beſten und ſtämmigſten Rekruten fehlen.

In Deutſchland gibt es drei Millionen ſelbſtändiger Bauern im Hauptberuf. Sie ſind zwar vielfach nicht mehr das, was ihre Vorväter einmal waren, ſtellen uns aber in ihren Söhnen immer noch die beſten (vierjährig) Freiwilligen für die Reiterei, die kernigſten Marſchierer und Biwakierer für den Fußdienſt. Auch hier hat ſich ein wichtiges Verhältnis zu Ungunſten Englands verſchoben. Wenn von unſern rundgerechnet zwanzig Millionen Menſchen, die heut auf dem Lande leben, neunzehn den Städten zuſtrebten, um in die Induſtrie einzutreten, und nur noch eine Million bei uns auf dem Lande zurückbliebe, dann erſt würden wir ſo ſchlecht daſtehen wie England. Bevor dieſer unwahrſcheinliche Fall eintritt, preßt bei uns auch die Arbeitsloſigkeit nicht ſo arg, weil die deutſche Scholle immer noch zwanzig Millionen Seelen und mehr feſthält. In Britannien dagegen hängt alles, auch Heer und Flotte, von den Schickſalen, der Geſundheit oder Entartung, der wirtſchaftlichen Proſperität oder Not induſtrieller und merkantiler Stadtbevölkerung ab.

Es iſt möglich, daß dieſer Geſichtspunkt unſre Vettern veranlaſſen wird, eines Tages dem Freihandel Valet zu ſagen, um langſam wieder eine Landbevölkerung aufzüchten zu können, während wir von den Freuden des Schutzzolles genug haben und durch ſeine Schattenſeiten ſo gereizt worden ſind, daß wir den engliſchen Freihandel begehren. Vorläufig aber täten wir gut, einzuſehen, wie die Engländer zwiſchen Bork und Baum in einer Klemme

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſtecken, die man keinem tüchtigen und ſtolzen Volk wünſchen ſollte. Sie werden an Krieg ernſtlich zu denken erſt anfangen, ſobald ſie finanziell toll gemacht werden, das heißt ihre ſozialpolitiſchen Aufgaben vernachläſſigen müſſen, um immer nur weiterzurüſten, und aus dem Defizit nicht herauskommen. Selbſt wenn Balfour ſich längſt wieder beruhigt haben ſollte, wird jene Klemme noch andauern.

Ich habe dieſen Artikel beendet, abſichtlich ohne das Wort Dreadnought zu gebrauchen, weil die ganze Dreadnought- und Invincible-Geſchichte gerade das iſt, was über Gebühr aufgepufft und in einem bloßen Parteikampf als Agitationsmittel ausgenutzt wurde. Was aber auch nach Abſtumpfung des europäiſchen Ohres für ſolche ſchiffsbautechniſchen Gemeinplätze weiterbeſtehen wird, iſt das Wachstum großer Völker und ihrer Kultur, deren Annehmlichkeiten wir uns gern gefallen laſſen, während die Rivalitäten, Reibungen und Verantwortlichkeiten, die ſelbſtverſtändlich den Fortſchritt begleiten, uns zu ſehr überraſchen und ärgern. Von Manzell am Bodenſee her fällt ein breiter Schatten über Englands Glück. Er ſollte keinen von uns ſchadenfroh ſtimmen. Am ruhigſten und verſtändigſten in ſeiner herzerquickenden „fairness“ drückte Deutſchlands Verhältnis zu England kürzlich ein geweſener britiſcher Offizier im tiroler Hauptquartier der Skiläufer mit den Worten aus: „Well, u-er kann u-iſſen, ob es einmal losgeht? Aber u-arum ſollten wir nicht gute Freunde bleiben bis dahin?“

Der Mann ſah mit ſeinen hellen Augen breite wirtſchaftliche und geographiſche Urſachen wirkſam. Zumal die Geographie, früher für England ſo günſtig, hat ſich verändert, ſeit ihre Hemmniſſe durch die Technik immer leichter überwindbar geworden ſind. Aber iſt das ein Grund zu Prahlereien, zu Hinterhaltigkeit und Hohn? Wir hätten allen Anlaß, nicht noch Salz und Pfeffer in die offene Wunde eines nützlichen Anverwandten zu reiben.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Österreich-Ungarn und Serbien

## Von Roda Roda

Belgrad, Anfang April

er Artikel über Serbien ist kein Ende in den Journalen. Ich darf dennoch kühn behaupten, daß wir im Norden und Westen heute weniger denn je von den Dingen wissen, die sich jenseits der Save abgespielt haben. Noch mehr: ich behaupte, daß auch alle die hundert Journalisten, die jüngst aus Belgrad zurückgekehrt sind, als der Frieden (fürs erste) gesichert war, nicht wissen,

a) warum Serbien,

b) warum Österreich-Ungarn

Krieg führen wollte.

(In Parenthesi: Für mich besteht kein Zweifel, daß vom Standpunkt der Donaumonarchie ein Krieg gegen Serbien notwendig war; kein Zweifel, daß Österreich-Ungarn diese Notwendigkeit einsah und den Krieg tatsächlich wollte; daß nur die Intervention Englands den zum Schlag erhobenen jung-habsburgischen Arm aufhielt; endlich, daß der Krieg in einem Jahr, in zwei in fünf, in zehn Jahren geführt werden wird.)

Es ist nicht leicht, sich in der serbischen Politik zurechtzufinden. Die Männer der konservativen, der führenden Partei heißen hier: die Radikalen. Eine eigentliche Opposition gibt es überhaupt nicht, alle Abgeordneten (bis auf einen einzigen Sozialdemokraten) sitzen auf den Bänken der vereinigten Regierungspartei. Die Parteien (wie sie alle heißen, ist wenig interessant) haben kein Programm; an der Spitze jeder Partei steht eine Persönlichkeit, um die man sich — aus Sympathie für die Persönlichkeit — schart. Man spricht daher richtiger von einer Partei des Ministers Paschitsch, des Jung-radikalen Gjorgje Markowitsch — und so weiter.

Einen belehrenden Einblick in die Ansichten und Absichten Serbiens bot mir eine Unterredung, die ich zur Zeit der schärfsten Krise mit Doktor Pawle Marinkowitsch führte, dem Agitator der Progressistenpartei. Seit der eigent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Parteischef (Nowakowitsch) Ministerpräsident ist, kann Pawle Marinkowitsch als faktisches Haupt der Partei betrachtet werden. Er war (das ist das Schicksal aller hier zu Lande) einmal Gesandter Serbiens und gar Minister; jetzt ist er Advokat.

„Wenn Sie," sagte er mir, „in welchem Land immer, in politisch noch so erregter Zeit ein Plebiszit veranstalteten über die Frage: Krieg oder Frieden? — sicherlich würde sich der Bauer, das politisch trägste Element der Bevölkerung, für den Frieden entscheiden. Bei uns ist es anders. Gerade der Bauer will den Krieg; unsre Landbevölkerung ist leidenschaftlicher erregt gegen Österreich-Ungarn, als sie es jemals gegen die Türken war. Und warum? — Serbien ist eingekeilt zwischen zwei sehr ungleiche Großmächte: die Türkei und Österreich-Ungarn. Von jeher hat sich unser Haß gegen die Türkei gerichtet. Die Türkei war für uns der Inbegriff der Roheit und Bedrückung. Auf Österreich-Ungarn aber blickten wir mit Freundschaft, mit Vertrauen. Aus Österreich empfingen wir alle Güter der Zivilisation und Wohlfahrt. Unsre besten Köpfe sind ungarische Serben gewesen — der populäre Lyriker Zmaj Jowan Jowanowitsch zum Beispiel, der Philolog Jakschitsch und viele, viele andre, auf die wir stolz sind. Die austrophile Politik Milans hatte wohl Gegner in den Kreisen unsrer Intellektuellen — unsre Bauern aber liebten Milan, liebten ihn vor allem seiner österreichischen Politik wegen. Das angenehme Verhältnis zu Österreich-Ungarn verschaffte uns günstige Handelsverträge, unserm Bauer Absatzquellen, dem Land einen nie wieder erlangten Wohlstand. — Seit Goluchowskis Zeiten ist es anders. Eine verkehrte wiener Handelspolitik hat dem serbischen Landmann die Märkte verschlossen, er findet keinen Absatz mehr für seine wichtigsten Produkte, insbesondre sein Großvieh und Borstenvieh. Der Bauernstand ist ruiniert, ist verzweifelt, zum äußersten entschlossen. Wenn ich früher vor meinen Wählern erschien und ihnen von der Notwendigkeit sprach, für Serbien einen Weg ans Meer zu eröffnen, — sie verstanden mich nicht, sie schüttelten die Köpfe. Seit die starrköpfige Handelspolitik der österreichisch-ungarischen Agrarier unsre Landbevölkerung beten gelehrt hat, begreift auch der rückständigste Wähler, daß Serbien sich kommerziell von Wien und Budapest emanzipieren muß — eben dadurch, daß es sich einen Hafen verschafft. — Die Annexion Bosniens hat uns der Möglichkeit eines Vordrin-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gens ans Meer beraubt — und darum hat dieser sicherlich rein formale Akt uns alle bis hinab in die niedersten Schichten des Volkes so sehr erregt. Es ist seit sechs Monaten eine Erbitterung im Land, ein Wellenschlag der Volksmeinung, der über unsre Grenzen hinausdringt, sich bis an die Küsten der Nord- und Ostsee fortpflanzt. Man haßt Österreich und Ungarn blutig. — Im diplomatischen Kampf sind wir unterlegen. Eins haben wir erreicht: Europa ist auf uns und unser Recht aufmerksam geworden."

„Trotzdem," unterbrach ich, „würde — in absehbarer Zeit — wohl keine europäische Großmacht das Schwert für Serbien zücken. Oder sind Sie, Herr Doktor, nach dem Verhalten Rußlands, Englands, Italiens in den letzten Wochen andrer Meinung?"

Doktor Marinkowitsch: „Nein. Eine Zusage wenigstens haben wir nicht."

Ich: „Österreich-Ungarn hätte also freie Hand. Wäre unter diesen Umständen ein Krieg für Serbien nicht von vornherein aussichtslos und daher um jeden Preis zu vermeiden?"

Doktor Marinkowitsch: „Österreich würde sich Serbiens bemächtigen, gewiß. Allerdings mit einem Verlust von fünfzig- bis sechzigtausend Menschen und zwei oder drei Milliarden Kronen, für die eine Entschädigung nicht zu verlangen wäre. Aber Serbien und Montenegro würden dann mit Bosnien, der Herzegowina, Dalmatien und Kroatien zu einem Komplex vereint sein, — und unser Ziel ist ja nichts andres."

„Und die Dynastie?" warf ich ein.

Doktor Marinkowitsch: „Wenn die großen und nationalen Probleme in Frage stehen, verlieren alle andern Fragen jegliche Wichtigkeit."

Ich: „Ihre Partei würde also einen Krieg gegen Österreich-Ungarn auch dann nicht scheuen, wenn Serbien auf Montenegros Hilfe allein angewiesen bliebe?"

Doktor Marinkowitsch: „Wir haben den Krieg nie gefürchtet. Die Mehrheit der Skupschtina ebenso wenig. Unsre Regierung war freilich wesentlich fügsamer, sie hat geglaubt, den Frieden mit allen erdenklichen, irgend erträglichen Mitteln erkaufen zu müssen. Es wird sich bitter rächen — an der Regierung und an Österreich-Ungarn. Der Krieg wird kommen — er ist nur aufgespart für eine bessere Gelegenheit."

„Und Sie hoffen auf einen günstigen Ausgang?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wenn Österreich kompakt deutsch wäre — wir dächten garnicht daran, das Abenteuer zu wagen. Aber das alte Österreich ist zerrissen von innern Streitigkeiten. Eines Tages werden die zentrifugalen Kräfte der Nationalitäten stark genug sein .... für uns, das Piemont des Balkans. Auch Rußland wird eines Tages erstarkt sein, wird uns helfen."

„Herr Doktor, Rußland hat so viel schmerzende Stellen, so viel Reibungsflächen in Asien, daß es den kleinen slawischen Vettern niemals ein verläßlicher Helfer sein kann. Selbst wenn es sich aufrafft — etwa zu seiner Größe vor dem japanischen Krieg —, wenn Rußland wieder so achtunggebietend wie damals dasteht (und es hat sich gezeigt, daß Rußland jene Achtung nie verdiente), wenn Rußland so stark würde, wie es niemals vorher war: glauben Sie, daß die kleinen slawischen Staaten etwas andres wären als russische Satrapien? Denken Sie an die Rolle des Generals Kaulbars in Bulgarien. Der belgrader Gesandte eines mächtigen Rußlands wäre Statthalter in Serbien. Halten Sie einen solchen Zustand für besonders wünschenswert?"

Pawle Marinkowitsch: „Rußland hatte bisher niemals eine demokratische, eine rationelle Politik. Die asiatische Politik war das Ergebnis der Autokratie, das Ergebnis der Wirksamkeit von Lambsdorff, Benkendorf, Osten-Sacken, Mohrenheim, Rosen, Witte. Alles Balten. Die Duma wird slawische Politik treiben, slawische Männer an die Spitze stellen. Auf das demokratische Rußland dürfen wir bauen, es wird uns vor der Aussaugung und Auffaugung durch Österreich-Ungarn bewahren."

Ich: „Österreich-Ungarn hat ja kein Interesse daran, Serbien auszusaugen. Die Industrie der Monarchie braucht einen kaufkräftigen Markt. Ein günstiger Handelsvertrag wird Milans Politik in Serbien wieder zum Leben erwecken. Was wir jüngst erlebt haben, war ja ein zweiter Nikolsburger Friede: das mächtige Österreich-Ungarn hat Serbien aufs Haupt geschlagen und es dann pardonniert, um sich in Zukunft mit ihm zu verbünden. Am Tag des ersten Nikolsburg verhandelten etwa dreißig Millionen Deutsche mit den besiegten zehn Millionen. Auch diesmal stimmt das Verhältnis: die größte Zahl von Serbo-Kroaten steht im Lager des Siegers."

Pawle Marinkowitsch: „Damals hat Preußen Österreich-Ungarn ausgeschlossen und die Donaumonarchie auf den Balkan verwiesen. Auf dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Balkan sollte sie sich für die Verluste in Deutschland entschädigen. Österreich-Ungarn ist die germanische Avantgarde auf dem Weg nach Saloniki. Wir aber werden einen slawischen Verhau für die germanische Vortruppe bauen. Gegen die stärkere Macht der Waffen bieten wir das stärkere Recht der serbo-kroatischen Nation auf: das Recht, sich zu einem Staatengebilde zu vereinen."

So weit Pawle Marinkowitsch.

Ich hätte seine Ansichten nicht so breit dargelegt, wenn ich nicht wüßte, daß heute ganz Serbien so denkt wie er.

Und ich schließe mit einem Ausspruch, den der serbische Minister des Äußern, Milowan Milowanowitsch tat — in einem erregten Gespräch mit mir:

„Österreich-Ungarn verlangt Garantien von uns für unser ferneres freundnachbarliches Verhalten? Am Ende gar für den Besitz Bosniens? Die österreichisch-ungarische Armee ist der einzige Faktor, der all das garantieren kann."

# Die Kontrolle der innern Verwaltung Preußens

## Von Lothar Engelbert Schücking, Bürgermeister a. D.

Im preußischen Abgeordnetenhause wurde kürzlich ein interessanter Fall der Beleidignng eines preußischen Bürgermeisters durch seinen Regierungspräsidenten vorgetragen. Der Regierungspräsident von der Heck in Merseburg bestellt sich den Bürgermeister von Kösen auf den Bahnhof dortselbst. Als der Zug ankommt, steigt der Regierungspräsident aus, herrscht den Bürgermeister vor dem Publikum, das auf zehn Schritt Entfernung stand, an, und sagt, der Bürgermeister sei wohl nicht mehr ganz richtig im Kopf. Der Regierungspräsident legte dabei den Zeigefinger an die Stirn, so daß das Publikum aufmerksam wird und ihn versteht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Bürgermeister hat sich hierüber natürlich erfolglos beschwert. In dem Bescheid des Oberpräsidenten heißt es, „daß die angestellten Ermittelungen ihm nicht die Überzeugung verschafft hätten, daß der Herr Regierungspräsident in seinem Verhalten und in seinem Tadel die Grenzen überschritten hätte, welche ihm in seinem Aufsichtsrecht gegeben seien." Der Bürgermeister von Kösen hat nun durch den Abgeordneten Fischbeck die Angelegenheit im Abgeordnetenhaus zur Sprache gebracht. Der preußische Minister des Innern von Moltke hat sich geweigert, auf die Angelegenheit einzugehen. Was hätte er auch sagen sollen? Er hält es natürlich mit seinem konservativen Regierungsbeamten gegen den liberalen Kommunalbeamten. Von den konservativen Staatsbeamten tut einer dem andern nichts zuleide, wenn es sich um einen „subalternen Maire" handelt, der noch dazu liberal ist.

Der Fall ist geradezu typisch. Ich habe ähnliche Situationen in meiner bürgermeisterlichen Tätigkeit mit meinem Landrat erlebt, und ich hatte oft dabei den Gedanken: du mußt gefaßt sein, eine Verbalinjurie sofort mit einer Realinjurie zu erwidern. Es war von mir bekannt, daß ich dazu fest entschlossen war, und dieser Entschluß hat, glaube ich, manches, was mir meine Aufsichtsbehörden antun wollten, verhindert. Zudem muß man durch körperliche Erscheinung als Kommunalbeamter den hohen Staatsbeamten gewachsen sein. Woher kommen nun diese fürchterlichen Zustände in Preußen, daß ein liberaler Bürgermeister gut tut, zu einer Konferenz mit einem reaktionären Landrat oder Regierungspräsidenten einen tüchtigen Spazierstock mitzunehmen, zur Verhütung persönlicher Injurien?

Der Grund ist die völlige Rechtlosigkeit und Schutzlosigkeit des preußischen Kommunalbeamten gegenüber seinen Aufsichtsbehörden. Ist die völlige Wirkungslosigkeit der Beschwerde in persönlichen Angelegenheiten. Es gibt gegen den Regierungspräsidenten zwei Instanzen: Oberpräsident und Minister. Der Oberpräsident entscheidet immer konform mit der Regierung. Man stelle eine Statistik auf, wann jemals eine oberpräsidiale Entscheidung von der Auffassung des Regierungspräsidenten abgewichen ist. Der Rechtszug an den Oberpräsidenten ist geradezu ein formeller Akt geworden, ohne irgendwelche Bedeutung für die Kommunen wenigstens. Anders liegt es natürlich bei den königlichen Landräten. Ja, wenn ein Landrat sich beschwert, womöglich ein dem Oberpräsidenten persönlich naheſtehender, dann kann es vorkommen,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß die Entscheidung des Regierungspräsidenten umgeworfen wird. Aber gegen die Gemeindebehörde sind Oberpräsident und Regierungspräsident gewöhnlich einig, besonders wenn es sich um persönliche Angelegenheiten eines liberalen Kommunalbeamten handelt. Die persönliche Beschwerde ist in der preußischen Verwaltung immer eine Art Disziplinarvergehen ähnlich wie bei manchen Militärbehörden. Als ich mich neulich bei einem Regierungsrat nach einem sehr tüchtigen Bürgermeister erkundigte, sagte der Regierungsrat: „Reden Sie mir nicht von dem Manne, das ist ein Beschwerdemaß, der beschwert sich häufig". Auf meine Frage, ob ihm denn so viel Unrecht geschähe, sagte der Regierungsrat: „Darauf kommt es garnicht an, der Kerl belästigt uns". Also die Beschwerde an und für sich ist eine Art Disziplinarvergehen in der inneren Verwaltung. Wenn sie von einem Kommunalbeamten ausgeht, ist sie ziemlich aussichtslos, denn der Minister, das ist das Schöne, läßt sich gewöhnlich garnicht auf die Sache ein. Er antwortet auf Beschwerden dem Beschwerdeführer nach meinen Erfahrungen grundsätzlich nicht. Erst jetzt, seitdem ich außer Dienst bin, erhalte ich aus dem Ministerium des Innern Antworten. Der Minister des Innern befaßt sich also mit Beschwerden preußischer Kommunalbeamten über ihre Aufsichtsbehörde anscheinend grundsätzlich nicht. Er überweist die Sache wohl meist dem Oberpräsidenten und nimmt dem Beschwerdeführer dadurch eine Instanz, und zwar die wichtigste.

Fragen wir uns, wie das alles möglich ist, so brauchen wir nur einen Blick auf das preußische Dreiklassenparlament zu werfen. Dies Parlament ist zum großen Teil ein Landratsparlament. Nicht daß die Mitglieder in der Mehrzahl Landräte wären ... Es sitzen allerdings auch fünfundzwanzig aktive Landräte darin; aber die Hauptsache ist, daß so viele Mitglieder ihre Mitgliedschaft doch lediglich dem Landrat ihres Wahlkreises verdanken. Ein nationalliberaler Abgeordneter zum Beispiel, der mit dem amtlichen landrätlichen Wahlapparat gewählt ist, wird niemals in seiner ganzen Wahlperiode etwas zur Sprache bringen, was die innere Verwaltung herabsetzt. Das wäre ja die Undankbarkeit des Kindes gegen den Vater. Das kommt auch nicht vor. Noch inniger hängen die konservativen Abgeordneten mit der inneren Verwaltung zusammen. Die Neigung des Zentrums, für liberale Kommunalbeamte einzutreten, ist gering, und so bleibt nur der Blockfreisinn übrig.

Weshalb handelt es sich denn immer nur um liberale Kommunalbeamte?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Antwort liegt nahe. Die ganze staatliche Verwaltungsbürokratie ist in Preußen konservativ. Es gibt keinen liberalen Regierungspräsidenten, keinen freisinnigen Landrat in Preußen. Der ganze amtliche staatliche Apparat ist also konservativ-agrarisch, das heißt städtefeindlich, entwicklungsfeindlich, fortschrittsfeindlich, was Bildung, Religion, Kunst und Unterricht betrifft. Wie unangenehm muß dieser von Junkern geleiteten und mit den rückständigsten Junkerideen durchsetzten Bürokratie jeder liberal denkende, fortschrittsfreundliche, humanistisch gesinnte Kommunalbeamte sein. Man bändigt ihn kraft des Aufsichtsrechts, und zwar vor allem mit Grobheit, eventuell, wie das Beispiel des kösener Bürgermeisters zeigt, mit Injurien. Überhaupt spielt die Grobheit eine große Rolle dort, wo konservative und liberale Weltauffassung aufeinanderplatzen. Die Grobheit ist die letzte Rettung dessen, der die Macht, aber nicht Recht hat. Grobheit ist, wie man an Hunderten von Beispielen zeigen könnte, oft der letzte Zufluchtswinkel der preußischen Aufsichtsbehörden den Gemeinden gegenüber, wenn man sich auf sachliche Erörterungen nicht mehr einlassen will. „Keine Debatte, stillgestanden!" heißt es beim Militär in solchem Falle. Solange wir aber das unglaubliche Dreiklassenwahlrecht haben, sind die Gemeinde und ihr Organ jeder Grobheit und Injurie gegenüber schutzlos und rechtlos. Und die Staatsanwaltschaft? Sie hütet sich, in einem solchen Falle einem Kommunalbeamten gegen die Regierung zu helfen.

# Caran d'Ache

## Persönliche Erinnerungen von Jules Lévy

Zum erstenmal hat Caran d'Ache seinen Freunden weh getan!" So schloß Ernst Lajeunesse im „Journal" den Nekrolog über den großen Künstler, den wir jüngst verloren haben. Und wie richtig ist das! Caran d'Ache war die Güte und die Liebenswürdigkeit in Person, ein Freund sondergleichen; wer immer mit ihm in Berührung kam, schätzte ihn hoch und war stolz auf ihn.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine berufenere Feder als die meine mag über den Künstler und seine Größe schreiben. Ich aber möchte hier von dem Menschen Caran d'Ache reden. Ich habe den Wundervollen ja so gut gekannt; seit dem Beginn seiner Laufbahn verband uns eine Freundschaft, die sich durch alle Ereignisse hindurch gleichgeblieben ist. Ich kann heute sagen, daß mit ihm ein Stück meines Herzens fortgegangen, der beste Teil meiner Jugend verschwunden ist.

Emanuel Poiré — Caran d'Ache war nur sein Pseudonym — wurde zu St. Petersburg am dreizehnten Dezember 1858 geboren. Sein Vater war Russe, aber sein Großvater — der Napoleon in den russischen Feldzug gefolgt war — geborner Franzose. Dieser hatte sich nach dem Zusammenbruch der Armee in Petersburg festgesetzt und mit einer Russin seinen Hausstand begründet.

Aber der kleine Emanuel fühlte französisches Blut in seinen Adern, und als er das wehrpflichtige Alter erreicht hatte, ging er nach Paris, ließ sich in die Rekrutenliste eintragen und wurde einfacher Soldat. Noch betrug die Dienstzeit in Frankreich fünf Jahre. So lange stand Caran d'Ache beim Heer und errang sich den Grad eines Korporals.

Damals lernte ich ihn kennen. Welch ein prächtiger, wenn auch etwas merkwürdiger Soldat! Der Korporal Poiré war stets von einer seltenen Eleganz; niemals ging er ohne weiße Glacéhandschuhe und gestärkte Halskragen aus — in den Dienstvorschriften stand das nicht — und sein Käppi trug er mit ganz besonderem Schick. Dieser Soldat trat wirklich wie der geborene Weltmann auf.

Noch während er seine Militärzeit abdiente, zeigte er dem einen oder andern von uns die Skizzen, die er machte; und dank den Beziehungen, die er sich zu verschaffen wußte, brachte er alsbald Illustrationen in den pariser Zeitungen unter. Damals waren die photographischen Aufnahmen noch nicht in Mode; die Zeitungen befanden sich auf der Suche nach Illustratoren, und die Begabung von Caran d'Ache wurde sofort gewürdigt. Im Jahre 1884 trat er aus dem Dienst. Ohne eben enorme Einnahmen zu haben, gewann er doch seinen Unterhalt, und seine Zeichnungen für „Paris illustré" und „La Vie Militaire" brachten seinen Namen sogleich in die Öffentlichkeit. Das Publikum fand sich damit ab, ihn ein für allemal als großen Künstler gelten zu lassen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Indes konnte ihn der Ruhm nicht verblenden. Wie alle echten Künstler gab er sich nie mit seinen Werken zufrieden. Komplimente nahm er mit dem gewohnten gutmütigen Lächeln entgegen, ohne deshalb auf seine Genialität eingebildet zu werden. —

Bei Gelegenheit der Weltausstellung von 1889 hatte Caran d'Ache versprochen, uns etwas zu schicken, und ein Bild von siebzehn Metern Länge angekündigt, — aber es kam nicht. Am Tag vor der Eröffnung begab ich mich voller Unruhe zu ihm, um zu erfahren, was los sei. „Bitte," sagte er, „suche nur schleunigst acht Stück fortlaufende Rahmen aufzutreiben, je dritthalb Meter breit und zwei Meter hoch! Morgen Früh um elf Uhr werde ich auf der Ausstellung sein, und Abends wirst du das Bild haben." — Wenn er wollte, arbeitete er mit erstaunlicher Schnelligkeit.

Um elf Uhr war alles in der Ausstellung bereit, was er brauchte. Um viertel nach elf Uhr kam Caran d'Ache und ging ans Werk. Um sieben Uhr abends war es fertig. Unterschrift: „Napoleon hält eine Ansprache an die Armee". Auf dem ersten Teil des Bildes war Napoleon zu Pferd sitzend dargestellt, von hinten gesehen, und nahm die ganze Höhe des Bildes ein. Dann kamen in einer langen Reihe, über siebzehn Meter Breite hin, mit Reißkohle gezeichnet, die Truppen. Es waren an hunderttausend Mann mit Bajonetten, mit Fahnen, die im Wind flatterten, und mit verfliegenden Rauchwolken, die andeuteten, daß das Heer vom Schlachtfelde kam. Es war einfach genial.

Leider gab es in den pariser Häusern keine Wände, die groß genug gewesen wären, daran ein Bild von solchem Umfang aufzuhängen. So mußte es in den Keller gesteckt werden, wo die Ratten an dem großen Napoleon samt den hunderttausend Mann herumnagten. — —

Caran d'Ache lieferte unsrer „Exposition des Arts Incohérents" sehr schöne Sachen. Aber nichts davon ist erhalten geblieben. Caran d'Ache vergönnte ihnen keine dauernde Existenz.

Er steckte voll phantastischer Einfälle; manchmal waren sie etwas gewagt, stets aber witzig und gutmütig.

Aus seiner Frühzeit nur eine kleine Geschichte. Er war fünfundzwanzig Jahre alt und hatte eine hübsche Freundin, die ihm sehr ergeben war. Caran d'Ache fand, daß sie ihn manchmal zu sehr liebte; und wenn er gerad in



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

arbeitsfroher Stimmung war, erschienen ihm ihre Liebesergüsse lästig. Zum Verständnis dieser Anekdote muß ich übrigens verraten, daß die Kleine, mit dem Vornamen Judith, die Tochter reicher Kaufleute war, die in Amsterdam wohnten.

Eines Abends nun befand sich Caran d'Ache in seinem Atelier. Er trug eine weite, schwarz-weiß karierte Hose, oben weit, sehr weit, unten sehr eng, eine schwarze Samtjacke, ein Tuchkäppchen mit Quaste auf dem Kopf und Pantoffeln an den Füßen. An diesem Abend also, während er mit besonderer Hingebung arbeitete, wollte ihn Judith bewegen, seine Arbeit zu lassen, um von andern Sachen zu reden. Als ihr Drängen zu lebhaft wurde, riß Caran d'Ache die Geduld. Heftig sprang er auf. „Judith, tu mir den Gefallen, und reise heute noch heim zu deinen Eltern nach Amsterdam!" Das Mädchen war, wie sich leicht denken läßt, starr vor Schrecken. Sie stammelte nur: „Noch heute abend?" — „Ja, heute abend!" — „Aber es geht heute gar kein Zug mehr vom Nordbahnhof!" — „Was? Wie meinst du? Es geht kein Zug mehr? Das wollen wir doch sehen!" Er stürzte in dem beschriebenen Kostüm fort und kam zwei Tage später wieder zurück. Um Judith zu beweisen, daß an dem Abend noch ein Zug ging, war er nach Köln abgereist. Aber als ihm am hellen Tag die Gassenjungen nachliefen, weil seine Kleidung sie amüsierte, wurde er von einem Polizisten angehalten, der ihn höflichst bedeutete, er möge in sein Hotel zurückgehen und die Kleider wechseln, da das Maskiertgehen nur während des Karnevals erlaubt sei. Caran d'Ache führte kein Gepäck mit sich, hatte auch keinen andern Anzug im Hotel, weshalb er mit einem Nachtzug wieder nach Hause fuhr. Triumphierend sagte er zu Judith: „Du siehst nun wohl, daß noch ein Zug gegangen ist. Ich komme von Köln zurück!" —

Caran d'Ache war einer der elegantesten und mondänsten Männer von Paris. Indes hatte er seine kindlichen Seiten. Wie die Gassenjungen in aller Herren Ländern, liebte er die Militärmusik über alles und lief hinter ihr drein.

Einige Tage nach seiner Verheiratung — im Jahre 1891 — wurde ich von Offizieren zu einer militärischen Feierlichkeit eingeladen, die auf den Festungswerken von Paris, in der Nähe des Sees St. Fargeau, stattfand. Da ich wußte, wie lieb Caran d'Ache eine solche Art der Zerstreuung hatte,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lud ich ihn mit seiner jungen Gemahlin zum Feste des Linienregiments ein. Er kam im Wagen hin, und nachdem er die Exerzierübungen bewundert und am Lunch teilgenommen hatte, fuhren wir mit seinem Wagen zurück. In diesem Augenblick verließ ein Regiment die Bastion. Die Musik spielte „Le Glorieux", einen Marsch, den Caran d'Ache leidenschaftlich gern hörte.

„Bleibt im Wagen und fahrt hinter den Soldaten her," sagte er zu uns, „ich möchte mit der Musik marschieren." So geschah es. Tapfer marschierte er im Takt, während Madame Caran d'Ache und ich im Wagen folgten.

So oft sich Gelegenheit bot, zog er Uniform an. Auf Kostümfesten konnte man ihn bald als russischen Offizier, bald als französischen Lanzenreiter sehen. Einmal ritten er und sein Freund Lunel auf Mietgäulen und in Horseguarduniform aufs Land hinaus, um den Bauern eine englische Invasion vorzumachen. —

Seit drei Jahren leider quälte ihn die Neurasthenie. Er zeichnete nicht mehr, und um nicht untätig zu sein, schnitt er humoristische Figuren in Holz aus. Ich wollte ihm damals irgendeine Ablenkung verschaffen, damit er nicht zu sehr von Langeweile geplagt würde, und gab ihm den Rat, diese Figuren als Kinderspielzeug fabrizieren zu lassen. Er zweifelte am Gelingen eines solchen Unternehmens; aber diese kleinen Schöpfungen wurden sehr schnell populär und hatten einen großen Erfolg. Der „März" reproduzierte sie 1907 im zweiten Dezemberheft. Es tauchten auch bald zahlreiche Nachahmungen auf, die aber seinen Sachen an Wert nicht gleichkamen.

Dies war Caran d'Aches letzte künstlerische Leistung.

Der Trauergottesdienst für ihn fand in der russischen Kirche von Paris statt, da der Künstler der orthodoxen Religionsgemeinde angehört hatte.

Wenn alle seine Bewunderer an diesem Gottesdienst hätten teilnehmen wollen, wäre die Kirche wohl zu klein gewesen. Und der Schöpfer unvergeßlicher Matrosen- und tausend anderer Typen würde, wenn er es mitangesehen hätte, vielleicht eine lustige Zeichnung mit Unterschrift zu solchem Leichenbegängnis gemacht haben. — Seinen Freunden aber fehlt er, ach! nur zu sehr.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Wie wir einst so glücklich waren!

## Novelle von Willy Speyer

I

Auf meinem Lande ist es Herbst geworden. Ungefähr um drei Uhr morgens beginnt ein kalter Regen niederzugehen, der erst um fünf Uhr nachmittags aufhört. Zur Vesperzeit kommt plötzlich und kampflos die Sonne hervor; ein leichtes Blau webt mit einem Mal in den herbstlichen Bäumen, deren genäßte Blätter von der Sonne farbenreich durchleuchtet werden. Am Spätabend ziehen über die feuchte Erde Nebel dahin, die des Nachts die verblassenden, leise rauschenden Wälder umfangen. Auf diesen Nebeln ruht zuweilen Mond- und Sternenlicht; goldene und silberne Wolken fließen unaufhörlich durch das Dunkel dahin, bis es zu einem nassen und schleichenden Morgen tagt.

Es ist seltsam zu sagen: Ich ziehe den Regen meinen anmutigen Herbstabenden vor. Während des ganzen Tages bleiben meine Fenster fest geschlossen, und ich finde ein Vergnügen darin, stundenlang im Zimmer auf und ab zu gehen, mit der Papierschere zu spielen, meine und meines Vaters Tagebücher zu lesen und immer wieder in hundertfachen Pausen dem Regen, dem grausamen, dem gänzlich hoffnungslosen zuzusehen. Keine Stimme redet zu mir aus dem strömenden Wasser, wie es bisweilen den Dichtern geschieht, und belustigt mich durch ihre Geschichten, — vielleicht durch kleine rührende Märchen, die meine Brust mit süßen Hoffnungen erfüllen könnten und dann ganz trostlos endigen, ... o nein, was mich unwiderstehlich zu dem erbarmungslosen Freunde dieser Tage hinzieht, ist nichts andres als die nackte, von jeder Kunst entblößte Trauer und ihr schwermütiges Gefolge.

Es gibt Tage, wo der Regen auch vor der Vesperstunde nicht halt macht, sondern in die finstere Nacht hineinrauscht und nimmer ruhen mag. Dann kommt die Zeit meiner tiefsten Ängste, und es erfassen mich Gefühle, die ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

längst vergessen wähnte: Meine vollkommene, durch keine Gunst des Schicksals je gestörte Vereinsamung, meine frevelhafte, durch keinen leuchtenden Gedanken je geweihte Eigenmächtigkeit und meine tötliche, tötliche Sehnsucht.

* * *

Es ist wahr, ich bin grenzenlos einsam. Daß ich dies erst jetzt fühle, bereitet mir eine gewisse Genugtuung, zumal wenn ich daran denke, daß es Menschen gibt, die Tag für Tag an ihrer Einsamkeit leiden.

Aber nun, hier auf meinem Landsitz, ist es eingetreten, daß ich in den Regen schaue, eine ganze Weile, geruhig, mit einer leichten Traurigkeit im Herzen, und dann plötzlich der Gedanke mich zu Boden schmettert, daß es auf der ganzen Welt keine einzige Seele gibt, die mir am Tage oder in der dunkeln Nacht je vertraut wäre.

O, ich weiß, daß viele Menschen ebenso wie ich zu sprechen pflegen, — aber bedenken diese auch, daß sie noch von der Kindheit her eine alte, gebrechliche Haushälterin besitzen, die sie rührend eifrig bedient und mit mürrischer Zärtlichkeit an ihnen hängt, oder einen Hund, einen kranken vielleicht, der mit guten, getrübten Augen zu ihnen emporsieht? Aber ich, ich kann nicht einmal solche Geschöpfe, die Geschöpfe des untern Daseins, mein Eigen nennen. Meine Haushälterin versieht ihren Dienst mit gleichgültiger Sorgfalt, und die Hunde des Gutes lieben meinen Inspektor, nicht mich.

Ich habe freilich mit vielen Männern Handschlag und freundlichen Blick gewechselt, habe Umarmungen und Küsse mit manchen Frauen getauscht und bin in vieler Herren Dienst gestanden, — was blieb mir von alledem? Das Herz des Söldners, seine ruchlose Einsamkeit und seine undeutliche Erinnerung. Denn meinem Geist sind alle Geschehnisse zerronnen, wie der Regen zerrinnt auf den Schieferdächern meiner Scheunen.

* * *

Ich stehe ein wenig abseits vom Sinn und Gefüge der Natur, das sei zugestanden, auch trage ich eine spöttische Unbekümmertheit um ihren Gang zur Schau. Ich befinde mich außerhalb der Kreise, die von der Natur um die Dinge dieser Welt, um Menschen, Tiere, Blumen, ja, um die starre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Öde des Gesteins gezogen wurden, und — ich will es nur aussprechen — ich befinde mich dort nicht allzu wohl. Ich fühle mich ausgeschlossen von der mütterlichen Güte der Natur, die selbst dann meine tiefste Sehnsucht erweckt, wenn sie den andern nur grausam und sinnlos erscheint. Ich zöge es vor, als ihr niedrigster Knecht in Ketten zu schmachten, als, ach — so frei zu sein, wie ich bin . . .

* * *

Ich gehe an meine Bibliothek und nehme die römischen Elegien heraus. In dem Kupferstich auf der ersten Seite finde ich die Worte: „Wie wir einst so glücklich waren."

Ich lese es und habe Tränen in meinen Augen.

„Wie wir einst so glücklich waren,
Müssen's nun durch Euch erfahren."

Es war auf einem deutschen Rittergut im Sommer, in einem Sommer voll gesegneter Tage; das Getreide stand hoch, vortreffliches Heu lag auf den Wiesen; der Himmel war am Morgen blau, mit einer glasigen Mondschel über den Scheunen, und nachts leuchteten viel Sterne wie aus einem dunkeln, reichen und kostbaren Stoff. Ich liebte dort alle Menschen, und ich betete mit einer junggluhenden Leidenschaft eine gewisse Dame an, — vielleicht war es ein Taugenichts von einer Dame. O, ich habe dies alles nie vergessen, ich entsinne mich sehr gut. Ich will diese Geschichte aufschreiben und sie dann einem Mädchen vorlesen, das irgendwo in der Welt lebt, einem schlanken Mädchen etwa von blondem Haar und weißen, milden Händen, und dieser Gedanke hat etwas unendlich Beruhigendes für mich. Ich erinnere mich dabei an gewisse Abendspaziergänge über die sanften Felder eines deutschen Rittergutes, an gewisse zärtliche und gütige Nächte und an die verworrenen Laute eines Fuhrmannes, der in der Dunkelheit den Hof erreichte und seine Pferde beim Schein der Laterne aus der Deichsel führte.

2

Ich schauderte, als ich zum erstenmal mit einem Wagen durch die Straßen dieser Stadt fuhr, in der ich die zwei letzten Jahre meiner Schulzeit ver-

Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

bringen sollte. Von den häßlichen, kalkig-weißen oder gelben Mietshäusern, die mit dem läppischen Stuck einer nur auf die Nützlichkeit gerichteten Baukunst verziert waren, wandte sich der gekränkte Blick zu modischen Villen, die mitten in Arbeitervierteln durch ihren Prunk aufgeblasen, durch ihre ärmliche Umgebung unschicklich, ja frech erscheinen mußten. Ein verachteter, oftmals bespöttelter Fluß, das Zerrbild eines Flusses, führte sein dünnes, unruhiges und stets getrübtes Wasser durch das Weichbild der Stadt. In den lichtlosen Gassen aber duckten sich zuweilen jahrhundertalte ängstliche Giebelhäuser, die einer seelenvollen und klaräugigen Vergangenheit entstammten.

Der Knabe hatte seine erste Jugend auf einer Landschule zugebracht und war dort von erfahrenen Männern zusammen mit einer Schar unermüdlicher und redlicher Jungen erzogen worden. Nun stand er, einem begründeten Wunsche seines Vaters folgend, allein in dieser Stadt, ohne daß ihn irgendein freundliches Gefühl an ihre Menschen gebunden hätte, dazu von einer auf dem Lande erlernten und geübten Sittlichkeit beschwert, die den Verkehr mit den leichtgesinnten Bewohnern der Städte verbot. So verschloß er sich nicht ohne einen gewissen Starrsinn den Freuden der Geselligkeit, gedachte mit Trauer der vergangenen Zeit und fand ein großes Gefallen daran, den alten Freunden in langen Briefen seine augenblickliche Lage mit den trostlosesten Worten zu schildern. Seine Stimmung ward durch den Umstand nicht verbessert, daß der Vater ihm Geldmittel von bedeutender Höhe zur Verfügung stellte, die weder dem Alter noch dem Verdienst des Sohnes ziemten.

Er verachtete mit zusammengepreßten Lippen und immer strengen Zügen die Lehrer und Schulkameraden des Gymnasiums und sprach mit keinem von ihnen mehr, als die Stunde verlangte. Ihre unerzogenen Körper und die schlechte Artung ihrer Seelen erschreckten ihn auf das heftigste und stießen ihn ab. Er, nur er allein war edeln, bis zu den Sternen erhobenen Geistes, und nur er besaß die Schönheit schnellbewegter Glieder. Wer von ihnen erfaßte mit so reger Seele die donnernden Strophen engländischer Königsdramen, die knabenhaften und verwegenen Reden eines jungen Prinzen vor der Versammlung von lancasterschen Herzögen oder den aufrührerischen Hohn der französischen Herolde? Wer ward beseligt durch das tönende Gold

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der achäischen Panzer, durch den silbernen Hufschlag der streitenden, leichtberittenen Götter und durch das blaue, blaue Griechenland?

Wie sehnte sich der bislang an Freiheit gewöhnte Knabe nach den Nachmittagen, die ihm durch keinen Zwang verfinstert waren! Ich denke besonders an gewisse regnerische Nachmittage des Herbstes. In einen trotzigen, der Kleidersitte widersprechenden Überwurf gehüllt, eine phantastische Mütze tief in das Gesicht gezogen, mit hohen schweren Stiefeln bekleidet, verließ er seine Wohnung und wanderte zum Stadttor hinaus. Bald gelangte er an den armseligen, im Regen blinden Fluß, an dessen Ufer er durch Weidengebüsch und dürftige Birkenwäldchen geradeaus schritt, um endlich die ersehnten Felder, die trüben, häßlichen und doch geliebten, zu erreichen. Peitschte ihm der Sturm das Wasser in das emporgerichtete Antlitz, dann fühlte er, wie das heiß ersehnte und angebetete Leben seiner einsamen Brust günstig genähert war. Er warf die Kleider von sich, breitete den schützenden Mantel über sie und badete im kalten Fluß, während der Himmel seine frischen Regenstrahlen herniedersandte; vor Frost zitternd schwang er sich vielleicht auf einen Baum, um von dort in einer großartigeren als der gewöhnlichen Stellung Tassius in den verhängten Himmel zu heulen:

Und so umgürtet, Casca, wie ich bin,
Hab ich die Brust dem Donnerkeil entblößt,

um endlich mit geschundenem Körper, blau und naß in die Kleider zu steigen und gedrückt, traurig und fast ein wenig weinerlich über die eigene Narrheit im dunkelnden Nachmittag seinem Hause zuzuwandeln. In seinem Zimmer fand er dann bereits die Dämmerung vor, die vom Laternenschein am Fenster in zerrissenen Stücken erhellt war. Während vom untern Stockwerk eine musikstudierende junge Dame ihre gleichmäßigen und süßen Variationen und Fugen erklingen ließ, schickte er sich an, den Tee zu bereiten und die Pfeife in Gang zu bringen. Von wundervollen Gefühlen überschlichen, ließ er sich in einen Sessel nieder, eine angenehme Wärme durchströmte seinen Körper, und seine Augenlider wurden schwer von Träumen. Aber sein der Wirklichkeit ebenso leidenschaftlich wie der Phantasie zugetaner Sinn richtete ihn bald aus seinen Träumen empor. Er setzte sich an den Schreibtisch, schlug seine Schulbücher auf und arbeitete, ohne seinen Gedanken eine Ablenkung zu gestatten, ernst und streng bis zum Abend.

Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

3

Die letzte Unterrichtsstunde vor den großen Ferien war beendet. Plötzlich, ja scheinbar ganz ohne Zusammenhang begann man ungeheuer laut und angeregt zu reden, man lachte, sah einander in die Augen, schüttelte sich die Hände, und ein jeder wünschte dem andern in weitschallenden und überaus herzlichen Zurufen einen fröhlichen Sommer.

Ich stand wie immer abseits. Mir ward bei all dieser Freude, die wie ein heller Strom an mir vorbeifloß, ein wenig bedenklich zumute.

Ich nahm zerstreut meinen Strohhut vom Kleiderriegel und betrachtete mit Interesse meine Stiefelspitzen.

„Jawohl," dachte ich, „ich kann mir gut heute nachmittag ein Paar neue Schuhe kaufen. Morgen reise ich ja fort. Wohin eigentlich? In meine Heimat? Zu meinem Vater? Er kreuzt mit seiner Yacht auf den nordischen Gewässern in Begleitung der schönen Anny Döring, und er hatte in seinem letzten Brief die Einladung für mich wohl vergessen, . . . eigentlich hatte er einen ausgezeichneten Brief geschrieben, einen höflichen, zurückhaltenden und etwas frivolen Brief, und beigefügt war eine Bankanweisung von erstaunlicher Höhe. Jawohl, so war mein Vater. Übrigens war er ein vortrefflicher Herr.

Ich schickte mich an, den leeren Schulkorridor zu verlassen, als ein blonder, vornehm gekleideter Knabe auf mich zutrat.

Da er mein abweisendes Gesicht bemerkte, blieb er zögernd stehen und senkte die Augen. Darauf glitt ein Lächeln von großer Anmut über sein Antlitz, gleich als sei er über die eigene Schüchternheit belustigt.

„Meine Mutter und ich, wir würden uns sehr freuen, . . . das heißt, wenn du Lust hast . . ."

Eine Stille.

„Ich verstehe nicht, — wie?"

Der Knabe schlug sich mit der flachen Hand auf den Schenkel und begann sehr herzlich und sehr laut zu lachen.

„Zum Teufel, das war eine prachtvolle Einleitung!"

Er legte ungezwungen und weltmännisch seine Hand auf meinen Arm.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Lieber Regnitz, man gibt heute nachmittag bei uns eine Gesellschaft. Es wird vermutlich ganz witzig werden ... Jungens und Mädchen ... Schokolade, Tanz und so ... Meine Mutter liebt das sehr, ... willst du uns das Vergnügen machen?"

Ich sah den Jungen erstaunt an; er gefiel mir außerordentlich. Aber ich hatte es mir bislang in solchem Maße zur Pflicht gemacht, die Schulkameraden abweisend und hochmütig zu behandeln, daß ich auch jetzt nicht vermochte, mein gewöhnliches Betragen mit einem freundlicheren zu vertauschen.

„Du bist sehr liebenswürdig ... Entschuldige mich, ich habe deinen Namen vergessen."

„Ich heiße Wolfgang Seyderhelm."

„Ich danke dir sehr für deine Einladung, Wolfgang Seyderhelm. Leider ist es mir nicht möglich, sie anzunehmen, da ich heute bereits eingeladen bin."

Wolfgang Seyderhelm wurde etwas rot.

„Sehr schade," sagte er.

Er steckte eine Hand in die Hosentasche und wies mit der andern höflich auf die Schultreppe:

„Wir haben denselben Weg."

Wir gingen die Stufen hinunter.

„Dein Bruder war Militärattaché in Athen, nicht war?" fragte Wolfgang. „Meine Mutter glaubt, ihn dort kennen gelernt zu haben."

„Jawohl, er war Militärattaché in Athen."

Ich sah zur Seite.

„Was ist's mit ihm?" fragte Seyderhelm, der mich beobachtete.

„Er fiel in Südwest gegen die verdammten Schwarzen."

„Oh."

Vor dem Schulgebäude stand ein leichtgefügter eleganter Wagen mit zwei lebhaften Apfelschimmeln. Eine junge Dame saß darin; sie trug einen silbergrauen Schleier, der den weichen großen Hut an den Seiten niederbog und auf der Brust zu einem Knoten verschlungen war. Ihre schmalen Hände waren mit dänischem Leder bekleidet, und ihre von den Wimpern tief beschatteten Augen sahen etwas mokant zu Wolfgang hin.

„Ah, der Wagen!" sagte Wolfgang Seyderhelm, der zögernd stehen blieb.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ah, deine Schwester!“ sagte ich beklommen.

„Nein, nicht meine Schwester.“

„Nicht deine Schwester?“

„Eine junge Dame unserer Bekanntschaft. Adieu, Walter Regnitz.“

Wolfgang Seyderhelm grüßte. Ich dankte nicht, sondern sah auf den Wagen. Der Kutscher legte die Hand an den Hut, Wolfgang sprach lächelnd einige Worte, warf seine Schulmappe auf den Bock und stieg ein. Die Schimmel zogen an, und das Gefährt bog im Augenblicke um die Ecke ...

Ich eilte in den heftigsten Gedanken nach Haus.

4

An diesem Nachmittag ging ich nicht spazieren. Ich schritt unruhig in meinem Zimmer auf und ab. Ich hatte weder Lust zu arbeiten, noch zu lesen. Immer wieder kam mir Wolfgang Seyderhelms Einladung in den Sinn. Und mit einem Mal trat aus der Wirrnis widerstreitender Gefühle ein leuchtender Gedanke hervor: Die Sehnsucht nach Gesprächen, nach scherzhafter Rede und Gegenrede, nach Tanz und Schokolade und nach einer gewissen jungen Dame mit einem silbergrauen Schleier und mokanten, von den langen Wimpern tief beschatteten Augen.

Ohne Zögern kleidete ich mich um, lief zum Schuldiener und ließ mir Wolfgang Seyderhelms Adresse sagen. Bald fand ich mich abseits der Stadt vor einer großen, mitten in einem Park gelegenen Villa. Ich schellte, ward vom Diener ohne Verwunderung empfangen, durcheilte einige hellerleuchtete Gemächer und stand endlich im Eßzimmer.

Eine stattliche Anzahl von Knaben und Mädchen, unter ihnen einige Erwachsene, saßen an drei runden Tischen, vollführten den heitersten Lärm und tranken mit großem Appetit Schokolade, wozu sie ungeheuer viel Kuchen aßen. Ich blieb befangen stehen und suchte Wolfgang Seyderhelm. Die Herrschaften verstummten allmählich, man begann mich zu bemerken. Da sah ich am Ende des letzten Tisches Wolfgang sich erheben, der mich verwundert anstarrte. Von einem andern Tisch her rief eine Dame:

„Nun, Wolfgang, willst du nicht deinen Gast begrüßen?“

Über Wolfgang Seyderhelms Gesicht glitt ein Zug von unendlicher Liebenswürdigkeit und fast frauenhafter Güte. Schnell kam er auf mich zu:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wie lieb, daß du kommst!"

Ich erwiderte kein Wort, drückte aber stürmisch und begeistert seine Hand. Er faßte mich am Arm und führte mich zu der Dame, die ihm vorhin zugerufen hatte. Glücklicherweise begann man an den Tischen sich wieder zu unterhalten.

„Dies hier ist mein Schulkamerad Walter Regnitz."

Die Mutter, eine noch junge Frau von schlankem Wuchs, heiteren italienischen Augen und hoher reiner Stirne begrüßte mich lebhaft.

„Es freut mich sehr, daß Sie gekommen sind. Wolfgang hat mir viel von Ihnen erzählt."

Wolfgang errötete.

„Ich denke, Herr Regnitz, Sie setzen sich neben mich. Hier ist noch ein Stuhl frei."

Ich saß und fühlte meinen Sinn ein wenig umnebelt.

„Sind Sie verwandt mit einem Herrn Regnitz, der vor zwei Jahren in Athen Attaché war?"

„Das war mein Bruder, gnädige Frau."

„Nicht möglich! . . . Ihr Bruder . . .!"

Und sie sprach von meinem Bruder, den sie in Athen vor zwei Jahren kennen gelernt hatte.

„Eigentümlich, wie Sie sich Schokolade eingießen!" klang eine singende Stimme neben mir, während ich mich mit Frau Seyderhelm über meinen Bruder unterhielt, der in Athen vor zwei Jahren Attaché gewesen war. Ich wandte mich nicht um und konnte nicht erkennen, woher diese Stimme kam und ob sie mir galt. Ich sah viele Gesichter, darunter das von Wolfgang Seyderhelm, dessen Blick sich stets abwandte, sobald er den meinen traf. Ich empfand es sehr wohltuend, daß ich mich vorhin beim Eintreten nicht allzu ungeschickt benommen hatte und nun in ungezwungenem Tone mit Wolfgangs Mutter redete.

„Wo ist Ihr Herr Bruder jetzt?"

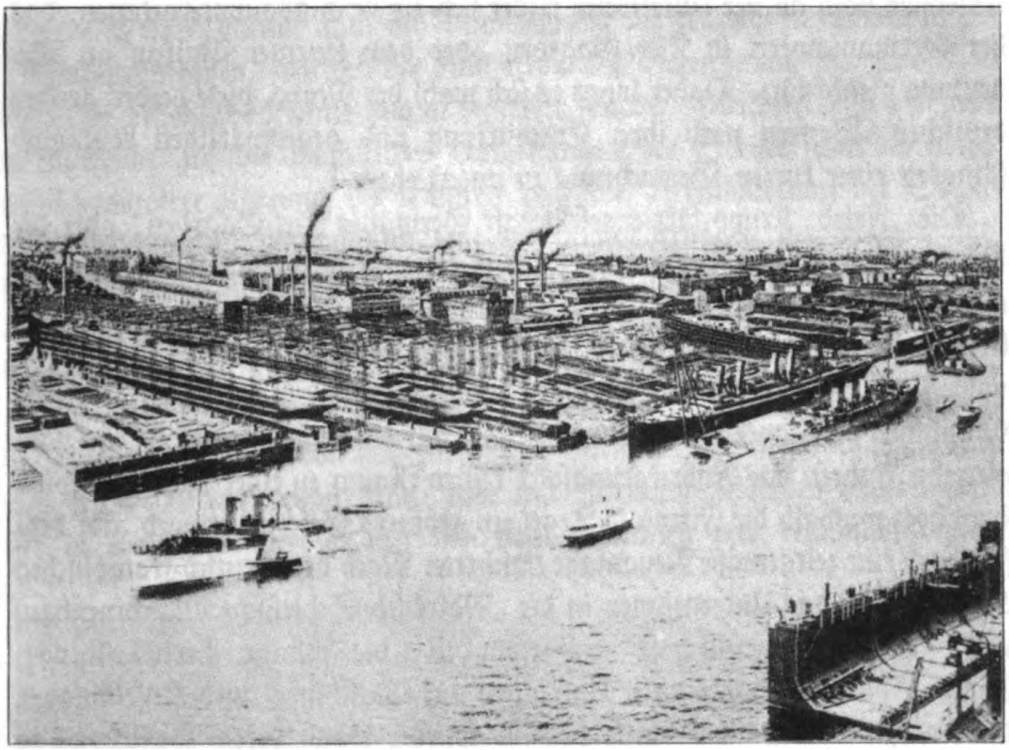
„Er ist im Kampf gegen die Neger gefallen."

„Oh wie traurig! Als Offizier?"

„Jawohl, als Offizier."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Gesamtansicht der Vulkanwerft in Bredow-Stettin

# Zwei deutsche Schiffsbaustätten

## Von C. Lund

Mit vier Abbildungen

Es ist eine nicht uninteressante Erscheinung, daß trotz dem gewaltigen Übergewichte, das die Handelsflotte unserer Nordseehäfen im Laufe der letzten Jahrzehnte über die der Ostseeplätze erreicht hat, die deutsche Schiffbauindustrie umgekehrt im Ostseegebiete zu einer höheren Entfaltung gelangt ist. Leider müssen wir es uns hier versagen, den mancherlei Ursachen dieser Erscheinung nachzuspüren; die Tatsache aber bleibt unbestreitbar, denn weder an der



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unterelbe noch an der Unterweser findet sich ein Schiffbauunternehmen, das der Germaniawerft in Kiel-Gaarden oder dem stettiner Vulkan an Bedeutung gleichkäme. Daher lohnt es sich wohl der Mühe, diese beiden großen deutschen Werften nach ihrer Entwicklung und gegenwärtigen Leistungsfähigkeit einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

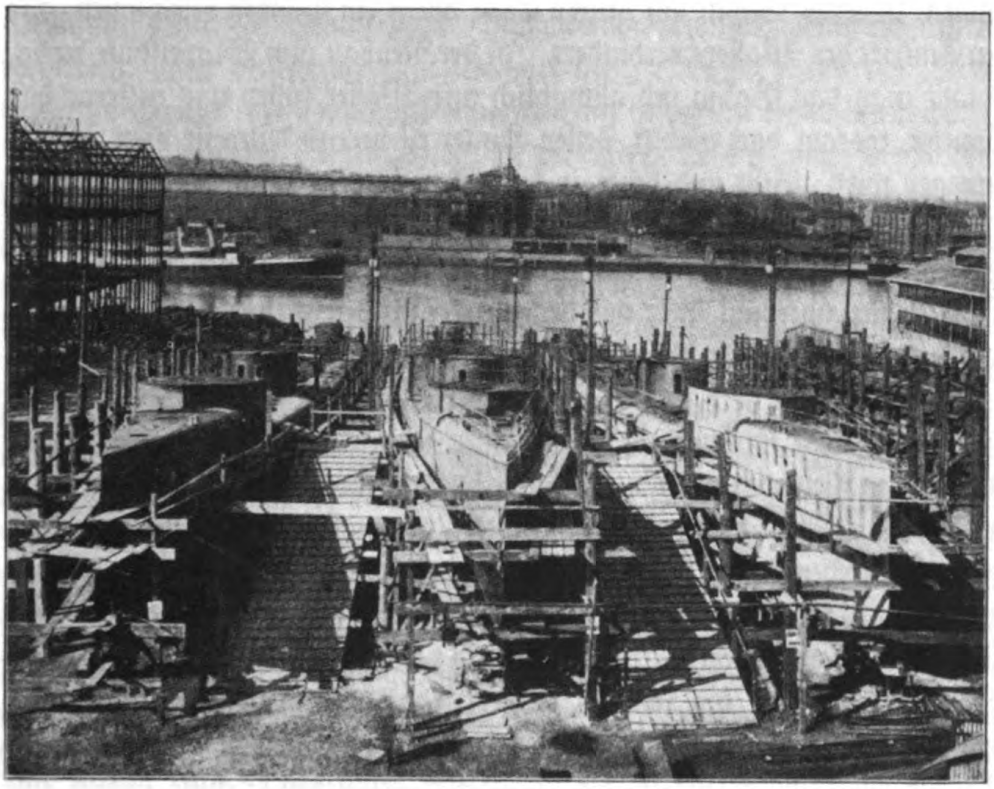
Die „Fried. Krupp Aktiengesellschaft Germania Kiel-Gaarden" oder die Germaniawerft, wie sie gemeinhin kürzer genannt wird, hat ihren Ursprung nicht an der Seeküste, sondern im Binnenlande genommen und ist aus einer kleinen, im Jahre 1822 von H. A. Egells in Berlin gegründeten Gießerei und Maschinenfabrik hervorgegangen. Dies kleine, für den Bau ortsfester Maschinen bestimmte Unternehmen dehnte sich rasch aus, sodaß bereits nach vierzehn Jahren das Fabrikgrundstück keinen Raum zu einer Weiterentwicklung bot, weshalb die Firma in Tegel ein größeres Gelände erwarb, auf dem sie 1836 eine zeitgemäße Neuanlage errichtete. Nach dem deutsch-französischen Kriege wurde das Unternehmen in die „Märkisch-Schlesische Maschinenbau- und Hüttenaktiengesellschaft" umgewandelt, die infolge ihrer Leistungsfähigkeit bald mit zahlreichen Aufträgen auf Maschinen- und Kesselanlagen für Kriegs- und Handelsschiffe betraut wurde, sodaß deren Herstellung zu einer Spezialität der Gesellschaft wurde, bis sich diese entschloß, auch den Schiffbau selbst in den Kreis ihrer Tätigkeit aufzunehmen. Daher erwarb sie im Jahre 1879 die in Gaarden unter dem Namen „Norddeutsche Werft" bestehende Schiffbauanstalt, welche sie alsbald mit beträchtlichen Kosten für den Bau großer Kriegs- und Handelsschiffe herrichtete. Drei Jahre später wurden beide Werke unter der Bezeichnung „Schiff- und Maschinenbau-Aktiengesellschaft Germania" zu einem Unternehmen verschmolzen, die bereits bestehenden Beziehungen zur deutschen Marineverwaltung neu gefestigt und erweitert.

Ein weiterer Wendepunkt im Entwicklungsgang des Unternehmens trat 1896 dadurch ein, daß die Firma Friedr. Krupp in Essen den gesamten Betrieb der Werft für einen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren pachtweise übernahm, wobei sie sich das Recht vorbehielt, innerhalb dieser Vertragszeit die Anlagen nach ihrem Ermessen umzugestalten und zu einem beliebigen Zeitpunkte sämtliche Aktiva und Passiva der Gesellschaft gegen einen bestimmten Aktienkurs käuflich zu erwerben. Dieser Fall trat am ersten April

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1902 ein, bald darauf auch die Umwandlung der kruppschen Werke in ein Aktienunternehmen, worauf die oben erwähnte Bezeichnung der Werft in die heute bestehende Firmierung abgeändert wurde. Gleichzeitig aber wurde in Rücksicht auf die wachsenden Abmessungen der Schiffe, auf die höchst wünschenswerte Kürzung der Bauzeit und die Verminderung der Selbstkosten beschlossen, unverzüglich eine den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Umgestaltung und Vergrößerung der Werft durchzuführen, zumal da das hierfür erforderliche Gelände nach einem Gebietsaustausch mit dem Marinefiskus zur Verfügung stand.

Die neue Werft, am innersten Winkel des kieler Hafens belegen, umfaßt bei einer Wasserfront von nahezu tausend Metern einen Gesamtflächenraum von 23,5 Hektaren, von denen acht mit Werkstattgebäuden bedeckt sind, die in ihrer Ausstattung mit den vollkommensten und leistungsfähigsten



Germaniawerft in Kiel — Blick auf die Hellinge — Torpedoboote im Bau



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arbeitsmaschinen aller Art wie in Bezug auf die hygienischen Einrichtungen den höchsten Anforderungen nach jeder Richtung hin entsprechen. Durch die das Werftgebiet quer durchschneidende Schönbergerstraße wird die gesamte Anlage in den sogenannten Unter- und Oberhof geteilt, von denen der letztgenannte besonders die große Metallgießerei, die riesige Kesselschmiede, die Modelltischlerei, den Speisesaal für die Arbeiter sowie die elektrische Zentrale umfaßt. Auf dem direkt am Wasser belegenen Unterhofe fesseln uns neben weiteren Werkstätten vornehmlich die sieben großen Hellinge, deren Länge von einhundertsechzehn bis zu einhundertdreiundneunzig Metern ansteigt, während ihre Breite zwischen zweiundzwanzig und vierunddreißig Metern schwankt. Es sind trogartige, in Beton ausgeführte Bassins von annähernd rechteckigem Querschnitt, und sie reichen mit ihrer nach dem Hafen geneigten Sohle zweieinhalb bis drei Meter unter den Wasserspiegel. Um sie in ihrer ganzen Länge für den Bau der auf Stapel gelegten Schiffe ausnützen zu können, ist jedes Bassin am untern Ende durch ein Ponton verschlossen, das den Eintritt des Wassers verhindert. Ist der Neubau zum Stapellaufe fertig, so läßt man das Bassin sich allmählich mit Wasser füllen und entfernt das Ponton, worauf das Schiff, dessen Hinterteil bereits teilweise vom Wasser getragen wird, leicht und sicher in sein Element gleitet. Von diesen sieben Hellingen sind vier ihrer ganzen Ausdehnung nach mit verglasten, in Eisenkonstruktion gehaltenen Hallen überdacht, während die andern nur mit eisernen Krangerüsten überbaut sind, auf denen elektrisch betriebene Rollkranen Lasten von drei Tonnen bis zu neunundzwanzig Metern Höhe zu heben vermögen.

Außer diesen ist noch eine offene Sonderhellingsanlage vorhanden, die bei einer Länge von fünfundsiebzig und einer Breite von fünfzig Metern die gleichzeitige Kielstreckung von fünf bis sechs Torpedobooten mit vier- bis fünfhundert Tons Wasserverdrängung gestattet, nötigenfalls aber noch beträchtlich erweitert werden kann. Da auf der größten Helling Schiffe bis zu zweihundertfünfzig Metern oder gleichzeitig zwei zu einhundertzwanzig Metern Länge auf Stapel gelegt werden können, so vermag die Germaniawerft sieben bis acht große und bis zu zehn kleinere Fahrzeuge gleichzeitig in Bau zu nehmen. Für das Einsetzen der Kessel, Maschinen, Geschütze und andrer schwerer Ausrüstungsteile in die zu Wasser gelassenen Schiffe dienen eine Reihe von Uferkranen, die je nach ihrer Größe eine Tragfähigkeit von fünf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

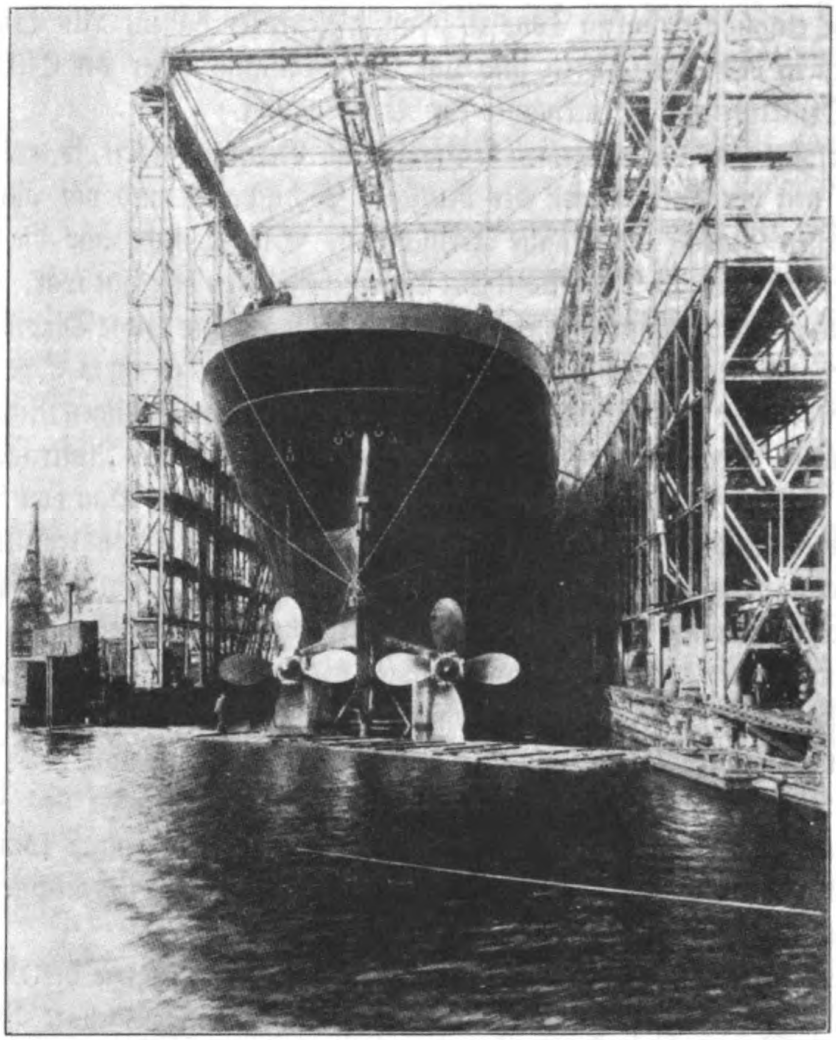
zehn bis einhundertfünfzig Tons zu zwanzig Zentnern haben. Als Triebkraft kommen in den Werkstätten und auf den Hellingen außer der Elektrizität noch Druckluft und Druckwasser zur Verwendung.

Verfolgt man die bisherigen Leistungen der Germaniawerft, so ergibt sich, daß sie mit der Entwicklung des deutschen Schiffbaues und vor allem der kaiserlichen Marine aufs engste verknüpft ist. Sie ist nicht nur die einzige Privatwerft, die am Bau sämtlicher Linienschiffklassen beteiligt war, sondern hat auch zahlreiche Küstenpanzer, große und kleine Kreuzer sowie Torpedoboote geliefert und neuerdings den Bau von Unterseebooten zu ihrer Spezialität gemacht. Außer der deutschen waren auch die Marineverwaltungen Rußlands, Spaniens, Brasiliens und der Türkei mit umfangreichen Aufträgen vertreten. Wenn so die Werft auch in erster Linie durch den Bau von Kriegsfahrzeugen in Anspruch genommen war, vernachlässigte sie andrerseits auch die Verbindung mit der Handelsmarine nicht. So entstanden auf ihren Hellingen zahlreiche Fracht- und Passagierdampfer für heimische Linienreedereien, unter denen wir zum Beispiel die „Borussia" und die „Kronprinzessin Cecilie" der Hamburg-Amerika-Linie besonders erwähnen möchten. Auch im Bau großer Segelyachten hat die Werft Ruf erlangt, wie sie denn die Ehre haben wird, den neuen „Meteor" Seiner Majestät des Kaisers zu Wasser zu bringen. Ihrer regen Inanspruchnahme gemäß konnte die Germaniawerft in den letzten Jahren durchschnittlich zirka siebentausend Arbeiter und Beamte beschäftigen. —

Wo immer von den Fortschritten in der Schiffbauindustrie die Rede ist, wird man auch der Erzeugnisse der „Maschinenbau-Aktiengesellschaft Vulkan" in Stettin gedenken, da diese wichtigste deutsche Werft nicht nur am Ausbau der deutschen Kriegsflotte hervorragend beteiligt war, sondern auch für die Ausgestaltung des modernen Schnelldampferverkehrs mehr als jede andre von Bedeutung geworden ist. Der Vulkan ist aus einer im Jahre 1851 in Bredow bei Stettin errichteten Werft für Eisenschiffbau hervorgegangen, die bereits 1857 in das jetzige Unternehmen umgewandelt wurde und sich im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem Betriebe entwickelte, der an Größe und Leistungsfähigkeit unter allen europäischen Werken ähnlicher Art seinesgleichen sucht. Die gegenwärtig im Betriebe befindliche Schiffbauabteilung des „Vulkan", denn nur von dieser soll hier die Rede sein, umfaßt



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Vulkanwerft in Stettin — Der Dampfer „Kaiserin Augusta Viktoria" der Hamburg-Amerikalinie vor dem Stapellaufe

bei fünfhundertfünfundzwanzig Metern Wasserfront an der Oder ein Areal von sechzehn und einhalb Hektaren, von denen ein ansehnlicher Teil mit großartigen Werkstätten aller Art besetzt ist, deren jede eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges genannt werden muß. Von den sieben großen Hellingen liegen die drei älteren im geraden Ablaufswinkel zur Oder. Sie haben eine Länge von einhundertfünfundsechzig, eine Breite von sechsundzwanzig Metern und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden vorwiegend für den Bau von Kriegsfahrzeugen — Linienschiffen und Kreuzern — benutzt. Die vier neueren, im schrägen Ablaufswinkel zur Oder liegenden Hellinge, die in den Jahren 1890 bis 1892 völlig umgestaltet, in Beton fundiert und mit vierzig Meter hohen Krangerüsten überbaut wurden, stoßen zu zwei und zwei an der Wasserseite zusammen und gestatten den Bau von Schiffen bis zu zweihundertsechzehn Metern Länge. Auf diesen Hellingen sind die gewaltigen, vielbewunderten Schnell- und Luxusdampfer des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikalinie entstanden, die den Ruhm der Werft sowohl als auch den der Reedereien in die ganze Welt getragen, das gesamte Ausland zu einer unumwundnen Anerkennung deutschen Könnens und deutscher Unternehmungslust genötigt haben.

Seit der Gründung des Vulkan sind auf dieser Werft insgesamt mehr als hundert Kriegsschiffe aller Art und Größe, einhundertsiebenundfünfzig Handelsschraubendampfer, neunundvierzig Rad- und Flußdampfer, zahlreiche Schwimmkranen, Baggermaschinen, Pontons, Docks und so weiter zur Ablieferung gelangt, während sich noch das Linienschiff „Ersatz Württemberg" (neunzehntausend Tonnen Deplacement), der Turbinenkreuzer „Ersatz Jagd", mehrere Torpedoboote, Trajektschiffe für den Fährbetrieb Saßnitz-Trelleborg sowie der Doppelschraubendampfer „George Washington", ein Riese von fünfunddreißigtausendachthundertfünfzig Tonnen Deplacement, für den Norddeutschen Lloyd im Bau befinden oder der Ablieferung entgegengehen.

Das vorstehend in aller Kürze entworfene Bild bezieht sich lediglich auf die grabower Anlagen, indes wird die Vulkanwerft bereits vom ersten Juni dieses Jahres ab in der Lage sein, eine weit umfangreichere Tätigkeit zu entfalten, da mit diesem Tage ihre in Hamburg der Vollendung entgegengehende Filiale dem Betriebe übergeben werden wird. Die Errichtung dieses Zweigunternehmens wurde um so mehr zur Notwendigkeit, als die stettiner Werftanlagen einer Vergrößerung nicht mehr fähig waren, dagegen die Tiefenverhältnisse der Oder und des Haffs den glücklichen Stapellauf und die rechtzeitige Ablieferung der modernen Ozeanriesen immer mehr in Frage stellten. Bei der Wahl eines geeigneten Platzes für das geplante Zweigunternehmen konnte angesichts der völligen Verschiebung der Schiffahrtverhältnisse von vornherein nur ein Nordseehafen in Frage kommen. So

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

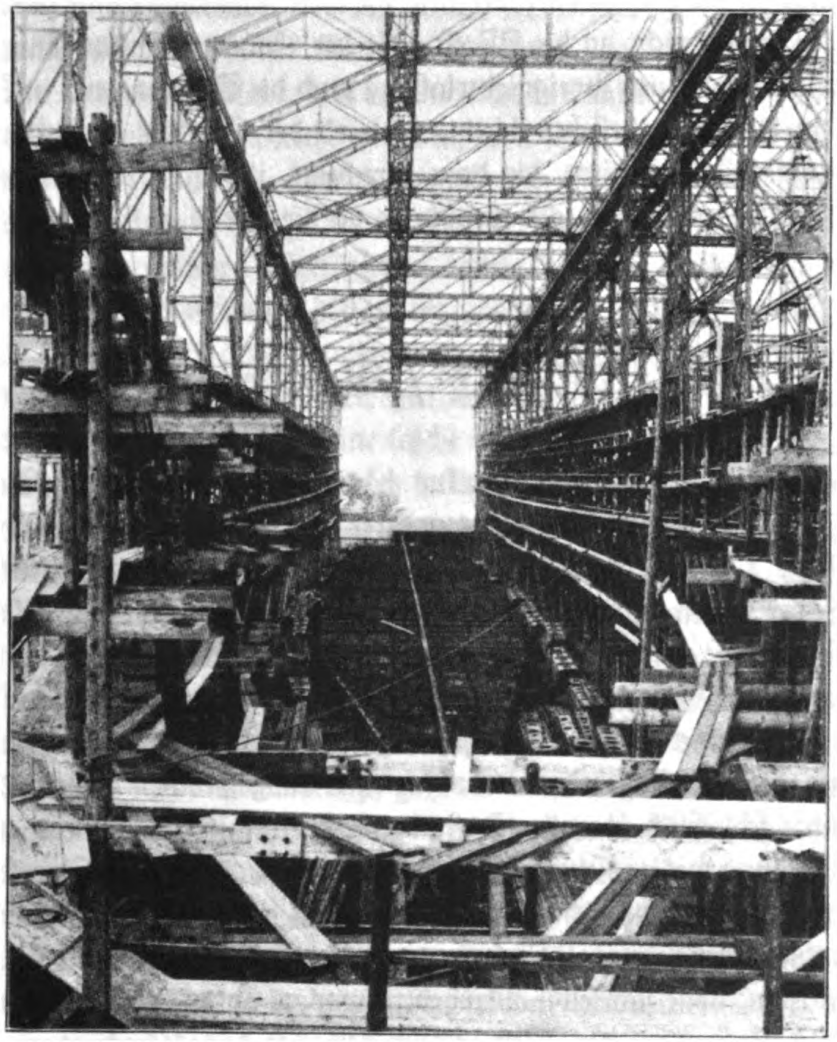
trat denn der Vulkan mit dem hamburger Staat in Verhandlungen, die im Herbſt 1905 zum Abſchluß kamen und das Ergebnis hatten, daß dem Vulkan auf der Halbinſel Reß, unmittelbar neben den neuen Häfen ein 23,2 Hektar großes Gelände auf fünfzig Jahre pachtweiſe zur Anlage einer neuen Werft überlaſſen wurde. Dabei übernahm der Staat neben der Herſtellung einer feſten Kaimauer die erforderliche Aufſchüttung des Terrains bis zu flutfreier Höhe, wozu das Material dem Elbſtrome ſelbſt unmittelbar vor dem Werftgelände entnommen wurde, ſodaß man vor dem Hellingplatze eine Waſſertiefe von zehn Metern erzielte. Seit dem Herbſt 1907 konnte mit dem Bau der Werft ſelbſt begonnen werden, die in allen Teilen ſo großzügig angelegt iſt, daß ſie bei voller Ausnutzung der Anlagen ſechstauſend Arbeitern Beſchäftigung wird geben können.

Sind nun ſchon die verſchiedenen Werkſtätten, die mit den modernſten und leiſtungsfähigſten Arbeitsmaſchinen und Hebezeugen aller Art aufs reichſte ausgeſtattet werden, um ein ökonomiſches Arbeiten zu ermöglichen, umfangreicher als die der Stammwerft bemeſſen, ſo gilt dies in noch höherem Maße von den neuen Hellingen, von denen zunächſt vier hergeſtellt ſind oder doch bald ſein werden. Von dieſen Anlagen, deren etwa fünfzig Meter hohe Krangerüſte weithin über die Unterelbe ſichtbar ſind, hat die erſte eine Länge von zweihundertfünfundachtzig, die zweite eine von zweihundertvierzig und die kleinſte eine von einhundertvierundneunzig Metern, während ihre Breite gleichmäßig auf achtundzwanzig und einen halben Meter bemeſſen iſt. Wie man ſieht, werden dieſe Hellinge alſo den Bau von Schiffskoloſſen geſtatten, die ſelbſt die neueſten Schnell- und Turbinendampfer der Cunard-Linie an Größe noch weſentlich übertreffen, wobei natürlich die Frage offen bleiben muß, ob ſich unſre großen Linienreedereien überhaupt zum Bau und zur Einſtellung derartiger Rieſenſchiffe jemals entſchließen werden. Außer den vorgenannten wird noch eine vierte Helling geſchaffen, die bei einer Länge von zweihundertdrei Metern die ungewöhnliche Breite von achtunddreißig und einhalb Metern erhalten und beſonders zum Bau großer Linienſchiffe Verwendung finden ſoll. Alle Einrichtungen dieſer Helling werden ſo getroffen, daß es möglich ſein wird, die jetzt noch auf durchſchnittlich drei Jahre bemeſſene Bauzeit für Schlachtſchiffe künftig um neun bis elf Monate abzukürzen. Zum Einſetzen der Keſſel, Maſchinen, Geſchütze und ſo weiter in die Neubauten er-

Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

hält die Werft mehrere riesige Schwimmkranen, die eine Tragfähigkeit von hundert bis einhundertfünfzig Tons besitzen sollen.

Großartig wird auch die Dockanlage der neuen Vulkanwerft, die eine eigne Geschäftsführung erhält. Mit Rücksicht auf die starke Frequenz des hamburger Hafens sind drei Schwimmdocks von sechstausend, elftausend und fünfunddreißigtausend Tonnen Hebekraft vorgesehen, von denen das



Vulkanwerft in Stettin — Der Doppelboden des Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm II"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mittlere mit der Eröffnung der Werft in Betrieb genommen werden soll, während das größte von ihr selbst gebaut werden wird. Alle drei werden mit eignen Kraftzentralen, Arbeitsmaschinen, Pumpwerken und Materiallagern ausgerüstet, sodaß sie sich im Bedarfsfalle in gleicher Weise wie die riesigen Docks der Firma Blohm & Voß ohne besondere Mühe werden verlegen lassen. Dieser Umstand ist im Fall eines Krieges von nicht zu unterschätzender Bedeutung, da es auf diese Weise möglich sein wird, auf der Unterelbe die Reparatur solcher Schiffe vorzunehmen, die ihres Tiefganges oder zu schwerer Havarien wegen nicht an die Werftplätze der Stadt gelangen können.

Da neben der neuen Zweigniederlassung auch die Stammwerft in Stettin in vollem Umfange bestehen bleibt, so wird der Vulkan in Zukunft eine Leistungsfähigkeit erreichen, die dazu berechtigt, ihn auch den größten englischen Schiffbauanstalten als ebenbürtig an die Seite zu stellen.

# Österreichisches / Von Hermann Bahr

3

Der Abgeordnete Soukup hat neulich gesagt, das tschechische Volk wünsche nichts anderes als die primitivsten Rechte, die jedes kulturelle Volk zu seinem Leben und seiner Entwicklung notwendig braucht. Mir scheint dies wahr. Was das tschechische Volk fordert, ist wirklich nur die „primitivste" Gerechtigkeit. Ich muß wohl kaum erst noch sagen, daß mit dem tschechischen Volk nicht der prager Pöbel gemeint ist. Seiner wüsten Exzesse schämen sich die Tschechen selbst am meisten (was gerade dieser Abgeordnete Soukup stark ausgesprochen hat), und Rohlinge gibts schließlich überall. Daß aber das tschechische Volk eine gerechte Verständigung mit uns ebenso will, wie wir sie, gerade um des Deutschtums in Österreich willen, brauchen, darüber kann ich hoffentlich nächstens einmal hier ausführlicher reden. Nur was es zum Leben nötig hat, wovon es nicht ablassen kann, ohne sich selbst aufzugeben, was es haben muß, um nur überhaupt als Nation auf der Welt zu sein, verlangt das Tschechentum. Dasselbe gilt von den südslawischen Forderungen. Und ebenso von den italienischen auch. Ich habe „draußen" oft die Meinung gefunden, als ob unsere Nationen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unersättlich wären. Sieht man zu, was sie wollen, so wundert man sich, wie wenig es ist. Es ist wirklich nur das nackte Leben. Aber die Regierung will ihnen auch das nicht gewähren. So treibt sie sie zur Verzweiflung.

Man sagt mir dann gern, „draußen": übertreiben Sie doch nicht so entsetzlich und sein Sie nicht so ungerecht! Und dann rechnet man mir vor, was in Österreich immerhin in den letzten Jahren geleistet worden ist; das darf man doch nicht verkennen! Seid Ihr nicht auf dem besten Weg, ein moderner Staat zu werden?

Worauf zu antworten ist: Nach den Gesetzen — ja; aber bei uns hat das Gesetz eine so geringe Macht, daß es uns nicht helfen kann! Wir können uns eine moderne Gesetzgebung leicht erlauben, weil jedes neue Gesetz doch immer alles beim alten läßt. Bei uns werden nämlich Gesetze gegeben, aber damit sind sie dann erledigt. Dazu haben wir die Verwaltung. Die eigentliche Kunst der österreichischen Verwaltung besteht darin, Gesetze durch eine besondre Art der Anwendung, die sie um ihren Sinn bringt, unschädlich zu machen. Dies erklärt auch, warum man bei uns „oben" so bereit ist, sich mit Gesetzen abzufinden, die verwegen und gefährlich scheinen. Man legt nämlich „oben" den Gesetzen keine solche Bedeutung bei. Es finden sich ja fähige Beamte, die mit jedem Gesetz fertig werden. Darin eben besteht das, was man einen fähigen Beamten nennt. Also warum soll man den Leuten nicht die Freude lassen, ein schönes neues Gesetz zu haben?

Bismarck hat einmal gesagt: „Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten läßt sich immer noch regieren, bei schlechten Beamten aber helfen uns die besten Gesetze nichts." Gute Gesetze, durch schlechte Beamte vereitelt, — das ist der heutige Zustand Österreichs. Die Dynastie hat den Vorsatz ausgesprochen, mit dem Volkswillen zu gehen. Zwischen beiden aber steht unser altes österreichisches Beamtentum und verhindert das. Dieses Beamtentum ist stärker als das Volk und die Dynastie zusammen. Und nun fragt man uns ungeduldig: Ihr habt ja jetzt das allgemeine Wahlrecht; das sollte doch, hieß es immer, alles heilen, also was wollt Ihr denn noch? Und da sich trotzdem nichts ändert, fängt man schon wieder auch an diesem Wahlrecht mißmutig zu zweifeln an. Das ist die Absicht des alten Beamtentums. Es rechnet darauf, die Wirkungen des Wahlrechts insgeheim zu hintertreiben, es zu denaturieren; und wenn uns unsre Ungeduld, die gleich maßlos im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hoffen wie im Verzagen ist, dann wieder ins Chaos wirft, wird es noch den Retter spielen. Schuld sind natürlich nur wir selbst, da wir meinen, es genüge, das allgemeine Wahlrecht beschlossen zu haben, statt es auszudenken und seine notwendigen Folgen zu ziehen, wozu vor allem gehört, daß wir dem alten österreichischen Beamtentum ein Ende machen.

Dieses alte österreichische Beamtentum ist einzig in der Welt. Wer es nicht selbst erlebt hat, ist unfähig, es sich vorzustellen. Es ist unbeschreiblich. Man kann höchstens Beispiele davon erzählen. In Neunkirchen, ein paar Stunden von Wien, ist ein Kaffeehaus, das einer Frau Viktoria Biewald gehört. Diese wurde neulich zur Bezirkshauptmannschaft vorgeladen „behufs Entgegennahme einer Belehrung". Als sie kam, hielt man ihr vor, sie hätte sich gegen den Bezirkshauptmann vergangen, der Cäsar Schickich v. Vellebit heißt, indem dieser in ihrem Café weder von ihr noch von der Kassierin mit der entsprechenden Ehrfurcht begrüßt worden wäre. Und die „Belehrung" bestand darin: es gebühre sich für ihr Personal, beim Erscheinen des Bezirkshauptmanns aufzustehen. Darüber regte sich nun die Genossenschaft der Kaffeesieder auf, und man erfuhr, daß derselbe Cäsar auch von der Handelsgenossenschaft in Gloggnitz verlangt hatte, daß sich ihre Mitglieder bei seinem Erscheinen von den Sitzen erheben sollten, wie denn von ihm ebenso der Vizebürgermeister und Schuldirektor Dietrich koramiert worden war, weil dieser es unterlassen hatte, den Hut vor ihm zu ziehen. Der Kaiser und die Erzherzoge verlangen nur von Soldaten, daß sie Front vor ihnen machen; der Bezirkshauptmann verlangt es von der ganzen Menschheit. So geschehen 1908, in Neunkirchen, ein paar Stunden von Wien. Noch näher an Wien ist Baden, man kommt mit der Elektrischen hin. Es hat Schwefelquellen und auch einen Cäsar. Nun wird dort jetzt ein neues Theater gebaut. Darin wies die Gemeinde dem Cäsar einen Orchestersitz zu. Er verlangte aber eine Loge. Als er sie nicht bekam, weil die Gemeinde sich weigerte, dadurch dem Theater zweitausendfünfhundert Kronen im Jahre entgehen zu lassen, empfand er dies als eine Beleidigung und so, heißt es in dem Bericht der Zeitungen, „blieb die Erteilung der Konzession für das neue Theater lange aus". Darüber kam es nun im badener Gemeinderat zu großer Heftigkeit, und dem Bezirkshauptmann wurde nachgesagt, er hätte seitdem alle für das Theater nötigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bewilligungen aus Rache verschleppt. Besonders aber waren die Gemeinderäte noch deshalb so freiheitlich erregt, weil sie es seiner Rachsucht auch zuschrieben, daß sie beim Ordensregen des Jubiläums allesamt im Trocknen blieben. So geschehen in Baden bei Wien, 1909; man reibt sich die Augen. Es ist aber nicht bekanntgeworden, daß jener oder dieser Cäsar weggeschickt worden wäre. Und wenn nun solches in der Umgebung von Wien möglich ist, wo sich der Bezirkshauptmann immerhin zusammennimmt, weil er doch weiß, daß hier das Gemüt der Bevölkerung durch die Nähe der großen Stadt schon verdorben ist, so kann man sich ungefähr denken, was draußen in Galizien oder in Dalmatien unten alles geschieht. Gesetze können da nicht helfen, denn Bezirkshauptleute fühlen sich über dem Gesetz. Um durchzusetzen, daß es angewendet werde, müßte man erst mit ihrer Tradition aufräumen. Aber die Bezirkshauptleute sind ja nur die Kleinen. Über ihnen ragen die Großen empor: der österreichische Hofrat und der österreichische Sektionschef. Diese sehen ihr eigentliches Amt darin, die vom Kaiser ernannte, dem Volke verantwortliche Regierung zu verhindern. Sie scheuen sich nicht, dies öffentlich ruhmredig zu bekennen. Sie nennen es: den Einfluß der Politiker von der Verwaltung abwehren, und finden noch ihren Stolz darin. Sie haben die Weltanschauung des aufgeklärten Absolutismus. Die Weltanschauung von 1750 ungefähr. Wir machen Gesetze von 1900. Und unser heilloser Zustand ist es nun, daß Gesetze von 1900 zur Ausführung Beamten von 1750 übergeben werden. Weshalb man sich dann auch nicht wundern darf, daß bei uns schließlich schon kein Mensch mehr weiß, in welcher Zeit wir denn eigentlich leben, und wieviel Uhr es in Österreich ist.

Für unser eigentlich österreichisches Problem wird immer noch das nationale gehalten. Ich glaube das nicht. Was unsere Völker verbindet, ist überall viel stärker, als was sie trennt. In unsern Völkern ist eine stille Gemeinsamkeit da, die nur einen großen Anlaß braucht, eine allgemeine Not oder eine allgemeine Tat, um sich zu zeigen; vielleicht wird man das bald einmal sehen. Wenn irgendwo fünf vernünftige Tschechen oder Kroaten oder Italiener mit fünf vernünftigen Deutschen beisammensitzen, einigen sie sich; denn sie haben das Gefühl, alle dasselbe zu brauchen. Es wird aber verhindert, daß sie beisammensitzen. Darin besteht die Tätigkeit des Beamtentums

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es fühlt sich als Kurator der alten Staatsidee. Das Volk hat diese alte Staatsidee nie gehabt, der Kaiser hat sie aufgegeben; Volk und Kaiser haben sich im Glauben an ein neues Reich gefunden, das nur noch nach seiner Form sucht. Von der alten Staatsidee ist nichts mehr übrig als der Kurator. Der setzt nun alles daran, das neue Reich zu verhüten. Zunächst, indem er überall die nationalen Fragen vorschiebt. Er schürt die nationale Hetze. Und merkt dabei nun garnicht, daß es der Witz der Entwicklung ist, ihn selbst durch eben die nationale Hetze zu schwächen, auf die er zählt. Sie nämlich hat uns die Landsmannminister gebracht, ein recht törichtes und hilfloses Institut, das aber große Löcher in das alte Beamtentum reißt. So ein armer Mensch, zum Minister ernannt, von hochmütigen, mißtrauischen und unwilligen Beamten umgeben, die alles besser wissen und alles anders wollen als er, zwischen lauter Fußangeln, kann sich nicht anders helfen, als indem er Menschen herbeizieht, denen er zutraut, ihn nicht gleich zu verraten. So kommen in die Ministerien Fremde hinein, die Tradition wird zerrissen, der Anfang einer Selbstverwaltung ist gemacht. Es ist der Anfang vom Ende des alten Beamtentums, das in unserm neuen Österreich keinen Platz mehr hat. Natürlich schreit es, die Verwaltung werde nationalisiert. Wir haben nun aber einmal zunächst kein anderes Mittel, die Verwaltung zu demokratisieren. Wie dies ja überhaupt unser Weg ist: durch den kleinbürgerlichen Nationalismus hindurch zur Demokratie zu gehen.

Es ist noch nicht lange her, daß dem Österreicher um das Heer bange war. Es sah dort ähnlich aus wie in unserm Beamtentum. Aber das Heer ist durch feste Hand gereinigt worden. Unser nächstes Problem ist jetzt, die Verwaltung zu reinigen. Sie muß aufhören, ein Souverän zu sein, und muß anfangen, dienen zu lernen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Elektra / Von R. Sternfeld

Richard Strauß hat sich jüngst in einer Einleitung, die er den gesammelten Aufsätzen eines berliner Musikkritikers als erwünschte Krücke auf den Weg mitgab, in seiner verständigen Weise über die Aufgaben der Kritik geäußert. Als Ergänzung dazu könnte man wohl auf die Arten und Wege der Kritik hinweisen, wie sie ihm selbst und seinen neuesten Werken gegenüber sich ausprägen. Dies Verhalten kann garnicht dargelegt und verstanden werden, wenn man nicht auf den großen Kampf Richard Wagners gegen die kritische Öffentlichkeit seiner Zeit zurückgreift. „Ewig wie der Genius ist die Blamage seiner Kritiker," so war neulich in dem Faschingsscherz einer Musikzeitung zu lesen. Da sich nun aber niemand gern blamiert und noch weniger ewig als Blamierter dastehen möchte, wie jene Hanslick, Kalbeck, Gumprecht und wie sie alle heißen, deren Namen jetzt noch in Tapperts „Schimpfwörterlexikon" ihr Dasein fristen, so heißt es Strauß gegenüber mit Falstaff den besseren Teil der Tapferkeit wählen, vorsichtig und mit Rückendeckung für die Zukunft seine Worte einrichten: vielleicht könnte es mit Strauß wie mit Wagner gehen, und dann wären wir auch wieder für alle Zeiten an den Pranger gestellt!

So entstand bei Straußens letzten Werken jene eigentümliche Art der Kritik, für die man im lustigen Kreise der berliner „Zwanglosen" vor kurzem die nette Bezeichnung „Echternacher Springprozessionsweis" gefunden hat: immer drei Sprünge vorwärts und zwei zurück; im Vordersatz tiefste Verbeugungen vor dem genialen Werke, im Nachsatz kleine Vorbehalte, mit denen man doch seine Seele und seine kritische Unfehlbarkeit im Notfalle vor der Nachwelt salvieren kann.

Daneben bleiben dann die alten guten Extreme bestehen: auf der einen Seite die ehrlichen Leute, die ohne Furcht vor der Blamage ihre Meinung sagen, auf der andern die begeisterten Orgiasten, die mit Strauß auf seiner Irrnis Pfaden mitgehen und jedem neuen Werke unentwegt zujauchzen. Da-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei ist zu beobachten, daß man sich doch, durch den Fall Wagner gewarnt, auf beiden Seiten von dem Schlimmsten fernhält. Selten sind glücklicherweise die Dithyramben eines berliner Straußästheten, die sich bei der „Salome" zu wahrhaft orientalischen Hyperbeln steigerten und, oft zitiert, einen großen stilistischen Heiterkeitserfolg hatten. Vermeiden sollte man andrerseits auch Exzesse gegen Strauß, die sich zu Schmähungen steigern. Es kann nicht zum besten Geschmack gehören, vom „Musikbarnum" zu reden; auch sollte man die beliebten Gespräche über seine Honorare nicht aus der Sphäre der Cafés und Kaffees in ernste Kunstkritik übertragen. Man gönne Strauß seine finanziellen Erfolge und bereite ihm nicht den Triumph, daß einer seiner Vorkämpfer ein neues Schimpfwörterlexikon anlegt, das ihm einen unverdienten Märtyrernimbus verleihen könnte.

Noch eine letzte Gattung von Kritik wäre schließlich zu erwähnen: das ist die schweigende und beobachtende. Es sind die Kunstrichter, die keinen Beruf spüren, Kritik als Beruf auszuüben, es sind die Leute, die eine große Scheu haben, dem schöpferischen Künstler mit den unfruchtbaren Ratschlägen und Warnungen des Unproduktiven sich in den Weg zu stellen; sie kämpfen gern für eine verkannte Größe, setzen sich aber ungern dem Vorwurf aus, dem Schaffenden die kalte Teufelsfaust der Negation entgegenzuballen. Sie hoffen auf die Zukunft als einzige Richterin und bauen fest auf das alte Schillerwort, daß das Echte der Nachwelt unverloren bleibe. Strauß hat diesen inaktiven Kritikern viel zu danken. Sie haben seine Erscheinung mit Wohlwollen begrüßt, seine Entwicklung mit aufrichtigem Interesse verfolgt, haben sich redlich bemüht, das „Problem Strauß" zu verstehen, ohne diesem musikalischen Proteus Fesseln anlegen zu wollen. Sie gehörten einer älteren Generation an, die nicht überallhin mitgehen konnte und wollte; aber sie bereiteten Strauß keine Hindernisse, sie freuten sich, wenn die Jugend ihm begeistert zujauchzte, denn sie begriffen, daß die junge Generation es allezeit für ein Vorrecht und ein Glück gehalten hat, einen genialen Menschen aus ihrem Alterskreise auf den Schild zu heben.

Aber auch für die Schweigenden und Zuschauenden kommt ein Zeitpunkt, wo Sprechen und Bekennen Pflicht wird, wenn nämlich Zuschauen als Gleichgültigkeit, Schweigen als Feigheit ausgelegt werden könnte. Über dem ästhetischen Prinzip des Abwägens und der Zurückhaltung steht das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alte ethische Gesetz, daß in wichtigen Dingen der gute Bürger Partei nehmen muß. Straußens neuestes Drama „Elektra" ist aber so ein Ding, das jedem, der es mit der Kunst ernst meint, die Pflicht auflegt, zu bekennen, falls man ihn auffordert, an bedeutender Stelle seine Meinung zu sagen, damit nicht der Schweigende in den Ruf komme, dem zuzustimmen, was keine Zustimmung verdient.

Als es bekannt wurde, daß Strauß die „Elektra" Hofmannsthals in Musik setzen wolle, mußten jedem Einsichtigen schwere Bedenken aufsteigen. Die „Salome" hatte in ihrem Kern immerhin etwas, was nur musikalisch zu fassen ist: den Tanz, der von jeher dem Salomestoff das Gepräge gegeben hat. Der Elektrastoff aber, durch Hofmannsthal geformt, ist ein von allen Göttern (im wörtlichen Sinne!) verlassenes, von dem einen einzigen Affekt der Rache beherrschtes Drama. Nun kann auch die Rache wohl der musikalischen Fassung als Gefühlsinhalt sich darbieten, aber nur, wenn sie aus gekränkter, beleidigter Liebe entstanden ist. So kennen wir die „langreche" Kriemhilde, so Wagners Brünnhilde. Elektra aber hat nie die Liebe gekannt; dieses Tier könnte auch, wenn es liebte, nur noch unangenehmer sein als in Haß und Rache. Was soll nun hierbei die Musik? Ich zweifle freilich, ob Strauß sich diese Frage überhaupt noch vorlegt. Sehen wir auf seine letzten Dramen: „Salome" und „Elektra" — so scheint es doch, als wenn er bei seiner Wahl nur noch von den Fragen angereizt würde: ist es ein kurzes Gedicht, ein „Einakter", kann ich ihn so, wie er dichterisch vorliegt, ohne weitere Bearbeitung, in Musik setzen, bietet er die modernen Sensationen, die verwilderten Leidenschaften, die perversen Instinkte, die meinem Geschmack und meinem Können entsprechen? Es sind dies gewiß für ihn völlig berechtigte Fragen, denn jeder Musiker muß am besten wissen, welche Stoffe seiner Eigenart passen; und Strauß ist ein ehrlicher Mensch, der nicht mit unechten Gefühlen täuschen will. Wir aber müssen auch ehrlich sein und ihm sagen, daß er unsere große, herrliche Kunst durch seine Stoffwahl erniedrigt und prostituiert hat.

Verweilen wir einen Augenblick bei seiner Neigung, ein Wortdrama ohne Änderung in Musik zu setzen. Hofmannsthals „Elektra" hat eine gute Eigenschaft: eine eigenartig gewählte, in ihrer Diktion fesselnde und reizvolle Versprache. Es zeigt sich aber sofort, daß dieser Vorzug in der musikalischen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Behandlung zu einer Gefahr wird. Dies offenbart sich allerdings nur dem Ohr, das dafür ein feineres Gefühl hat, und auch dieses kann ja bei dem ungeheuern Lärm des Orchesters nur selten die Worte der Handelnden verstehen. Kommt aber ein Moment, wo die Worte deutlich ertönen (wie zum Beispiel die Reden des Aegisth) dann zeigt sich die Unnatur der Betonung. Strauß hat auch in seinen Liedern niemals viel auf guten und sinngemäßen Sprachgesang gegeben, er wird nicht zu der kraftvollen deutschen Linie Bach-Schubert-Wagner-Wolf, sondern zu der sprachlich indifferenten Mendelssohn-Schumann-Brahms zu zählen sein. In seinen Dramen aber ist er dem Irrtum verfallen, daß schöne Dichterworte auch für das Tondrama genügend und wünschenswert seien, ein Irrtum, der sich in der „Elektra" noch mehr als in der „Salome" rächt.

„Aber zuviel schon von der Sprache," ruft man mir zu, „bei Strauß hört man doch nur auf das Orchester!" Ja — das Orchester — dieser Vampyr, der der Musik allmählich, wenn nicht das Blut, so doch die Seele ausgesaugt hat! Da wird uns mit naiver Wichtigkeit berichtet, wie vielmal geteilte Geigen und welche neuen Instrumente Strauß anwendet, als wenn Schönheit, Fülle, Durchsichtigkeit des Orchesters mit der Zahl der Systeme und der Höhe der Partitur wachsen müßten! Da spricht ein kundiger Thebaner von der aufs höchste gesteigerten Kultur der Instrumentation. Armes Wort „Kultur", was wirst du in unsern Tagen mißbraucht! Armer Mozart, welch ein unkultiviertes Orchester zeigen deine Partituren. Im Ernst — niemand wird sich des Staunens und der Bewunderung enthalten können über die unerhörten Fähigkeiten der straußischen Instrumentationskünste. Aber ist denn jemals das Orchester Selbstzweck gewesen, noch dazu im Drama? Die Frage ist, ob es seinen Zweck erfülle, der doch nur Vertiefung der Charakteristik, Verdeutlichung der Gefühlsvorgänge, Interpretation der Seelensprache sein kann. Strauß aber ist kein großer Herzenskünder: er schildert das Wechselnde, nicht das Bleibende im Wechsel, er reiht mit blendender Kunst und ermüdender Künstelei Affekte, Regungen und Reizungen aneinander, er vermag uns durch alle einzelnen Instinkte und Nervenschwingungen seiner Personen hindurchzupeitschen, aber er kann nicht gestalten, nicht wirksam formen; bei allen Kontrasten ergeben sich keine charakteristischen Gegensätze, denn Klytämnestra singt wie Elektra, und ihre

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Orchestermotive könnten auch für Elektra passen, es haften keine nachhaltigen Eindrücke. Auf die Melodie der Singstimme hat Strauß verzichtet, die Erfindung der Orchestermotive aber ist nicht plastisch, nicht stark, nicht von der Einfachheit, die das Genie bekundet; seine orchestralen Melodiebildungen leiden an einer Banalität, die durch Schwung, Schmiß und prachtvollen Orchesterklang gemildert, aber nicht verdeckt werden kann. Daher vermag uns Strauß an einzelnen Stellen zu entzücken und fortzureißen — ich denke an die Erkennungsszene zwischen Elektra und Orest —, aber kein ganzes, kein bleibendes, kein großes und meisterliches Kunstwerk zu schaffen. Wer sich in seinen Kunstanforderungen befriedigt fühlt, wenn er dem Rasen, Toben, Stöhnen, Knirschen, Bohren, Zucken und Züngeln eines stupend geistreichen Orchesters folgt, der wird der „Elektra" zujubeln, da er ihr eine Aufstachlung seines abgestumpften Nervensystems verdanken kann; mich lassen diese Hörer begreifen, daß die Wörter Rausch und Geräusch dieselbe Sprachwurzel haben.

Ich weiß wohl und habe es bis zum Überdruß gehört, daß alles, was man Strauß vorwerfe, auch gegen Wagner eingewendet worden sei: lärmendes und blendendes Orchester, Mangel an Melodie, Krankhaftigkeit der handelnden Personen, Schwelgen in maßlosen Leidenschaften, Zerstörung aller Formen. Indessen Analogieschlüsse sind von zweifelhafter Beweiskraft, da sie die Unterschiede verwischen. Es wäre aber nicht schwer, zu sehen, wie unähnlich Wagner und Strauß einander sind. Man könnte darauf hinweisen, daß Wagners Werke als unmöglich und unaufführbar galten, daß der „Tristan" sieben Jahre auf die erste Aufführung warten mußte und auch dann noch selbst auf den größten Bühnen nicht angenommen wurde, während Straußens neue Dramen sofort von allen Bühnen einstudiert werden und Verleger wie Theaterdirektoren sich um den Verschleiß dieser neuen Kunst geradezu reißen. Aber das sind alles Äußerlichkeiten, die nicht viel beweisen. Besser scheint mir eine andre Unterscheidung den Kern zu treffen.

Wagners Schaffen hat man sehr oft kurz und gut mit der Dichtereigenschaft seines Walter bezeichnet:

Und wie er mußt', so konnt' er's.

Vielleicht gilt für Richard Strauß das Umgekehrte:

Und wie er konnt', so mußt er's.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei Wagner war das Treibende die Not, oft die „süße Not," oft die bittere. Strauß hat die Not nie gekannt — ich meine nicht die äußere, sondern die innere —, aber er besitzt ein staunenswertes Können, das ihn verführt, sich an die merkwürdigsten und interessantesten Probleme zu wagen. Wagner konnte sich nur für einen Stoff begeistern, der sein ganzes hellseherisches Genie erfüllte und zur Bearbeitung drängte, Strauß kann sich der verschiedensten Stoffe bemächtigen, wenn sie ihm nur zur Anspornung seiner Fähigkeiten dienen. Strauß ist der größte Könner, Wagner der größte Künstler.

Man liest so oft, Strauß erwerbe sich schon gewaltige Verdienste, wenn er neue Möglichkeiten der Kunst (soll heißen: der Technik) finde und ausschöpfe. Eine törichte Phrase unsrer „artistischen" Ästhetik! Nicht nach Möglichkeiten auszuspähen, sondern nach Notwendigkeiten zu schaffen und sich zu entfalten, ist die Aufgabe und das Kennzeichen des genialen Meisters.

Darum ist Straußens Drama auch kein Fortschritt auf der von Wagner gewiesenen Bahn. Wohl aber Rückschritt und verderbliche Reaktion. Ich sehe diese Gefahr besonders in zwei Momenten: der Semitisierung und der Feminisierung des musikalischen Dramas.

Daß die „Salome" nicht nur in dem äußeren orientalischen Milieu, sondern im Wesenskern semitisch ist, und zwar in der schlimmsten Art, bedarf keines Nachweises. Aber auch die „Elektra", wie Hofmannsthal sie im Gegensatz zu Sophokles gemodelt hat, ihr ganz auf Haß und Rache gestelltes Gefühlswesen ist ungermanisch bis zum äußersten. Daß Strauß zu diesen Dramen eine Musik geschrieben hat, die in Melodie und Harmonie nichts von deutscher Art an sich hat, zeigt nur, daß er ein ehrlicher Musiker ist.

Damit hängt das Feminine zusammen. Schon in der „Feuersnot" war ja das Weibhafte als Quell aller Kunst sentenziös betont. Wie dann die Titel immer weibliche Namen zeigen, so sehen und hören wir fast nur Weiber auf der Bühne. Strauß kann keinen Mann zeichnen; oder will man den weibischen Herodes, den asketischen Jochanaan, die Schemen Orest, Aegisth dazu zählen?

Wie die Weiber selbst aber beschaffen sind, das mögen uns diese Salome, Herodias, Elektra, Klytämnestra, Chrysothemis zeigen: man stelle sie sich nur vor, und man wird sogleich den Hautgout verspüren, der ihnen in unserer „Moderne" den großen Erfolg verschafft hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Keinen nachhaltigen, — das ſcheint mir ſicher. Und wenn die Freneſie des Premièrenpublikums noch ſo toll ſich gebärdet, — die „Elektra“ wird raſch und gründlich abgewirtſchaftet haben. Als Wagner in Paris 1860 Konzerte veranſtaltete, ſprach ſeinen neuen Werken gegenüber Hektor Berlioz ſein berühmtes Non credo. Er hat ſich völlig getäuſcht. Auf die Gefahr hin, daß es mir mit Strauß ebenſo geht, rufe ich ihm zu: Non credo! Laß ab, hier wird dir nimmer Sieg!

# Jan Steenbocks Wahlrede / Von Adolf Köſter

Wäre er doch jetzt vorbeigegangen an der Poſt und hätte den Brief nicht abgeholt! Es lag doch, weiß Gott, kein vernünftiger Grund vor, daß er die Sieben-Uhr-Poſt ſchon um ſechs dreiviertel haben wollte. Und warum glaubte er dem abweiſenden Schaffner nicht und drang in das Briefträgerzimmer? Er erwartete doch nichts Beſtimmtes! Vielmehr ſtanden Bobgen und Elmos ſeit halb ſieben unruhig auf dem Bahnhof! Warum, zum Teufel, tat Jan Steenbock heute, was er nie getan, und fragte, ob die Abendpoſt was für ihn hätte?

Aber auch angenommen, der Kauſalnexus hätte ſeit Ewigkeit anders beſchloſſen, — Jan Steenbock mußte ſo handeln, er mußte das ihm ſo gleichgültige Gebäude betreten. Und lag denn wirklich für den Herrgott nicht der geringſte Grund vor, heut einmal beſondre Milde zu üben? Einmal mit dem Zeigefinger in das Geſchiebe zu tipſen und etwa den Poſtboten Eucker den Brief überſehen zu laſſen? Oder konnte nicht der Brief wie ſchon manchmal an Albin Steenbock und ſo in Briefträger Ketts Stapel gekommen ſein?

Aber ihr haltet dieſe Forderung für ſchamlos. Gut. Ich gebe ſie preis. Allein ich frage, warum waren überhaupt die Briefe jetzt um ſechs dreiviertel Uhr ſchon da? Sechs dreiviertel Uhr iſt entſchieden der früheſte Termin, der in dieſer Beziehung möglich iſt. Wenn nun der Herrgott wußte, daß in dem Briefe etwas Wichtiges, etwas



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſehr Wichtiges für den Kandidaten Steenbock ſtand — und das zu leugnen, käme einer Blasphemie gleich —, warum, erlaube ich mir zu fragen, ließ er den Boten, der den Briefſack holte, gerade heute ſo ſchnell machen? Waren nicht Dinge genug am Wege, ihn aufzuhalten? Wie? Und man bedenke, Jan Steenbock war in Eile, als er fragte; es hätte alſo nur einer Minute bedurft, und er wäre gerettet geweſen.

Iſt euch das auch noch zuviel? Dann ſage ich: Gut! Der Mann war nun einmal früh da! Der Brief lag richtig in Euckers Stapel! Warum aber, zum Kuckuck, trat nicht Poſtdirektor Simba Simba, der Weißbart, vor und berief ſich auf die kaiſerliche Inſtruktion? Warum verweigerte er nicht einfach an dieſem „für Unbefugte ſtreng verbotenen" Orte die Herausgabe des Briefes? Warum fuhr er nicht Jan Steenbock mit ſeiner piepſenden Stimme an: „Herr Kandidat Steenbock. Es iſt freilich ein Brief für Sie hier. Ein kleiner, grüner Brief von äußerſt wichtigem Ausſehen, ja ſozuſagen ein Brief von entſcheidender Bedeutung. Wir würden ihn gerade in Anbetracht dieſes ſeines exzeptionellen Charakters gewiß nicht ungern ausliefern, aber es geht nicht, Herr Steenbock. Uns ſind die Hände gebunden. Paragraph 32 der Inſtruktion. Sie wiſſen, es tut mir leid." Tat Simba Simba etwa dies oder irgend etwas andres?

Ach, Kinder, es geſchah nichts von alledem. Vielmehr drängte Briefträger Eucker dem Ungeduldigen das kleine grüne Ding geradezu in die Hand.

* * *

Der Inhalt war für einen Dritten nicht eben beunruhigend: In jenem unanſtändigen Sprachgemiſch von angeleſenem Sentimentalismus und bürgerlicher Schlauheit zeigte hier eine neunzehnjährige höhere Tochter Jan Steenbock an, daß „ſie ihn nicht mehr lieben könne". Das war inſofern ſchlimm, als Jan Steenbock dies nie für möglich gehalten hatte. Aber ich ſehe ein, daß ich vorher einiges über den Kandidaten Steenbock berichten muß.

Jan Steenbock ſtammte aus einem pietiſtiſchen Proletarierhauſe der Lüneburger Heide und hatte ſich an einem merkwürdigen Oktobermorgen ſeines zehnten Lebensjahres in den Kopf geſetzt, daß Gerechtigkeit ſein müſſe auf der Welt, einfach „Gerechtigkeit in Bezug auf alles, was durch Gottes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hand geht," wie er zu sagen pflegte. Schulgeld kam vom Pastor, und die Stipendien kamen aus der Stadt. Jan wurde klug und war gern gesehen, nicht nur bei Professoren sondern auch bei höherem Kunst- und Literatenvolk. Einige mühten sich um ihn, und er wurde seinen Eltern und seiner Armut fast fremd. Aber fremder noch blieb er den andern. Die Sache war doch die, daß ihr Reichtum ihn zum Widerspruch reizte. Ob das nun aus seinem Proletarierblut stammte, oder ob es ein frommer Versuch der Treue zum Hause war, Tatsache ist, daß nichts dagegen half. Und mag dieser Widerspruch nach einer scharfsinnigen Hypothese eurerseits auch nur ein Zeichen der Macht sein, die der Reichtum über Jan Steenbock hatte, so steht es doch fest, daß alles Fromme und Tüchtige in seiner Seele mit diesem Haß verbunden war.

Sein schwarzes Haar fiel glatt in den Nacken, und das Flackern seiner tiefen Augen zeigte, daß Jan Steenbock etwas andres liebte als Schönheit im Mai. Aber der Mund hatte einen leise sinnlichen Zug, und der war es, in den Hilde Wiencken sich verliebte — vor drei Jahren.

Was Jan Steenbock an Hilde Wiencken reizte, das waren vielleicht ihre jungenshafte Ungezwungenheit und ihre plötzlichen sentimentalen Stimmungen, oder etwa ihr Lachgrübchen, deren Anblick seine Zunge verlegen machte, oder auch ihre eleganten Stiefelchen oder die blauen Adern unter der weißen Haut oder dies oder das, aber sonderlich doch jenes, was er garnicht wußte, nämlich, daß sie die Tochter eines wirklichen Reichen war, daß ihre Stiefelchen aus wirklichem Handschuhleder geschnitten waren, und daß diese handschuhledernen Stiefelchen wegen des Arbeitersohnes manchen Weg an die nächste Stadtpost und manchen verbotenen Abendgang über nasse Wiesen trippeln mußten.

Und dann kam Jan Steenbock mit einem Mal in die Politik und arbeitete für die Sozialdemokraten.

Mit dem Vortrag des Herweghgedichtes auf dem Bildungsabend begann es. Und nach anderthalb Jahren schon redete er vor sechzehnhundert Holzarbeitern über die Taktik der Unternehmer. Dazwischen lagen rote Märzreden und jubelnde Maifeiern, Kämpfe mit thumben Pfarrern und lustiges Geplänkel mit den Studenten, Fahrten ins Bauerngebirge und Sonntagnachmittagsvorträge in verschlafenen Dörfern, die an einem großen, schwarzen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flusse lagen. Jan Steenbock arbeitete seine Seele frei, und in „der verfluchten Wirtschaftsordnung des Kapitalismus" bekämpfte er zugleich alles, was einen fünfundzwanzigjährigen Kantianer zum Zorne reizt.

Hilde Wiencken aber saß derweilen in der Lüneburger Heide als Jan Steenbocks Traum, und die Krämerbriefe ihres Vaters wegen seiner „politischen Extravaganzen" hoben den Traum nur um so höher in die Wolken.

* * *

Und dann kamen die letzten Wahlen.

Wer sollte es nicht mehr wissen? War es nicht an jenem Donnerstagabend, an dem Birt sein elendes Drama aufführen ließ? Genau an jenem Tage war's. Vor der Theaterpforte standen sie und warfen uns die kleinen Zettel zu: Aufgelöst. Nicht wahr? Da fing es uns allen im Gehirn an zu kribbeln, und das Stück wurde langweiliger, als Birt es gemacht hatte. Bibliothekar Froschguck, ging er nicht umher in den Pausen und betonte es immer wieder, seinen alten Zentralgedanken, daß nun, nach vollzogener äußerer Einigung, Flotte und Kolonien das einzige seien, das uns auch innerlich binden könnte? Ganz gewiß tat er das. Aber wer war aktueller sozusagen und praktischer? Ohne Zweifel sein Kollege Schiefbauch. Er empfahl schon im zweiten Zwischenakt Zurückziehung der nationalliberalen zugunsten einer eventuellen Einigungskandidatur, denn „links, meine Herren, links steht der Feind". Und seht doch nur Gastwirt Rückbeil an! Wie während des Schlußaktes, den er nicht versteht, auch ihm die Politik im Hirn rumort. Seht, wie er gar nichts begreifen kann, wie er dumm dreinglotzt, aber seht auch, wie ihm die patriotische Blase schwillt, und wie sein Entschluß wächst: zehn Mark für den antisemitischen Wahlfonds! Ach, und so wurden sie alle lebendig. Dieser sah die Pfaffen ausgerottet und dieser die Juden, einer sah die schwarze Phalanx wachsen und ein anderer die blaue, — aber Jan Steenbock, der seinen Platz hinter der zweiten Säule hatte, sah die rote bei weitem siegen.

Und dann ging die Hatz los.

Und dann kam der erste Wahlgang, und die Arbeiter wollten es garnicht glauben zuerst, aber die Telegramme waren doch richtig. Manche hörten die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verlorne Schlacht auf der Straße ausrufen und ihre Gesichter wurden verzerrt, einigen älteren kamen die Tränen.

Und mitten in den nun folgenden letzten Kampf um das Schlachtfeld fiel für Jan Steenbock jener Brief „von exzeptionellem Charakter". Und nun sitzt Jan Steenbock mit Bobgen und Elmos im Kupee und liest ihn schweigend zum dritten Male. Der Schmerz fraß an ihm wie der mythische Geier an der Leber jenes Griechen. Aber er sagte nichts. Es war der Tag vor der Stichwahl, und die drei sollten reden, um ein bedrohtes Mandat zu retten.

* * *

Jan Steenbock, o du kleiner Jan Steenbock aus der Lüneburger Heide, warum freust du dich nicht an dem Saal, der so übervoll ist? Und an dem jubelnden Klatschen der Arbeiterfäuste, als ihr drei in den Saal tratet!

Siehst du denn nicht wie sonst, Jan Steenbock, das gelbrote Lampenlicht demütig durch den Qualm sich betteln? Was jubelst du nicht wie immer bisher über die Grauköpfe mit den Pfeifen? Und über die Augen der siebzehnjährigen Burschen! Und den Gruß der streikenden Tabakmädchen! Warum erwiderst du ihn nicht? Jan Steenbock, wach auf! Tanzen nicht tausend rote fragende Menschenherzlein zu deinen Füßen, jedes mit seinem Dornenkränzlein? Wo bleibt dein heiliger Haß, Jan Steenbock?

Ach, ihr lieben Leute, es ist ja nur ein kleiner Brief. Ich fasse mich schon. Es handelt sich ja nur um drei lange Jahre und .... ja, schließlich, nur um die kleinen, weichen Stiefelchen handelt es sich. Aber ich bin schon wieder völlig bei Besinnung. Seht! Hier ist es. Punkt eins: Das Gesetz über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine. Punkt zwei: Gefährdung des Koalitionsrechts. Dann: Angriffe der Nationalliberalen auf das Reichstagswahlrecht. Für die Mittelständler: Frage des kleinen Befähigungsnachweises, und zum Schluß allgemeiner Kulturausblick.

* * *

Genosse Doktor Bobgen stammte aus der italienischen Schule. Er redete wuchtig und scharf, daß manchem deutschen Gewerkschaftler das Grauen gekommen wäre. Hierauf Elmos. Er besprach die letzten Bilder des Kron-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

prinzen und las aus den Reden des preußischen Königs vor. Schließlich ging er gegen die Bevorzugung der Militäranwärter los. Hierauf Jan Steenbock.

Jan Steenbock war unter dem Einfluß der Reden ruhiger geworden. Die Briefgestalten balgten sich nicht mehr drängend und klagend in seinem Innern, sondern sie tanzten im Tabaksqualm, spielten über der Lampe oder schossen plötzlich zwischen zwei armen Gesichtern auf, und Jan Steenbock, der in seinen Blättern wühlte, sah sie nur dann und wann, wenn er aufblickte.

Jan Steenbock wurde von der Jugend besonders geliebt, und sie klatschten Beifall, als er ans Pult trat. Aber er winkte ab und fuhr sogleich ins Sachliche.

Zwar fühlte er, daß die einleitenden Worte, die „die ungeheuerliche Schande dieses ganzen pseudokonstitutionellen Auflösungssystems" bloßlegen sollten, nicht prägnant, nicht schroff genug waren, aber die Charakterisierung des Gesetzentwurfs über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, „dieses Knebelungsgesetzes" (sehr richtig), „dieser neuen Zuchthausvorlage" (sehr gut), gelang ihm schon besser, und beim Punkte „Patriotismus oder Internationalität?" saß er im Sattel.

Wie Jockei Aken es mir erzählte, der beim Herbstjagdrennen an der Steinbeckermauer stürzte: Zuerst sitzt der Sattel noch nicht und der Fuß im Bügel, und bei Marienthal stört Reiter und Roß noch dies oder jenes. Aber kurz vor der Hornerecke, da zuckt es durch das Rudel, alle Einzelheit und alles Geschehnis schwindet, und jedes Leben konzentriert sich auf jenen fliegenden Punkt, in dem das Ich der beiden in eins zusammenströmt.

So saß Jan Steenbock im Sattel.

Bei einem politischen Redner kommt es grundlegend nicht auf die Beherrschung des Stoffes an oder die Art der eigenen Darbietung, sondern einzig auf diesen Augenblick, wo er beginnt, nicht mehr zu reden, sondern getragen zu werden, getragen von tausend eisernen, freundlichen oder feindlichen Blicken, und von tausend zappelnden Herzen begehrt. Das ist ein Ringen vorher und ein Würgen, selbst für den Großen, ein Streicheln und ein Schlagen, daß sie die Hände still halten, und dann mit einem Male ist der Augenblick da — man spürt einen Ruck im Blut, und dann segelt man wie auf einer bequemen Wolke, oder wie sich die Lerche in eine krumme

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Windwelle legt — immer weiter. Und ſie tragen uns, wohin ſie wollen. Ein Frauenarm ſieht aus wie ein Beſenſtiel, und ein altes, graubärtiges Geſicht brütet wie eine zerhackte Baumwurzel. Auf dem Tiſch glänzen klebrige Bierringe, und einer iſt plötzlich aufgeſtanden. Oben auf der Tribüne ſitzen die Feinen. Die haben Kragen um, und die Frauen bunte Bluſen. Sie klatſchen nicht ſo laut und rufen nie dazwiſchen. Und da ſteht man am Pult und pariert auf jedes Augenblinzeln. Und ſieht die roten Herzen einem entgegenzappeln, und wie die tauſend Blicke ihre tauſend Fädenfenſter an einen knüpfen ..... Ach, Kinder, ich ſitze hier fern von den Städten hinter dicken Büchern und will Privatdozent werden. Ob ich nicht doch wieder in die rauchdurchſtunkenen Säle gehe?

Aber wo bleibt Jan Steenbock?

Jan Steenbock hat die Mittelſtändler vorher abgetan und iſt jetzt bei den Nationalliberalen. Er hat ſie geneckt und gereizt, bis ſie einen Zwiſchenruf machten. Dann hat er ihre Verdienſte geprieſen, aber nun bezweifelt er ihr Programm vom Standpunkt der Logik aus. Und nun von der Ethik. Jetzt brandmarkt er ihre Schulabſtimmungen, jetzt zerzauſt er ihre führenden Perſönlichkeiten, und endlich hat er die ganze nationalliberale Ideenwelt in Grund und Boden zerſchmettert. Den grünen Brief trägt er in der linken Rocktaſche, und die Geſchichte mit Hilde Wiencken ſitzt geduckt im hinterſten Winkel ſeiner Seele.

Es ſind nun verſchiedene Hypotheſen möglich, um den jetzt folgenden ſeltſamen, etwas wirren Schluß von Jan Steenbocks Rede zu erklären. Ich perſönlich ſaß auf einer der letzten Stuhlreihen. Ich kann alſo für meine ſpezielle Hypotheſe, daß nämlich das Papier, das Jan während dieſes krauſen Schluſſes in der Hand hatte, der grüne Brief geweſen, und daß ſo aus einer Art von halbbewußtem ſeeliſchen Transfluxus die Entgleiſung ſtamme, wegen der ziemlich großen Entfernung nicht mit der Vollkraft meiner überzeugung eintreten. Aber wie ſollte dieſe Abſchweifung Jan Steenbocks ſonſt zu erklären ſein, die nicht ſo ſehr durch ihren etwas aufgeblähten Inhalt, als durch die ſo ſchmerzhaft tönende Art ihres Vortrags, durch ein erſchütterndes Zittern der Stimme und durch das abgeriſſene Hervorſtoßen ihrer Hauptſätze auffiel. Einige meinen, er hätte nicht weiter gekonnt und wäre ſo auf dieſe Sätze verfallen. Das iſt völlig ausgeſchloſſen. Andre meinen, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schluß sei beabsichtigt gewesen. Auch das ist nicht möglich. Aber sei dem, wie ihm wollte! Ich kann nur sagen, daß dieser Schluß auf viele unserer Gegner nicht gut gewirkt hat, und daß die Majorität, mit der wir am andern Tage siegten, wahrscheinlich ohne diesen Schluß viel größer geworden wäre.

Als Jan Steenbock nämlich mit den Nationalliberalen fertig war, kam er auf das Allgemeine, auf „unseren endgültigen und sozusagen prinzipiellen Standpunkt gegenüber dieser kapitalistischen Gesellschaftsordnung, ja, ich möchte sagen, auf unser Verhältnis zu dieser ganzen Gesellschaft, zur Menschheit, zum Leben überhaupt."

„Genossinnen und Genossen! Wir drei würden ja nicht ruhig nach Hause fahren können, wenn wir zum Schluß dieses Abends und am Schlusse dieser wochenlangen harten Kampagne nicht noch einmal unser Verhältnis zu den erhabenen Idealen unserer Weltanschauung festlegten, den übermomentanen Charakter dieses Augenblicks und unser Verliebtsein in das, was wir den Sozialismus nennen. (Vereinzelte Bravos.) Denn unter diesem Bilde habe ich es euch schon einmal gesagt, Genossen: In die Kategorie der Verliebtheit gehört unser Verhältnis zu den sozialistischen Idealen, und ihr schönster Ausdruck bleibt dieser: Treue. (Bravo!) Ich frage euch aber, Genossen, warum sollten wir die Treue nicht halten? Hat sie uns etwa irgendein Leid getan, unsere rote Idee? (Nein!) Ist sie nicht bei uns gesessen wie ein lieber Schatz? Ist sie nicht in diesen Wochen wieder herrlich unter uns gewandelt? Hat sie uns nicht gelockt und gerissen und gestoßen und schwimmen gemacht hier und dort? Und wir sollten ihr die Treue brechen? (Niemals!) Ihr werten Genossen! Ihr wißt doch, was das heißt, unsere Idee? (Jawohl!) Unsere Idee, Genossen, das ist der Klageruf aus der Tiefe (sehr richtig), das sind die gestreckten Hände aus Platos Höhle, das Murmeln der Hungernden (Bravo!) und der plötzliche Aufschrei der zu Tode Gehetzten. (Rufe: Rußland! Hoch die russische Revolution!) Unsere Idee ist nicht vom klügelnden Verstand ersonnen. Sie ist das Stöhnen der Jahrhunderte und das rührende Betteln der Verdummten (Hört! hört!). Manchmal ein Aufleuchten wie Blinkfeuer im Meer, aber zumeist ein einsames Herbstblatt, das über den steinernen Schloßhof raschelt. Unsere Idee, Genossen, das ist die hungrige Sehnsucht der Zeit, und wenn ich sie sehe, dann sehe ich sie als ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fremdes Menschenkind sich durch die Jahrhunderte fragen. Vielleicht als ein neunzehnjähriges mit feinen, blauen Adern unter der Haut. Nicht wahr, Genossen, wir sehen sie durch die Jahrhunderte betteln, unsere Idee, unser neues Reich, unseren Sozialismus! Sehen, wie sie sich sozusagen scheu an der Planke entlang drückt. Sehen sie lächeln zuweilen und hoffen, aber meistens an den Chausseegräben sitzend, ohne Achtung. Verlacht, gemieden, besudelt, angeulkt (lebhafte Pfuirufe), bis plötzlich die roten Essen ihre langen Hälse aus der Erde reckten, schnell wie im Maimond die Spargelsaat. Bis diese roten Essen das neue Volk schufen, das hörige und gehaßte, das fruchtbare und unbezähmbare Arbeitervolk. (Stürmischer Beifall. Einige stehen auf.) Da endlich, Genossen, wuchs der jungen Sucherin ein treues Geschlecht! Und voller Hoffnung wandelt die Junge unter uns. Um Mittag darf sie sich auf die Straße wagen. Ja, Genossen, ruhig und fest ist ihr Blick, und zuweilen lächelt sie, daß einem das Wort im Halse stecken bleibt. Ja, Genossen, und dann kommt die Hochzeit. Und die Hochzeit, das ist das Ende, wenn wir nämlich jene uralte hungernde Sehnsucht in die Wirklichkeit heimführen, wenn die Ketten unserer Klasse klirrend niederfallen werden, wenn — um es ein wenig überschwänglich zu sagen — der klagende Ruf der Millionen im Kusse der Wirklichkeit ersticken, wenn unsere gute Idee, o Genossen, Fleisch wird und Blut. (Stürmischer, langanhaltender Beifall.) Und im Anblick dessen sollten wir ihr treulos werden, unserer jungen, roten Idee? Was wollten wir denn anfangen ohne sie? Werte Genossen, es ist ja wie mit uns Menschen. Denkt euch, ihr wäret verliebt, vernarrt in eins von den langhaarigen Rätseln (Heiterkeit). Ich meine nicht werkeltagverliebt, sondern mit allem Blute nach ihr schreiend. So ungefähr wie der Genosse Barnbroeck vom Metallarbeiterverband, der sich neulich bei Wetzlar in den Kohlenschacht warf. Denkt, einer von euch wäre so verliebt. Und nun wäre mit einem Male ein Brief unterwegs, ein kleiner, grüner Brief etwa. Ihr wüßtet nichts davon. Ihr ständet an der Fräsmaschine oder an der Kalkgrube oder führet auf der Eisenbahn. Und dann läset ihr es mit einem Male, zierlich abgeschrieben aus der Kladde ins Reine: Alles aus. Vielleicht noch eingewickelt in eine Alltagslüge. Ihr läset, daß es aus ist mit ihrer Treue. Wie? Was sagt ihr da? Was meint ihr da? Das zieht, nicht wahr? Aber das läßt sich ja garnicht ausdenken, so

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was. Was soll denn der Mensch da machen? Er hat ihr ja nichts getan, wie?

Pause.

Genossinnen und Genossen! Ich bin wohl vom Thema etwas abgekommen. Aber was ich hier am Ende der Wahlkampagne gewissermaßen als Nachwort sagen wollte, ist dies: daß wir unsrer jungen, roten Idee treu bleiben, daß wir ihr sozusagen keinen Abschiedsbrief schicken, daß wir zur Hochzeit parat sind. (Stürmisches Bravo.) Und nun, hochgeehrte Versammlung, ich habe Ihnen die politische Lage geschildert und die Aufgaben, die jedem fortschrittlichen Manne aus ihr erwachsen. Die Leistungen des alten Reichstages und die Forderungen an den neuen legte ich Ihnen ausführlich dar. Ebenso unsre Stellung zum Mittelstand und zum sogenannten nationalen Liberalismus. Wenn ich am Schluß mich in Gedankengänge verlor, die zum mindesten parteitheoretischer Natur sind, so bitte ich Sie zu bedenken, daß dieser siebente Februar ein sehr wichtiger — ich meine nicht für mich persönlich — sondern rein politisch als Stichwahltermin ein höchst wichtiger Tag ist. Meine Herren, ich schließe, wer für Klerikalisierung der Schulen und Zünftlertum, für Chauvinismus und Arbeiterknebelung ist, der wähle den Nationalliberalen Peter Knopf. Wer aber für Geisteskultur und Individualismus, wer gegen Brotwucher und persönliches Regiment, wer für Völkerbefreiung und Kommunismus eintritt, der wähle den Kandidaten der Sozialdemokratie, den praktischen Arzt Doktor Moller.

Nach dieser Rede von Jan Steenbock geschah etwas ganz Seltsames. Ob es an Steenbocks Ton lag, weiß ich nicht. Er war in der Tat nach jener „Entgleisung" in eine seltsame Tonart geraten, die sich am Schluß zu siegendem Jubel erhob. Genug, es entstand, bevor der Beifall losbrach, eine kurze, angstvolle Pause. Und in dieser Pause entrang sich dem einen Ecktisch ein abgebrochener aber nicht allzu kurzer klagender Ton. Wohl mehr ein lauter Seufzer als ein Schrei, auf jeden Fall die willenlos entschlüpfte Kundgebung eines ergriffenen alten Mannes.

Das ist der entsetzlichste Ton, den ich je gehört habe.

Jan Steenbock, der von der Bühne abtrat, drehte sich erstaunt um, aber da klatschten sie schon los.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf der Rückfahrt gerieten die drei Müden in den Auswandererzug. Da redeten sie mit den italienischen Arbeitern über den letzten Generalstreik. Aber als sie in Marburg ausstiegen, fiel Mattigkeit und Regen über sie, und sie sagten nichts mehr. Jan Steenbock hatte den weitesten Weg. Als Bobgen in seinem Hause verschwand, schlug es fünf Uhr morgens. Jan Steenbock kam an eine Laterne und las den Brief noch einmal. Der feine Regen fiel darauf, und es sah aus, als ob der Brief verweint wäre. Dann ging er langsam nach Hause.

# Rundschau

## Der nationale Alkoven

Rousseau wird außerhalb der französischen Sprachgrenzen kaum noch gelesen. Selbst in Frankreich greift die Lesemenge nur nach den „Confessions", die allerdings auch dem bloßen Zerstreuungshunger durch die höchst seltsame Verknüpfung von ihres Verfassers Lebenslauf mehr Nahrung bieten als ein „spannender" Abenteurerroman. Was er sonst geschrieben hat, gilt bereits eher als ein Gegenstand literarhistorischer Beschäftigung, und wenn gelegentlich doch einer, der nur liest, um zu lesen, über dem „Emile" oder den „Rêveries du promeneur solitaire" ertappt wird, glaubt er, wie zur Entschuldigung, sagen zu sollen: der genfer Uhrmachersohn habe eine wunderbar vollendete Prosa geschrieben. In dem großen Haufen der Halb- und Drittelgebildeten, die an Jean Jacques Büchern achtlos vorübergehen, sind sich nur wenige bewußt, daß aus allen „Fragen", die unsere Zeit bewegen, ein Hauch seines Geistes sie anweht. Sie alle, die ihn nicht zu lesen vermeinen, lesen ihn verdünnt, verwandelt, abgeleitet, angewendet, entwickelt, allein sie lesen ihn immer. Denn dieser Uhrmachersohn hat auf dem Zifferblatte der Menschheit den Zeiger auf eine Stunde gerückt, die noch lange nicht abgelaufen ist. Rousseau war der Generalsekretär der Zukunft, der er den Text zu zahllosen Laienpredigten geliefert hat; und was er niederschrieb, wird immer neuer, je älter das Papier und je blasser die Tinte wird.

In einem solchen Leben ist nichts gleichgültig Am wenigsten ist es eine Epoche, von der Rousseau selber sagte: „Elle a décidé de mon caractère." Sie entschied über seinen Charakter, weil ihm darin die Baronin de Warens begegnete, die der erhitzten Einbildungskraft des eben flügge gewordenen Jünglings die ersten Verwirklichungen schuf, jedoch nicht nur seinen Sinnen, sondern auch seiner Seele Trost und Sättigung brachte. Der heimatlose, frühzeitig vom einsamen Laster und von allerlei unklaren Flagellantenträumen gestreifte Ausreißer von siebzehn Jahren hatte das namenlose Glück, an der Schwelle seines Sexuallebens einer schönen, gütigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und vorurteilsfreien Frau von achtundzwanzig zu begegnen, die ihre mütterliche Fürsorge so weit trieb, daß sie ihn zum Mann erzog.

In bessere Hände hätte er nicht geraten können. Luise Erneſtine von Warens, eine geborne Tour de Pil, die ihrem Gemahl davongelaufen und nach ihrem Übertritt zum Katholizismus ein Schutzkind der Kirche geworden war, hatte ſelber, wie Rouſſeau berichtet, eine „ſehr gemiſchte Erziehung“ erhalten. Sie empfing, „ohne zu unterſcheiden, Belehrungen, wie ſie ſich darboten, ſie hatte ein wenig von ihrer Gouvernante, ein wenig von ihrem Vater, ein wenig von ihren Profeſſoren und viel von ihren Liebhabern gelernt.“ Aus deren Unterweiſungen zog nun der gierige Knabe Nutzen, und noch in den ſpäten Jahren der „Bekenntniſſe“, als gealterter Gatte ſeiner vielgeprüften Thereſe, konnte er nicht ohne begeiſterte Rührung der erſten Geliebten gedenken, die er ſelbſt in den Augenblicken der Verzückung nicht anders genannt hatte als „Mama“. Aber wenn er einmal bemerkt, daß er in ihren Armen zuweilen von Traurigkeit beſchlichen wurde, ſo iſt dies ſicherlich eine hinterdrein aus dem Verſtande konſtruierte Gewiſſensregung Rouſſeaus, der, wie alle Melancholiker, an dem Bedürfnis litt, ſich ſelber anzuklagen und aller Freude eine Bitternis beizumiſchen.

Der Schauplatz dieſes Romans waren die „Charmettes“ vor den Toren von Chambery. Ich habe die Villa auf einer Wanderung durch Savoyen erſt kürzlich beſucht und ſie noch ganz ſo vorgefunden, wie Rouſſeau ſie beſchrieb: unten der Gemüſegarten, darüber die beraſten und beſchatteten Terraſſen, durch die man zu dem einfachen Häuschen emporſtieg, hinter dem ſich ein Rebenhügel ſanft erhebt. In dieſes grünende Verſteck flüchtete das Paar, nachdem es in Annecy die Klatſchſucht erregt hatte; und wie die „liebende und zärtliche Frau“ ihrem Cherubin das Neſt bereitete, ſo ſehen wir es noch heute vor uns, weil die ſpätern Bewohner ſich des alten Hausrats bedienten und zumal die Kemenate pietätvoll geſchont haben. Da ſteht noch das dünnbeinige Spinett, an dem Rouſſeau, der eine herrliche Stimme beſaß, ſeiner „Mama“ entflammte Madrigale ſang, und der tiefe, verſchoſſene Lehnſtuhl, in dem, aneinandergeſchmiegt, beide Platz fanden, auch das Bett mit der Daunendecke zu Füßen und dem kupfernen Leuchter auf dem Nachttiſch nebenan, — alles iſt unberührt geblieben in dem Raum, der dank der Mitteilſamkeit Rouſſeaus das berühmteſte Schlafzimmer der Literaturgeſchichte geworden iſt.

Da konnte es natürlich nicht fehlen, daß ein protziger Yankee ein großes Stück Geld für die „Charmettes“ bot, um ſie abbrechen und drüben in Chikago wieder aufbauen zu laſſen. Dieſen echt amerikaniſchen Anſchlag vereitelte im letzten Augenblicke die pariſer Regierung durch den Ankauf des Hauſes. Seit einem Jahre gehören das Spinett, die Daunendecke, der Kupferleuchter und alle Erinnerungen, die darum fluten, dem franzöſiſchen Volke, wie der Louvre, die Vendomeſäule und das Pantheon. Das berühmte Schlafzimmer wurde zum nationalen Alkoven erhoben.

Nun iſt das Andenken von Madame de Warens gewiſſermaßen verſtaatlicht. Dies mag Tartüff und Genoſſen zum Verdruſſe gereichen; aber wer nicht ohne Grauen auf die Kellnerinnen- und Gelegenheitserotik zurückblickt, an der ſeine eigne Jünglingsglut ſich genügen laſſen mußte, den wird die Ehrung dieſer lächelnden Fee erfreuen, die die Liebe wie einen Segen um ſich ausſtreute: ohne Berechnung, ohne Anſprüche, ohne Lohn, ja, wie Rouſſeau verſichert, faſt ohne Temperament, lediglich von einer gottvollen Gutmütigkeit getrieben, die das Beglücken als eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pflicht übt, die selber beglückt. Die Sentimentalen und die Pathetischen, alle jene, für die man an der Liebe sterben muß, wenn sie sie gelten lassen sollen, werden diese Frau vielleicht wenig anziehend finden; allein wer sie begreift, den muß sie entzücken. Ich erkläre mir ihr Wesen ganz gut aus einer höheren, geläuterten Animalität, die sie drängte, die Funktionen des „Weibchens" und zwar alle Funktionen, die seelischen nicht minder als die physiologischen, in vollster Naivheit wie etwas Selbstverständliches zu erfüllen.

Dieser Wesenszug läßt sie jedem Manne, der durch die harte Schule der Frauen gegangen ist, als die ideale Geliebte erscheinen. Denn mit der Leidenschaft, die sie weckte und befriedigte, flößte sie zugleich „vom Anfang an den Frieden des Gemüts, die Ruhe, die Heiterkeit, die Sicherheit und das Vertrauen ein". Bei ihr war man nur himmelhoch jauchzend, nie zu Tode betrübt. Nicht einmal, ob sie wiedergeliebt würde, kümmerte sie. Wenigstens hat sie nicht ein einziges Mal von Rousseau eine solche Beteuerung verlangt und ihn auch nie mit einer Anwandlung von Eifersucht behelligt. Es ist wahr: sie verstand solche Anwandlungen auch bei andern nicht recht. Als Rousseau, von seiner Reise nach Montpellier heimkehrend, in dem geräumigen Lehnstuhl einen jungen Perrückenmacher vorfand, war sie höchlich überrascht über seine Weigerung, sich mit dem neuen Gast in ihre Gunst zu teilen.

Du lieber Himmel, musterhaft sind solche „Dreiecke" nicht, das gebe ich tausendmal zu. Rousseau selber erkannte dies an, indem er den Platz räumte. Er verriet dabei wohl Bedauern, aber keine Bitterkeit und schied ohne Vorwurf. Und das Gefühl der Verehrung, das er dieser Frau bis an sein Lebensende bewahrte, die Innigkeit und Zärtlichkeit, mit der er ihr Bild immer wieder in seinem Geiste aufruft, sind ihre beste Rechtfertigung. Wenn Rousseau im Banne ihres Herzens blieb, so dürfen wir ihm schon glauben, daß sie dieser Treue würdig war. Warum sollten wir strenger sein, als dieser Magister der wahren Sittlichkeit, der unnachsichtig gegen andre sein durfte, weil er am unnachsichtigsten gegen sich selber war?

Darum wird jeder, der menschliche Dinge menschlich zu nehmen weiß, der französischen Regierung Dank wissen, daß sie aus den Charmettes einen nationalen Alkoven machte. Was wohl unsere Tugendpächter in Deutschland daraus gemacht haben würden? Ein abschreckendes Beispiel gewiß, und ein Argument für eine neue Lex Heinze wahrscheinlich.

Siegmund Feldmann

# Das neue Europa und das alte England

Der Empfehlung eines Freundes verdanke ich es, daß ich jetzt in London Gast eines Klubhauses bin, in dem ich meine Zeitungen lese. Und dieser Klub wieder verschaffte mir die Bekanntschaft eines zweifellos originellen alten Herrn, von dem ich noch garnicht wußte, wer er denn sei, als er mit mir ein Gespräch begann, das ich hier wiedergebe.

„Sie sind Deutscher!" sagte er; und er sprach selbst deutsch, mit der Absicht freilich und der Neigung zum scherzhaften Ton, die echt englisch sind. „Sie bewundern also natürlich unsre Politik."

Ich mußte wohl nicht ganz höflich gelächelt haben, denn er fuhr, sich gleich korrigierend, fort:



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Das heißt, Sie sind jetzt erstaunt. Schrecklich erstaunt sind Sie darüber, daß unsre Diplomatie im Falle Serbien etwas gewünscht hat, und daß unerhörter Weise etwas andres geschehen ist. Sie haben ja schon in der Kinderstube gelernt, daß man sonst gegen jedermann eine Meinung aussprechen darf, nur nicht gegen uns. Denn wir sind am Ende immer die, die Recht behalten . . ."

„Sie sagen: in der Kinderstube!" warf ich bescheiden ein. „Aber mittlerweile ist ja manches passiert."

„Gewiß!" erwiderte der andere lächelnd. „Mittlerweile haben sie in Deutschland ja auch eine Flotte und auch eine Jingopresse begründet. Und nun denken Sie, ein wahnsinniger Wettkampf gehe los, und wenn wir uns nicht beiderseitig einschränkten, dann werde England eben so lange weiterbauen, bis seine alte Obermacht erhalten bleibe.. Well, das werden wir vielleicht auch wirklich tun. Aber wie nun: lassen Sie sich wie alle andern täuschen und glauben Sie, damit allein schon sei uns geschadet oder genützt? Und auf diese Weise bleibe alles beim Alten? Dann gestatten Sie, daß ich Ihnen diesen Glauben zerstöre. Unsre letzte Geschicklichkeit ist es bloß, daß wir so tun, als ob sich unser Schmerz in einer glatten Rechnung von mehr oder weniger Dreadnoughts ausdrücken ließe, während wir in Wirklichkeit um unsere diplomatische Stellung trauern ... Um nichts anderes als um diese einst einzigartige Stellung trauern wir heute ... Denn mit der ist es aus, und wie ich persönlich glaube, unwiederbringlich und jedenfalls schon viel länger als seit dem siebenundzwanzigsten März dieses Jahres."

Hartnäckig sprach der Alte in diesem dozierenden Ton, und ich ergab mich; ich unterdrückte, was ich zu sagen gehabt hätte.

„Sehen Sie," fuhr er nun wieder fort, „es muß Ihnen hier in London längst aufgefallen sein, wie wir Europa beurteilen. Ich meine, selbst in den einfachen Volksschichten; es herrscht darin gar kein so großer Unterschied zwischen dem Volk und unsern ersten Staatssekretären. Wir haben zwar den Kontinent wirklich gründlich studiert. Wir wissen soviel von ihm, daß es nichts gibt, worüber wir nicht respektlos mitsprechen könnten, — das ist ja unsre Manie, an der man uns als Engländer erkennt; nur das Eigentliche, was man gesehen haben muß, um über eine Sache zu urteilen, das ist uns so fremd, daß wir nicht einmal wissen, wie fremd es uns ist. Wollen Sie Beispiele? Wir hatten keine Empfindung für Bismarck, und nun haben wir auch keine dafür, daß es eben keinen Bismarck mehr gibt. Wollen Sie noch Beispiele? Wir sind vielleicht die Einzigen, die an ein kommendes riesiges Alldeutschland glauben; und dieses läppische Gespenst ganz allein ist es, wovor wir wirklich sogar auch etwas Respekt aufbringen. Noch mehr Beispiele? Nun haben wir uns sogar bei der unsterblichen diplomatischen Dummheit erwischen lassen, daß wir ein Fünfzigmillionenreich mit der am strengsten gehaltenen aller Armeen, die österreichische Monarchie nämlich, an den serbischen Bergen schon glaubten zersplittern zu sehen wie einen morschen Schiffsrest. Daß wir so etwas glauben konnten, wird man jetzt vielleicht für eine Finesse ausgeben; aber ich sage Ihnen: es war schlimmer, es war nämlich ehrlich."

„Ja, das ist mir auch aufgefallen," mußte ich meinem Gesellschafter zugeben. „Man denkt hier wirklich, daß das „zerfallende Österreich" schon morgen oder übermorgen zerfallen werde. Man verteilt es sogar schon. Und Deutschland . . ."

„Und Deutschland natürlich," unterbrach mich lächelnd der gesprächige alte

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herr im Klubsessel, „Deutschland wird selbstverständlich, und zwar sehr bald — denn sein habgieriger Kaiser kann das nicht mehr erwarten — die germanische Hälfte des habsburger Reiches, wenn nicht am Ende das ganze, verschlucken. Das Gespenst wächst, wie Sie sehen, auf diese Weise in das Unermeßliche, und der Kampf um Serbien sollte darnach ganz einfach und ganz reell, ganz buchstäblich aufgefaßt, einen notwendigen vorbeugenden Schritt darstellen, gegen die Zukunft der Hohenzollern! So unsinnig — so ganz ohne Perspektive machen wir Politik!"

„Was? So einfach wäre die Sache?"

„Sie ahnen nicht, wie einfach und plump oft ist, was man nachträglich für riesig berechnet und doppelschneidig ausgibt. Sagen Sie doch einem Engländer, daß dieses neue Europa, das er nicht kennt, dieses Europa des befriedigten Deutschlands, des befestigten Österreichs, des versöhnlichen Frankreichs, starke Neigung zum Frieden und zur Stabilität hat, und er wird höflich verstummen und sich denken, daß Sie ein Narr oder ein Bestochener seien "

„Eine merkwürdige Nervosität!"

„There you are! Die Nervosität ist tatsächlich die Eigenart der ganzen englischen Diplomatie heute! Aber ich glaube, Voltaire war es, der gesagt hat — ungefähr wenigstens: Krank ist die Seele, wenn sie sich außerhalb ihrer Sphäre befindet. Und es ist nur unsre eigene Schuld, wenn wir Briten eine Situation nicht aufgeben wollen, die in Wirklichkeit nur mehr in unsrer Einbildung besteht . . . Wir haben uns solange gewöhnt, immer nur Lehrende zu sein, daß wir eben das wichtigste aller Talente, zu lernen, verloren haben Wir sind an den Völkerwirrwarr gewöhnt, den wir mit unsrer Gleichgewichtstheorie bevormunden konnten, und wir stehen indigniert vor einem Erdteil, der uns einst brauchte, und der jetzt die entsetzliche Waffe gegen uns hat, daß er den Krieg weder will, noch ihn fürchtet . . . Wissen Sie, was wir also eigentlich sind? Alte Schule sind wir, politisch gesprochen, und wenn das auch noch keiner öffentlich zugeben würde, so fühlen es alle Engländer doch schon so deutlich, daß sie wie besessen immer wieder nach Dreadnoughts schreien, dem modernsten und beliebtesten Verlegenheitsmittel zum Ersatz fehlender Staatsmänner . . ."

„Sollten Sie nun aber", fragte ich rasch in einer Pause, in der ich zu Wort kam, „nicht doch etwas übertreiben?"

Da lachte mein unbekannter Bekannter, und sein feiner Klassikerkopf, der der eines Schauspielers oder eines Mannes der Gesellschaft sein konnte, zeigte grade im Lachen einen seltsam ernsten, fast traurigen Zug, den ich früher nicht bemerkt hatte.

„Vielleicht übertreibe ich," erwiderte er. „Wir Engländer sind, glaube ich, unserer wirklichen Eigenart nach so wenig politische oder auch nur politisierende Köpfe, daß wir ohne dramatische Übertreibungen überhaupt nicht denken können. Sehen Sie, darauf wird man auch erst vielleicht später einmal kommen . . . Wir rechnen nicht mit der Zeit; wir sind dafür zu geschäftige Menschen, und was wir wollen oder fürchten, das, glauben wir, müßte ebenso rasch eintreten wie das, was wir selber besorgen . . . Wenn ich mich in dem Stil meiner Landsleute ausdrücken wollte, dann hätte ich noch ganz anders gesprochen, dann würde ich sagen: Was wir seit Jahrzehnten erleben, ist ein schauerlich ernster und unvermeidlich gewordener Prozeß. Es ist nichts geringeres als der allmähliche Zusammenbruch der vielgepriesenen und viel angefeindeten britannischen Staatskunst."

„Was, ist das Ernst? So überaus



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedeutend erscheint Ihnen jetzt dieser österreichisch-deutsche Triumph?"

„Oh, vielleicht nicht bedeutend an sich. Aber was für ein Symptom liegt darin und was für ein blutiges Diplomatenbeispiel! Wir als die Vielgeschäftigen, die nach alt-ehrwürdiger Sitte überall mitraten wollen, wo wir auch kein Interesse im Spiel haben, und Deutschland, das sich scheinbar um fremde Dinge nicht kümmert und das, ohne ein Wort zuviel zu sagen — Ihr neuester Kurs! — ganz genau das erreicht, was es will! Das ist natürlich kein Zufall. Das ist das Ende einer Entwicklung."

„Wie denken Sie sich das aber weiter? Was kann daraus werden?"

„Was ich am liebsten denken möchte, ist natürlich, daß wir umlernen würden. Wenn es nicht schon zu spät dazu ist, so wäre es doch sicherlich höchste Zeit. Wir werden lernen müssen, die großen Mächte, die wir weder bevormunden noch einkreisen können, als etwas Stabiles und Fertiges anzusehen. Wegen der beiden angeblichen Künste des Bevormundens und des Eingreifens hat uns ja Enropa lange genug gefürchtet und angebetet, und unsern König, einen liebenswürdigen und keineswegs Ränke von langer Hand inszenierenden Gentleman, der einmal an den einen Hof, einmal an den andern, im entscheidenden Augenblick aber immer nach Biarritz reist, hat man sogar schon zu lange überschätzt. Was wir brauchen, sind Diplomaten, die sich nur darüber aufregen, was der Aufregung wert ist, und die mit der neuen Zeit gehen, in der man weniger Wert darauf legt, zu verwirren, als sich selbst klar zu sein, was man will und was nicht. Sehen Sie — ein Land, das sich mit dieser Methode schon erfolgreich hat abfinden lernen, ist Frankreich. Dort treibt man praktische Diplomatie. Wenn aber endlich eines Tages ganz Europa erkennt, — einschließlich Rußlands sogar; lachen Sie nur, das wird auch noch kommen, — wenn das konsolidierte Europa erst findet, daß man in Frieden ganz leidlich auskommen kann, und wenn wir Engländer dann allein noch die Alten geblieben sind, die mit den andern nicht eben so ehrlich sein wollen wie die andern mit ihnen, dann wird man uns als Störenfriede einfach vom Spiel ausschließen. Dann können wir einsam auf unserer schönen Insel sitzen und in unserm Wahnsinn darauf warten, ob nicht doch noch einmal die gefürchtete Invasion mit Zeppelinschen Luftschiffen kommt. Die Invasion wird nicht kommen. Aber man wird über uns lächeln. Man wird das Eiland „irgendwo neben Europa" sich selbst überlassen . . ."

Alfred Gold

## Der französische Poststreik

Die Dienstverweigerung der französischen Postbeamten vom fünfzehnten bis zum dreiundzwanzigsten März war recht eigentlich ein soziales Erdbeben. Sie war nämlich das erste offenbare Symptom einer Erschütterung aller Grundlagen, auf denen sich in Frankreich wie in andern Kulturländern der Staat aufbaut. Ihr unmittelbarer Zweck war allerdings durchaus bedeutungslos; und das hat die Beobachter, besonders die ausländischen, irregeführt. Aber die einfache Tatsache, daß sie möglich war und siegreich endete, ist das symptomatische Vorspiel zu einer Revolution, die zwar nicht blutig zu verlaufen braucht, im Vergleich zu welcher aber sogar 1789 das reinste Kinderspiel war.

Zwar sieht es so aus, als ob der große Poststreik in Rußland, im Herbste

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1905, ungleich großartiger verlaufen wäre. Denn er hat, wie man sich erinnern wird, den Zaren zur Unterzeichnung der von Witte und dem sonst reaktionären Großfürsten Nikolaus vorgeschlagenen Verfassung genötigt. Aber es handelte sich dabei schließlich doch nur um eine Formänderung des Staatswesens, um eine rein politische Umwälzung, die nicht etwa die Grundlagen des modernen Staatsbetriebes ändern, sondern sie im Gegenteil von faulen Überwucherungen reinigen sollte. In Paris dagegen handelte es sich um den Beginn einer wirklichen sozialen Revolution, um den Bruch des Autoritätsprinzips, welches bis jetzt — sei es nun in einem Autokraten, in einer Bürokratie oder in einem Parlamente verkörpert — alle Staaten regiert hat. —

Der Anlaß und der Verlauf des Ausstandes sind wohl allgemein bekannt. Es wurde um nichts andres gekämpft als um die Zerstörung der staatlichen Allmacht, welche in Rußland vom Tschin, in Deutschland von der nach militärischen Normen arbeitenden hohen Verwaltung, in Frankreich von dem Despotismus der gerade über unumschränkte parlamentarische Macht verfügenden Partei repräsentiert wird. Das eigentliche Problem wurde von einem der Streikführer, dem seit drei Jahren entlassenen Postbeamten Subra, in einer Rede mit wunderbar tiefem Verständnis so formuliert: „Wir wollen nicht mehr Werkzeuge, wir wollen Mitarbeiter der Verwaltung sein!"

Das heißt ins Volkswirtschaftliche übersetzt ganz einfach, daß die Staatsverwaltung eine Art Produktionsgenossenschaft werden soll. Und tatsächlich ist dies, wie ich persönlich aus langem Verkehr mit den Häuptern der großen Arbeiter- und Beamtengenossenschaften weiß, die wirkliche Staatsidee, welche die sogenannten „unteren Schichten" in Frankreich regiert. Welche ungeheuerliche Perspektive!

Muß noch darauf hingewiesen werden, daß die Idee der großen Produktionsmonopole, welche die Sozialisten auf ihre Fahne geschrieben haben, unter diesen Umständen von der „Bourgeoisie" ganz falsch aufgefaßt wird? Allerdings haben die Parlamentarier, seien sie auch echte „Socialistes-révolutionaires", zunächst einiges Interesse daran, die Sache so darzustellen, als ob solche Monopole ähnlich aussehen würden wie etwa das Eisenbahnmonopol des Staates in deutschen Landen, denn diese Parlamentarier haben eben doch ihre Macht nur dadurch, daß sie in einem Parlament sitzen, das heißt dadurch, daß sie an der Autorität der Regierung — sei sie auch sozialistisch — teilnehmen und festhalten. Aber alle französischen Genossenschaften sind im Grunde antiparlamentaristisch. Und das ist das Schlimme — oder vielmehr das Großartige.

Ein im Auslande fast unbekannt gebliebener Vorfall, den man übrigens sorgsam totgeschwiegen hat, zeigt in aller Schärfe diese Tendenz der Gewerkschaften gegen Staatsmonopole, die unter dem gegenwärtigen Staatswesen ins Leben treten. Als nämlich die Westbahnen vor drei Monaten in Staatsverwaltung übergingen, erklärte das Syndikat der Eisenbahnangestellten, daß es von weiteren Staatsrückkäufen nichts wissen wollte, da diese unter den gegebenen staatlichen Verhältnissen den Arbeitern ein viel schwereres Autoritätsjoch aufbürdeten, als es die Privatgesellschaften tun könnten! Im Sinne der Gewerkschaften in Frankreich — und in dieser Beziehung sind sie ideell allen andern weit voraus — muß das Wesen des Staates an und für sich erst anders gefaßt werden, ehe überhaupt Monopole, ehe Sozialismus, ehe Übertragung des produktiven Kapitals auf



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Staat, einen Sinn haben. Und gerade das haben die Postbeamten, die nichts andres als Arbeiter in einem Staatsmonopole sind, mit ihrem Streik dargelegt. —

Die Staatsautorität nämlich hatte seit zwei Jahren, seitdem die radikale clemenciſtiſche Mehrheit des Parlaments unumschränkt herrscht, wie nur je ein Zar es getan hat, in der Postverwaltung, durch allmähliche Abwerfung aller beschönigenden Rücksichten, derartige Formen angenommen, daß die Angestellten sich sagen mußten, nur die Form des Despotismus sei geändert, aber die Willkürherrschaft an und für sich sei ebenso schlimm wie unter dem anachroniſtiſchſten politiſchen Regime. Der Unterstaatssekretär Simyan, gegen den sich die ganze Bewegung persönlich richtete, ist doch im Grunde nur das Werkzeug der herrschenden Partei, des herrschenden Parlamentarismus von sogenannter demokratiſcher Färbung, in dem jeder Volksvertreter wie der altrömiſche Patrizier über eine ausgedehnte Klientel von Wählern herrscht, die er, um seine Macht zu behalten, fortgesetzt durch persönliche Dienstleistungen ködern muß.

Wenn mir mein Freund Doumer einmal erbost erzählte, daß einer seiner Wähler ihn mit dem Ankauf dreier Unterröcke in einem pariser Warenhause beauftragt habe, die er schließlich noch aus seiner Tasche hat bezahlen müssen, um nicht der Stimme dieses guten Republikaners und seiner (da er Schankwirt war) zahlreichen Anhänger verlustig zu gehen, so ist das nur die komiſche Seite dieser Art Demokratie; eine ernsthaftere ist beim Poststreik zutage getreten.

Der Unterstaatssekretär Simyan ist an der wüsten Wirtschaft im Postwesen viel weniger schuld als das gegenwärtige Regime, das denn auch bei der parlamentariſchen Besprechung der Streikaffäre nicht gewagt hat, ihn fallen zu lassen. Die herrschende Partei hat unter dem Vorwande reiner „Demokratie" Despotismus getrieben, der zunächst stets als schamlose Günstlingswirtschaft, Leisetreterei, Spionage und offenbare Ungerechtigkeit in Erscheinung tritt. Daß ein Unterminister seine männlichen Angestellten als Strolche und die weiblichen als Dirnen bezeichnet, ist nur die Übertragung des despotiſchen Prinzips ins Persönliche. Und eigentlich haben die Postbeamten Unrecht gehabt, gerade diese sekundäre Erscheinung so energiſch zu bekämpfen.

Denn es liegt nicht an einem Manne, wenn ein großes politiſches Spionagesystem organisiert wird, wenn Denunziantentum und Meinungsvergewaltigung grassieren, wenn Geheimzettel einem Unterminister die politiſchen Ansichten seiner Untergebenen anzeigen und alle Beförderung beeinflussen, wenn ekelhafteſter Nepotismus einreißt, wenn innerhalb eines Jahres einhundertfünftausend Empfehlungsschreiben von Parlamentariern von dem unglücklichen Unterminister zu lesen und fast immer zu beachten sind, wenn Telephonfräulein, die weiterkommen wollen, sich gegen gewisse Herren liebevoll benehmen müssen, Briefträger ihren Frauen jeden Kirchgang zu untersagen haben, und jeder, der nicht elend in seiner Laufbahn steckenbleiben will, bei einem einflußreichen radikalen Wähler um Empfehlungsschreiben an seinen Abgeordneten, und bei diesem dann wieder um Empfehlungsschreiben an den Miniſter betteln muß. Da handelt es sich nicht um Personen, sondern um ein ganzes politiſches System, das eigentlich im höchsten Grad undemokratiſch ist.

Und der Poststreik beweist, daß dieses System in bedenkliches Schwanken geraten ist.

O, es handelt sich da nicht bloß um kümmerliche Arbeiter. Sogar sehr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

feine Leute rütteln in Frankreich an der herkömmlichen Staatsautorität, die notwendig in ähnlichen Formen überall in Erscheinung tritt. In Deutschland ist es für offenkundige Sozialdemokraten auch schwer, im Staatsdienste zu bleiben. Und wenn in Deutschland in solchen Dingen nicht viel Lärm geschlagen wird — man denke nur an den alten Fall Arons — so beweist das nur, daß man drüben im allgemeinen in dieser Frage, der einzigen großen Frage der Zukunft, noch ganz in den Kinderschuhen steckt.

Man erinnere sich an die Gehorsamsverweigerung vieler katholischer Offiziere im Falle der genugsam bekannten Inventaraufnahme über die in den Kirchen liegenden Kunstschätze, an die Gehorsamsverweigerung ganzer Regimenter im Falle der Weinbauerkrise in Südfrankreich vor anderthalb Jahren, und man muß sich überzeugen, daß im Grunde genommen der moderne Staatsbegriff, der die absolute Autorität der amtlichen Obrigkeit verlangt, in allen gesellschaftlichen Kreisen Frankreichs mehr und mehr an Macht verliert. —

Die Postbeamten haben nun endlich das Problem, fast ohne es zu wollen, und sicherlich ohne es zu wissen, ein für allemal aufs Tapet gebracht. Kein Mensch zweifelt, daß, wäre man, wie es in Deutschland sicher geschehen würde, mit der „starken Hand" dreingefahren, der Generalstreik der Eisenbahner ausgebrochen sein würde, dem hinterher womöglich noch der der Gasarbeiter und der Polizisten gefolgt wäre. Kein Mensch zweifelt daran, daß, wenn man, nach der in Berlin beliebten Theorie, die Streikenden zum Militär eingezogen hätte, sie erst recht den Gehorsam verweigert haben würden; und es ist in einem Kulturlande ja doch unmöglich, sei es auch nur zehntausend Mann vor ein Kriegsgericht zu zitieren und etwa füsilieren zu lassen. So etwas geht in Frankreich jedenfalls nicht. Kurz, der Beweis ist geliefert, daß gegen organisierte Staatsbeamte überhaupt nichts zu machen ist.

Folglich muß ihre Auffassung einer modernen Verwaltung ins Wirkliche übersetzt werden, sobald sie es nur ernstlich wollen. Bis jetzt und auch im letzten Ausstande haben sie es nicht gewollt. Und das hat die Situation noch einmal gerettet. Wer aber wagt zu behaupten, daß es morgen nicht anders ausfiele? Wenn man bedenkt, daß die Genossenschaft der pariser Polizisten achthundert Franken zum Streikfonds beigesteuert hat, bloß um einen moralischen Eindruck zu erzielen, so muß man sich doch sagen, da hört überhaupt alles auf, was den sogenannten modernen Staat ausmacht. —

Trotzdem will es natürlich im radikalen Lager — Leute, die herrschen, sind eo ipso reaktionär oder doch konservativ — niemand wahr haben, daß hier endlich einmal ganz von weitem angedeutet worden ist, worin denn eigentlich eine wirkliche Demokratie besteht. Es ist geradezu unheimlich, daß bloß ein waschechter Nationalistenführer darüber die Wahrheit gesagt hat. Das Entsetzen der Herrschenden vor dem Poststreik kommt mir vor, sagte dieser, wie das Entsetzen der Gluckhenne, die ein Entenei ausgebrütet hat und nun toll am Rande der Pfütze hin und her läuft, auf der der Wechselbalg vergnügt herumschwimmt.

Bis jetzt ist nämlich tatsächlich die sogenannte französische Demokratie nach rein aristokratischen Prinzipien geleitet worden. Zaren wie Clemenceau, Satrapen, wie der nun weltberühmte Simyan, zahllose Tschinowniks, wie sie sich unter der Herrschaft des Herrn Combes greulich breit machten; und besonders Tausende von Aseffs, die in allen Dörfern verstreut als „délégués"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für die radikale Herrschaft spionierten, Inquisition trieben und anständigen Menschen die Existenz vielfach fast unmöglich machten, — solche Persönlichkeiten, die in einer mehr oder weniger unumschränkten Monarchie einen Sinn haben, werden an und für sich Verbrecher in einem Staatswesen, das, wie man behauptet, vom Volke selbst geleitet wird.

Recht logisch sagen sich nun die Schimärenjäger, die an die Demokratie glauben, daß, wenn überhaupt das Volk den Staat beherrscht, die Volksstimme doch zum mindesten da in Erscheinung treten sollte, wo das Volk direkt an der Staatsverwaltung teil nimmt: in den Monopolen und allen Verwaltungen. Und gerade da verlangt man von ihm, es solle auf alle und jede Rechte verzichten und sich stumpfer unterwerfen als jemals unter der greulichsten Privatkapitalistenwirtschaft! —

Die Gefahr für den Autoritätsstaat liegt gerade darin, daß diese Staatsarbeiter materiell gesicherter sind, eine bessere Erziehung genossen haben, folglich größere Energie an den Tag legen können als die Privatarbeiter. Ihre Aktion gegen den Autoritätsstaat wirkt außerdem, gerade durch das Allgemeininteresse an ihrer beruflichen Tätigkeit, im höchsten Grade demoralisierend auf die Gegner. Und es ist sicher, daß — ähnlich wie in Rußland — bei großen Bewegungen von Staatsbeamtenvereinen die üble Angst der Herrschenden viel eher zur Kapitulation drängt als die materielle Macht der sozialen Widersacher.

Jedenfalls weiß man nun in Frankreich, daß große Beamtengruppen den bestehenden Staat, wenn es darauf ankommt, stürzen können. Und diese Gewißheit des Sieges im Notfalle wird wahrscheinlich hinreichen, um sehr schnell die „Untergebenen" der Staatsverwaltung wirklich zu „Mitarbeitern" zu machen.

Kommt nach diesem Vorspiel eines siegreichen Kampfes der organisierten Staatsbeamten gegen das Staatsprinzip nun noch eine Wahlreform hinzu, die wirklich demokratisch wirkt, nämlich die Listen- und Proportionalwahl, die das Klientenwesen zerschlagen muß, so wird die Geburt einer wirklichen Demokratie nicht fern sein, in der die Verwaltungen Ausschüsse der Beamten und die Regierungen Ausschüsse der wirklich nach ihrer Macht vertretenen Parteien sind.

Ob eine solche Revolution hübsch aussehen wird oder nicht, bleibe dahingestellt. Jedenfalls wird die Sache interessant.

Alexander Ular

## Finanzielle Unmündigkeit

Durch den diplomatischen Mummenschanz bei Behandlung der Balkanfrage ist es den internationalen Drahtziehern gelungen, den österreichischen Wirtschaftskörper schwer zu schädigen.

Die finanzielle Kriegsbereitschaft des deutschen Bundesgenossen ist — bevor noch ein Schuß fiel — stark geschwächt worden. Man spricht davon, daß der Goldvorrat der habsburgischen Monarchie auf dreihundert Millionen zusammengeschmolzen sei. Das wiener Parlament soll Kriegsanleihen in Höhe einer halben Milliarde bewilligen, aus denen unter anderem Entschädigungen an die Familien zu zahlen sind, deren Ernährer als Reservisten einberufen wurden. Es dürfte ein finanzielles Novum sein, daß sich ein moderner Staat durch Fanatiker der „gepanzerten Faust" gezwungen sieht, Zwangskredite aufzunehmen zugunsten der Strohwitwen „von Staats wegen"!

Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die österreichisch-ungarischen Rentenpapiere wurden vom Auslande am wiener Markt in großen Beträgen abgestoßen. Die kleinen Rentner und die soliden Sparer, einmal durch die wochenlangen Erörterungen in der Tagespresse, dann infolge der Mobilmachungsorders kopflos gemacht, verkauften ihre kleinen Abschnitte an Staatspapieren à tout prix. Als Valuta wollten sie durchaus keine neuen Fonds, wie zum Beispiel preußische Konsols oder dergleichen, in Zahlung nehmen, sondern verlangten bares Geld, das sie dann nicht etwa bei den Banken oder Sparkassen anlegten, sondern in dem berüchtigten häuslichen Strumpf verbargen. In Böhmen währte der Ansturm auf die Sparkassen mehrere Tage. Auch hier verlangten die Einleger ihr Guthaben in Bargeld und verweigerten die Annahme von Surrogaten, wie Kassenscheinen und Zinscoupons der Staatstitres.

Die Bevölkerung unsres Nachbarlandes ist aufgeschreckt durch die absurden Gerüchte eines bevorstehenden Staatsbankerotts. Woran liegt das?

In Wln trat zum ersten Male in die Erscheinung, daß der von Staats wegen favorisierte kleine Rentenbesitz den Ausschlag zur dauernden Verschlechterung des offenen Marktes gibt. Somit ist durch die Praxis bewiesen, daß es nicht zügellose Spekulation der Großkapitalisten zu sein braucht, die den Kredit eines gut fundierten Staates untergräbt. Eine solche hätte dem österreichisch-ungarischen Rentenmarkte kaum soviel Schaden zufügen können wie die Angstverkäufe des bisher als Neutrum behandelten „kleinen Mannes".

Auch in Deutschland sollte man dafür Sorge tragen, daß in trüben Zeiten, in denen die Atmosphäre mit Zündstoff gesättigt ist, es nicht zu unnötigen Belastungsproben an der berliner Börse kommt durch Zulassung exotischer Papiere, von denen laut Bericht der Dresdner Bank im verflossenen Jahre allein zwei Milliarden unsern Sparern neu indossiert wurden.

Letzthin, am siebzehnten März, wurden nun sechzig Millionen russischer Eisenbahnprioritäten von den Mitgliedern der berliner Zulassungsstelle zum Börsenhandel freigegeben, weil, wie das „Berliner Tagblatt" am achtzehnten März schreibt:

> „eine Ablehnung des Antrages einer Provokation Rußlands geglichen hätte, was an den Börsen unter Umständen einen Zusammenbruch hervorrufen konnte, der in seinen Folgen schädlicher gewesen wäre, als es die Einführung dieser russischen Prioritäten jemals sein kann."

Danach wird sowohl das fragliche neue Papier als auch die Selbständigkeit und Stabilität der deutschen Börsen in fachmännischen Kreisen recht gering bewertet. Die heutigen Kurse unserer Renten- und Industriepapiere sollten denn doch auf kräftigeren Füßen stehen.

Man durfte selbst vor einer „Provokation" nicht zurückschrecken, wenn es galt, aufs neue sechzig Millionen deutsches Geld im russischen Reiche festzulegen zu einer Zeit, in der wir diese Millionen im Inlande bitter nötig haben.

Die zur Schau getragene Ängstlichkeit der Fachpresse gewährt Einblick in die sorgsam gehüteten, mit Mystik umwobenen Bankbilanzen, deren bestechende Frisur doch nun einmal beim Kapitalistenpublikum aller Abstufungen Stimmung zu machen berufen ist.

Die Teilnahmlosigkeit des deutschen Bürgers hat sich leider auf den deutschen Rentner wie Mehltau übertragen. Das System der staatlichen Bevormundung — gegen das fortschrittliche Kreise Sturm laufen — hat sich bereits auf die Finanzriesen vererbt, die es durch jahrelange Gewöhnung verstanden haben, die deutschen Rentner zu ihren Schleppenträgern herabzuwürdigen. Heute holen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die ruhigen Sparer sich von ihrer Bankverbindung Rat und glauben vorbehaltlos alles, was ihnen da gesagt wird, oder nehmen für bare Münze, was in ihrem jeweiligen Leibblatt geschrieben steht.

Im Auslande weiß man die Ignoranz und Unselbständigkeit des deutschen Sparers geschickt auszunutzen, um Anlagewerte, für die der selbständig urteilende Engländer schwerlich zu haben wäre, durch geschickt inszenierte Reklame in Germany zu plazieren. Denn dem deutschen Pfahlbürger erscheint leider ein Papier erst dann besonders wertvoll, wenn zum Beispiel aus Peking oder London gemeldet wird, daß ernste Differenzen zu befürchten seien bei Begebung der neuen chinesischen Bahnaktien durch deutsche statt durch englische Banken. Natürlich bleibt dem deutschen Publikum verborgen, daß die betreffenden englischen Banken auf die ihnen vertragsmäßig zustehende Option zugunsten des deutschen Kapitals" gern verzichtet haben, da der englische Rentenmarkt künstlich durch ein Garantiesyndikat für die neue indische Staatsanleihe gestützt werden mußte; eine Notwendigkeit, die in den Annalen der Exchange seit den napoleonischen Kriegen nicht zu finden ist.

Dies Sturmzeichen von internationaler Bedeutung wird geflissentlich unbeachtet gelassen.

Auch in Deutschland verhallen die Worte des Kohlenindustriellen Funke wie so mancher andern, ohne lauten Protest im Blätterwalde zu erwecken. Dieser tüchtige Finanzier machte als Vorsitzender der rheinisch-westfälischen Bank für Grundbesitz in Essen die für den heimischen Kreditmarkt außerordentlich wichtige Mitteilung von der zwischen allen größeren Hypothekenbanken getroffenen Vereinbarung, bei Darlehensgewährungen größte Reserve zu beobachten. Danach dürfte der Baumarkt auch in diesem Jahre stark zu leiden haben, denn bereits 1908 wurden zum Beispiel von der Preußischen Pfandbrief-Bank (Aktienkapital achtzehn Millionen) — laut Jahresbericht — von 2961 in Prüfung genommenen Darlehensanträgen im Betrage von 265 Millionen nur 95 Anträge bewilligt und mit 11 3/4 Millionen erststellig eingetragen.

Diese angedeuteten Kartellmaßnahmen der deutschen Hypothekenbanken harmonieren mit der von der Dresdner Bank aufgestellten Forderung einer allgemeinen Verständigung über angemessene Erhöhung der Provisionssätze für bankgeschäftliche Leistungen. Dazu wird auch aus Wien gemeldet, daß die österreichischen Banken in dem wirtschaftlich so ungünstigen Jahre 1908 die Ausfälle an Finanzierungsgewinnen ausgleichen konnten durch die von dem Bankenkartell seit Jahresfrist gegen Industrie und Fiskus durchgeführte allgemeine Verteuerung der Konzessionen.

Mit dürren Worten: die von der Regierung mit Unterstützung reaktionärer Kreise niedergerungenen liberalen Bestrebungen des deutschen Volkes, politische Mündigkeit zu erlangen, werden bereits in aller Stille von der Hochfinanz mit einer Rigorosität behandelt, die sich verschärfen muß, sobald den kreditbedürftigen Einzelindividuen, Kommunen und Staatskassen — statt wie jetzt dilatorisch — systematisch der heimische Hypothekenmarkt verschlossen wird. Zu einer solchen Vergewaltigung des deutschen Geldmarktes ist die andauernde wirtschaftliche Depression äußerst günstig gewählt.

Wie die politische Konstellation alle Wankelmütigen, die an der liberalen Idee nicht fest genug hielten, aufs neue aus der bisherigen Lethargie aufrüttelt, so müssen die Bürger aller Partei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schattierungen dafür Sorge tragen, daß in allen Schichten der Bevölkerung Verständnis für ruhige Beurteilung des heimischen Geldmarktes Platz greift, sonst werden wir bei einer Panik es auch in Deutschland erleben, daß die Sparer von einem Staatsbankerott faseln — wie es in Böhmen kürzlich der Fall war —, wenn an den Bankschaltern die Guthaben in Papiergeld ausgezahlt werden anstatt in Gold.

Die bisherige Unmündigkeit in Finanztransaktionen, die dem deutschen Pfahlbürger internationalen „Ruf" verschafft hat, muß abgestreift werden. Das Volk der Denker darf nicht einer Handvoll egoistischer Finanzkünstler auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sein.

Kurz, es ist hohe Zeit, daß die deutschen Bürger sich zur Selbständigkeit erziehen, auch auf finanziellem Gebiete.

H. Graf Schlieffen

# Glossen

## „Bürger" und „Untertanen"

Während in Frankreich bisher sämtliche Ausländer amtlich als „Untertanen" bezeichnet wurden, ist, wie Robert Hessen im vierten Hefte des „März" schon erwähnte, bei den jüngsten Ordensverleihungen der Republik zum erstenmal ein Unterschied gemacht, sind Amerikaner und Schweizer als republikanische „Bürger" den andern ausländischen „Untertanen" in den Listen gegenübergestellt worden.

Seit dem vierzehnten Juli 1789 empfinden die Franzosen die Bezeichnung „Untertan" für sich selbst als eine Beleidigung. Dem König Ludwig XVI und seinen Ministern war der Ausdruck „sujet" natürlich noch ganz geläufig, als im Mai 1789 die Generalstände in Versailles eröffnet wurden. Er findet sich zum Beispiel in den Reden des Königs und des Großsiegelbewahrers vom fünften Mai 1789, ferner in der Antwort, die Ludwig XVI am einundzwanzigsten Juni einer Abordnung des Adels erteilte, in der Auslassung des Königs vom dreiundzwanzigsten Juni, in der er sich als den „gemeinsamen Vater aller seiner Untertanen" bezeichnete. Im anderen Lager wagte man vorläufig an dem althergebrachten Ausdruck noch nicht zu rütteln, und Mirabeau trug kein Bedenken, am achten Juli 1789 selbst bei Beantragung einer Adresse an den König von „Seiner Majestät treuen Untertanen" zu sprechen.

Nach der Einnahme der Bastille wurde das Wort als Schlagwort des alten Regime rasch verhaßt, und als es dem König Ende Mai 1790 noch einmal entschlüpfte, erhob sich lautes Murren. In der Nationalversammlung ist es in den Jahren 1790 und 1791 wiederholt zu Zwischenfällen wegen des Ausdrucks „sujet" gekommen. Als Marguerites im Februar 1791 von „des Königs treuen Untertanen" sprach, zischte die Linke ihn aus. Und der Girondist Pétion erregte am sechsundzwanzigsten März 1791 den Zorn der Rechten durch die Erklärung, freie Bürger seien nur dem Gesetz nntertan und nicht in ihrer Gesamtheit Untertanen eines Königs, sondern souverän. Der heißblütige Pfaffe Maury verlangte wütend, daß Pétion zur Ordnung ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rufen werde, und der Royalist Cazalès verstieg sich zu der Behauptung, daß der König das Gesetz verkörpere. Ihm antwortete Pétion unter dem Beifall der Mehrheit, der König selbst sei ein Untertan des Gesetzes.

Ähnlich heißt es im „Manuel du Citoyen" von Mérard de Saint-Just (1791): „Man ist nur Untertan des Gesetzes. Ein König hat keine Untertanen. Dieses Wort in seiner Anwendung von Mensch zu Mensch wird als beleidigend und unpassend aus unserer Sprache verschwinden." Und Charles Villete, der Schwiegersohn Voltaires, schrieb am fünften Oktober 1791: „Die Engländer sind Untertanen ihres Fürsten und dienen ihm auf den Knieen. Die Franzosen sind nur dem Gesetz unterworfen und niemandes Untertanen. Sie schauen zu, wie Ludwig XVI vorüberfährt, und sind nicht einmal verpflichtet, den Hut vor ihm abzunehmen."

Wir lächeln heute über den uns kindlich erscheinenden Stolz, mit dem der französische Parlamentarier gerade diese Freiheit von der Pflicht, höflich zu sein, als große Errungenschaft preist. Aber Frankreich war damals eben das einzige Land, in dem zur puren Höflichkeit geworden war, was in allen Monarchieen noch als verdammte Pflicht und Schuldigkeit der „Untertanen" betrachtet ward. Überhaupt kann man heute noch behaupten, was Heinrich Heine 1832 in Paris niederschrieb: „Nicht so unbedeutend und zufällig, wie man etwa in Deutschland glaubt, waren die Diskussionen über das Wort sujet. Letzteres hat schon im Beginne der französischen Revolution Veranlassung zu Expektorationen gegeben, wobei sich die republikanische Tendenz der Zeit aussprach."

In Deutschland ist die Verfemung des Ausdrucks „Untertan" durch die Vorkämpfer der französischen Revolution von deren Zeitgenossen doch mehr beachtet worden, als der rasche völlige Rückfall in die alte Gewohnheit glauben läßt. Man lese zum Beispiel den kleinen Aufsatz „Zweifel gegen das Wort Untertan" in Band XVI von Schlözers Staatsanzeigen (1791). Und Wieland, dieser klassische Vertreter des altväterischen Aufklärerliberalismus, klagte im März 1794 in seinem „Neuen Teutschen Merkur": „Dies Wort fängt unvermerkt an, unter die übelklingenden und unanständigen gerechnet zu werden, und unsre Maratisten geberden sich dabey wie der Teufel, wenn er mit Weyhwasser begossen wird. Indessen ist es bloß ihre eigene Schuld, wenn sie gegen allen Sprachgebrauch mit dem Wort Unterthan den Begriff eines Sklaven verbinden. Jedermann sei dem Gesetz und damit der Obrigkeit untertan. Wer kein Unterthan seyn will, muß ein Straßenräuber werden oder sich unter die Indianer in Nordamerika aufnehmen lassen."

Der alte Wieland hätte sich nicht zu ereifern brauchen. Schon wenige Jahre darauf rechneten alle guten Deutschen es sich wieder zur hohen Ehre an, treue „Untertanen" ihrer allergnädigsten Herren zu sein. Freilich, einige Deutsche haben es in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgezogen, sich zu den „Indianern" in Nordamerika zu flüchten, statt sich in der Heimat ihren beschränkten Untertanenverstand vorwerfen zu lassen. Aber was bedeutet der Tropfen im Eimer? Und wie viele Deutsche empfinden heute überhaupt das Beschämende, das die amtliche Bezeichnung als „Untertanen" durch die Regierung eines freien Landes für uns hat?

Dr. Wilhelm Feldmann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Das heidelberger Freudenhäuschen

Komödie in ziemlich vielen Akten vom Großherzoglich badischen Eisenbahnministerium

Der letzte Aufzug spielt beim Königlichen Landgericht in Stuttgart

Zeit: 2. April 1909

Personen: Der Redaktör des Simplicissimus, sein Verteidiger Herr Doktor Haußmann, ein Rechtsanwalt, fünf Richter.

Theaterbericht: Die Aufführung war glänzend, und das Publikum unterhielt sich prächtig. Mehrmals wurde bei offner Gerichtsszene so stürmisch gelacht, daß das Spiel unterbrochen werden mußte. Leider war das badische Ministerium nicht anwesend, und so hatte ein Vertreter für die Lachsalven zu danken. — — —

Wirklich, es gibt Humoristen, in der feindlichen Stadt Karlsruhe, wo soviel gegähnt wird, und es werden dort Witze von einer zwerchfellerschütternden Unfreiwilligkeit gemacht.

Da ist also ein großherzogliches Eisenbahnministerium. Es hat in Heidelberg ein ganz, ganz kleines Freudenhäuschen gekauft, weil es den Platz zur geplanten Bahnhofsverlegung brauchte.

Dieses Häuschen, welches zwischen zwei andern gleichartigen Instituten liegt, gehörte einem Dirnenhälter Siewi, der als Kaufpreis 42 500 Mark verlangte, wenn er das Haus vorbehaltlos verkaufen sollte. Das war dem Fiskus zu viel, und er versuchte nun auf Kosten der von ihm sonst stark betonten Sittlichkeit Einsparungen zu machen.

Nämlich er gab Herrn Siewi fünfundzwanzigtausend Mark unter der Bedingung, daß der Mann seine Dirnenwirtschaft noch eine zeitlang im fiskalischen Gebäude weiter betreiben durfte.

Man kann es drehen, wenden und deuteln, wie man will, das klipp und klare Ergebnis bleibt, daß das badische Verkehrsinstitut durch Gewährung von Gelegenheit, das heißt durch Kuppelei die Summe von 17 500 Mark prostituierte und nun wegen eines Vergehens gegen Paragraph 180 strafrechtlich verfolgt werden muß. Oder sagen wir: müßte.

Denn ich glaube nicht, daß der karlsruher Staatsanwalt Strafantrag stellen wird, selbst wenn die Redaktion des Simplicissimus darauf bestehen sollte.

Diese hätte wohl Ursache zur Bosheit, denn man hatte sie vor den Richter geschleppt, wegen eines unartigen Witzes über jenen großherzoglich badischen Nebenverdienst. Allein die Redaktion hat auch Ursache zur Dankbarkeit, weil sich die Verhandlung zum größten Spaß des Jahrzehntes — Kaiser Wilhelm würde sagen: des Jahrhunderts — ausgewachsen hat.

Und für ein so herzliches Lachen muß ein Witzblatt erkenntlich sein.

Also um fortzufahren: das badische Eisenbahnministerium hatte die Empfindung, daß die Blamage noch nicht genügend publik wäre, und beschloß, in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung alle heiteren Details dem Tränen lachenden Deutschland preiszugeben.

Wenn man so ungemein viel feuchten Lehm am Stecken hat, ist ein solcher Entschluß heroisch.

Von diesem Moment an wurde das Lustspiel zur aristophanischen Komödie. Ein badischer Regierungsrat bestätigte als Zeuge nicht weniger als alles, und sagte, der Fiskus habe gehofft, daß der Bordellbetrieb in seinem Hause nur kurze Zeit dauern werde, allein diese Hoffnung habe sich nicht erfüllt.

Der großherzoglich badische Bordellier Siewi erzählte sachlich von seinen Ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nahmen, die vierhundert Mark im Monat betrugen, und hierzu bemerkte wiederum der Herr Regierungsrat, man habe dem Mann den Verlust seines Geldes minder schmerzlich machen wollen und ihm darum das Haus zu dem speziellen Gebrauche weiter überlassen.

Herr Siewi muß sich überhaupt bei der badischen Behörde einer überaus zarten Rücksicht erfreuen, denn als die Heidelberger Polizei die Schließung des Geschäftes im Dezember 1907 verfügte, gab sie dem fiskalischen Bordellier noch drei Monate Geschäftsverlängerung bis ersten März 1908 und als Siewi auch da noch den Verlust schmerzlich empfand, erlaubte man zum aller-allerletztenmale eine viertägige Extraunzucht, wahrscheinlich mit besonderer Rücksicht auf den staatlichen Charakter des Etablissements. Erst am vierten März 1908 verloren die p. p. Mädchen und mit ihnen Herr Siewi ihre Beamtenstellung.

An der ganzen Geschichte ist mir nur eines unklar geblieben: wieso die badische Regierung die Pointe ihres eigenen wundervollen Humores hinterher nicht mehr verstanden und warum sie sich über den Simplicissimus geärgert hat, der ein älteres Freudenmädchen mit einem badischen Orden begaben ließ.

Das ist doch der folgerichtige, notwendige Ausklang dieser reizenden Novelle!

In allem Ernste: die sämtlichen bei Herrn Siewi beschäftigten Damen hatten Beamtencharakter und waren für den großherzoglich badischen Staat tätig.

Wenn sie verdienten, bekam Herr Bordellier Siewi per Monat vierhundert Mark, wenn Herr Siewi vierhundert Mark bekam, erhielt der badische Staat eine Preisermäßigung. Aus jenem Freudenhaus führt eine direkte finanzielle Beziehungslinie zum Eisenbahnministerium, und jeder Besucher durfte sich mit Stolz sagen, daß er im großherzoglich badischen Vergnügungsdienst tätig war.

Warum also hätte so eine brave Phryne keinen Orden kriegen sollen? Weil sie dem Staate nicht mit dem Kopfe diente?

Du lieber Gott! Wer von den dekorierten Beamten hat das eigentlich getan?

Ludwig Thoma

## Der eingepökelte Prinz

Goethe hat gemeint, Begeisterung sei keine Heringsware, die sich zum Einpökeln eigne auf viele Jahre.

Sollte etwa die russische Diplomatie das Mittel dafür gefunden haben?

Sollte sich nicht das Balkanproblem im gegenwärtigen Stadium für die Russen um die Frage gedreht haben, wie die schöne Kriegslust und Furie der Serben frisch zu erhalten sei, bis Rußland wieder mit an den Tanz kann?

Sollte etwa die Lösung so aussehen?

Erster Akt: Die Kriegsfurie und Begeisterung wird bis auf das höchste Maß von Siedehitze hinaufgetrieben.

Zweiter Akt: In dieser höchsten erreichbaren Temperatur wird die allgemeine Begeisterung in eine dazu geeignete Person hineinsubstanziiert, jenen feurigen Serbenprinzen, von dessen blassem Gesicht und dunkeln Augen die italienischen Blätter schwärmen.

Dritter Akt: Diese Person wird geopfert, die Russen nehmen sie in Verwahrung; sie verzichtet, geht aus dem Lande. Österreich muß befriedigt sein, und der Begeisterungsprinz wird aufgehoben zuhanden der russischen Regierung. Die wird den Moment wissen und wählen, in dem die Rakete losgelassen und der Held und Befreier ins Land zurückkehren wird.

Die ganze Welt aber ist überzeugt, daß Rußland Rache braucht und keine Friedensstörung begeht, wenn es sie sich verschafft.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und Goethe, der Altmeister, hat am Ende Unrecht: Begeisterung läßt sich doch einpökeln auf viele Jahre, wenn mans nur geschickt anfängt.

Franz

## Zur Psychologie des Krieges

Der dreibundfreundliche „Corriere della Sera“ druckt mit Wohlbehagen Stellen aus englischen Blättern ab, dem „Daily Telegraph“ und dem „Daily Chronicle“, die mit einer Wildheit Rußland zur Rache gegen Österreich hetzen, daß einem die Haut schaudern könnte.

Es ist vielleicht gut, sich einmal grundsätzlich darüber klar zu werden, welcher Unterschied zwischen den Gefühlen besteht, mit denen der Engländer und mit denen der Festländer das Wort „Krieg“ anhört.

England hat seit vielen Jahrhunderten keinen Feind im Lande gesehen. Dies ist der eine grundlegende Hauptunterschied.

Der zweite ist, daß kein Engländer die Waffe zu tragen braucht. England kennt Soldaten nur als Söldner.

Für jeden Festländer bedeutet das Wort Krieg ohne weiteres einen Todesfall oder gar einen Krüppel in der Verwandtschaft, die wahrscheinliche Gefahr persönlich zu erduldender Roheiten, deren Maß niemand kennt. Man denke an russische Horden oder an die afrikanischen Wilden, die das hochzivilisierte Frankreich für seine europäischen Kriege übers Meer holt.

Es bedeutet darüber hinaus, daß Hunderttausende, nicht freiwillige Söldner, sondern friedliebende Bürger, zwangsweise aufs Schlachtfeld geschafft werden, um dort durch das Tamtam der Trommeln um den Verstand und in die Mordfurie hinein gebracht zu werden.

Dagegen bedeutet für den Engländer der Krieg ein Geschäftsunternehmen mehr oder weniger lohnender Art, das von gemieteten Leuten außer Landes besorgt wird. Oder eine Beschäftigung für andere, durch die England zu rein kaufmännischen Unternehmungen Zeit gewinnt, wie jetzt, wo es sich, während das Festland zwischen Krieg und Frieden zitterte, drei hinterindische Provinzen einverleibt hat.

Es wäre gut, wenn die festländischen Völker sich diese psychologischen Grundtatsachen klarmachten und einsähen, daß es seit Jahrzehnten nicht so von Waffen geklirrt hat, wie seitdem England angefangen hat, sich für den Frieden auf dem Kontinent zu interessieren.

Bonus

## Die Zeppelin-Legende

Eigentlich darf ein loyaler Untertan nicht mehr von ihm reden, seit der Kaiser in seinem Telegramm an den Prinzregenten seiner gar nicht gedacht hat. Aber wer weiß? Vielleicht hat Seine Majestät lediglich über der Erfindung den Erfinder vergessen. Das wäre eine Ehrung des Genies, an die weder der schwarze Adlerorden noch die goldene Luitpold-Medaille hinanreicht. Kein Wunder, daß sich da bereits die Volkssage des schwäbischen Grafen bemächtigt. Unsre Geschichtsforscher werden gut daran tun, schon jetzt die Wahrheit aus seinem Leben festzustellen, denn bereits beginnt die Dichtung ihn mit ihren goldenen Fäden zu umspinnen. Und schon in zehn Jahren wird es dem gewöhnlichen Mann aus dem Volke unmöglich sein, die Zeppelin-Legende von der Geschichte zu unterscheiden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist äußerst interessant, an diesem klassischen Beispiel in unsern Tagen die Legendenbildung überhaupt zu studieren. Ich frage einfach: Wo hat Graf Zeppelin nach der Landung bei Niederviehbach in der Sturmnacht vom ersten zum zweiten April 1909 übernachtet? Man sollte denken, die Frage wäre leicht zu beantworten; denn es waren gegen hundert Zeugen da. Aber weit gefehlt. Graf Bopp von Oberstadt weiß zwar ganz genau, daß sein Automobil die Ehre hatte dem kühnen Luftschiffer als Ruhestätte zu dienen. Allein den Zeitungsreportern, in denen sich heutzutage die Legendenbildung verkörpert, war eine so bequeme Schlafgelegenheit nicht romantisch genug. So wurde denn der alte Soldat zunächst in seine Gondel gebettet. Der einundsiebzigjährige wetterfeste Herr hüllt sich einfach in eine Decke und verbringt die eiskalte Sturmnacht unter freiem Himmel — welch packender Vorwurf für einen Maler, der das rembrandtsche Helldunkel liebt! Die weiße Mütze des Schlafenden hebt sich prächtig vom tiefen Schwarz des Nachthimmels ab! Und wie schöne geflügelte Worte — ohne diese tut es die Legende nie — lassen sich dazu dichten! „Ein braver Kapitän verläßt sein Schiff nicht" telegraphiert der Reporter an sein Blatt. Der schlichte Graf, der jede Pose haßt, hat zwar diese Worte nie gesprochen, aber sie passen nun einmal so gut in die Situation Man weiß ja, daß die Wastlmüllerin in der Einöde bei Loiching, die mit der dampfenden Brotsuppe aufs Feld hinauskam, dem Grafen ein Nachtquartier in der Mühle anbot. Eine einsame Mühle hat für Legendenfabrikanten immer etwas Verführerisches. Warum sollten sie also den Grafen nicht auch in der Mühle übernachten lassen? Aber natürlich nicht im Bett, obwohl der Wastlmüller sich gewiß eine Ehre daraus gemacht hätte, dem Grafen sein eigenes Lager abzutreten, sondern auf einem Strohsack am Boden. Und auch hier wieder muß der Graf in bengalischer Beleuchtung erscheinen, wie Napoleon bei Beranger. Er nötigt den Getreuesten seiner Getreuen, den Oberingenieur Dürr, ins Bett hinein und legt sich selbst auf den harten Fußboden.

Was wäre eine Legende ohne die Reliquie, die ihre geschichtliche Wahrheit bestätigt? Bereits hat ein Verehrer Zeppelins die große, gelbgrüne irdene Ehehalten-Schüssel, in der die Wastlmüllerin dem Grafen Zeppelin die Wassersuppe mit Eierschmalz brachte, um teures Geld erworben und als ewiges Andenken dem Stadtmuseum in Dingolfing vermacht.

So schnell arbeitet die Phantasie. Graf Zeppelin weilt noch frisch und gesund unter uns und gehört doch schon, wie Barbarossa, der Sage an.

Tarub

Verantwortlich: für die Redaktion Dr. Robert Heffen, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die konstantinopler Meuterei vom 13. April

## Von Friedrich Schrader

In der Nacht des Ostermontags brach in der türkischen Hauptstadt eine Bewegung aus, von einer Furchtbarkeit und Folgenschwere, die in der Geschichte des osmanischen Reiches nicht ihres Gleichen finden. Der größte Teil der Garnison von Konstantinopel meuterte und nahm, angeblich weil das heilige Recht in dem Staatsleben der modernen Türkei nicht zu genügender Geltung käme, eine drohende Haltung gegen die junge türkische Volksvertretung und besonders gegen die jungtürkische Majorität der Kammer ein. Sie forderte die Entfernung des Kabinetts Hilmi Pascha, das sich auf diese Majorität stützte, und ganz in der Weise der alten Janitscharen die Köpfe einiger besonders hervorragender Parlamentarier, die sich ihr Mißfallen zugezogen hatten. Die Bewegung erfüllte zwei Tage lang die Hauptstadt mit Schrecken, zwei Tage lang konnte man auf den Ausbruch eines gründlicheren und allgemeineren Blutvergießens gefaßt sein. Nachdem aber einige hundert junge hoffnungsfreudige Offiziere ihr Leben unter den Kugeln und Bajonetten der wütenden fanatischen Soldateska verhaucht hatten, trat Stille ein, eine Stille, wie sie einem noch furchtbareren Sturme vorausgeht. Die Meuterei in der Hauptstadt, die schändliche Niedermetzelung der Offiziere und das gegen die Verfassung ausgeübte Attentat hatten die freiheitsliebenden Bewohner Makedoniens mit banger Furcht für die Sicherheit der neuen Verfassung erfüllt. Die Provinzen, obwohl im Rücken von einer albanesischen Bewegung bedroht, erhoben sich wie ein Mann und legten einen flammenden Protest gegen die fromme Meuterei, gegen die neue, durch einen schändlichen Bruch der Verfassung befleckte Regierung ein. Heute ist der Straßenkampf in Stambul zugunsten des jungtürkischen Komitees entschieden. Doch ob der Sieg nachhaltig sein wird? Bevor eine neue purpurne Seite dem Buche der türkischen Geschichte eingeheftet werden soll, durchblättern wir die letzten



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seiten noch einmal, um diese folgenschwere Bewegung in ihrem Ursprung zu verstehen.

Zunächst ist zu bemerken, daß sie äußerst komplex ist und man fehlgehen würde, wenn man glaubte, daß sich die Parole der Meuterer in das Wort „Scheriat Isteris (wir wünschen das Scheriat)" zusammenfassen ließe. Wir haben von den Personen der Meuterer auszugehen, — den angeblichen Soldaten des Padischah. Diese Truppen der kaiserlich-türkischen Garde hatten von dem Soldatenstande nur das äußerliche Zeichen einer ziemlich fadenscheinigen Uniform. Unter dem alten Regime waren sie militärischer Übungen so gänzlich entwöhnt, daß sie ihre ganze Zeit mit Müßigang und Herumspazieren verbringen konnten, wenn sie nicht in möglichst unmilitärischer Haltung ihren Postendienst versahen. Sie blieben ungebührlich lange bei der Fahne, verkamen in den schmutzigen Kasernen, während sie die Kraft ihres Armes in den Dienst der Landwirtschaft hätten stellen können, die überall im türkischen Reiche darniederlag. Ganz besonders verdorben durch dieses müßige Leben war die in der Hauptstadt liegende Marineinfanterie, ja, sie war wegen ihrer Roheit und ihrer räuberischen Ausschreitungen zu einem Schrecken der Bevölkerung geworden. Diesen sogenannten „Tershaneli" ging man möglichst aus dem Wege. Ihre Rekrutierungsbezirke waren und sind das rauhe Lasistan und die Küsten der Wilajets des südwestlichen Kleinasiens. Sie inokulierten in die ursprüngliche Wildheit alle Laster und schlechten Neigungen, wie sie auf dem Sumpfboden des hauptstädtischen Soldatenlebens emporsprießen konnten. Man sieht, daß die absolutistische Regierung sich in unglaublicher Weise an diesen Söhnen anatolischer Bauern vergangen hat. Das geschah aber nicht nur negativ, sondern positiv durch eine ungerechte Bevorzugung des Gardekorps vor der Provinzialarmee. Das Palais sorgte dafür, daß man die Soldaten dieses Korps nicht so lange auf die Löhnung warten ließ wie die andern Truppenteile, es sorgte dafür, daß ihre Nahrung reichlich war, daß sie ganzes Schuhwerk hatten, es lud sie zu dem Ramasanabendessen, dem Iftar, ein; und wenn sie einmal lärmten und ihre Offiziere bedrohten, weil diese vergaßen, sie nach Ablauf ihrer Dienstzeit zu entlassen, dann wurden solche kleinen Meutereien mit dem Mantel der kaiserlichen Gnade zugedeckt. Diese Meutereien, die man unter dem alten Regime als ganz harmlose Vorfälle behandelte und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die durch väterliches Zureden der alten aus dem Regiment hervorgegangenen Offiziere beschwichtigt wurden, waren zu einer Gewohnheit geworden, zu einer Art Tradition. Das patriarchalische Regime des Jildis ist Schuld daran, daß die Soldaten des kaiserlichen Gardekorps sich ihrem kaiserlichen Herrn gegenüber oft wie ungezogene, verwöhnte Kinder gebärdeten.

Der türkische Gardist der alten Zeit hatte aber zu wenig von einem Soldaten, besaß zu wenig militärischen Geist, als daß man ihn einen Prätorianer nennen konnte. Er war und blieb der Bauernsohn, der nie seine Glieder zu bewegen lernte, der stets Heimweh nach seiner Scholle hatte, von der man ihn widerrechtlich lange zurückhielt. Während die Soldaten und Offiziere des dritten Korps in beständigem Alarmzustand, in ewigen Kämpfen mit den Banden ihren Geist und Körper geschmeidig machten, zu Männern wurden, versumpfte das aus unbeholfenen Bauerntölpeln bestehende Gardekorps. Viel Muße zu Gebetsübungen blieb ihm, während die Makedonier auf Märschen und Kriegszügen nicht immer Zeit für den Namas hatten. Die Hodschas, die Theologiestudenten, Bauernsöhne wie die Saldaten, gingen aus und ein in den Kasernen Konstantinopels und unterhielten den Glaubenseifer dieser seltsamen Vaterlandsverteidiger. Unter ihren Offizieren gab es wenige, die aus der Kriegsschule hervorgegangen waren. Die erleuchteten Köpfe unter den Offizieren schickte man nach Erserum und Ersindschan und andern schönen Orten, sodaß das Gardekorps von alten, bequemen Offizieren befehligt war, die, aus den Regimentern hervorgegangen, in ihrer geistigen Bildung sich von ihren Soldaten nicht viel unterschieden. Diese „Alaili"-Offiziere sollten später ihre Rolle spielen, — damals trugen sie nach Kräften dazu bei, daß ihre Soldaten nicht zuviel vom Kriegshandwerk lernten, aber angeblich streng nach den Gesetzen des Islams lebten. In religiöser Hinsicht wurde natürlich in der Zeit der Allmacht des Jildis ungemein viel geheuchelt. Moscheenbesuch vertrug sich ganz gut mit der widernatürlichen Ausschweifung, die in den Kasernen im Schwange war, auch mit dem Spionage- und Überwachungssystem, das damals die ganze türkische Gesellschaft in einen einzigen Sumpf zu verwandeln drohte. Von der Autokratie verzogen wurden auch die Hodschas, das heißt die niedere Geistlichkeit.

Diese rekrutiert sich zum weitaus größten Teile aus der Landbevölkerung, den unwissendsten und geistig rückständigsten Elementen, die die Türkei besitzt.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihre Bildung erhalten die Geistlichen in den Koranschulen auf dem Lande, in denen nur während des Winters unterrichtet wird, und sodann in den Medressen, den mittelalterlich organisierten theologischen Lehrinstituten, die gewöhnlich den großen Moscheen beigegeben sind. Hier führt der „Softa" ein Leben voller Entbehrungen und Drangsal. Gewinnt er nicht die Gunst eines einflußreichen Mannes, so ist ihm selbst der Zugang zu der Medresse verschlossen, und er muß in irgendeinem „Han" oder in einem Kaffeehause die gröbsten Arbeiten verrichten, um sich sein Nachtlager zu verdienen. Sein Brot erhält er aus den frommen Stiftungen (Imarets) der großen Moscheen, das sogenannte „Fodula", das auch an die Armen verteilt wird. Alle diese Leiden hat er zu erdulden, um schließlich eine kümmerliche Stellung zu erhalten, nachdem er Jahre lang im Winter der Dorfjugend Anatoliens seine eigenen dürftigen Kenntnisse hat zugute kommen lassen.

Der Absolutismus, nicht imstande und auch nicht gesonnen, irgendwelchen sozialen Schäden abzuhelfen, suchte die Softas, deren Einfluß auf die Landbevölkerung er heimlich zu stärken trachtete, mit einer Vergünstigung abzuspeisen, die den Jildis nicht viel kostete, aber der Armee wertvolle Kräfte entzog: der Sultan bewilligte ihnen durch ein sich jährlich wiederholendes Irade Freiheit vom Militärdienste. Aus dieser Gunst wurde nach und nach ein Gewohnheitsrecht. Dem Jildis war es ziemlich gleich, wenn die Interessen der Armee unter diesem Privileg litten, ihm kam es darauf an, eine Klasse, die die geistige Führerin der Landbevölkerung war und in deren Händen es lag, den Fanatismus der Massen zu entflammen, für sich und seine Pläne zu gewinnen. Das gelang ihm in hohem Grade — die Hodschas wurden die ergebenen Diener des Jildis. Sie waren es, die die unwissenden Anatolier zu den Armeniermetzeleien aufstachelten; sie waren es, die im Gegensatze zu der gebildeten höheren Geistlichkeit, die unter den Verhältnissen ebenso litt wie alle intellektuellen Klassen des türkischen Volkes, den Glauben an die Allmacht und die Unantastbarkeit des Kalifen, an die auserwählte Stellung der Gläubigen und die Verworfenheit aller Giaurs der türkischen Landbevölkerung, den Erwachsenen in der Moschee und den Kindern in der Schule, predigten. Und wenn „Mehmedschik" oder „Ahmedschik" nach Konstantinopel als Soldat mußte, so saßen ihm diese Lehren so fest im Blute, als hätte er sie mit der Muttermilch eingesogen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von der jungtürkischen Agitation, die besonders durch die zahlreichen Verbannten betrieben wurde, die über das östliche Kleinasien zerstreut waren, drang nichts in diese Volksschichten hinab. Die Jungtürken behandelten von vorn herein die Hodschas, deren Gefährlichkeit sie unterschätzten, mit höchster Verachtung. Die Leute zu bekehren oder aufzuklären, war ja doch unmöglich, da die Hodschas vor den freidenkerischen Jungtürken, die sich als moderne Menschen wenig um die religiösen Vorschriften kümmerten und von höchstem Abscheu vor der religiösen Heuchelei des verhaßten Jildis erfüllt waren, zurückwichen, als seien Jungtürken schlimmer noch als die unreinen Giaurs.

Das Jahr 1908 kam herbei, und dem Lande wurde plötzlich die Freiheit gegeben. „Ja die Freiheit, — was ist das für ein Ding?" fragten sich die anatolischen Bauern „Die Freiheit," so beantworteten sie selbst unter dem Einflusse der Hodschas die sich ihnen aufdrängende Frage „ist die größere Freiheit der früher gebundenen Religion, die auf die Durchführung ihrer heiligsten Vorschriften bis jetzt hat verzichten müssen." Das bescheidene Maß von Zugeständnissen, das die alte Türkei dem modernen Staatsgedanken und der modernen Gesellschaft gemacht hatte, erschien dem Landvolke und ihren Führern als viel zu weitgehend. Ihre Leiden, die Drangsalierungen, denen sie unter dem Absolutismus ausgesetzt waren, sahen sie jetzt von diesem Gesichtspunkte aus an und hofften, daß die Freiheit ihnen die gewünschte Erleichterung durch die Einführung des Scheriatrechtes bringen werde.

Die Jungtürken im Besitze der Herrschaft wurden deshalb nicht wenig überrascht, als im Schoße der Hauptstadt eine Bewegung für das Scheriatrecht einsetzte. Ein fanatischer Hodscha, der wegen seiner Einäugigkeit Kjör Ali, der blinde Ali, genannt wurde, hatte in dem ausschließlich mohammedanischen fanatischsten Viertel Stambuls, wo die Moschee Sultan Mehmeds des Eroberers sich erhebt, durch die Predigt von dem Scheriat eine große Anzahl Anhänger geworben. Er verlangte die Ausführung der angeblichen Vorschriften jenes Rechtes, das sich auf den Koran, die Sunnet (Überlieferung) und besonders die Hadisse, wie die Aussprüche des Propheten heißen, sowie auf die Urteile der ältesten Kalifen und Rechtslehrer gründet. Sie verlangten den wahren echten Islam, der keine Kompromisse mit modernen Ideen eingeht, einen Islam also, wie ihn selbst die ältere türkische Geschichte nicht gekannt hatte, wo die Janitscharen, gestützt durch den frei-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geistigen Bektaschiorden, aus dem Islam nur das herausnahmen, was ihrem Geschmack zusagte. Kjör Ali verlangte die strenge Verschleierung der Frauen, wenn sie auf der Straße erschienen, — für besser hielt er es, wenn sie sich überhaupt nicht auf der Gasse und in den Basaren zeigten. Er empfahl seinen Anhängern selbst die Anwendung von Gewalt gegen solche Frauen, die in ihrem Anzug und Auftreten zu leichtfertig seien und sich auf der Straße zu sehr nach europäischer Art benähmen. Die Schüler Kjör Alis, unter denen sich die Marinemannschaften, die sogenannten Terschanelis, durch besonderen Glaubensmut auszeichneten, ließen sich das nicht zweimal sagen. Unerbittlich machten sie Jagd auf türkische Frauen, deren Anzug zu kokett war, oder die nicht dicht genug verschleiert gingen, selbst auf solche, die sich in Gesellschaft ihrer Männer befanden. Der verkommenste Teil des türkischen Militärs, diese Lasen, die ihre alten räuberischen Instinkte aus ihrer Heimat mitgebracht hatten, wurden mit einem Male zu Streitern für den echten Islam, die wahre Lehre des Propheten. Die Jungtürken waren über diese Symptome bestürzt, die jetzt überall auftraten. Es folgte ein Zwischenfall in der Mehmed-Moschee, wo ein solcher Fanatiker, der früher Beziehungen zum Jildis gehabt hatte, dem liberalen Kanzelredner entgegentrat und, zur Ruhe verwiesen, mit Messerstichen antwortete.

Kjör Ali, der sich stark genug fühlte, sammelte eines schönen Tages seine Anhänger und zog mit ihnen zum Jildis, wo er dem Monarchen seine religiösen Forderungen vortragen konnte. Der Jildis hatte seine erste Genugtuung nach der langen Zeit der Demütigungen. Die Jungtürken ließen Kjör Ali diesen Staatsstreich nicht so hingehehen. Sie stellten ihn vor ein Gericht, wo er und einer seiner Anhänger zum Tode verurteilt wurden. Das Urteil hat man leider nicht zu vollziehen gewagt. Der religiose Mord, den eine Bande von Kurden in Beschiktasch an einer Mohammedanerin und ihrem christlichen Liebhaber verübte, war ein viel ernsteres Alarmzeichen. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß sich das Militär nicht allzusehr beeilen würde, wenn es sich darum handelte, dem religiösen Fanatismus die Stirn zu bieten.

Auch hier wieder Verurteilungen — aber keine einzige Hinrichtung. Der Pöbel hatte gesiegt.

Die Macht der Jungtürken wurde inzwischen in jeder Weise angefochten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es rächte sich scheinbar, daß sie die Julirevolution in absolut unblutiger, schonender Weise hatten durchführen wollen. Die große Cäsur, die zwischen dem alten Regime und dem neuen erwartet wurde, war nicht gemacht worden, sodaß nun eine reaktionäre Gesellschaft, mit Bleischwere zurückfallend, den Fortschritt hemmen durfte.

Sobald die unruhige Bevölkerung der Hauptstadt bemerkt hatte, daß die jungtürkischen Führer schwankten und sich scheuten, den Dunkelmännern entgegenzutreten, fing sie an, den Respekt vor ihnen zu verlieren. Denn im Orient ist es nur die Furcht, die den Respekt erzeugt. Man verdächtigte ihren legitim ausgeübten Einfluß auf die Regierung, weil er geheim gehalten wurde. Mit Argumenten gegen die Politik und das Programm der Jungtürken gaben sie sich nicht ab. Die „Liberalen", wie sie sich nannten — oder eigentlich Freiheitsfreunde, „Ahrar" —, übernahmen die Führung bei diesem Feldzug, der gegen die einzige Kraft gerichtet war, von der alles Wohl und Wehe der neuen Türkei abhing. Diese „Liberalen" machten mit den Dunkelmännern gemeinsame Sache. Ihr Ziel war das gleiche: der Umsturz der Kontrollgewalt des Komitees über die Vorgänge in der Staatsverwaltung. Der Zwist erfuhr eine Vertiefung, als das Zerwürfnis zwischen Kiamil Pascha und dem Komitee eingetreten war. Die Liberalen machten sich zu Werkzeugen des persönlichen Grolles Kiamils, der mit greisenhaftem Trotz und unvernünftiger Launenhaftigkeit sich der Aufsicht des Komitees zu entziehen suchte. Und doch war dies die einzige Garantie der Verfassung; weder Hof noch Ministerium konnten der Nation die Freiheit gewährleisten: Jener stand stark im Verdacht, daß er seine alten Neigungen doch nicht so ganz habe bezwingen können, sondern im Geheimen die Volksbewegung und alle gegen das Komitee gerichteten Strömungen unterstütze. Das Ministerium Kiamil aber war, wenn nicht in seinem Programm, so doch in seiner Methode durchaus absolutistisch, sodaß sein Sturz durch die jungtürkische Kammermajorität nötig wurde. Kaum hatte diese von ihrem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch gemacht und den stummen Denker Kiamil, das große liberale Orakel, zum Rücktritt gezwungen, bei welcher Aktion das jungtürkische Offizierkorps der Marine und des Heeres in Aktion trat, — als der Kampf gegen das Komitee mit erneuerter Heftigkeit auf der ganzen Linie ausbrach. Das Ministerium Hilmi Pascha wurde in unglaublich giftiger Weise angegriffen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Während die Kreaturen des Jildis im Dunkeln, als Hodschas verkleidet, das Volk aufwiegelten, während der Ruf nach Einführung des Scheriatrechtes schon laut erhoben wurde, die Not in den Provinzen von Tag zu Tag stieg, suchten die Demagogen, deren Organ die Zeitung „Serbesti" war, das Komitee zu Falle zu bringen. Liberale und Dunkelmänner reichten sich die Hand bei diesem Unternehmen. Die bei dem Gastmahl der Komiteepartei gehaltenen Reden Hilmi Paschas und des Kammerpräsidenten, der die heterogene Masse der Opportunisten mit treffenden Worten gekennzeichnet hatte, goßen Öl in das Feuer. Das merkwürdigste bei der Sache war, daß die Gegner des Komitees sich noch immer nicht zu einer sachlichen Polemik aufraffen konnten. Man trat in der liberalen Presse nach wie vor die Tugenden des unglücklichen Kiamil breit und stellte die Gegner dieses versauerten alten Herrn als den Abschaum der Menschheit hin. Kiamil ist an sich ein billig denkender Staatsmann. Seine Launen und sein Trotz, der keine Belehrung annimmt, sind Folgen des Alters. Sein größerer Fehler war, daß er einen Sohn erzeugt hatte, der seine besten Intentionen zu nichte machte. Der dreißigjährige Konteradmiral Said Pascha hatte sich schon in Smyrna, wo sein Vater Kiamil als Wali regierte, durch den Mißbrauch des väterlichen Einflusses einen Namen gemacht und jetzt so gut intrigiert, daß der alte Herr zu Falle gekommen war. Die berühmten Telegramme über den Staatsstreich Jussuf Izzedins, an dem das Komitee beteiligt sein sollte, entstammten seiner Feder. Jetzt suchte Said Pascha das Komitee zu Falle zu bringen . . . Helfershelfer hatte er dafür genug.

Die Softas und Hodschas wollten dem angeblich atheistischen jungtürkischen Komitee einen religiösen, auf den Glauben des Islams begründeten Klub entgegensetzen. Die Gesellschaft der „Ittchad-i-Mahomedije" trat in das Dasein. „Es ist kein Heil außer in der Religion," hieß es in ihrem Programm. „Der osmanische Staat muß auf dem Islam und dem heiligen Recht begründet sein. Das jungtürkische Komitee besteht aus lauter Feinden der Freiheit, Freimaurern und Atheisten." Mitte März erfolgte die Gründung einer Mahommedgesellschaft in Konstantinopel.

Der Platz vor der Sophienmoschee und dem Parlamentsgebäude war weiß von Sariks (Turbanen). Man betete und hielt Reden, faßte Beschlüsse und sprach von Verrätern des Glaubens und Vaterlandes. Eine Woche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

später begab es sich, daß ein Redakteur des liberalen Hetzblattes „Serbesti" nächtlicher Weile auf der von Galata nach Pera führenden Brücke ermordet wurde. Sein Begleiter wurde angeschossen. Die liberale Presse klagte laut und deutlich das Komitee an. Niemand anders als ein jungtürkischer Offizier sollte den Redakteur Hassan Fehmi Bej ermordet haben. Der Begleiter des Ermordeten, Schakri Bej, wollte sogar die Uniform deutlich erkannt haben. Der Mann verwickelte sich in Widersprüche. Man fand aus der Richtung der Schußwunde, daß er sich selbst angeschossen habe. Der Verdacht, der Mörder zu sein, heftete sich an ihn. Außerdem hatte das Komitee kaum Veranlassung, gegen den harmlosen Hassan Fehmi vorzugehen. Wenn das Komitee die Bahn der politischen Morde beschreiten wollte, so hätte es eher mit dem Redakteur des „Walkan", dem Scheich Watdeti, den Anfang machen müssen. Der „Walkan", unter dessen Auspizien die Mohammedgesellschaft ins Dasein getreten war, führte eine äußerst aufreizende Sprache. Man las ihn in den Kasernen, in den Kaffeehäusern, überall, wo sich das Militär und die Leute aus dem Volk zusammenfanden.

Das Begräbnis des unglücklichen Hassan Fehmi gestaltete sich zu einer großartigen Demonstration. Man nannte den herzlich unbedeutenden Mann einen Märtyrer der Freiheit. Der Sultan erlaubte, daß der getötete Journalist in dem Mausoleum Sultan Mahmuds, des Janitscharenvernichters, beigesetzt wurde. Die Volksleidenschaft erreichte den Grad der Weißglut. Das Komitee hüllte sich immer noch in vornehmes Schweigen. Nur trat es den Gerüchten von einer Auflösung entgegen. Der Antrag des Vizepräsidenten der Kammer Talat Bej zeigte, daß es zwar den wichtigen Beschluß gefaßt hatte, um den Vorwürfen der Feinde aus dem Wege zu gehen, in die Öffentlichkeit zu treten, aber allen Auflösungsplänen fern stand.

Das Begräbnis Hassan Fehmi Bejs fand am Donnerstag statt. Am Sonntag konnte man beobachten, daß die Mannschaften der saloniker Bataillone, die den Sicherheitsdienst in der Hauptstadt verrichteten, sich merkwürdig gleichgültig gegenüber den gefährlichen Schießversuchen der griechischen Jugend benahmen, die aus Anlaß des Osterfestes die Stadt mit einem Bleihagel überschütteten. In der Nacht des Ostermontags (12. April) hörten wir plötzlich gegen Mitternacht die Trompeten marschierender Infanterie, die durch Galata nach Stambul rückte. Was ging vor? Der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Morgen sollte uns darüber Aufklärung bringen. Am Dienstag schauten die Bewohner Peras nach Stambul hinüber, wo der Pulverrauch durch die Morgenluft schwebte. Ein Kampf zwischen Soldaten sollte stattgefunden haben. Man nannte das anatolische Jägerbatallion (Nummer 4), das gemeutert habe und mit Truppen des Kriegsministeriums zusammengestoßen sei.

An kleine Meutereien in der türkischen Armee war man freilich gewöhnt. Sie brachen ja immer aus, wenn die Mannschaften, zu lange unter der Fahne gehalten, ihre Entlassung verlangten. In der ersten Zeit der Konstitution, im September, hatte noch eine solche Meuterei in der „Taschkischla", der großen Kaserne über Dolmabagtsche, stattgefunden und war mit Strenge unterdrückt worden. Worum handelte es sich heute? Die Berichte, die aus dem in Verteidigungszustand gesetzten Stambul herüberdrangen, ließen erkennen, daß ein Angriff auf das Parlament vorlag. Damit war der reaktionäre Charakter der Bewegung deutlich gekennzeichnet. Die meuternden Batallione hatten ihre Offiziere in der Kaserne gebunden zurückgelassen oder sie auf dem Marsche verjagt. An der Spitze der Abteilungen, die sich den Meuterern anschlossen, marschierten Unteroffiziere oder Feldwebel. Wie ein Strom schwoll die Bewegung an. Der alte Platz der Aja Sophia, das Forum Justinians, war in einen Waffenplatz verwandelt. In den Bäumen saßen die Posten, die das Herannahen des Feindes anzeigen sollten, denn im Kriegsministerium auf der Höhe des Bajasidplatzes hielt der Kommandant des Gardekorps Mahmud Muchtar Pascha noch die Truppenführung in seiner energischen Hand. Bei ihm befanden sich einige tausend Rekruten und einige Schwadronen, deren Treue aber sehr verdächtig war.

Mit wilden energischen Gesichtern, mit aufgeknöpften Waffenröcken, das Mausergewehr am Riemen über die Achsel hängend, stießen die zügellosen Soldaten Verwünschungen gegen ihre jungtürkischen Offiziere, das Komitee und die ganze gottlose Bande aus, die den heiligen Glauben Muhammeds hatte beseitigen wollen. Die Hodschas, die ihnen den religiösen Wahnsinn eingeimpft hatten, kamen und gingen. Sie ermunterten die Meuterer zum Ausharren. Diese waren von einem wilden Rachedurst gegen die Jungtürken erfüllt. Das Komitee war es gewesen, das den unvernünftigen Privilegien des früheren absolutistischen Gardekorps ein Ende gemacht hatte, indem es Truppenteile des dritten Korps nach Konstantinopel berief. Das Komitee

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war es gewesen, das die vom Geist der Meuterei erfaßten Batallione der zweiten Division nach dem Hedschas gesandt hatte. Die Offiziere des Komitees waren es gewesen, die die an behäbige Ruhe Gewöhnten jetzt jeden Morgen auf dem Exerzierplatz, über das Gelände von Kiathane gejagt hatten, die ihrer Ungelenkigkeit, ihrer Unwissenheit, ihres Glaubens, den die Hodschas ihnen eingeflößt hatten, spotteten. Für die waren diese Offiziere, mit den Kneifern auf der Nase, mit dem aufgezwirbelten Schnurbart, die nicht beteten und in ihren Wohnungen lüsterne Bilder an den Wänden hängen hatten, schlimmer als Giaurs: Renegaten, denen man keinen Gehorsam schuldig war. Dabei waren viele von diesen wilden Kerlen lasterhafter als zehn Satyre zusammen — nur war ihre Lasterhaftigkeit die traditionelle, alttürkische, die vom Weibe abstrahiert. — Gegen Mittag fand an der alten Konstantinsäule ein Zusammenstoß zwischen den Meuterern, die um diese Zeit gut die Stärke von zehntausend Mann erreicht hatten, und den Truppen des Kriegsministeriums statt. Mit klingendem Spiel stieß die berühmte und berüchtigte Marineinfanterie zu ihnen, die von einem Unteroffizier befehligt war. Inzwischen kam die Kunde von der Ermordung eines Abgeordneten, des Justizministers und von der Vertreibung der hervorragendsten jungtürkischen Parlamentarier, denen es glücklicherweise gelungen war, sich zu flüchten. Hussein Dschahid, der temperamentvolle Redakteur des „Tanin", war in der russischen Botschaft in Sicherheit. Über des Kammerpräsidenten Ahmed Riza Schicksal war man vorerst in Unwissenheit. Trauer und Furcht bemächtigten sich aller Gemüter, die an der jungen türkischen Freiheit ihre Freude gehabt hatten. Die Nacht kam heran. Der neue Kriegsminister Edhem Pascha verhandelte mit den Truppen und suchte sie durch Schmeicheleien zu ködern. Alle Staatsgewalten legten sich in den Staub vor den Meuterern. Der Sultan voran. Er hatte ihre Forderungen bewilligt, ihre Offiziere ihnen geradezu ausgeliefert. Sein Stern war im Steigen — der Stern der Freiheit sank. Gegen Abend kam es zu einem furchtbaren Zusammenstoß am Kriegsministerium. Ganze Glieder wurden hier durch das Feuer der Maschinengewehre niedergemäht. Mahmud Muchdan Pascha, der allein die türkische Ehre fleckenlos gehalten hat, sah danach das Nutzlose des Widerstandes ein. Seine Soldaten fraternisierten mit den Meuterern. Er selbst floh.

Die Meuterer hatten sich das Scheriatrecht, einen neuen Großwesir und einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuen Kriegsminister erkämpft. Gegen zwölftausend Mann zogen in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch durch die christlichen Viertel von Pera und Galata in ihre Kasernen zurück ... voran die albanesischen Jäger. Und jetzt begann ein Pandämonium, ein Schauspiel von wahrhaft schauerlicher Größe. Von ihren Terrassen sahen die erschrockenen Bewohner Peras und Galatas, wie eine förmliche Schlacht über die Hügel des alten Byzanz rollte. Die ganze Armee gab Freudenschüsse ab ... stundenlang knatterten die Gewehre durch die Straße. Die zügellose Meutererbande ließ einen förmlichen Bleihagel auf die Häuser niederfallen. Da die Kerle Geld in den Taschen hatten — rätselhaften Ursprungs — beeilten sie sich nicht bei ihrem Durchzuge durch die Bordellgassen von Galata, — das heilige Gesetz war ja erkämpft. Der nächste Tag, der Mittwoch (14. April), verging für uns in Aufregung. Noch immer die Flintenschüsse in den Straßen .. die Marinesoldaten schossen ihre Martinigewehre aufs Geratewohl ab. Später haben sie diese, die aus dem Arsenal entwendet waren, auf den Straßen verkauft. Alle Zucht und Ordnung war hin, die Regierung äußerst schwach. Es sah aus, als würde der neue Großwesir Tewfik Pascha der Situation nicht Herr werden können, das Ende der Türkei schien bevorzustehen. Die Nachrichten von der Christenverfolgung in Kilikien vermehrten noch die hochgradige Aufregung der Bevölkerung ... Da kam der erste Strahl des Trostes: die Nachricht von der Entrüstung der makedonischen Wilajets über den der türkischen Verfassung zugefügten Schlag und die infame Priesterherrschaft, die die Freiheit zu Grabe tragen sollte.

Die Makedonier kamen, um die feige niedergemetzelten Offiziere zu rächen und diesen hoffentlich letzten Versuch des Absolutismus, sich auf den Schultern der Priester und des von ihnen geleiteten Volkes wieder zur Herrschaft emporzuschwingen, zu bestrafen, wie er es verdiente.

Konstantinopel, 24. April 1909

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Erneuerung der Türkei und die Ungeschicklichkeiten Europas

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Türkei, über deren verlotterte Zustände der Mitteleuropäer seit hundert Jahren sein abgeschlossenes Urteil hat, ist am 26. Juli 1908 mit einem Schlag in eine große Bewegung eingetreten, deren Ziel die konstitutionelle Überwindung der Despotie ist. Was zwischen dem Osterdienstag und dem übernächsten Samstag liegt, sind die Zuckungen der sich aufbäumenden Despotie. Hatte die Reformbewegung vom Juli 1908 „Würde", um mit Fürst Bülow zu sprechen, so hatte die vom April 1909, als sie die reaktionäre Revolte niederwarf, Kraft und Intelligenz in einem Maße, das die ehrlichste Bewunderung hervorruft. Fragt man sich, auf welcher Seite die Sympathien von ganz Europa seit der friedlichen Julirevolution stehen müssen, ob auf der Seite der alten oder der neuen Ära, so kann, sollte man meinen, hierüber nicht der leiseste Zweifel möglich sein.

Die Fülle eines von der Natur herrlich ausgestatteten Landes verkam und vergeilte unter den despotischen Methoden, die Volk und Kultur zu korrumpieren höchst geeignet waren. Die organische Herstellung von Ordnung, Sicherheit, Wohlstand und Unterricht muß die Beziehungen aller europäischen Länder nach der Levante notwendig befruchten und den asiatischen Fanatismus eindämmen. Daraus ergibt sich: Europa durfte sich nicht auf bloße Komplimente vor den neuen Machthabern von Konstantinopel beschränken, sondern mußte seinerseits eine auswärtige Politik unterlassen, die dem erst neu im Sattel sitzenden jungtürkischen Regiment das Reiten erschweren konnte.

Statt dessen hat England sich in höchst verdächtige Beziehungen zu verschiedenen Gegnern der Jungtürken eingelassen, die Rückfälle in unkon-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stitutionelle Weisen begünstigt und dadurch die Unsicherheit um Ostern 1909 unverkennbar gesteigert.

Und Österreich kann auch nichts dafür, daß in Konstantinopel nicht ein nationaler Brand und Bürgerkrieg wie in Persien ausgebrochen sind, die Österreich-Ungarn aufs schwerste geschädigt haben würden. Gerade angesichts dieser naheliegenden Gefahr erscheint die wiener Politik, die den Namen Aehrenthal trägt, so leichtfertig, daß es sich lohnt, diese Verschuldung einmal zu buchen.

Nichts lieferte den Alttürken, die aus ihren Sinekuren hinausgedrängt waren, und denen der Geist des Pfaffentums wie der Despotie fortgesetzt Unzufriedenheit einpumpte, gefährlichere Waffen, als die gewaltsame Zerreißung des Berliner Vertrags durch Österreich-Ungarn. Die Einleitung des jungtürkischen Regiments mit der völkerrechtlichen Preisgabe zweier türkischer Provinzen, — das bildete einen furchtbar wirksamen alttürkischen Anklagepunkt und verursachte die Entfachung der nationalen Instinkte während der monatelangen Verhandlungen, von denen die türkische Bevölkerung nicht wußte, ob sie nicht doch mit einem Krieg enden würden. Dazu kam die Aufwühlung der fanatischen Instinkte der ungebildeten Masse durch das dem jungtürkischen Regiment aufgenötigte Kampfmittel des anti-österreichischen Boykotts. Bulgarien, durch das Vorbild des Donaukaiserreichs verführt, gesteift und gedeckt, erzeugte eine Fortsetzung der nationalen Wallungen.

Zuguterletzt hat Österreich auch die scharfe Nervosität auf dem Gewissen, die sich der vom Meer abgeschnittenen Serben bemächtigte, sich als erneute Kriegsgefahr dem Balkan und der Türkei mitteilte. Und hinter Österreich stand Deutschland; es mußte hinter Österreich stehen, so wie die Karten in Wien und in Europa lagen.

Wahrlich, Österreich hat dem jungtürkischen Regiment das Leben und das Einwurzeln schmählich sauer gemacht und den heimlichen Dank der Alttürken für diese Bundesgenossenschaft reichlich verdient.

Ich weiß nicht, ob man bei dem Ausbruch der Revolte am Osterdienstag im Auswärtigen Amt zu Wien ein völlig reines Gewissen hatte und ob sich Diplomaten überhaupt hinterher Rechenschaft über die inneren Zusammenhänge geben. Und doch: das Fremdenblatt, das offiziöse wiener Organ, kommt (qui s'excuse, s'accuse) zu dem wunderbaren Schluß, daß die gegen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wärtige „alttürkische Kursänderung die österreichische Annexionspolitik nachträglich rechtfertige".

Die Beweisführung ist so originell, daß sie verdient, wörtlich genossen zu werden:

„Ebenso wie beim Auftreten des neuen jungtürkischen Regimes verbleibt die österreichisch-ungarische Politik auch dem neuerlichen Umschwunge gegenüber in der Rolle der ruhig abwartenden Zuschauerin. Unser besonderes Interesse an einem Umschwung der Verhältnisse, das wir während der Juliereignisse betonten, fand kräftigen Ausdruck in der Annexionspolitik, die durch die gegenwärtige Kursänderung in Konstantinopel nachträglich gerechtfertigt wird. Die Frage, wie die Türkei zu einer dauernden Ruhe und Ordnung verbürgenden Autorität kommt, die wir ihr wünschen, ist für uns belanglos. Erwünscht ist eine baldige Klärung der Lage, damit die europäische Politik von einer weniger gefährlichen als unangenehmen Spannung befreit wird."

Hier fehlt jede Erkenntnis für Ursache und Wirkung, und geradezu verletzend ist die Folgerung: die Verlegenheiten, in die wir die Jungtürken bringen halfen, sind ein Beweis für die Richtigkeit unseres Zugreifens im letzten Herbst. Hier wird der eigene Fehler dem Gegner als Schuld angerechnet und diese zur eigenen Rechtfertigung benützt. Die Ursachen und Wirkungen sind auch nicht etwa erst jetzt zu erkennen, jeder Legationssekretär mußte sich schon im Herbst die Eventualitäten und Gefahren vergegenwärtigen, und der „März" schrieb gleich am 16. Oktober 1908:

„Der Zustand, den Herr von Aehrenthal durch einen Handstreich schafft, liegt in der Linie der politischen Entwicklung und Folgerichtigkeit. Gerade deshalb hätte die Sanktionierung nicht in der Form des Unrechts, nicht unter dem Schein der Ausnutzung der Schwäche des neuen türkischen Reiches sich vollziehen sollen. Eine höhere Staatskunst als die, welche zurzeit in Europa landläufig ist, hätte die Zustimmung der Türkei und der europäischen Staaten erlangen können zur Einführung eines Repräsentationsverfassung in Bosnien und der Herzegowina unter Rückgabe des Sandschakgebiets an die Türkei, und diese Zustimmung hätte eine Änderung der staatsrechtlichen Stellung und des Berliner Vertrags bedeutet . . . . Man muß im Interesse der Beseitigung von Erschütterungen, unter denen Europa mitzuleiden hätte, den Wunsch haben, daß das jungtürkische Regiment, das vor schweren Aufgaben steht, nicht allzu heftigen Anklagen vonseiten seiner gestürzten, faulen innerpolitischen Gegner ausgesetzt werde. Man hat für die Alttürken, die von der mohammedanischen Priesterschaft aufgewiegelt werden, allzu gefährliche Waffen geschmiedet, als man in Europa zuließ, daß gleichzeitig und unmittelbar vor Zusammentritt des türkischen Parlaments, an drei Ecken Amputationen vorgenommen werden und durch den bloß papiernen Protest die Ohnmacht der Türkei zur Schau gestellt wird. Diese Ohnmacht, eine Folge der alttürkischen Mißwirtschaft, wird von den Alttürken als Unfähigkeitsbeweis ihren politischen Besiegern heuchlerisch vorgeworfen werden, und der Nationalitäten- und Parteienstreit wird dadurch auf die Schwelle des türkischen Parlaments gepflanzt. Das kann Europa noch schwer zu schaffen machen."

Zum Glück für Europa, für die Türkei und für die Zivilisation hat die Energie der Jungtürken, haben der konstitutionelle Geist und die Manns-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zucht der makedonischen Truppen die Revolte niedergeschlagen und voraussichtlich das türkische Fahrzeug noch fester im konstitutionellen Hafen verankert. Nun haben die türkischen Verfassungskämpfe eine glänzende Geschichte, sie haben den Beweis erbracht, daß das Reformbedürfnis nicht blos ein oberflächlicher Firnis war, und daß die Jungtürken eine große Anzahl Männer besitzen, die planmäßig, mutig, intelligent und staatsmännisch zusammenzuwirken verstehen.

Man fühlt, daß Vaterlandsliebe ihr Handeln kommandiert. Einer von ihnen, der Kammerpräsident Ahmed Riza, hat vorigen August im „März" geschrieben:

„Jetzt kommt es noch darauf an, ob die Grundgesetze der Verfassung vom Sultan respektiert und in einem loyalen Sinne durchgeführt werden. Das Interesse meines Landes verpflichtet mich, die guten Absichten des Souveräns nicht zu verdächtigen. Ich glaube an sein Versprechen, aber zu gleicher Zeit glaube ich an die patriotische Kraft unsres Comité d'Union et de Progrès."

In dem zweiten Glauben hat Ahmed Riza glänzend Recht behalten. Ob den Sultan die Nemesis ereilt oder ob er an den Felsen der Verfassung geschmiedet das Sultanat weiterführt — was jedenfalls nicht lange währen dürfte —, das wird für den Gang der Entwicklung nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein, nach der weltgeschichtlichen Demütigung des Padischah. Die Türkei wird jetzt einen Schritt nach vorwärts tun, und die europäischen Staaten sind Toren, wenn sie das verjüngte Regiment nicht mit tatkräftiger Sympathie, ohne Eifersüchteleien, fördern. Jedenfalls ist das die vorgezeichnete Aufgabe von Österreich-Ungarn und Deutschland. Die europäische Türkei hat der asiatischen Türkei den Fortschritt gebracht und gerettet; diese wichtige Tatsache muß der Annäherung wichtige Dienste leisten, wenn Europa keine neuen Fehler macht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Eroberung der Luft / Von Hans Dominik

Man soll niemals „nie“ sagen. Die Wahrheit dieser alten berliner Börsenregel mußte auch Werner Siemens erfahren. Während seine kühnsten Prophezeiungen und Ausblicke fast ausnahmslos realisiert wurden, behielt er Unrecht, als er ein einziges Mal pessimistisch die Prognose stellte, daß aus dem lenkbaren Luftballon niemals etwas Vernünftiges werden könne. In seinen „Wissenschaftlichen Arbeiten“ führte er aus, daß erstens wenig Aussichten vorhanden seien, einen genügend leichten und dennoch starken Motor zu bekommen, der für den Vorantrieb eines Ballons durch die Luft benötigt würde. Wenn aber, so etwa fährt er fort, solch ein Motor auch gefunden würde, so wäre damit das Spiel noch nicht gewonnen, denn dann eben würde der Ballon der schwächste Teil, er würde durch den Motortrieb einerseits und den Luftwiderstand andrerseits derartig deformiert und zerknüllt werden, daß es mit der Lenkbarkeit auch wieder Essig wäre.

In diesem kurzen Urteil hatte der alte Siemens die beiden größten Schwierigkeiten des lenkbaren Luftballons richtig erkannt, nämlich die Notwendigkeiten, einen leichten Motor zu schaffen und dem Ballon die nötige Starrheit zu verleihen. Durch sein absprechendes Urteil über die Lösbarkeit des Problems hat er aber die wirkliche und endgültige Lösung zweifellos gehemmt und verspätet.

Das Urteil von Siemens wurde nach den Erfolgen der beiden französischen Offiziere Renard und Krebs im Jahre 1884 niedergeschrieben. Diese beiden hatten einen zigarrenförmigen Ballon von 50 Metern Länge mit einer Gondel verbunden. In dieser befand sich ein Elektromotor von 8,5 Pferdekräften, der durch eine elektrische Batterie von Chlorsilberelementen gespeist wurde und bei voller Beanspruchung dem Luftschiff eine Geschwindigkeit von etwa fünf Metern in der Sekunde verlieh. Renard und Krebs hatten das Glück, an einem völlig windstillen Tage in Chalais bei Meudon aufzusteigen und in 23 Minuten eine Rundfahrt in der Richtung nach Billancourt und wieder



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurück über eine Weglänge von 7 Kilometern zu absolvieren. Die Batterie war bei der Ankunft völlig erschöpft, und die Erfinder selbst sahen ein, daß das Problem nur mit sehr viel größeren und dauerhafteren Betriebsmitteln zu lösen sei. Unter dem Einflusse der Erfahrungen von Renard und Krebs einerseits und von Siemens, dessen Worte in der ganzen Welt Ansehen hatten, andrerseits, kamen die Versuche mit lenkbaren Ballons auf ein reichliches Jahrzehnt zur Ruhe. Es trat eine gewisse Resignation ein, und Leute, die auf dem Gebiete arbeiteten, wurden nicht recht ernst genommen.

Während die Aktien des lenkbaren Luftballons so im Anfange der neunziger Jahre tief unter Pari standen, versuchte ein Deutscher, der Ingenieur Otto Lilienthal in Groß-Lichterfelde bei Berlin, das Problem des menschlichen Fluges von einer ganz andren Seite aus zu lösen. Nicht die treibende Seifenblase, sondern der fliegende Vogel diente ihm als Vorbild. Er konstruierte sich aus Bambusrohr und Leinwand weitgespannte Schwingen und versuchte nun mit diesen in der Luft heimisch zu werden. Sein Motto lautete: üben, üben und nochmals üben! Ein steiler Hügel diente ihm als Übungsplatz. Von dem sprang er ab und kam zunächst ziemlich schnell und ungelenk zur Erde. Aber allmählich wurde aus dem Fall ein schräges Gleiten. Und weiter wurde der Gleitflug immer flacher, und schließlich erlebte Lilienthal den schönsten Triumph. Einige kurze böige Windstöße, die er mit den Schwingen geschickt auffing, hoben ihn noch über seinen Abflugspunkt hinaus in die Höhe. In jenen Minuten war aus dem Gleitflug der wirkliche freie Segelflug geworden. Aber jenen Triumphen folgte der jähe Todessturz. Eine jener Böen kehrte den deutschen Flieger in der Luft völlig um. Er stürzte so unglücklich, daß er mit gebrochenem Rückgrat aufgehoben wurde und nach wenigen Stunden verschied.

Lilienthal hatte sein Leben nicht vergeblich geopfert. In allen Ländern entstanden ihm begeisterte Anhänger. Das waren Ferber in Frankreich, Pilcher, der sich ebenfalls zu Tode stürzte, in England, Chanute, Herring und die Wrights in Amerika. Alle diese arbeiteten zunächst mit Konstruktionen ohne jeden Motor. Sie wollten nach dem Vorbilde Lilienthals den Segelflug der großen Flieger, der Störche und Albatrosse, nachahmen, die mit regungslosen Schwingen meilenweit dahinziehen und lediglich die dynamische Kraft der Luft, die Unregelmäßigkeiten des Windes zu ihrer Bewegung benutzen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inzwischen begann sich das Bild auf der Erdoberfläche selbst zu ändern. Die Automobiltechnik nahm eine erstaunliche Entwicklung, der Kraftwagen trat seinen Siegeszug um die Erde an. In wenigen Jahren wurde die erste Bedingung für ein lenkbares Luftschiff — etwas, dessen Erfüllung der alte Siemens noch bezweifelt hatte —, nämlich die Schaffung eines leichten starken Motors, glänzend erfüllt. Wenn man einmal in darwinistischer Auffassung eine Entwicklungsgeschichte der Technik schreiben will, so muß man die beiden Gebiete der Flugtechnik, die Aviatik und die Aeronautik, als Deszendenten, als unmittelbare Abkömmlinge der Automobiltechnik rubrizieren. Der leichte Explosionsmotor brachte in beide Gebiete neues Leben. Von den Schülern Lilienthals gingen die Wrights dazu über, in ihre Schwingenapparate, die sich inzwischen immer mehr den Formen eines einfachen Kastendrachens angepaßt hatten, Motoren einzubauen. Auch für die Technik des lenkbaren Luftballons fand solch ein Motor Verwendung. Freilich sind hier, zu einer Zeit, da er noch unvollkommen war, zwei tragische Vorgänge zu buchen, die Katastrophen von Wölfert und David Schwarz. Wölfert darf als Vorläufer der jetzigen halbstarren Ballons, David Schwarz als Vorläufer, aber auch nur als ein solcher, der zeppelinschen Konstruktionen gelten. Das Wölfertsche Luftschiff geriet in der Atmosphäre in Flammen, vermutlich infolge der unvollkommenen Motoren. Es brachte seinen Erfinder als Leiche zur Erde. Ähnlich erging es der Schwarzschen Konstruktion, die in jähem, alles zerschmetterndem Sturze hernieder kam. Damit schlossen einstweilen die deutschen Versuche auf dem Gebiete des Lenkballons. In der Öffentlichkeit wenigstens bekam Frankreich vorerst die Führung.

Die französische Automobilindustrie feierte ja in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts Triumph auf Triumph. Das Gewicht der Explosionsmotoren sank von sechs Kilogramm pro Pferdestärke allmählich bis auf drei. In jener Zeit nahm sich der brasilianische Geldmann Santos Dumont des alten Problems mit neuer Frische an. Er baute einen spindelförmigen Ballon, der durch einen Längsträger die nötige Starrheit erhielt, und setzte in dessen Gondel einen vierzigpferdigen Motor. Das war das Fünffache der Motorleistung von Krebs und Renard. Mit diesem Luftschiff begann Santos Dumont seine Fahrten. Diverse Male wäre er um ein Haar zu Tode gekommen. Bei einem Sturz in den Hof eines pariser Miethauses blieb er



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit dem Hosengurt an einem eisernen Balkongitter hängen und rettete so sein Leben. Im übrigen hatte er den angenehmen Nebenberuf eines Millionärs und baute sofort für jedes zerstörte Luftschiff ein neues. So erzwang er schließlich den Erfolg. Im Jahre 1904 war er so weit, daß er bei einigermaßen ruhigem Wetter Ausflüge unternehmen und sicher an sein Ziel zurückkehren konnte. Nach diesem Erfolge wandte sich Santos Dumont dem Problem der Aviatik, des Fliegens mit Maschinen zu, die schwerer als Luft sind. Aber sofort entstand ihm ein Nachfolger in einem andern Millionär der bekannten pariser Zuckersiederdynastie Lebaudy. Dieser heuerte tüchtige Ingenieure, kühne Ballonführer und baute auf den Erfolgen von Santos Dumont weiter. Schließlich muß als dritter im Bunde der pariser Sportsmann Henry Deutsch genannt werden, der ebenfalls in der angenehmen Lage ist, über Millionen verfügen zu können. Diese drei förderten das lenkbare Luftschiff derart, daß Frankreich im Jahre 1905 einen uneinholbaren Vorsprung vor aller Welt zu besitzen schien. Die Ingenieure Lebaudys traten in den Staatsdienst über, und der erste lenkbare Regierungsballon, die „Patrie", die später durch ihre abenteuerliche Flucht soviel von sich reden machen sollte, wurde gebaut.

Zu jenen Zeiten arbeitete in Deutschland am Bodensee ein alter Mann, den viele garnicht ernst nahmen. Ein alter Kavallerieoffizier, der zwar im deutsch-französischen Kriege Bewundernswertes geleistet und dann in Friedenszeiten die höchsten Sprossen der militärischen Rangleiter erklommen hatte. Nach seiner Verabschiedung verzichtete dieser Mann jedoch auf ein otium cum dignitate. Er legte weder auf ein ruhiges Whistkränzchen Wert, noch auf ein solides Stammtischleben. Dafür widmete er sich, mit voller Einsetzung seiner Energie, der Durchführung alter, schon seit langem gehegter Pläne, die nichts Geringeres bezweckten als die Erstellung eines lenkbaren Luftschiffes.

Der Kavalleriegeneral ging zunächst zu den Ingenieuren in die Schule. Immer wieder trat er in den Versammlungen des Vereins deutscher Ingenieure auf und legte seine Pläne zur Begutachtung vor. Dann räumte er die patentrechtlichen und vertraglichen Hindernisse aus dem Wege, die ihm entgegenstanden. Speziell die Erben des David Schwarz besaßen vertragliche Rechte auf die Benutzung des Aluminiums für Luftschiffgerippe,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die ziemlich teuer abgelöst werden mußten. In diesem einen Punkte ist also Zeppelin den Spuren von Schwarz gefolgt. Im übrigen ist alles seine ureigenste Schöpfung, und es war recht kindisch, daß vor einiger Zeit die Erfindung der Zeppelinen dem David Schwarz zugeschrieben werden sollte.

Der Graf Zeppelin wurde zum Beginne seiner Arbeiten vom Mißgeschick verfolgt. Sein erstes Luftschiff wurde im Jahre 1900, noch bevor es rechte Proben seiner Leistungsfähigkeit gegeben hatte, auf Land getrieben und vom Sturm zerstört. Eine Viertelmillion war zum Teufel, und es dauerte fünf Jahre, bevor der Erfinder so weit war, ein neues Luftschiff fertigzustellen. Aber auch jetzt waltete das Verhängnis, und wie Zeppelin I ging Zeppelin II auf hartgefrornem Acker im Wintersturm zugrunde. Die Sache des Grafen Zeppelin schien umsomehr verloren, als die Franzosen auf andern Wegen und mit andern Mitteln ja alles Gewünschte leisteten.

Um diese Zeit begann es sich aber auch anderswo noch zu regen. Der bayrische Major von Parseval, der bereits als Ballonführer und Konstrukteur des bekannten Drachenfesselballons von sich reden gemacht hatte, wandte sich ebenfalls der Konstruktion des lenkbaren Luftschiffes zu. Er faßte die Sache rein vom feldmarschmäßigen Standpunkte auf. Er wollte einen Ballon schaffen, auf den keinerlei besondre Rücksicht zu nehmen war, der ebenso wie irgendein Brückenponton per Achse transportiert werden konnte. So kam er auf das ganz unstarre System. Das heißt: sein Ballonkörper enthielt keinerlei starre Teile. Die Starrheit, die zum Fliegen, zum Durchschneiden der Atmosphäre notwendig war, wurde ihm vielmehr durch inneren überdruck, durch starkes Aufblasen der Hülle verliehen. Im Jahre 1906 begannen während der Sommermonate die Versuchsfahrten mit dem ersten Parsevalballon auf dem Schießplatze von Tegel. Sie befriedigten durchaus, und die absolute Vorherrschaft der Franzosen schien nicht mehr so felsenfest und unerschütterlich begründet zu sein. Nur wenige Monate verstrichen, da erhob sich auch am Bodensee das dritte zeppelinsche Luftschiff. Mit unglaublicher Energie und Zähigkeit hatte der alte Graf die Mittel für diesen dritten Bau aufgebracht, und jetzt endlich lächelte ihm das Glück. Der Zeppelin III erwies sich als ein brillantes Luftschiff. Unter dem Drucke von 160 Pferdestärken gehorchte er willig dem Steuer und entwickelte eine Eigengeschwindigkeit von 14 Metern in der Sekunde. Mit einem Schlage hatte die zeppe-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

linsche Erfindung jetzt gewonnenes Spiel. Der Reichstag beschloß, Zeppelin III und ein weiteres noch zu erbauendes Luftschiff anzukaufen, dem Erfinder aber für seine langjährige Arbeit ein Extrahonorar von 500000 Mark zu zahlen. Ebenso wurde die Erwerbung eines Parsevalschen Luftschiffes beschlossen. Deutschland hatte auf dem Gebiete des lenkbaren Luftballons den französischen Vorsprung eingeholt. Als aber Zeppelin IV fertig wurde und als Graf Zeppelin eine zwölfstündige Fahrt in die Schweiz hinein unternahm, als ferner in demselben Jahre das Parsevalsche Luftschiff eine Dauerfahrt durchführte, war an der Überlegenheit der deutschen Fahrzeuge nicht mehr zu zweifeln, wurden zum mindesten alle Weltrekorde bezüglich Fahrtdauer, Fahrtlänge und Fahrgeschwindigkeit von deutschen Maschinen gehalten.

Es wurde bereits berichtet, daß Santos Dumont nach seinen großen Erfolgen auf dem Gebiete der lenkbaren Ballons sich dem Flugapparat zugewandt hatte. Auch hier ging er mit großen Mitteln vor, und als Erster führte er im Jahre 1905 einen Flug von 200 Metern Länge aus. Seine Maschine war ein richtiger Motordrachen, die Lenkfähigkeit aber noch unvollkommen. Im Jahre 1906 kamen alarmierende Nachrichten aus Amerika. Die Gebrüder Wright, die in Lilienthals Spuren wandelten und dort den Gleitflug seit dem Beginn des Jahrhunderts übten, waren auch zum Motorantrieb übergegangen und hatten Wundersames vollbracht. Berichte über meilenlange Fahrten kamen nach Europa, wo man eben glücklich die Strecke von 300 Metern überflogen hatte. Dann wurde es wieder still, und die Welt nahm an, daß es sich um einen Riesenbluff gehandelt habe. Der Anfang des Jahres 1908 brachte den Franzosen auf dem Gebiete der Aviatik wiederum die Führung. Farman und Delagrange führten Rundflüge von mehreren Kilometern aus und verlängerten die Strecken von Tag zu Tage. Ferber, ein andrer Schüler Lilienthals, fällte ein absprechendes Urteil über die Wrights. Da erschienen diese selbst auf dem Plan. In schneller Folge brachen sie alle bestehenden Rekorde und blieben schließlich mit ihren Motordrachen rund zwei Stunden in der Luft. Das Dreigestirn Wright, Farman, Delagrange hat die Aviatik so weit gefördert, daß sie heut eine reine Motorfrage ist. Solange der Motor arbeitet, kann sich der Drachenflieger in der Luft halten. Versagt der Motor, so muß er im Gleitflug nach unten gehen; und wenn das beispielsweise über dem englischen Kanal passiert, ist es pein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich. Der Motordrachen, das Aeroplan fällt und steht daher mit dem Motor. Die Zukunft weist wohl auf eine Entwicklung hin, bei der sehr viel größere Aeroplane durch mehrere Motoren betrieben werden, sodaß das Versagen eines einzelnen noch nicht zum Abstieg zwingt.

Das Jahr 1908 brachte ferner noch einen herben Schlag für den Grafen Zeppelin, die Katastrophe von Echterdingen, aber zu weit war das Werk gediehen, um durch eine Sturmlaune vernichtet zu werden. In Friedrichshafen, in Tegel und in Bitterfeld wird weitergebaut. Die deutschen Lenkballons sind heute so voran, daß die Kriegsflotten andrer Mächte sie als einen beachtenswerten Faktor in die Rechnung stellen müssen. Die Rolle des lenkbaren Luftschiffes als zukünftigen Kriegsmittels steht fest. Daneben zeigen sich die ersten Ansätze, seinen Betrieb auch wirtschaftlich zu gestalten und es für die Zwecke eines rationellen Personenverkehrs heranzuziehen. Die Fortschritte und Verbesserungen überstürzen sich geradezu, und wenn nicht alle Zeichen trügen, haben wir das Heroenzeitalter der Luftschiffahrt jetzt hinter uns, beginnt nunmehr die wirtschaftliche und soziale Entwicklung dieses neuesten aller Verkehrsmittel. Von den ungelösten Problemen, die das zwanzigste Jahrhundert übernahm, ist die Beherrschung der Luft, die Erfindung lenkbarer Luftverkehrsmittel bereits in seinem ersten Jahrzent gelungen.

# Wie wir einst so glücklich waren!

## Novelle von Willy Speyer

(Fortsetzung)

igentümlich, wie Sie sich Schokolade eingießen!" sang irgendwo eine Stimme. — „Und Sie sind hier in unsere Stadt gekommen, um das Abiturium zu machen?" — „Jawohl, ich war jahrelang auf dem Lande, nun will ich hier das Abiturium machen." — „Wolfgang erzählt, Sie seien sehr fleißig."

„Ich will mit der Schule schnell zu Ende kommen."

„So —?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau Seyderhelm wandte den Kopf nach einer andern Richtung, da sie von dort gerufen wurde. Nun konnte auch ich mich umsehen.

Neben mir saß eine junge Dame, die auf ihrem hellblauen Kleid Schokoladenflecke mit der Serviette abrieb. Diese junge Dame hatte golden schimmernde, von den Wimpern tiefbeschattete Augen, kastanienbraunes Haar, einen spöttisch verzogenen Mund und lange schmale Finger, die auf irgendeine Art an die Kälte des Winters erinnerten, an Elfenbein und an die Heiligtümer indischer Völker.

5

Ich schwieg beklommen, seufzte tief auf und gewann endlich den Mut zu fragen: „Habe ich Ihr Kleid . . .? Das heißt, bin ich daran schuld, daß Sie . . .?"

Die junge Dame antwortete nicht, sondern reinigte emsig mit einer kleinen Serviette, die sie in warmes Wasser getaucht hatte, ihr hellblaues Kleid.

„Ich meinte nur . . ." sagte ich ratlos.

Da hob die junge Dame den Kopf in die Höhe, sah mir in die Augen, wobei sie sich ein wenig zur Seite neigte, und begann eine Tonreihe von silberhellem Klang zu lachen mit listigen, schmalen Augen, mit offenem Munde und vielen weißen Zähnen.

„Nein, zu dumm! Sie haben eine Art, sich Schokolade einzugießen! Sehen Sie, man macht es nicht so —"

Sie nahm eine Porzellankanne und ließ den Strahl von solcher Höhe in die Tasse fallen, daß alles um sie herum erschrocken und lachend zurückwich.

„— sondern so."

Sie verkleinerte den Strahl und ließ ihn manierlich fließen.

Ich war einem Sturm des Gelächters preisgegeben. Ein geistlicher Herr, der an einem andern Tisch seinen Platz gefunden hatte, beugte sich mit fröhlichem Augenblinzeln zur Seite und begann so herzlich zu lachen, daß er sein Taschentuch vorziehen mußte. Einige Backfische kicherten und flüsterten, ein paar Jungens brüllten. Ja, die junge Dame mir zur Seite schien ein Tausendsassa zu sein, der eine ganze Gesellschaft mit seinen Späßen zu erheitern vermochte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ehe ich noch etwas erwidern konnte, wurden die Stühle mit großem Lärm gerückt, und man erhob sich. Die junge Dame tat mit der Hand noch schnell eine sonderbare Geste, die ich mir nur so deuten konnte: „Ein dummer Junge, nicht wahr?“ Darauf hatte sie plötzlich, als sie von ihrem Stuhl aufstand, ernste und unbewegliche Züge. Die strengen Linien ihrer goldfarbenen Augenbrauen und Wimpern, der kunstvolle geschlossene Aufbau ihres kastanienbraunen Haares beherrschten mit einem Male das Antlitz. Die herabhängenden Arme waren eng an das Kleid gehalten, und die Hände lagen wie erstarrt in den Falten.

Wolfgang Seyderhelm trat auf mich zu und bot mir sehr herzlich die Hand. Ich bemerkte, daß er enganliegende graue Hosen trug, Lackstiefel, ein Jackett, ähnlich wie es die englischen Midshipmen zu tragen pflegen, und einen umgebogenen Kragen, der seinen braunen Hals freiließ. Er schien stolz und glücklich zu sein und hatte das Aussehen und Betragen eines jungen Engländers und Weltmannes.

„Hast du dich mit deiner Tischnachbarin unterhalten?“ fragte er.

„Du meinst, mit deiner Mutter?“

„Nein, ich meine mit dieser jungen Dame dort.“

Er zeigte in den Salon.

„Kaum. — Wie heißt sie?“

„Nina.“

Ich mußte plötzlich an die Schneeberge und Weintrauben Kaukasiens denken, an die reine Stirne und den unvergleichlichen Gang der Kosakenmädchen.

„Was ist's mit ihr?“ fragte ich.

„Sie ist Schauspielerin am Stadttheater. Eine Protegée meiner Mutter.“

„Wie alt?“

„Achtzehn.“

Ich sah, daß man im Speisezimmer die Stühle an die Wand schob und den Teppich aufrollte. Ich blickte zerstreut an den Gobelins hinauf, deren streitende Helden sich in übermenschlichen Triumphen und Schmerzen gegenüberstanden. Wolfgang sprach noch, aber ich verstand nicht, was er eigentlich sagte. So, so . . . so . . . sie hieß Nina, . . . welch ein süßer Gleichklang in ihrem Namen, . . . welch ein Duft von ihrem Haar, . . . ich be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gann Kopfschmerzen zu bekommen, . . . wie zärtlich Wolfgang zu ihr hinblickte . . .

„Du liebst sie ja!" sagte ich laut und wußte nicht, ob ich wirklich gesprochen hatte.

Wolfgangs Antlitz sah plötzlich aus wie überströmt von Blut.

„Was sagst du?"

Frau Seyderhelm stand neben uns und unterhielt sich mit dem geistlichen Herrn. Frau Seyderhelm stand sehr gerade da, sprach achtungsvoll, mit verbindlich zur Seite geneigtem Haupt, gebrauchte sehr oft die Anrede: Herr Pastor und hatte zu gleicher Zeit ein etwas mitleidiges Lächeln um den Mund, da der geistliche Herr verlegen war und nicht ganz ungezwungene Bewegungen zeigte.

„Und morgen gehen Sie auf ihr Rittergut, meine liebe gnädige Frau?" fragte der geistliche Herr.

„Ja, stellen Sie sich vor, Herr Pastor, — dieser Trubel! Alle Koffer sind schon gepackt . . . es ist ja immer wie ein Umzug! . . . Aber Wolfgang tut das Landleben so wohl . . .!"

Frau Seyderhelm strich mit der Hand über ihr schwarzes Haar.

„Nina geht diesmal auch mit," sagte sie, lächelte dem Pastor sehr liebenswürdig zu und schritt ins Nebenzimmer.

„Wie schön von dir, daß du mich eingeladen hast," sagte ich zu Wolfgang, wurde ganz heiß vor Begeisterung und ging weg.

Eine Dame mit einem ungeheuren Hut betrat den Empfangsraum, ruderte durch die Luft auf Frau Seyderhelm zu, erfüllte das Gemach mit ihren Begrüßungen, ihren schnellen Handbewegungen, ihrer Rührung über die frohe Schar, legte die Arme auf Frau Seyderhelms Schultern, küßte ihr jede Wange und sagte oftmals: „Meine liebe Lina." Sie wurde von den Jungen mit ehrfürchtigen und ungeschickten Verbeugungen gegrüßt, von Wolfgang empfing sie einen Handkuß und von zwei Mädchen, vermutlich ihren Töchtern, sehr rasche und oberflächliche Umarmungen.

Ein junger Herr, ein Student, wie man annehmen durfte, ging quer durch den Raum, trug mit steifem Arm die Öffnung seines Zylinderhutes nach außen in der mit braunem Glacé bekleideten Hand, erschreckte jedermann durch seine ruckartigen Verbeugungen, saß kurze Zeit darauf von einer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lauten Gesellschaft umgeben an einem Tisch und versuchte sich in einem Kunststück mit zwei Gläsern, einer Teetasse und einem silbernen Löffel.

* * *

Eine Dame in einem schwarzen, bis an den Hals geschlossenen Kleide, die blaß und hübsch war und hungrige graue Augen hatte, wahrscheinlich die Gesellschaftsdame irgendeines der jungen Mädchen, ließ sich am Flügel nieder und begann einen Walzer zu spielen. Die Mädchen bekamen rote Köpfe und setzten sich ziemlich nervös auf die Stühle an der Wand. Die Knaben standen in den Türrahmen, ordneten ihre Krawatten, ihre Schuhbänder, ihre Frisuren und bemühten sich, sorglos auszusehen.

Irgendeiner von ihnen, ein kecker Bursche, der den Teufel nach Rotwerden und Schüchternsein fragte, forderte als erster eines der Mädchen auf. Andere folgten. Wolfgang trat von irgendwoher auf Nina zu, lächelte, ohne sich zu verbeugen, und zog sie mit sich fort. Die Jungen tanzten mit vielen Sprüngen und Witzen, schlugen die Beine nach hinten aus, sodaß man ihre Stiefelsohlen zu sehen bekam, und hielten ihre Tänzerinnen mit steifen Armen, da sie die Berührung des Fleisches fürchteten. Die Mädchen bewegten sich ruhiger und hatten versonnene Augen und ein süßliches Lächeln auf den Lippen. Wolfgang und Nina sahen jugendlich und glücklich aus; sie schienen schon oft miteinander getanzt zu haben und waren ihrer Bewegungen sicher. Nina neigte ihr Haupt ein wenig zu Boden, was ihrem schlanken, hochgestellten Körper etwas Verträumtes und zugleich Preziöses gab.

Es war recht heiß. Ich fühlte mich elend und doch glücklich und trank sehr viel Limonade. Frau Seyderhelm stand mit einem Male vor mir, wie stets sehr gerade und beinah mädchenhaft schlank, die edlen Hände über der Gürtelschnalle gekreuzt, mit heitern Augen und reiner Stirn. Sie nannte mich oftmals „mein lieber Herr Regnitz" und blickte, da ich verwirrte Antworten gab, mütterlich lächelnd über die froh sich bewegenden Kinder hin.

Der Student tanzte jetzt mit Nina, nannte sie „mein gnädigstes Fräulein" und benahm sich in jeder Beziehung wie ein Student, der zu einer Backfischgesellschaft geladen ist und dort mit der einzigen erwachsenen jungen Dame tanzt. Sein Zylinder stand irgendwo in der Ecke auf einem Stuhl und schwankte grinsend hin und her.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der geistliche Herr erzählte der Dame mit dem großen Hut, daß Ihre Hoheit Prinzessin Klementine am vorigen Sonntag in der Kirche sehr blaß ausgesehen habe und augenscheinlich an Kopfschmerzen leide, welche Bemerkung seine Dame mit einem kurzen, nervösen Gähnen, einem verlegenen Hinunterschlucken und einem ehrfurchtsvollen „Gewiß, Herr Pastor" erwiderte.

Irgendein Mädchen, ein braves Kind mit dickem, lustigen Gesicht und roten Händen forderte mich auf, mit ihr zu tanzen; ich lehnte mit strenger Stirne und finsteren Blicken ab. Sie schüttelte den Kopf, lachte leis, sodaß sich ihre Nase in viele Falten zog, sagte: „Nein, so etwas!" und verschwand mit einem andern, wobei sie den Hals ihres Tänzers mit den Armen umschloß und die guten dicken Finger auf seinem Nacken faltete.

Wolfgang bat die Dame mit dem großen Hut und den exzentrischen Bewegungen um einen Tanz. Die Dame sträubte sich ein wenig, sprach sehr viel von ihrem Alter und vom Muttersein in die leere Luft und sagte endlich zu. Man klatschte im Takt zu ihrem Tanze und bereitete sich alsdann zur Quadrille vor. Ich begann mich mit irgend jemandem über unsre Lehrer zu unterhalten; ich war witzig, der Bengel lachte und verbeugte sich darauf vor mir.

Wolfgang trat auf mich zu.

„Du tanzt nicht?"

„Nein. Danke."

„Nie?"

„O doch."

„Magst du heute nicht?"

„Nein. Danke."

Nina stand neben ihm.

Sie sah mich neugierig an.

„Sie tanzen nicht?"

„Nein, heute nicht."

Ninas Augen waren stetig auf mich gerichtet. Ich betrachtete das kastanienbraune Haar und bemerkte, daß es im Schein der kristallenen Lüster leuchtete.

„Sie werden jetzt mit mir Quadrille tanzen. Warum stehen Sie immer an der Wand? Das schickt sich doch nicht für einen jungen Herrn von Ihren Qualitäten!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wollen Sie sich, bitte, nicht um mich bekümmern, wie?"

Wolfgang bekam große Augen.

„Aber Regnitz, bitte, was ist denn —?"

Nina lachte herzlich, zeigte ihre weißen Zähne, legte die elfenbeinerne Hand auf Wolfgangs Arm und sagte:

„Du, der ist aber grob!".

Darauf wandte sie sich zu mir, machte ein hochmütiges Gesicht, senkte die Lider, sodaß es aussah, als ob sie schliefe, und sagte in einem näselnden Ton:

„Also bitte, — wollen Sie jetzt meinen Arm nehmen?"

Ich fühlte eine Schwäche in den Gliedern, während ich den rechten Arm bog.

„O, das ist nett!" sagte Wolfgang mit seinem liebenswürdigen Lächeln. „Wir werden in einem Karree tanzen."

Wir gingen in den Saal.

Der Student stürzte auf Nina zu.

„Aber, gnädigstes Fräulein haben mir ja . . . das heißt, wenn Sie vorziehen . . ."

Er schwitzte und verbeugte sich. Ich bemerkte, daß er nach Mediziner im zweiten Semester roch.

„Ach, Herr Doktor, . . . ich hatte schon Herrn Regnitz vorher versprochen, die Quadrille mit ihm zu tanzen. Verzeihen Sie."

Wir gingen weiter. Der Student war von diesem Augenblick an in jeder Beziehung erledigt. Er war fertig, hingerichtet, gleichsam mausetot . . .

Die Dame am Klavier mit den hungrigen Augen spielte die Aufforderung zur Quadrille.

Das Karree bildete sich. Ich steckte eine Hand in die Hosentasche und machte ein gleichgültiges Gesicht.

„Entschuldigen Sie," sagte ich.

„Bitte?"

Nina begann, sich mit dem Geistlichen zu unterhalten, der plötzlich neben ihr stand. Sie schauspielerte Ehrfurcht und war sehr schüchtern. Ich wurde rot. Sie wandte sich um:

„Was sagten Sie eben?"

„Vielleicht hören Sie zu, wenn ich mit Ihnen spreche!"

„Sie sind manierlos."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich bat um Entschuldigung wegen vorhin."

„Sie können gleich um Entschuldigung bitten ‚wegen jetzt'."

Ich schwieg. Mein Gott, warum war ich nur so ungezogen! Ein weinerliches Etwas stieg in meine Nase empor.

Wolfgang trat uns gegenüber und sprach mit seiner Cousine, einem schüchternen Mädchen von außergewöhnlicher Schönheit. Er winkte uns mit der Hand zu.

Die Quadrille begann.

Nina verbeugte sich tief vor ihrem Nachbarn, darauf vor mir. Ihre Lider bedeckten wiederum die Augen, die langen Wimpern berührten die roten und weißen Wangen, das feurige Haar warf seinen Duft zu mir, die elfenbeinernen Hände lagen wie unbeseelt in den Falten des blitzenden Kleides. Sie war im Augenblick, da sie sich neigte, ein Götterbild, das in Betrachtung zum Buddha versunken ist, eine indische Statue aus farbigem Stein ... Ich beugte mich noch tiefer, sah ihre blauen schmalen Schuhe und dachte: Süße Nina, süße Nina.

Ich gab fleißig acht und tanzte gut. Ich tat keine überflüssige Geste und bewegte mich ruhig.

Von Zeit zu Zeit sagte Nina:

„Visite à gauche!" oder „Jetzt dort!" oder „Passen Sie auf, Sie können nur grob sein!" Aber sie schien zufrieden.

„Es geht ja ganz gut," bemerkte sie einmal.

„Gewiß," erwiderte ich stolz.

Ich sah, daß Nina und Wolfgang sich beim moulinet des dames zulächelten, sobald sie sich trafen. Wolfgang sprach viel zu uns hin und unterhielt das ganze Karree. Er hatte das Aussehen eines vornehmen Pagen, der bei Hof die Schleppe der Königin hält.

Mich überfluteten, sobald ich Nina die Hand reichen mußte, Ströme von Zärtlichkeit und Anbetung. Ich beobachtete, daß ihr Fuß beim Auftreten die Form nicht veränderte. Ich liebte sie, — o mein Gott, wie ich sie liebte! Ich begann zu fiebern und wurde von Angst ergriffen. Ich dachte daran, daß ich heute abend allein in meinem Zimmer sein würde. Irgend etwas müßte bis dahin geschehen, irgend etwas, das mich mit einem unerhörten Glück erfüllte, ein Blick von ihr, ein Wort, ein Kuß ...

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sie sind unaufmerksam. Passen Sie auf — vis-à-vis!“

Ich sah einem blonden Mädchen in die Augen, verbeugte mich und trat mit Nina zurück.

„Was spielen Sie?“

„Wie?“

Wir wurden getrennt.

„Ich meine, was Sie im Theater spielen?“

Ich tanzte an drei jungen Mädchen vorbei, gab einer jeden die Hand und verbeugte mich wieder vor Nina.

„Hebbels Klara.“

„Ah . . .“

Ich kannte Hebbel.

Ich verbeugte mich vor Wolfgangs Tänzerin.

Da stand ich wieder vor Nina.

„Kennen Sie Maria Magdalena?“ fragte Nina.

„Ja.“

Ich ging mit den drei Herren en avant und verneigte mich vor Nina.

„Sie sollten lieber Ihre Schulaufgaben machen.“

Ich begann zu lachen, wie verrückt zu lachen, zog das Tuch hervor, bekam Tränen in die Augen, fand mich albern, mußte aus der Reihe treten und störte den ganzen Tanz. Nina hob die Lider, und es war, als ginge der Vorhang im Theater auf.

„Was haben Sie?“

Ich begann zu beben und zu frieren, meine Zähne schlugen aneinander, ich hatte das Gefühl, daß ich totenblaß sei.

„Sie sind herrlich!“ sagte ich.

Ich wußte nicht mehr, was ich sprach. Ich hatte Fieber, nichts als Fieber, und Angst vor meinem einsamen Zimmer . . .

Die Reihen ordneten sich wieder, man lachte, ärgerte sich und tanzte weiter. Die letzten Takte spielte die Dame am Klavier in rasendem Tempo. Man fand sich nicht mehr zurecht, und alles verwirrte sich. Ich lief umher, fühlte Schauer in meinem Körper und hatte das Bedürfnis, etwas zu zerbrechen. Der Quadrillenwalzer ertönte, man schloß sich in die Arme. Ich verbeugte mich vor Nina, aber sie dankte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich führte sie aus dem Saal hinaus. Darauf ward es dunkel vor meinen Augen. Ich wurde schwindlig und hielt mich an einem Türpfosten. Mit einem Male war ein Bild vor mir: die Mittagssonne über einer teppichfarbenen Landschaft des mittleren Deutschlands, der Duft von Korn und gemähten Wiesen und blaue Berge in der Ferne.

Nina lachte, ein singendes, verstehendes, unendlich grausames und süßes Lachen:

„Sie taumeln, Herr Regnitz! — Ist Ihnen schlecht?"

„Nina, ich liebe Sie."

Ich sah sie an, — sie, dieses indische Götterbild mit den gesenkten, zur Betrachtung geneigten Augen, mit der unvergleichlich bleichen und edlen Stirne, mit den elfenbeinernen Händen und dem farbigen, wie von Edelstein und Gold blitzendem Gewande, sah diese Lippen aufeinander gepreßt, süß und streng, — bereit, Worte zu sprechen, die den Gläubigen vernichten oder aufheben:

„Sie sind verrückt."

Sie ging fort, mit elastischem, stolzem Schritt, wandte plötzlich den Kopf um, zeigte mir ein entzückend frisches und amüsiertes Mädchengesicht, lachte, lachte eine Reihe makelloser Töne, zog eine kleine goldne Uhr aus dem Gürtel, ließ den Deckel aufspringen und sagte:

„Es ist übrigens schnell gegangen. Sie sind um fünf Uhr gekommen; jetzt ist es vier Minuten vor sechs."

Aus der Ferne, aus einer Schar lärmender Menschen heraus hörte ich sie noch einmal lachen . . . Wolfgang trat schnell auf mich zu.

„Ist dir etwas? Du siehst nicht wohl aus. Willst du den Wagen haben?"

Ich sah mich um und lächelte matt.

„Lieber, welch ein Gefühl!"

Ich gab ihm wie im Traum die Hand.

Plötzlich ermannte ich mich, stürmte hinaus, ohne Gruß, ohne Blick, riß den Hut im Korridor vom Riegel und erreichte den Park. Ich lief wie gejagt durch die Straßen und hielt mich endlich an einem Gitter fest. Atemlos, die Brust erfüllt von einem qualvollen Glück, begann ich wie ein Kind zu schluchzen, wie ein kleines, ungezogenes Kind.

(Fortsetzung folgt)

Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Rudolf Wilke / Von Ludwig Thoma

Mit sieben Abbildungen *)

Es ist auch mit überschwänglichen Worten nicht zu sagen, wieviel jeder, der an tiefgründigem Humor Freude empfindet, durch den frühen Tod Rudolf Wilkes verloren hat. — Wer seine Zeichnungen kennt und in ihnen die fortschreitende Entwicklung zu sehen vermag, wer vor diesen nachgelassenen Skizzen erst recht wieder in jedem Strich den Meister fühlt und eine Kunst bewundert, die in ein paar hingeworfenen Linien spaßhaftes Menschentum schildert, ein intimes Milieu wiedergibt, und nur mit Andeutungen einer Gebärde das ganze spießbürgerliche oder überhebliche oder auch wurstige Innenleben eines Einzelnen oder einer ganzen Klasse zeichnet, wer dies und noch einiges dazu erkennt, der mag ermessen, was uns Rudolf Wilke noch geworden wäre.

Wer ihn aber persönlich gekannt hat, und weiß, daß alles Beste noch in ihm steckte, daß Tausendfältiges erst noch durch Reife zur köstlichsten Frucht

*) Verkleinerte Reproduktionen nach dem Werke: Rudolf Wilke „Skizzen aus dem Nachlaß", etwa 80 Bilder auf 31 Blatt Großfolio in Lithographie. Preis gebunden 27 Mark. Hyperionverlag Hans von Weber, München.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden sollte, der darf es sagen, daß uns ein brutales Schicksal den größten deutschen Humoristen geraubt hat.

Der Superlativ wird heute auf viele angewandt, auf Rudolf Wilke paßt er.

Der hätte noch dreißig Jahre leben müssen, dann waren alle reicher, die nach uns kommen.

Seinem in die Breite und Tiefe gehenden niederdeutschen Humor fehlte die unangenehme Schärfe. Mit unbeirrbarer Sicherheit sah er jede, auch die kleinste Schwäche seiner Nebenmenschen und liebte sie, vergnügte sich am Ganzen und am Detail und lachte gutmütig darüber.

Am Schlips und Kragen erkannte er den ganzen Kerl und wußte sogleich jedes Exemplar seiner Spezies zuzuteilen.

Vor seinen Augen gab es auch für die nächsten Freunde kein Verstecken, und aus den sorgsamsten Verhüllungen holte er die Schwächen liebevoll heraus; aber wie er das machte, darin lag so gar nichts von Scheelsucht oder Bosheit, daß jeder in sein breites Lachen einstimmen konnte.

Er war kein Verneiner, und er zeigte auch darin das Wesen des echten Humoristen, daß ihm eine Ehrfurcht vor wirklichen Werten innewohnte, so fremd ihm konventioneller Respekt war. So mancher Kunstschriftsteller, der dem früh Verstorbenen mit ein paar wohlwollenden Zeilen Genüge zu tun glaubte, hätte von Rudolf Wilke lernen können, wie positives Wissen über Größe urteilt.

Mit ihm vor guten Bildern zu stehen, war Gewinn und Hochgenuß. Keine Eitelkeit, kein Besserwissen störte die aufrichtige Freude, für die er klare Gründe aus seinem eigenen Können schöpfte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In guten Büchern wußte er wohl Bescheid, und ich habe sein sicheres Urteil, das sich niemals durch Kunststücke oder Mätzchen täuschen ließ, oft bewundert, und als mir sein Bruder Erich schriftliche Skizzen Wilkes übergeben hatte, sah ich aus hingeworfenen Randbemerkungen, wie vieles er verstanden und wie stilvoll er es für sich behalten hatte.

Aber auch leiseste Selbstgefälligkeit war ja mit seinem Wesen unvereinbar.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man muß ihn persönlich gekannt haben, wenn man alle Hoffnungen verstehen will, die seine Freunde auf ihn gesetzt hatten.

Sein Äußeres nahm sogleich für ihn ein, erregte Gefallen und Freude beim ersten Begegnen. Hochgewachsen, schlank, von einer Kraft, über die ungezählte Geschichten verbreitet werden, eine rassige, männliche Erscheinung.

In dem schönen Gesichte saßen ein Paar Augen, die man nicht wieder vergißt. Aus ihnen lachten einen die Kühnheit, Sorglosigkeit, Gescheitheit dieses prächtigen Menschen an, und sie verrieten ganz und gar, wie genau sie beobachteten und mit welchem Vergnügen sie alle Verstecke durchsuchten.

Für Sport hatte Rudolf Wilke soviel Freude als Anlagen; ein Meister im Radpolo, überaus gewandt im Turnen, Schwimmen, Ringen, zeigte er lebhaftes Interesse für jede Art körperlicher Übungen. Und ein geselliger Freund . . .!

Von allen vielen Stunden, die ich mit ihm verbracht habe, weiß ich nicht eine, in der Mißstimmung oder trübe Laune geherrscht hätte.

Denn seine Sorglosigkeit war ansteckend.

Ich habe ihn oft einen Bohème nennen hören, und ganz gewiß stand er an heiterer Gelassenheit und souveräner Verachtung bourgeoiser Kümmernisse hinter keiner Figur Murgers zurück, aber mir will der pariser Begriff für

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den großen, ernsthaften Künstler so wenig passen, wie für den rassigen Niedersachsen, der er war. Von den genialischen Jünglingen, die auf dem Montmartre oder im Quartier latin ihre Besonderheiten zur Schau tragen, unterschied ihn nicht weniger als alles.

Es steckte in ihm nicht der leiseste Hang zum Theatralischen, und er verlor nie die bodenständige Art, die Fühlung mit der Heimat.

Das bewies dem Fernstehenden seine Kunst, die uns wundervolle Schilderungen der Leute von der Waterkant geschenkt hat, und seine Freunde erkannten es an seinem ruhigen gefaßten Wesen, dem übertreibung und Hastigkeit fremd waren; und ich hätte seinen Rat in jeder Sache für wertvoll gehalten.

Daneben hatte er freilich nicht das geringste Verständnis für Zwang und bürgerliche Enge.

Wer seine Vagabunden betrachtet, mag erkennen, daß er ihr Leben für ein sehr behagliches und nachahmenswertes hielt. Wie sie auf Zäunen oder am Feldrain hocken und mit der Ruhe der Weltweisen ihre Faulheit genießen, oder wie sie auf grünen Wiesen liegen, die Arme unter den Köpfen verschränkt, in die blaue Luft schauen, sind sie beneidenswerte Philosophen, die sich ihr Leben frei von törichter Unruhe halten.

Und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sie in Rudolf Wilke wie einen Kenner ihres Wertes, so einen Neider ihrer Sonnentage hatten.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß er die walzenden Handwerksburschen liebte, weiß ich aus mancher Äußerung, aber man braucht es nicht lange zu beteuern, weil man es bei ihm aus jedem Bleistiftstriche sieht.

Diese Zuneigung steht folgerichtig neben seiner lächelnden Verachtung der im eigenen Fett erstickenden Bourgeoisie, der unwichtige Dinge so wichtig und törichte Vorurteile heilig sind.

Eine ganz besondere Lieblosigkeit beherrschte ihn gegenüber der Philologie. Dem deutschen Oberlehrer hat er in seinem Leben wie in seiner Kunst nachgestellt, hat seine Hilflosigkeit, seine Aufgeblasenheit, seine Tyrannengewohnheiten, seine bücherweise Weltfremdheit aufgespürt und festgenagelt, und ich werde mich immer an sein grimmiges Entzücken erinnern, als uns in Venedig der Zufall einen hochzeitsreisenden Gymnasialprofessor in die gleiche Gondel schickte.

Wilke saugte sich mit seinen Blicken an dem Stiefel fest, der denn auch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wirklich ein prächtiger Vertreter seiner Gattung war und den schreienden Gondolieren zurief: „Ruhe! Wer lärmt hier?"

Wenn der Mann noch ein Restchen Menschenkenntnis besaß, dann mußte er in Wilkes Mienen begeisterten Dank für diese Kundgebung seines Oberlehrertums lesen und mußte erkennen, daß hier ein Sammler sich unbändig freute über den Käfer, den er an der Nadel aufgespießt vor sich hatte.

Begeisterten Dank, denn Wilke stand im engsten Zusammenhange mit Personen und Dingen, die er schilderte, und wenn er das als Bedingung für ein Kunstwerk in seinem schriftlichen Nachlasse hinstellte, so hätte er hinzufügen dürfen, daß auch darin der hohe Reiz seiner Schöpfungen lag.

Daß er seinen Wert kannte, glaube ich wohl; es ist ihm schon frühzeitig Bewunderung bezeigt worden, und dem Dreiundzwanzigjährigen wurde gerade von Künstlern gesagt, daß er ein Führer und Pfadfinder war.

Aber das höchste Lob hat ihn nie zur Selbstzufriedenheit verführt, und rechte Freude habe ich eigentlich nur bei ihm gesehen, wenn ihm ein beruflicher Alleswisser einfältigen Tadel spendete.

Das war amüsanter als Lob und war gleich bedeutungslos.

Er ging selber seinen Weg und wußte, daß er immer Besseres zu bieten hatte.

Das Herz tut mir weh, wenn ich von den Plänen lese, die zuletzt den Beschaulichen zur rastlosen Arbeit antrieben, wenn ich die reiche Fülle seiner Skizzen sehe, hingeworfene Gedanken, die seine Unerschöpf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichkeit zeigen, keimende Knospen, die an seinem Können zu herrlichen Früchten gereift wären.

Und wieder fühle ich, daß nicht nur unser Kreis den lieben Freund, daß die Kunst einen ihrer Besten mit ihm verloren hat.

# Gegen die Geschichtsspezialisten

## Von Albrecht Wirth

ie Kunst für die Kunst, — das ist der Verderb der wahren Kunst. Sie wird blutlos und leer, wird „gekünstelt". Die Wissenschaft um ihrer selbst willen, — das ist der Verderb der Wissenschaft. Sie wird pedantisch und kleinkrämerisch, auch sie verfällt in Künstelei; sie seiht Mücken, um Kamele zu verschlucken. Alle wahre Wissenschaft geht vom Leben aus und führt zum Leben zurück.

Das Leben aber ist kein versailler Park. Hübsch geplättet und sauber zugeschnitten. Wohl gekämmt und frisiert. Und so lebt auch die Wissenschaft nicht in sauberen Zitaten, nicht in glatten Lehrbüchern.

Die größten Geschichtschreiber aller Zeiten haben in der Regel die Gegenwart, ihre Gegenwart behandelt. Warum gehen heutige Historiker der Gegenwart so ängstlich aus dem Wege? Vermutlich, weil sie nicht zu den größten Geschichtschreibern aller Zeiten gehören. Und wenn einer wirklich einmal sich in den Urwald der Gegenwart wagt, so kann er über Bismarck nicht hinaus. Jenseits von Bismarck ist die Welt verrammelt.

Aber auch die Vergangenheit flieht vor uns. Wir können sie nicht mehr ergreifen, nicht liebend umfassen. Die zeugende Liebe fehlt, die Intuition mangelt. Winckelmann und Goethe berauschten sich an der Schönheit der medizeischen Venus: wir messen sie, messen sie mit dem Zentimetermaß vom Wirbel bis zur großen Zehe, messen die Rundheit ihrer Kniee und ihrer Schultern, und erklären, daß sie nicht lebensfähig sei, weil ihre Jochbeine fast einen ganzen Zoll hinter der geringsten anatomisch zulässigen Spannung zurückbleiben. Schade um die zu schmale Venus! Schade um den entschwundenen Schimmer der Jahrtausende!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Spezialistentum zermürbt uns. Wir leiden an einem fressenden Hunger nach Tatsachen. Aber die Flamme der Erkenntnis dringt durch den Wust der Tatsachen nicht mehr durch, führt aus den Katakomben der Monumenta Germaniae und bestaubter Klosterarchive nicht mehr ans Sonnenlicht. Wir brauchten jemanden, der aus den vielstöckigen Silos die Kornsäcke herunterschrotete und auf Schiffe verfrachtete, brauchen einen, der aus den wilden Felsblöcken und behauenen Quadern einen stolzen Tempel aufführte, einen, der Tod in Leben verwandelte.

Nicht, wer aus dem Schutt der Zeiten
Wühlet mehr Erbärmlichkeiten,
Sondern wer den Plunder sichte
Und zum Bau die Steine schichte

— das, meint Rückert, wäre der richtige Mann.

Freeman, der verstorbene Professor regius von Oxford, also Inhaber des berühmtesten Lehrstuhles im vereinigten Königreich, schrieb fünf Bände mit dreitausendsiebenhundert Seiten über die Geschichte der normännischen Eroberung, davon allein siebenhundertachtundsechzig Seiten über das einzige Jahr 1066. Wollte man nach diesem Maßstabe die ganze Entwicklung Englands darstellen, so brauchte man sicher hundert Bände und wahrscheinlich zweihundert. Je die gleiche Zahl müßte man für Deutschland, Frankreich, Italien und tutti quanti ansetzen, denn man glaube nur ja nicht, daß Spanien (wo eine bieneneifrige Editionstätigkeit herrscht) oder Rußland (wo uns Sokoloffs Riesenarbeit eine Ahnung gibt), der Archive ermangeln. Und man wird zugeben, daß es eine Leichtigkeit wäre, über jedes Jahr eines jeden Landes seit der französischen Revolution zum mindesten zwei Elefantenbände zusammenzustoppeln, auch wenn es sich nicht gerade um 1813 oder 1870 handelte. Das gäbe nun eine hübsche Pyramide wie die von Tamerlans Totenköpfen, bestehend aus tausend dicken Büchern, die allein Europa seit der Völkerwanderung darstellen. Nun ist das Altertum, und sind Asien und Afrika und Amerika auch noch da. Eine nette Vision von den Annehmlichkeiten, die der geplagten Menschheit noch bevorstehen! Aber sie soll, so fordert man, diese noch als Glück und Segen ansehen.

Der Spezialist verlangt vom Universalisten eine genaue Kenntnis aller Einzelheiten. Sonst ist er eben oberflächlich, unwissenschaftlich, leichtfertig,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Journalist". Nicht wissenschaftlich, — das ist der schlimmste Vorwurf. Das kränkt, das erwürgt, das tötet. Und hat nicht auf dem Historikertage von Dresden Professor Kaufmann, immerhin einer der besten (der aber auch folgerichtiger Weise niemals eine „Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert" hätte schreiben dürfen), Lamprecht gegenüber die Anklage in den Saal geschleudert, „Weltgeschichte treiben führt zum Journalismus?" Nun, ein guter Journalist ist immer noch besser als ein schlechter Gelehrter, und ein Publizist, der sich zum Gelehrten erhebt, sollte von jener alles umfassenden Wissenschaft, die alles versteht und alles verzeiht, — sollte gerade von der Historie mit offenen Armen aufgenommen werden.

Ich behaupte im Gegenteil: der Spezialist gleicht nur zu oft dem Journalisten, und zwar in dessen Anfangsstadium. Denn der Spezialist ist häufig nicht mehr als ein Reporter. Und selten ein klarer, das Wesentliche beachtender, noch seltner ein anziehender, witziger Reporter, wie sie namentlich in den Vereinigten Staaten von Amerika gezüchtet werden. Er ist ein Photograph, nicht mehr. Auch ein Photograph arbeitet in gewissem Sinne wissenschaftlich, insofern er die Gesetze der Optik und der Chemie befolgen muß, aber er selbst findet keine neuen Gesetze in Optik und Chemie, er ist weder ein Astronom (der gleichwohl der Photographie bedarf) noch ein Biolog noch auch ein Maler. Der Universalist dagegen soll allerdings neue Gesetze finden und soll womöglich auch Künstler sein. Sein Wahlspruch ist nicht, Tatsachen sammeln, sondern Tatsachen verstehen und erklären; das „per causas scire" Bacons bleibt sein Polarstern. Der Universalist darf sich garnicht in Einzelheiten stürzen. Er trübte sich nur den Blick. Wer Zeit seines Lebens in einem Kramladen Käse verkauft hat, wird niemals einen Morganschen Ozeantrust oder eine Standard Oil Company gründen. Wer Zeit seines Lebens sich nur mit mittelalterlicher Paläographie, mit der Stadtgeschichte von Florenz, mit griechischen Sakralinschriften oder den englischen Bauernunruhen, mit der Geschichte des Klosters Melk oder dem Leben des Ignatius von Loyola und seiner Nachfolger beschäftigt hat, der verliert den Blick für den Zusammenhang der Dinge, der wird unfähig, ein richtiges Bild selbst seiner Spezialepoche zu entwerfen. Tausend einzelne Striche machen noch lange kein lebendiges Porträt.

Daß Moltke keine fünf Mann hätte über den Rinnstein führen können,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist natürlich gelogen. Aber gesetzt, er hätte es wirklich nicht gekonnt, was dann? Er brauchte das ja garnicht. Nein, er durfte es nicht einmal. Der General, der sich um das Kompanieexerzieren, um die Knöpfe und das Flintenputzen seiner Mannschaft kümmern wollte, ist verloren. Wie soll er denn da einen Feldzugsplan entwerfen und ausführen? In jedem Falle aber wird niemand behaupten, daß es wichtiger sei, die Knöpfe rein zu halten, als den Feind zu schlagen. Trotzdem behaupten die Historiker das häufig. Die „saubere" Herausarbeitung irgendeines höchst unwichtigen Details ist ihnen bedeutsamer, als das Fällen allgemeiner Urteile. Das ist einfach der Unteroffiziersstandpunkt. Auch der Unteroffizier sagt sich: „Der Herr General hat gut reden! Er bewegt bloß ein paar Sekunden die Lippen und ruft: Das Batallion dort hinüber auf den Bergsattel! Wir aber dürfen es uns einige Stunden lang sauer werden lassen, müssen unsere Knochen rühren, um durch Dickicht und Moräste und steile Felsen zu dem Sattel zu gelangen. Unsere Arbeit ist weit schwerer." Aber nicht doch! Ich tue dem Unteroffizier unrecht. Der ist nicht so unvernünftig.

Wenn die Spezialisten ein universalistisches Buch besprechen, so versuchen sie, Fehler im einzelnen nachzuweisen. Das schafft keine neuen Menschheitswerte. Ob die Pyramide Chafras im Jahre 3333 oder 34 gebaut worden ist, ob Tigranokerta vierhundert oder fünfhundert Kilometer vom Kaspisee entfernt lag, ob zu einem Bündnis, das doch nicht zustande kam, Baron Ränkeschmied oder Graf Tückebold die Anregung gab, ist herzlich gleichgültig. Aber darauf versteifen sich die Pächter der Wissenschaft. Und verhöhnen den Eindringling, der in Zahlen oder Namen — what's in a name? — und namentlich in gelehrten Zitaten strauchelt. Wer hat nicht schon abschlachtende Kritiken gelesen, die nur deshalb ein ganzes Buch verdammten, weil die Rechtschreibung eines Namens oder die Seitenzahl in einem Zitate unrichtig war! Es ist das ungefähr — auch bei gröberen Irrtümern —, wie wenn ein Duellant vom Rapier nicht durch die Lunge, sondern nur durchs Hemd gestochen wird. Daß das Hemd ein Loch bekommt, mag ärgerlich, mag ein Schönheitsfehler sein. Aber dieses Loch entscheidet den Zweikampf nicht.

Noch ein Hauptfort der Spezialisten ist zu erobern. Sie wähnen, ihre Maulwurfsarbeit allein sei objektiv; sie schelten die Vogelperspektive der Universalisten willkürlich und subjektiv. Wie stehts damit? Zunächst: es läßt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich häufig beobachten, daß auch die spezialste Spezialarbeit entgegengesetzte Ergebnisse fördert. Busch findet nach genauester Prüfung des Tatbestandes, daß Bismarck recht getan habe, die Beschießung von Paris zu beschleunigen; Delbrück kommt nach ebenso genauer Prüfung zu dem Schluß, daß Moltke Recht gehabt habe, sie zu verzögern. Ebenso ist durch Haufen von Akten, die Ranke, Gindely, Arneth ans Licht gebracht haben, immer noch nicht festgestellt, ob Wallenstein schuldig oder unschuldig war. Sodann: was heißt denn objektiv? Es gibt in der Geschichtschreibung keine Objektivität. Ein kindliches Zeitalter erzeugte die Fabeln Herodots, ein ernstes, grübelndes die strenge Männlichkeit des Thukydides. Der Imperialismus der Szipionen spiegelte sich in der imperialistischen Geschichte Polybs, der Kirchenstaat Augustins in der Klosterchronographie des frühen Mittelalters. Zur Humanität der Aufklärung gehören die Geschichtsphilosophie Voltaires und Herders und das Werk eines Gatterer, Schlözer, Schlosser. Der Nationalismus nach Napoleon zeitigt die deutschtümelnde Geschichtschreibung von Luden, Menzel, Johann Georg August Wirth (meinem Großvater). Die Schleppträgerin des Partikularismus ist die Göttinger Schule, deren Stifter Waitz benso eng und unfruchtbar wie der Frankfurter Bundestag war. Von der Diplomatie Bismarcks sind Sybel und Treitschke untrennbar, von den Kriegen 1870, 1899 und 1904 Delbrück und Frobenius. Durch das Aufkommen sozialer Fragen und die Gründerzeit wurde die wirtschaftliche Auffassung inspiriert; durch die Kolonien kam die Rassenforschung auf, durch die Weltpolitik der Gegenwart die heutige Weltgeschichtschreibung. Wo ist da irgend Raum für Objektivität? Geschichtschreibung ist ein Kind des stets wechselnden Zeitgeistes. Und ist abhängig von der persönlichen Gleichung. Ein Zwerg kann keinen Riesen beurteilen, ein Bürokrat keinen Staatsmann und ein Aktenstöberer keinen Buddha oder Napoleon. Thukydides war ein Geschichtschreiber, und Cäsar war einer; aber beide waren Feldherrn. Thut euch um im Weltgetriebe, umwandert die Erde, erlebt einen Krieg, eine Revolution, und dann schreibt über menschliche Entwicklung.

Nichts ist rückständiger als unsere Geschichtsforschung. Ein Arbeiter, der in der badischen Anilinfabrik gewirkt hat, kann Jahre lang die grüne oder gelbe Farbe nicht vom Gesicht waschen. Wer sich immer mit der Vergangenheit beschäftigt, kann den Staub und Rost schwer von seiner Seele

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaffen. Er hinkt stets den Ereignissen nach. Er ist immer später als eine gerade verflossene Mode. Er ist ein mittlerweile enterbter posthumus.

Inzwischen sind letzthin einstige Verfechter antiquarisch-partikularistischer Methoden mit fliegenden Fahnen ins gegnerische Lager übergegangen. Die zusammenfassende Darstellung und selbst die Weltgeschichte hat in der jüngsten Zeit und noch in den letzten zwei Jahren merklich an Anhängern gewonnen. Deutsche Historiker haben Amerika und China besucht.

Aber ein neuer Kampf hat sich entsponnen. Wie der Streit um eine Festung umso erbitterter ist, je länger er dauert, und wie die Belagerten zuletzt gegen die eigenen Freunde wüten, weil sie Feigheit oder Verrat wittern, so toben auch die zurückgebliebenen, rückständigen, vom neuen Zeitgeist belagerten Spezialisten mit der Wut der Verzweiflung gegen die Überläufer, gegen die Anhänger des Universalismus. Erst müsse einer Keilschrift oder griechische Pergamente lesen können, müsse mittelalterliche Paläographie treiben, ehe er den Mund auftun dürfe. Ja, so weit geht der Wahnsinn, daß nur noch neues, unveröffentlichtes Material geschätzt wird, und wenn es ein Waschzettel oder der Tratsch einer hysterischen Geschiedenen wäre. Wir wissen aus Prozessen der jüngsten Tage, wie wenig Wert solchem Zeug beizulegen ist: sollte es beim Wiener Kongreß, für den Fournier die Papierkorbauskehrsel durchsucht hat, anders sein? Das sind Ausartungen, ist Alexandrinertum. Es sei ferne von mir, aller Kleinarbeit den Krieg zu erklären. Sie ist notwendig. Sie kann sogar bis zur Kleinkunst des Darstellers sich erheben. Sie bereitet neue wichtige Aufschlüsse vor. Ohne mühsame Kleinarbeit hätten wir es nie gelernt, der Überlieferung kritisch gegenüberzustehen. Ohne sie wüßten wir nichts von der Verwaltung römischer Provinzen oder davon, daß die Templer und später die Päpste von Avignon in erster Linie durch ihre Finanzgebahrung Einfluß hatten. Der Krieg gilt nur denen, die den Stoff für die Hauptsache, Urteil und Form für Nebensache halten, gilt nur den Handwerkern und Banausen. Neues Material, wenn es wirklich wertvoll ist, wird stets dankenswert sein. Falsch aber und dem Interesse der Wissenschaft entgegengesetzt ist es, zu sagen, daß nur der Baumeister sein könne, der zugleich Schiefergrubenbesitzer sei, oder nur der einen Frack mit Überlegenheit zuschneide, der auch eine Tuchfabrik habe, oder daß man gar erst schön kalligraphisch schreiben müsse, um gute Rezepte zu verordnen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir begrüßen freudig ein förderndes, neue Werke vorbereitendes Spezialistentum, aber verdammen ein unfruchtbares, das nur wie der Fakir Indiens den eigenen Nabel beschaut, das sich über theoretische Quisquilien aufregt, wie die Frage nach der Grundherrschaft, das die Katzbalgereien eines Markgrafen oder einen Klosterprozeß vom Jahre 1444 mit heiligem Ernst behandelt, das den Geburtstag eines Ministers von Honolulu verzeichnet, aber von dem Petroleumtrust nichts weiß, das eine der nichtigsten Aktionen des Frankfurter Bundestags auf dreihundert Seiten behandelt, aber für die deutsche Millionenauswanderung nach Amerika keine Zeile übrig hat. Nur zu oft gilt noch jenes grausame Wort: Gelehrte gleichen Eunuchen; sie bewachen die Schönheit, ohne sie zu vermehren.

# Vierter Märzbrief / Von Jakob Schaffner

Verehrte und liebe Frau Eva,

warum hast du mich allein nach Paris gehen lassen? Kanntest du mich nicht besser? Und kanntest du auch dein Paris nicht besser? Dein Paris mit dem schönen leichten Leben und dem vielen Vergnügen, mit den schicken Pariserinnen und den umgänglichen Parisern daneben? Dein Paris gibt es ja garnicht, wenn du darin fehlst. In deinem Paris bist du die Hauptsache, und wenn du es einen guten Jungen erleben lassen willst, so mußt du dich dazu bekennen und dazwischen sein. Sonst erlebt er etwas ganz anderes und kommt in Verlegenheit.

Liebe Eva, ich bin überall gewesen, wo du mich hingeschickt hast, sogar im Mordprozeß. Ich habe fortgesetzt versucht, mich zu amüsieren, und habe meinen tiefsinnigen Esel genau auf der optimistischen Spur deines hübschen Pferdchens getrieben. Ich habe nach deinen Angaben allerlei Champagner getrunken und mit allerlei Damen in allerlei Lokalen allerlei weltmännische Tänze angegeben, wozu du mich mit Geld versorgt hast. Ich kann dir versichern, daß ich meine Sache gut gemacht habe, und mir manchmal verflucht durchtrieben vorgekommen bin; aber du überschätzest dabei gewiß etwas. Es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bleibt doch alles diesseitig; man spielt eine Stunde mit der stupiden Bestie und nimmt sich vor dem Giftzahn in acht; dann geht man seiner Wege weiter und lacht selbstbetrügerisch auf, weil man sich eigentlich genieren wollte. Ich bin auch in deinen Varietees gewesen, wo die dummen Beine herumfliegen und der Jongleur süßlich lächelt. Ich habe in deinen Theatern deine Stücke gesehen und deine Musik gehört und schwamm als ein fremder sagenhafter Feuersalamander zwischen den Parkettheringen im schön gefärbten Herzwasser der Operettenrührung und im laulich sündhaften Zötchenstrudel des pikanten pariser Schwankes. Aber weil du nirgends daneben saßest und dich freutest, so hatte ich keinen Grund, nachsichtig zu sein, und das ist wahrscheinlich ein Unglück. Liebe schöne Frau, du hast eigentlich doch keinen rechten Geschmack und bist vielleicht überhaupt kein rechter Mensch. Du weißt auf das Atom, welches Parfüm vornehm riecht und welches weniger, und wieviel man von jedem nehmen darf; das imponiert mir immer noch. In Toilettenfragen bist du eine unübertroffene Erfinderin und Farbenrichterin. Wie man ein Champagnerglas faßt, eine Auster ißt, ein Kleid rafft, kann man nirgends reizender erfahren als bei dir. Aber wie man in Paris eine unsterbliche Seele die blühenden Wege Gottes führt, und wie man den Geist des Lebens zum Singen bringt, davon ist deinem Köpfchen nicht viel bekannt. Du hast mir in deinem Hotel dein Zimmer bestellt, und ich habe in deinem Bett geschlafen alle zwanzig Nächte; das war lieb, und es kam Fürsprache davon. Aber du hast mich in die Mordaffäre geschickt, und seitdem ich dieses dein Interesse erlebt habe, tust du mir auf irgendeine Weise leid; und manchmal ärgere ich mich sogar über dich. Wenn du mir doch sagen könntest, wer du bist. Jetzt muß ich selber darüber nachdenken, und man kann nun nicht wissen, wie es dir gehen wird dabei. Ich habe Angst, weil du dich im Irrtum befindest; ich bewundere den Verbrecher, und du liebst den Skandal. Verehrte Frau, das ist zweierlei, und du mißverstehst mich. Verbrecher gibt es alle fünfzig Jahre höchstens einen, und die Stimmung, die von ihnen kommt, ist nicht der Skandal, sondern die Revolution, und die hassest du, denn du fürchtest sie. Aber den Skandal liebst du, weil du ihn verstehst. Man bringt aus bekannten Gründen mit bekannten Mitteln einen Ehemann ums Leben: das kann rührend sein; es kann durch Entrüstung erheben; es kann durch phantastische Anwendung trösten.

Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Nein, man kann sich nicht amüsieren in Paris, wenn man ein wacher Mensch ist. Gibt Geistesnot etwas zum Amüsieren? Ist Armut der Seele ein Belustigungsobjekt? Kann das einen angenehmen Kitzel schaffen, wenn die Erbärmlichkeit des unzulänglichen Daseins einmal massenweise auftritt und in der affenmäßigen Schneidigkeitsgeste des Weltstädters daherschleßt? (O süße Frau, wie bangt mir für unser schönes Berlin!) Außerdem amüsiert sich der Pariser selber nicht. Hast du auf den Boulevards einmal einen Menschen lachen sehen, wenn du vor deinem Café auf dem Trottoir saßest und den unverständigen Strom und Gegenstrom des Verkehrs an deinen Augen vorbeiwimmeln ließest? Du wärest erschrocken, wenn es sich ereignet hätte. Aber es ist nicht passiert; ich nehme es auf mein Ehrenwort. Wann lacht der Pariser? Und wo lacht er? Im Kinema vor der verunglückten Droschkenfahrt, im Varietee unter dem ungereinigten Regen müder Humoristenwitze, im Schauspiel dritter Garnitur über dem gegenstandslosen Weben und Nachthemdensinn pikanter Situationen. Einmal zwar hörte ich wirklich zwei junge Menschen lachen, hellauf und freudig, wie es bei uns Mode ist; aber als ich ihnen nachging mit der Gier des Menschenhungers, da war es ein deutsches Hochzeiterpaar. Und so ist es: wir reisen nach Paris mit Abenteuerlust und gefüllter Börse. Und es kennt uns kein Mensch, und es fragt uns kein Mensch, und das sind wir garnicht gewohnt. Wir fangen an zu schwimmen in dem fremden Wasser, und alles reizt uns, und alles ist neu, und alles ist Unternehmung. So kommt es, daß wir uns vergnügen und in unsrer Unschuld annehmen, dem Pariser, dem Satan, sei es nun rein immer so zu Mut wie uns in unserm fidel gesträubten Provinzlerpelz, wenn wir in verschämter Sündenvorfreude eines der weltberühmten Lokale betreten und zu einem Wesen, das wir da vorfinden, einen Geist und Sinn mitbringen, der eben nicht den Parisern gehört, sondern uns, und den wir samt Hut und Schirm wieder mit uns nehmen, wenn wir denken, daß nun unsre Stunde geschlagen habe. Und hinter uns lassen wir die zahnstochernde Langeweile der Gewohnheit und die phantasielose Betrübnis eines gemeinen Zeitlaufes.

Wir wollen es doch freundlich heraus sagen: dein Pariser ist etwas, was nicht existiert. Du hast ihn mit verklärten Augen angesehen, da glühte er auf. Laß mich so einen Wicht genau betrachten. Woraus besteht er?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man kann es haarscharf nachweisen. Aus einem Zylinder für acht Franken, einem Paar Lackschuhe für drei Fünflivres, einem Konfektionsüberzieher und einem hohen steifen Ringkragen. Seht, welch ein Mensch! Aber du meinst natürlich den Zylinder für dreißig Franken und das lächelnde Geheimnis der süßen Lebewelt. Verehrte gnädige Frau, süß ist da garnichts als vielleicht die Schminke. Das Lächeln wird nach dem Tarif gegrinst und nach dem Einmaleins des offenen Spiels der Reihe nach aufgesetzt. Und über dem Geheimnis werden die Schleier garnicht dicht und garnicht hoch hinaufgezogen. Es wird doch wohl auf der Welt nicht schnell ein elenderes Lumpenpack aufkommen, als so ein Theater voll Lebewelt. Opéra comique. Rang für Rang, nur in verschiedener Schattierung: das öde Tier, der Halbaffe, die gepuderte Leiche. Das vielgesuchte übergangsstadium vom verschollenen Vetter des Gorilla zum Homo sapiens. Zwar von der Großen Oper muß man mit Achtung reden; ihresgleichen ist vielleicht nicht in Deutschland. Aber eine Ausgießung des heiligen Geistes erleben sie dort auch bloß, wenn ihnen eine Götterdämmerung über die Bretter geht. Zwar wir haben sie nicht gemacht, aber wir führen sie fleißig und mittelmäßig auf.

Liebste Eva, wahrhaftig, der Mensch fängt sehr spät und vielleicht wirklich, wie ich neulich las, erst beim Talent an. Aber du, verlaß mich nicht! Hörst du, verlaß mich nicht. Gleite mir nicht von der Hand. Entwicklung, Erkenntnisfortschritt, Vertiefung: was soll mir der ganze schmerzhafte Prozeß sonst für Gnade einbringen, wenn ich bei dir wieder vor die Tür zu stehen komme? Untergrundbahn, Menschenwürde, Welthandel, Sport, Freiheit, Industrie, Technik, Kunst, Herrschaft: was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder hast du schon gehört, daß einer eine andere Seele bekam, wenn er seine einzige vertan hatte? Liebe Seele, sei lebendig. Jetzt beginnt es so und kommt darauf an.

Um davon zu reden: was in Paris vom Menschen zeugt, ist nicht national französisch. Und was in Berlin aus dem Geist kommt, hat nichts mit dem Deutschen Reich zu tun. Rodin, Meunier, Rembrandt, Millet, Praxiteles, Lionardo, Wagner, Beethoven, Goethe, Shakespeare, Keller, Sophokles, Dostojewski, Boccaccio: laß doch den Teufel dies Deutsche Reich holen und diese französische Republik, wie er jenes Hellas geholt hat und jene römische



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weltherrschaft und diese kleinen italienischen Herzogtümer! Was bleibt übrig? Und worauf kommt es an? Sollen wir uns beunruhigen lassen durch politische Konstellationen, durch diesen verdammten Schwindel, den Parteiführer und Dilettanten und beschränkte Kerle um sich her bewegen, um sich wichtig zu machen? Patriotismus, was ist denn das? Ich versuche, dem gesellschaftlichen Leben eine Form zu geben, und es gelingt mir; dann ist's ja gut. Oder es mißlingt mir; dann korrigiere ich oder fange von vorne an. Was spielen sich denn diese Taschenspieler und Hohlköpfe in Regierungen und Reichstagen und Parteiversammlungen so wolkig auf? Wo ist denn einer, der was kann, ein Künstler unter ihnen? Sie quetschen Moral hervor und Patriotismus. Sie kauen in ihren Versammlungen die Parteiideale von gestern und vorgestern wieder. Kommen sie denn weiter? Das Leben der Gesellschaft ist doch ein Stoff, der nach denselben Gesetzen gekannt und in Form gebracht sein will wie die plastische Erscheinung vom Bildhauer oder das gedankliche und sittliche Dasein vom Philosophen. Was müssen wir uns nicht gefallen lassen von Stümpern und Gauklern an unserm eigenen Material. Sie verpfuschen unsere Verhältnisse im Großen und sind noch obendrein heilig gesprochen. Der letzte triefäugige Schutzmann ist eine moralische Erscheinung und gesetzlich geschützt. Und zu sagen: „Zum Henker mit einer nichtsnutzigen Regierung und eine andere her!" ist schon geschmacklos, so grotesk und natürlich klingt es. Aber außerdem: der Gott alles Trostes könnte der geplagten Menschheit und seinem eigenen vielverhinderten Himmelreich keinen bessern Dienst leisten, als wenn er auf einen Tag überhaupt eine allgemeine Diplomaten- und Politikerpest ausschickte; ich wollte gern acht Tage lang Gräber schaufeln helfen. Die militärischen Nebenorgane würden von selber wegen Unbenütztheit eingehen; sie spielen ohnehin die Rolle des Blinddarmes in unserm gesellschaftlichen Organismus. Man kann ja garnicht an Paris denken, ohne sich zu fragen, ob wohl die Franzosen nicht doch die besseren Kanonen haben als der Deutsche Kaiser. Es ist wirklich rasend verrückt und unbequem, sich ständig auf Blinddarmentzündung einrichten zu müssen. Könnten sich die werten politischen Persönlichkeiten — das zänkische Deutsche Reich, die intelligente Dritte Republik und die anderen schlechtberatenen Patienten, — könnten sie sich nicht vielleicht das lächerlich empfindliche und sonst ganz unnötige Organ herausschneiden lassen? Was für eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erlösung und Erleichterung käme daraus für unsere schweizerische Föderativrepublik! Unter Umständen würden wir dann sofort mit der richtigen Kultur beginnen und unsere Schulden bezahlen.

Eigentlich sollte es einem nur recht sein, wenn sich die Systeme blamieren. Und da es festzustehen scheint, daß der Pöbel eine ewige Einrichtung ist und ewig von Seinesgleichen bei der Nase herumgeführt werden muß, so hätte ein wacher Mensch nichts dabei zu erinnern. Er entzieht sich doch dem ganzen Betrieb auf eine Weise, daß ihn das Massenhafte steinigen würde, wenn es davon Wind bekäme. Es ist nur, daß ihm dieses dumpfe und gepeinigte Massenhafte manchmal leid tut.

Du freilich, verehrte Frau, hast nur ein Gefühl dafür: Verachtung. Du hast deine Seele auch wo anders her: aus dem klugen Laboratorium des Kapitalismus. Unsere Streite haben für dich höchstens den optischen Reiz der Bewegung, unsre Begeisterungen und Schöpfungen nimmst du für Schmuck und zierst deinen weißen Hals damit. Man kann auch so zum Leben stehen; aber es ist nicht meine Auffassung. Sondern wenn ich im Louvre vor eine Wand mit Rembrandtbildern trete, so fällt davon ein Feuer der Selbstvernichtung über meine Seele. Dann gibt es allerdings wieder einen Vogel Phönix, aber wenn ich darauf Lionardos Mona Lisa vors Gesicht komme, so muß ich mich sehr steif machen, daß mir nicht gleich die schönen neuen Federn vor Herzklopfen ausfallen; und die Gedanken donnern mir vom Kopf wie die Lawinen von den Bergen. Du behauptest, daß du ihr gleichst; aber darin irrst du dich schon wieder. Man kann der Mona Lisa schlechterdings nicht gleichen, oder man muß selber von Lionardo sein. Das ist viel mehr, als wenn einen einfach Gott gemacht hat. Außerdem willst du auch der Venus von Milo gleichen. Du hast sie mir einmal dargestellt mit deiner graziösen, aber ein bißchen müden berliner Schönheit, und wolltest mit Teufels Gewalt dein Haar dazu aufnesteln, daß wir fast Streit bekamen darüber. Du dachtest wohl an Genoveva. Oder an Mona Vanna. Man weiß das bei dir nie genau.

Das haben wir miteinander gemein: wir finden uns vor jedem großen Kunstwerk auf uns selber zurückgewiesen. Aber das unterscheidet uns: bei mir kommt es meistens auf eine Gerichtsverhandlung heraus, und bei dir immer auf eine Schönheitskonkurrenz. Die miloniſche Aphrodite ist aus An-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dacht gemacht und zur Andacht. Wer davor auf andre Spekulationen verfällt, der ist doch wohl ein sonderbarer Schwärmer.

Liebe Eva, überhaupt: wer nie sein Brot mit Tränen aß, der hat keine Ahnung. Du hast keine Ahnung. In Paris bin ich dahintergekommen. Was weißt du von dem furchtbaren Wunder des Gefühls und seines Ausdrucks? Du brauchst kein Drama zu schreiben, um das Gegenteil zu beweisen, und es hat garkeinen Zweck, daß du dich dazu anstrengst, wie du tust, denn du hast keinen Funken Talent. Aber du würdest vielleicht ein Mensch, wenn du dich zu deinem Leben bekenntest. Dein Leben, das bin ich. Ich bin dein Wert. Ich bin dein Gehalt. Aber du bist ein Dilettant des Daseins, ein Dilettant des Gefühls, ein Dilettant der Leidenschaft. Amateur der Sünde. Warum schiebst du dich im gemeinen Strudel in den Gerichtssaal und begaffst das betrübte Armeleutverbrechen? Das bissel Halsabschneiden der Gevatter Hans und Heinrich: was bedeutet's dir? Was ersetzt es dir? Den Menschen! Nachdem du zwei Jahre mit mir umgehst! Was hältst du mich dann noch auf? Laß mich in diesem Fall doch lieber meiner Wege gehen, daß ich meine lebendige Seele wieder zu andern lebendigen Seelen trage. Was tust du damit, nicht wahr? Warum betrügst du überhaupt deinen kleinen possierlichen Mann mit mir? Ihr seid doch so hübsch ein Kopf und eine Hand: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Kapital dienen!" Und für die Motten habt ihr Mottentod, und für den Rost habt ihr Putzpomade; so schlagt ihr auch dem Bibelwort ein Schnippchen: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln, die die Motten fressen." Also warum? Zwar ich weiß. Seit Paris weiß ich. Und jetzt schlägst du deine schönen Augen auf und blickst mich an. Und ich sehe wieder Duft und Wolke wachsen wie vordem, und das lächelnde Morgenlicht der Güte und die selbstlose Edelform der Zuneigung. Und ich höre den befreiten Dreiklang deiner stillen Weltklugheit mit leisem Getöne darüber aufblühen, ich erschrecke wieder vor dem unwissenden Liebreiz deiner schmalen Beterinnenhände. Heiliger Herrgott im Himmel, was quälst du mich dann? So laß doch die Toten ihre Toten begraben und folge mir nach! Komm zu mir! Mein Haus steht offen. Blühende Türen erwarten dich. Meine Wände treiben Augen und wollen grünen. Komm!

Aber ich bin kein Gläubiger mehr. Ich gehe schon den verlorenen Weg des Märtyrers.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich weiß, was du jetzt denkst. Du meinst, ich sei schlechter Laune vor Sehnsucht, und da schreibe ich dir unangenehme Dinge, um mich auszusprechen; denn du kennst doch die Männer. Aber ich bin mehr als ein Mann. Verstehst du das? Lebe wohl, du zärtliche blaue Romantikerblume, Dekadentenfüße und Zwielichtsymbol der Unfruchtbarkeit, törichtes Wunder und Irrlicht des Aufenthaltes, willenlose Harmonie des Truges aus nichts und für nichts, als zum Herzbewegen und für einen Grund mehr zur Trauer. Ich kenne dich, aber ich verstehe dich nicht. Ich sehne mich nach deiner Erfüllung und gehe zugrunde an deiner Lüge. Siehe, dein Defizit und dein Gericht ist auf meine Schulter geladen, aber du gehst frei aus, weil ich dich liebe. Ich bin das Lamm Gottes, das deine Sünden trägt. Und du hast keine Ahnung. Du richtest in der Zeit deine Wohnung gotisch ein, weil du in Notre-Dame die Idee dazu bekamst.

Du hast meinen Frieden an dich gezogen. Mein ganzes mutiges Glück schmachtet in deinem Schmuckkasten. Wenn du dich diesen Winter damit unter den Kronleuchtern deiner Kommerzienräte bewegst, so wendest du vielleicht auch einen kleinen unnützen Gedanken an deinen

Karlemann

# Abbé Blot / Von L. vom Vogelsberg

Abbé Gaston Blot war ohne Zweifel sehr beliebt in Antières. Das wurde schon dadurch dokumentiert, daß man seine Predigten besuchte. Denn wenn Abbé Blot sprach, mußte man lachen, und man durfte es ungestraft. Nicht etwa, daß Hochwürden von der Kanzel herunter Witze riß, im Gegenteil; er nahm vielmehr eine äußerst blutrünstige Miene an und versprach den steifen schwerfälligen Bauern von Antières sämtliche verfügbaren Strafen des Himmels. Aber jedesmal, wenn er das letzte Anathema mit einem Furioso unter die andächtige Gemeinde geschleudert hatte, dann legte Abbé Blot den massiven Kopf leicht auf die linke Schulter, und ein verlegenes Lächeln huschte über sein



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trinkfrohes Gesicht: mit diesem Lächeln bat er alles wieder ab, was er eben gesagt hatte. Und die Bauern von Antières verziehen ihm nachsichtig alle die gewichtigen Bannflüche und lächelten verzeihend zur Kanzel hinauf. Dann schmunzelte Abbé Blot erleichtert über das ganze herzhafte Gesicht und erzählte seiner getreuen Herde allerlei ernsthafte Gleichnisse mit starkem Lokalkolorit und deutlichen Hinweisen, die ihre Wirkung nie verfehlten. Man lachte, und Abbé Blot lachte mit, diskret zwar, aber in dem angenehmen Bewußtsein, fördernd auf die Lebensfreude seiner Gemeinde gewirkt zu haben.

Dieses Bewußtsein schien ein ständiges Attribut von Abbé Blots innerem Wesen zu sein. Wie Frühsonnenschein lag es ständig auf seinem jovialen freudeglänzenden Gesicht, wenn er, vierschrötig, mit dem Gang eines Lastträgers unter den seiner Fürsorge Anvertrauten wandelte. Abbé Blot hielt nichts vom Geschniegelten und Gebügelten, und die schäbige Soutane, die er beständig trug, hatte sicherlich schon seine Primiz erlebt, welche Feierlichkeit nun doch schon mindestens dreißig Jahre zurücklag.

Geld hatte Abbé Blot keines. Die Pfründe war eine der magersten im Land, und die wohlgerundete Gestalt des geistlichen Herrn war nichts weiter als eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Dafür war die Nase in ihrer Farbe durchaus waschecht; denn der Wein war billiger als Wasser in Antières und gab dem Abbé wenigstens Gelegenheit, den Magen quantitativ zu beschwichtigen.

Als Yvette, seine runzliche Hausdame, die das Schwabenalter gerade zum vierten Male überschritt, ihn darauf aufmerksam machte, daß es dank seiner finanziellen Lotterwirtschaft heute — das sechste Mal in der Woche — wieder nur Kartoffeln gäbe, griff er lächelnd in seine Tasche und überreichte ihr mit schwerfälliger Grandezza seinen letzten Frank.

„Nehmen Sie das, Mademoiselle, es wird wohl heute abend für Sie reichen!“ bat er verschämt.

„Jawohl, für mich reicht das!“ eiferte Mademoiselle im Zorn, „aber Sie — Sie wollen mit Gewalt verhungern! Oui, c'est ça!“

Gaston Blot suchte bescheiden abzuwehren, obgleich Mademoiselle sonst unbedingt die erste und die letzte Instanz für ihn war. Aber es gelang ihm nicht, die streitbare Dame ad absurdum zu führen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Kein Geld da, — das sagen Sie immer, Hochwürden! Aber ich wette hundert gegen eins: der lange Tölpel Pierre Fromont, der vor einer Viertelstunde hier aus dem Hause ging, hat was andres als geistlichen Zuspruch geholt!"

Abbé Blot wurde ganz verlegen. „Aber ich bitte Sie, Mademoiselle: der arme Mensch hat Unglück gehabt, und die fünfzig Franken für eine neue Kuh durfte ich ihm doch nicht abschlagen, — das wäre unchristlich!"

„Fünf—zig . . ." Mademoiselle war sprachlos, und Hochwürden benutzte den günstigen Augenblick, sich schleunigst einer weiteren hochnotpeinlichen Inquisition zu entziehen. Weil ihn aber auch Amadé Perrot um ein Darlehen gebeten hatte, sann er auf Mittel und Wege, wie er ihm eines verschaffen könnte. Er hatte jetzt keinen Sou mehr, aber Perrot hatte zwölf Kinder und mußte Brot haben, heute Abend noch. Deshalb wartete Hochwürden, bis er Mademoiselle in der Küche in galligem Zorn rumoren hörte. Da stahl er sich in sein Zimmer und löste mit bänglich klopfendem Herzen den schweren silbernen Deckel von seiner Pfeife. Er bekam fünf Franken dafür und Amadé Perrots Kinder bekamen ihr Brot.

Indes am nächsten Sonntag gab es einen großen Krach. Die älteste von Louis Favreau ließ ihren Jungen taufen; den Vater kannte man nicht. Ganz Antières war in Aufruhr; eine solche Geschichte war seit Menschengedanken nicht vorgekommen. Daß Abbé Blot mit einer donnernden Philippika die Sünderin in Grund und Boden schmettern würde, wußte man im voraus, und die Vorfreude auf diesen seltenen Genuß war ungeteilt.

Aber merkwürdiger Weise sagte der Abbé während der Predigt nicht das geringste davon.

Indes, als er nach Beendigung des Gottesdienstes zum Taufbecken hinüberschritt, lagerten drohende Wolken auf seiner gerötеten Stirn, und mit böse zusammengekniffenen Augen sah er an der Gemeinde vorbei, die in übergroßer Frömmigkeit auch diese Handlung nicht versäumen wollte und blieb, auf die unscheinbare Gestalt der Sünderin.

Eine Weile betrachtete er stumm die dürftige, fast noch kindliche Gestalt des Mädchens, das vor Angst und Zerknirschung fast vergehen wollte.

„Wo ist der Pate?" fragte er ganz ruhig.

Das Mädchen schüttelte mit in Tränen schwimmenden Augen den Kopf.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da nahm Abbé Blot mit unendlich gütigem Blick den Täufling in seine Arme und taufte ihn auf den Namen Gaston Favreau. Dann geleitete er die junge Mutter als ein vollendeter, freilich etwas schwerfälliger Kavalier aus dem Kirchenportal.

Die ehrsame Gemeinde hatte lange gebraucht, bis sie sich von diesem Donnerschlag erholt hatte; aber endlich hatte sie sich doch erholt, und zum Beweise dessen erschien eines Morgens Monsignore der Herr Bischof.

Abbé Blot machte sich zunächst wenig daraus; erst als ihn Monsignore wissen ließ, daß ihm von vertrauenswürdiger Seite die sehr schwerwiegende Mitteilung zugegangen sei, daß er — Blot — höchst unmoralischen Anschauungen huldige und diesen sogar in der Kirche Ausdruck gebe, da wurde Abbé Blot so wild, daß Monsignore Angst bekam. Aber die „vertrauenswürdige Seite" verriet er trotzdem nicht.

Man erwarte, so schloß der Bischof, daß der Herr Abbé sich in Zukunft etwas Ähnliches nicht mehr werde zuschulden kommen lassen.

Abbé Blot konnte im allgemeinen sehr viel vertragen, aber das war ihm zu viel. Er schnaufte wie ein gereizter Kampfstier, und der Zorn lief ihm blaurot übers Gesicht.

„Was ist das?! Ich predig mein Christentum, wie's in der Bibel steht und tu auch danach; das kann jeder anständige Mensch vertragen, und wenn mich so ein nichtsnutziger Bauernflegel verklatscht hat, dann hat er's nicht aus empfindsamem Schamgefühl, sondern aus Gemeinheit getan! Jawohl, Monsignore! Und für die Morallehre, die Sie mir in Zukunft fertig verdaut vom grünen Tisch schicken wollen, dafür bedank ich mich gehorsamst — ich bleib bei meinem gesunden Menschenverstand!"

Während sich Abbé Blot nach dem soeben entwickelten Programm verschnaufte, entfernte sich der Bischof eilig mit dem Hinweis, daß er sich weitere Entschließungen vorbehalten müsse.

Aber als er zur Tür hinaus wollte, vertrat ihm ein riesiger Bauer den Weg. Es war Louis Favreau.

Monsignore habe doch wohl einen Augenblick Zeit? Dabei drängte Louis den Erschrockenen ohne weiteres wieder ins Zimmer.

„Gewiß, mein Freund!" versicherte er in seiner Notlage, „ist denn die Angelegenheit so wichtig?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„So wichtig, daß ich sogar Hochwürden bitten möchte, uns allein zu lassen!"

Dann pflanzte sich der herkulische Bauer dicht vor dem Bischof auf.

„Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Bischof, daß wir alle Abbé Blot sehr schätzen — sehr!"

„Das freut mich aufrichtig, mein Freund!"

„Und deshalb wollte ich mir nur gern von Ihnen bestätigen lassen, daß Hochwürden hier bleibt!"

Monsignore war sehr überrascht und erzürnt über diesen Eingriff in sein Entschließungsrecht. Im Gegenteil, er wollte Blot in die Ardennen oder in die Bretagne schicken.

„Nicht wahr?!" — fragte Louis Favreau noch einmal sehr dringlich und rückte mit seiner Riesengestalt dem Bischof etwas näher auf den Leib.

Monsignore suchte durch ein zweckentsprechendes Gesicht die in ihrem heiligsten Gefühl gekränkte Kirche zu repräsentieren. Aber bei seiner feisten Physiognomie wirkte das nur komisch; um Favreaus dünne Lippen flog ein Lächeln.

„Mon Dieu, Herr Bischof," sagte er eindringlich, „ich will keinen Zwang auf Sie ausüben, nein — aber sehen Sie, man könnte Hochwürden an einen ganz ungeeigneten Platz versetzen wollen, nach Paris zum Beispiel!"

Monsignore war im ersten Augenblick so erstaunt, daß er dem langen Favreau beinahe versichert hätte, Abbé Blot komme ganz gewiß nicht nach Paris. Aber im letzten Augenblick schoß ihm blitzartig der Gedanke durch den Kopf, daß ihm die „vertrauenswürdige Seite" versichert hatte, Favreau sei einer der gefährlichsten Wildschützen des Departements. Deshalb machte Monsignore jetzt eine gewaltige Dummheit, wobei er die Miene der „strafenden Kirche" aufsetzte.

„Mein lieber Sohn, Sie wollen mir da Vorschriften machen, obgleich . . . äh hm . . . obgleich . . . ich meine, Ihr eigener Wandel . ."

Mit gutmütigem Lächeln schnitt ihm Louis das Wort ab.

„Sie haben Recht, Herr Bischof, ganz Recht — so alte Sünden hängen einem sein Lebtag an. Darum möcht ich nicht, daß Hochwürden nach Paris geht. Er ist wie ein Kind — und dort fängt ihn die Sünde — gewiß! Sogar die geistlichen Herren bleiben davon nicht verschont! Ein Beispiel?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eh bien, Monsignore wollte vorhin ganz richtig sagen, daß ich ein verfluchter Wildschütz gewesen bin . . Sehr wahr, Herr Bischof — aber sehen Sie, ich bin damals oft mit manchem saftigen Hirschrücken nach Paris gekommen, nicht nach den feinen Hotels, o nein, nur so um den Montmartre herum und ins Latin — Sie verstehen — wo man sich die hübschen Mädels kaufen kann. Und gerade die Mädels mochten die Hirschrücken so gern, — sie brauchten sie ja nicht zu bezahlen, das taten die Herren, die gute Freundschaft mit ihnen hielten!"

Monsignore war ein wenig unruhig geworden; sein Gesicht wandelte sich allmählich in das der „verzeihenden Kirche".

„Mein Lieber, ich begreife in der Tat nicht — warum erzählen Sie mir das alles?"

Louis Favreau lächelte nachsichtig.

„Ja sehen Sie, Herr Bischof, unter den splendiden Herren, die dorthin kamen, war auch so manches Abbélein. Freilich ohne Soutane, aber sie waren geschoren, das verriet sie! Und einer war dabei, hm, verzeihen Sie, Monsignore — aber ich hab sofort an ihn denken müssen, als ich Sie sah! Diese Ähnlichkeit! Einen Eid könnt ich fast drauf leisten . . ."

Monsignore war sehr blaß geworden. Jetzt stand er auf und wischte sich mit einem seidnen Tüchlein die glitzernden Tropfen von der Stirn.

„Aber ich bitte Sie, wie können Sie . . ."

Louis blieb seelenruhig.

„Je nun, solche Ähnlichkeiten gibt's überall. Aber, wie gesagt, ich könnte schwören, hm ja, könnt ich! Und sehen Sie, Herr Bischof, ich möchte nicht, daß der gute unschuldige Abbé solchen Versuchungen ausgesetzt würde, in Paris nicht und — anderswo auch nicht!"

Monsignore sah sogleich den Rettungsanker. Mit mildstrahlendem Lächeln und zitternden Knieen ging er auf den keine Miene verziehenden Bauern zu.

„Sie haben ein goldenes Herz, mein lieber Sohn — es soll nicht unbelohnt bleiben! Antières wird seinen Seelsorger behalten!"

Louis maß ihn mit seinen scharfen Wildschützenaugen. „Für immer?!"

Monsignore sah die unbedingte Notwendigkeit der Kapitulation ein.

„Für immer!"

Ruhig, unverwandt sah ihm der lange Louis ins Gesicht.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich will's Ihnen glauben, Herr Bischof — aber, wie gesagt — mein Gedächtnis ist sehr zuverlässig . . ."

So blieb Abbé Blot in Antières.

Doch als das Kirchengesetz kam, unterwarf er sich ihm ebensowenig wie vorher dem Bischof. Deshalb entzog man ihm seine „fette" Pfründe und setzte ihn auf die Straße. Und diesmal konnte selbst Louis Favreau nichts ausrichten.

Zwei Tage vor seinem Auszug aus dem Pfarrhause saß Abbé Blot in seinem Zimmer und sog an seiner Pfeife, die immer noch des silbernen Deckelschmucks entbehrte. Vor einer Stunde hatte er Mademoiselle Yvette zur letzten Ruhe gebracht. Zu dumm — gerade als er in der Mitte der Grabrede war, mußte ihm etwas in die Kehle kommen, eine Mücke wahrscheinlich. Er hatte schnell das Vaterunser gesprochen und war eilig heimgestapft. Und da war es natürlich der Wind, der ihm unterwegs die Tränen in hellen Bächlein über die Wangen getrieben hatte . . .

Aber was nun? Geld hatte er keins, ein Handwerk verstand er nicht, — was sollte er anfangen? Die Bauern von Antières hatten selbst nichts zu beißen.

Nachdenklich ging Abbé Blot zu dem Wirt hinüber, der schwer an der Auszehrung lag. Und der jammerte ihm vor, daß die Wirtschaft zugrunde ginge, weil er keinen Menschen habe, der ihn vertreten könne.

Sinnend, wie er gekommen war, ging Abbé Blot wieder nach Hause.

Vom nächsten Tag an aber stand er hinter dem Schanktisch und vertrat den Wirt. Und weil er kein andres Gewand hatte, tat er's in der Soutane.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Rundschau

## Lackeliana

### Oberbayerische Eisenbahnstudien

Heute tut es mir leid, daß ich keinem von den vielen Malesiz-Preußen, die sich im Sommer hier herumtreiben und das gute münchener Bier wegtrinken, eine Wette angetragen habe.

Eine Wette nämlich darauf, daß wir Bayern ein erzdemokratisches Volk sind, ohne jeden Respekt vor Staatsautorität, Beamtenmacht und Klassenunterschieden. Denn natürlich hält solch ein blockiertes Preußengehirn auch das bayrische Demokratentum für einen rückständigen Bodensatz von irgendwann, sagenhaft wie das goldene Herz des münchener Schenkkellners. Es erfrecht sich womöglich, unser Landtagswahlrecht für einen Privatgegenstand des Zentrums zu halten. Dafür hat man dann nur seinen Trost an dem Bewußtsein, die beschränkteren Landesgrenzen mit den größten Politikern zu teilen, die es überhaupt in Deutschland gibt. Mit Leuten, die im Handumdrehen aus Lackeln einsichtsvolle Gesetzgeber zu machen verstehen.

Daß ich die Wette versäumte, lag lediglich in meinem gänzlich unbayrischen Vertrauen auf die Autorität des Staates. Dabei wohne ich schon viele Jahre lang bei und in einem wegen der Natürlichkeit seiner Bewohner angenehm berufenen Markte achtzehn Kilometer nordwestlich von München (der Name tut nichts zur Sache), um mich bis zur Unkenntlichkeit in dem Fluidum der Volksseele einzukapseln.

Also, ich hatte noch nichts gelernt und suchte Fühlung mit der Staatsautorität, indem ich mich in einem Nichtraucherwagen der Königlich bayerischen Staatseisenbahn auf das Rauchverbot berief. Zur Entschuldigung der Übertreter muß ich vorausschicken, daß das Plakat hinter dem Tabakrauch nur schwer erkennbar war. Aber ich hatte Damen bei mir; und was tut man nicht in solchem Falle! Man sollte niemals mit Damen reisen.

Meine höfliche Ansprache hatte den Erfolg, daß sie niemand auf sich bezog. Aber da ich Damen bei mir hatte, mußte ich tapfer sein; und mit der Staatsautorität hinterm Rücken konnte ich es auch: ich wiederholte meine Ermahnung.

„Ja, was waar denn jetz dös?" fragte einer, indem er eine Knasterwolke von sich stieß, und schaute seinen Nachbarn an.

„Jetz dös waar aba g'spaßi!" sagte der andere und schaute den einen an.

So suchte jeder die Meinung des Nächsten. Bis endlich der letzte sich zusammenraffte und entschied: „Waar scho guat!"

Damit zufrieden, rauchten sie weiter. Aber ich hatte Damen bei mir. Darum versuchte ich es mit einer besonderen Methode, die ich von einer sächsischen Reise her kannte und dort sehr bewährt gefunden hatte.

„Schauns, meine Herren," sagte ich; „wenn jetzt der Zugführer käm oder gar der Herr Stationsvorsteher, so könnten Sie Unannehmlichkeiten haben — —"

Und als auch dies nicht in die schlichten Seelen eindrang, berief ich mich auf die mitreisenden Damen, die den Rauch durchaus nicht vertragen könnten. Da hatte ich etwas angerichtet!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Waarts draußen bliebn!“

„Es hot enk koana net gruafa!“

„Wanns ós dós Fahrn nót vatragn könnts, nacha sollts dahoam bleim!“

„Oda laafa!“

„Jawoi! Laafa! Laafa is g'sund!“

„Was tuats'n nacha, wanns enk in d'Kaffeeheiser einihockts? Tuats da aa 's Raacha vabietn?“

Ich wurde nachdenklich. War ich im Unrecht? Aber nein, da stand's doch schwarz auf weiß.

„Zum Donnerwetter nochmal!“ schrie ich. „Ich verbiete Ihnen nichts. Ich verlange nur, daß Sie das Verbot der Bahnverwaltung respektieren!“

Ich schäme mich zu gestehen, daß ich nichts als ein Hohngelächter zur Antwort bekam. Ich wagte nicht mehr, meine Damen anzublicken. Fast einstimmig — ich hatte noch nie einen so rythmischen Volksseelen-Ausbruch erlebt — drang es auf mich ein:

„Wos? Vabot? Wos? Bahnverwaltung? Wo mir insane Buileten zahlt ham? Ja Herschaft, dós is ja do zum lacha! I möcht amal sehgn, wer ins wos vabietn möcht! Ins hat koana wos zu vabietn, un wann da Frauendorfer selm kam!“

Ich mußte Sieger bleiben. Das wäre noch schöner, mit der Staatsautorität im Rücken sich vor diesen Rammeln zurückzuziehen. Ich riß das Fenster herab. Noch hielt der Zug. Kleine Verspätung, wie üblich. Aber der Zugführer hält schon sein Pfeifchen bereit und spekuliert nur noch, ob die drei Bauern, die dahinten die Straße heraufkommen, mitfahren oder nur die Bahnhofrestauration besuchen wollen.

Ich winke ihn heran: „Ach bitte, Herr Zugführer, hier herin wird g'raucht. Ich hab die Herren aufmerksam g'macht —“

Der Zugführer verzieht sein Gesicht wie ein bedenklicher Arzt.

„Na is ja recht, na werns scho aufhörn!“ sagt er.

„Sie hören aber net auf!“

„Ja mei, jetz müeß ma abfahrn!“ rief er mit plötzlichem Wenden, stieß einen doppelten Pfiff aus und ließ die drei verblüfften Bauern an der Schranke stehen.

Auf der Zwischenstation versagte das Gehör des Mannes vollends. Ich rief den Dienstleiter an, der mit roter Mütze und durchgedrückten Knieen auf und ab schritt, wobei er an seinen Beinkleidern hernieder sah.

„Mir ham koa Zeit net!“ fuhr er auf. „Beschwerns Ihnen in München-Hauptbahnhof!“

Und weiter ging's. In München aber mußte ich meine fast ohnmächtig gewordenen Damen schleunigst in ein Kaffeehaus begleiten. Es ist auch immer rätlich, einen abgekühlten Zustand abzuwarten, bevor man sich zu einer amtlichen Beschwerde entschließt. Und die Folge des Abwartens ist zunächst die Freude, jeder Unannehmlichkeit entronnen zu sein, worüber dann der Beschwerdetrieb sänftiglich einzuschlummern pflegt.

Aber ich hatte Damen bei mir, die am Abend durchaus wieder aus München hinauswollten, dritter Klasse und Nichtraucher, wo es doch in München so schön war! Um sie nicht dem gleichen Schrecken auszusetzen, steckte ich zuerst meine Nase voran. Es saßen zehn Burschen im Wagen, von denen neun rauchten und einer hustete.

„So, meine Damen“, sagte ich, wieder absteigend. „Diesmal wollen wir es schlauer anfangen.“

Worauf ich den Schaffner ersuchte, den Herren das Rauchen zu verbieten.

„Was san dós für Herren?“ fragte er, nahm einen amtlichen Anlauf und sprang auf die Plattform. Sogleich aber fuhr er wieder zurück, als hätte er Landesvater Daller in eigener Person erblickt. Vorsichtig, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, stieg er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ebenfalls wieder herab und flüsterte mir ins Ohr:

„Ach, möchtens net da naufgehn, am anderen Zugende is noch a Nichtraucherwagen. Eana kanns glei san."

Er bat so lieb und vertraulich, daß wir ihm die Bitte nicht abschlagen konnten. Nur war uns leider nicht geholfen, denn im andern Wagen wurde auch geraucht. Der zugehörige Schaffner wollte uns wieder zu seinem Kollegen zurückschicken. Da trumpfte ich aber gehörig auf und verlangte einen Nichtraucherwagen, in dem nicht geraucht wird. Dem flehenden Blicke des Mannes gegenüber fiel solche Grobheit schwer genug. Doch faßte er plötzlich einen Entschluß und öffnete uns ein Einzelabteil.

„Das ist ja ein Raucherwagen!" schrien wir allzugleich.

„Dös macht nixen!" deutete er mit geheimnisvoller Hast und schob uns fast mit Gewalt aufwärts. „I loß neamd hinein, da könnens eana drauf verlassn!"

Und wirklich, er blieb wie ein Wellenbrecher vor der Türe stehen und wußte das Publikum nach rechts und links erfolgreich abzulenken . . .

Diese Ereignisse regten mich an, das Machtverhältnis zwischen Behörde und Publikum zum Gegenstande ernsterer Studien zu machen, die mich zuletzt hart ans Durchgeprügeltwerden brachten. Ich hatte so häufig die gleichen Beamten gegen gutgekleidete Leute, besonders Damen, ganz saugrob werden sehen und mich im stillen über diesen demokratischen Ton gefreut, der auch vor Rang und Stand nicht Halt macht, daß mich die zweifellos vorzüglichen Eigenschaften des Lackels interessierten, die ihn zum alleinigen Gegenstande der bahnamtlichen Höflichkeit erhoben haben. Ich lernte rapid.

„I begreif net," schalt mich einst eine schwitzende alte Beerensammlerin aus, „wies nur so g'hässige Leit geb'n ko, dö wo an andanen sei Freid net vagunna. Bal eam sei Ziegarl schmecka tuat, so soll ma's eam holt loss'n! Dös sog i! Schamts enk!"

Also Gehässigkeit war es von mir. Ich konnte mich nicht verteidigen, da die ganze Mitfahrerschaft mit der Frau gegen mich aufstand. So hatte ich Grund, mich zu überzeugen, daß alle Schlechtigkeit bei mir war, und alle Gutmütigkeit und Duldsamkeit bei der Raucherpartei. Davon überzeugte mich auch eines anderen Abends ein Mann, der nicht nur die ganze Luft mit Rauch, sondern obendrein sämtliche Gepäcknetze mit schmierigen Paketen belegt hatte.

„Wos?" schrie er und schaute sich erfolgreich nach Beifall um. „Sö wolln aafdrahn? Sö Hungerleider, Sö notiger, Sö! Sö neidiger Hanswurscht, Sö! Weils Eana koan Tabak net leidt, na moanas, unseroans kunnt si aa koan kaafa? Sehgns, i, i bin grad a arma Handelsmo, aba i, i tat mi schama, wenn i Sie waar! Oda moanas, mei Geld waar der Staatsbahn wenger wert als dös Eanere, daß S' moana, Sie kunnten mir a Fotzn himacha? I wers Eana glei zoagn!"

Der Name Hanswurscht hätte schon zu einer Ehrenbeleidigungsklage hingereicht, doch ich wollte meine Studien nicht beeinträchtigen. Und so lauschte ich stumm, mit weit geöffneter Auffassungsgabe, der sich immer weiter über sich selbst emporstoßenden Rede des beleidigten Handelsmannes. Endlich rief er:

„A Wort, wanns noch sogn, na hau i Eana oane in Eanera Fotzn eini, daß S' Eanera Zähn ausspeibn wie Zweschbenkern'!"

Leider riß in diesem entscheidenden Augenblick eine gänzlich unbeteiligte Dame (natürlich eine Dame! Eine Frau aus dem Volke, die das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird sich nicht unaufgefordert einmischen) das Fenster auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und schrie um Hilfe! Der Zug befand sich zufällig, wie meistens auf dieser Strecke, auf einer Haltestelle und wartete auf die Beendigung eines Dischkurses zwischen seinem Führer und dem Bahnwärter, so daß nicht lange darauf die Türe geöffnet wurde.

„Ja, mei," sagte der Zugführer bedenklich zu mir, „wanns net in an andern Wagn steign, da kann i aa net garantiern. Hättens halt den Herrn net gfrozzelt."

Also gefrozzelt fühlte sich der Herr Handelsmann. Das hätte er mir doch gleich sagen können Ich revozierte in aller Form, und der über den Erfolg seiner Vermittlung sehr zufriedene Beamte schlug die Türe wieder zu — —

Auch sehr erfreuliche Heldentaten wurden durch meine Experimente an das verdiente Licht gezogen. So schrie mir in einem der heftigsten Redekämpfe, die ich erlebte, ein wackerer, armer Teufel zu:

„I bin scho mit'n Prinzregenten un mit die Herren Minister un mit vuile andane hohe Herrn im Nichtraucherwagen g'fahrn un hob mei Pfeiferl g'raacht, aba da hot neambds wos g'sogt. Grad Sie müessen so an überspannta Teifi sei'."

„Jawoi!" übertrumpfte ihn ein anderer. „I, i bin schon mit an Orientexpreßzug g'fahrn, da hot ma mir aa 's Raacha vabiet'n wolln. No, dene hob i's aba zoagt!"

Dieser letzte schnitt allerdings schlecht ab bei seinen Genossen. Den Prinzregenten hätte man ihm geglaubt, aber den Expreßzug! Naa!

So lernte ich denn die höfliche Zurückhaltung der Schaffner vor den Ureinwohnern des Dallerlandes begreifen und wagte nur noch in ganz besonders gereizter Stimmung die empfindsame Staatshilfe zu behelligen. Dann aber kam eine sonderbare Behendigkeit über den betroffenen Beamten. Mit drei Sätzen hatte er den ganzen Wagen durchmessen, rief: Hier herin darf net g'raucht wern! und als flögen sechs Maßkrüge hinter ihm her, so schnell stand er auch wieder draußen. An mir als dem feigen Denunzianten aber war es verdienterweise, das Hohngelächter auszukosten. Ob ich für mich selbst oder für den Schaffner eintreten mußte, ich blieb stets als moralische Leiche auf dem Schlachtfelde.

Endlich interessierte mich nichts mehr, als zu erfahren, warum eigentlich die Königliche Bahnverwaltung das Nichtraucherschild aufhängt, das ihren Organen so viele Verlegenheiten bereitet. Ich erkundigte mich danach kurz vor der Abfahrt aus München bei einem Rotbemützten, der dicht unter meinem Fenster damit beschäftigt war, die Kniee durchzudrücken.

„Was?" fuhr er mich an. „Wird da geraucht?"

Im Nu stand der Unerfahrene, vor Autorität am ganzen Leibe zitternd, mitten zwischen meinen Widersachern.

„Hier wird nicht geraucht!" schrie er mit einem Ton, der selbst die Verwöhntesten aufmerksam machte.

„Ja aba warum denn net?" fragte weich eine teilnehmende Stimme

„Weils verboten ist! Dort hängt eine Tafel, da steht's groß genug darauf, daß es jeder lesen kann!"

Wieder erhob sich die weiche Stimme und riet sanft und mitleidig:

„A, gengans. Nacha tuns doch des Taferl abhänga . . ."

Hermann Gottschalk

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die deutsche Eingebornenpolitik auf Samoa

Selten nur dringt Kunde von Samoa zu dem deutschen Zeitungsleser. So ist man in unsrer Heimat stillschweigend zu der Überzeugung gekommen, daß unter dem Regiment Doktor Solfs drüben alles in schönster Ordnung sei. Umsomehr überraschte deshalb vor einigen Wochen die Kabelnachricht, die von Unruhen auf Samoa zu berichten wußte. Die Meldung wurde in weiteren Nachrichten abgeschwächt, doch hielt es der Gouverneur für nötig, um Entsendung von Kriegsschiffen zu bitten.

In welche schwierige Lage ein Aufstand der Samoaner die Europäer versetzen kann, ist leicht zu begreifen, wenn man bedenkt, daß auf den Samoainseln insgesamt 454 weiße Menschlein zwischen 34 000 Samoanern wohnen. Ferner gibt es etwa 1500 andre Südseeinsulaner und 1200 Chinesen. Die beiden letzten Menschenkategorien sind ebenfalls zu Unruhen und Mordbrennereien nur allzusehr geneigt, besonders die Chinesen führen in jüngster Zeit fast vierteljährlich ein ernsthaftes Attentat auf einen weißen Pflanzer aus.

Die Ursachen des gegenwärtigen Aufstandes und die momentane Lage auf Samoa werden grell beleuchtet in einem Briefe vom 22. Februar dieses Jahres, dessen Verfasser ein angesehener Deutscher ist, der seit langen Jahren auf Upolu wohnt. Der Brief befaßt sich besonders mit der Eingebornenpolitik des Gouverneurs Doktor Solf, die nach Ansicht der meisten deutschen Ansiedler falsch ist und die Kolonie gefährdet.

Die Eingebornenpolitik Solfs bestand darin, die Häuptlinge mit Freundlichkeiten und Geschenken einzeln für sich zu gewinnen, widerhaarige Häuptlinge ab- und willfährige an ihre Stelle zu setzen, in vielen Fällen ohne jede Rücksichtnahme auf die Stammestraditionen, deren Aufrechterhaltung bei den Samoanern summa lex ist, deren Respektierung sie infolgedessen von den Regierenden erwarten und auch wohl erwarten dürfen auf Grund der berliner Akte, die den Samoanern Beibehaltung und Achtung ihrer Traditionen garantiert.

Häufig kam es zu Auffässigkeiten, doch trugen sie meist lokalen Charakter und hatten fast immer ihren Grund darin, daß die Leute der Dorfschaft oder des Distrikts mit den vom Gouverneur eingesetzten Beamten nicht zufrieden waren, sondern sie verjagten und ihre Häuser verbrannten.

Kritischer wurde die Lage im Jahre 1904, als zwei Häuptlinge, unter deren Führung eine solche Verjagung Solfscher Beamten erfolgt war, ins Gouvernementsgefängnis gebracht und aus ihm wieder befreit wurden. Hohe Häuptlinge aus Mulinuu, dem Sitz der samoanischen Selbstverwaltung — also etwa Mitglieder des samoanischen Herrenhauses — zogen mit ihrem Gefolge zum Staatsgefängnis nach Apia, erbrachen und demolierten trotz den hier aufgestellten Gouvernementssoldaten (eingebornen Samoanern) das Gefängnis und befreiten ihre Gefangenen.

Die schuldigen Häuptlinge erhielten vom Gouverneur keine Strafe. Lediglich ein untergeordneter Sündenbock, namens Moifavo, wurde nach Neu-Guinea verbannt, während die eigentlichen Schuldigen frei ausgingen, insonderheit Tamasese, der eigenhändig die Tür des Gefängnisses eingeschlagen hatte. Der Versuch einer Bestrafung dieser Häuptlinge hätte schon im Jahre 1904 beziehungsweise 1905 zum Aufstande geführt.

Die Samoaner, die sich so gegen das Ansehen der deutschen Regierung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vergingen, hätten unter allen Umständen schwer bestraft werden müssen. Statt dessen erhielten sie Verzeihung, nachdem sie vor dem Gouverneur eine Zeremonie, den sogenannten ifoga, zum Zeichen ihres tiefen Bedauerns gemacht hatten.

Die weißen Ansiedler petitionierten damals um Beorderung von Kriegsschiffen und schärfste Bestrafung der Schuldigen, denn sie waren der Meinung, daß ein Ende mit Schrecken folgen würde, wenn man jetzt die Rädelsführer straffrei ausgehen ließe. Doktor Solf gab der Petition keine Folge. Er erklärte wiederholt — auch seiner vorgesetzten Behörde gegenüber —, er habe keine Soldaten und Schiffe nötig, er habe vielmehr mit seiner Autorität die Samoaner sicher in der Hand. Gewiß hat der Gouverneur diese Überzeugung auch gehabt — sie war aber irrig.

Im Anschluß an die besagte Gefangenenbefreiung wurde den Samoanern nun die ihnen bisher noch gelassene Selbstverwaltung gänzlich genommen. Die Mitglieder des Rates mußten den Ort Mulinuu — der „ele ele sa", das ist geheiligter Boden von altersher ist — verlassen. Er durfte auf Befehl des Gouverneurs überhaupt nicht mehr bewohnt werden. Mit tiefem Groll im Herzen zogen die Samoaner ab.

Das war im Jahre 1905. Nun begann die langsame Minierarbeit in den Dörfern. Während früher der Gouverneur die einflußreichsten Leute unmittelbar vor Apia, eben in Mulinuu, in der Hand hatte, waren sie jetzt seinem Einfluß gänzlich entrückt. Es ist ja begreiflich, daß die alten Ratsherrn mit großem Eifer in ihrer Heimat wühlten, um Rache dafür zu nehmen, daß sie ihrer Ämter enthoben und von ihrem geheiligten Boden vertrieben waren. Alles war nur scheinbar ruhig. Das Feuer des Aufruhrs schlummerte unter der Asche und brauchte nur entfacht zu werden.

Ende 1907 ging Gouverneur Solf auf Urlaub nach Europa. Man nahm an, er würde nicht wiederkehren, da Eingeweihte die kommenden Unruhen voraussahen. Auch hatte Solf vor seiner Abreise mancherlei Streit mit den in Apia ansässigen Deutschen. Ferner hatte er bei den Wahlen zum Gouvernementsrat mit seinen Kandidaten eine Niederlage erlitten. Diese Abstimmung betrachtete Doktor Solf als ein gegen ihn gerichtetes Mißtrauensvotum. Man rechnete in deutschen Kreisen also nicht mit Solfs Rückkehr, sondern hoffte auf Entsendung des Legationsrats Doktor Schnee, der bei Weißen und Braunen auf Samoa sich der größten Sympathien erfreute.

Da kam die Nachricht, Solf kehre zurück. Diese Kunde muß die Samoaner sehr erregt haben, denn kurz vor Ankunft des Dampfers, der den Gouverneur brachte, erschien eine Flottille von siebzig großen samoanischen Kriegsbooten, deren Insassen erklärten, sie wollten den Gouverneur bei seiner Rückkehr begrüßen. Die Sache schien indessen dem stellvertretenden Gouverneur stark verdächtig, — mit Recht, denn in Wirklichkeit wollten die Samoaner nichts andres, als womöglich dem Gouverneur noch an Bord des englischen Dampfers eine Liste ihrer Forderungen überreichen. Das hätte einen unerhörten Skandal gegeben.

Glücklicherweise gelang es dem Vertreter Solfs, Doktor Schultz, die Leute zu bewegen, wieder abzufahren und mit der Überreichung ihrer Forderungen einige Tage zu warten. Doktor Solf konnte nunmehr ungehindert an Land gehen.

Wenige Tage später versuchte Solf, mit den Eingebornen zu verhandeln. Er hat eine gute Art, die Leute für sich einzunehmen, und darauf vertraute er auch dieses Mal. Es wurde hin und her verhandelt, nach samoanischer Art



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

viel geredet, aber nichts erreicht. Solf machte dann nochmals in Sivail einen Beruhigungsversuch, wo er aber teils kühl, teils sogar unhöflich aufgenommen sein soll. Er kam zu keinem greifbaren Resultate. Solf hatte den Samoanern zwar allerhand versprochen, aber die Leute hatten kein Vertrauen mehr zu ihm.

Da plötzlich geschah etwas Unerwartetes. Am 13. Januar 1908 morgens in der Frühe erschienen zwei- bis dreitausend samoanische Männer — mit Gewehren und Kopfmessern bis an die Zähne bewaffnet — in Vaiusu, einem Vorort der Hafenstadt Apia, und verlangten die bedingungslose Annahme aller samoanischen Forderungen. Doktor Solf, dem persönlicher Mut nicht abzusprechen ist, kam eilends zu den Leuten, um mit ihnen zu verhandeln. Ihr Anführer und Sprecher, der Oberhäuptling Lauati, stellte den Gouverneur vor die Alternative: entweder Gewährung aller Forderungen oder sofortiger Krieg gegen die deutsche Herrschaft.

Ein Kriegsschiff lag nicht im Hafen. Die Gouvernementssoldaten (Eingeborne) hätten sofort gemeinsame Sache mit ihren Landsleuten gemacht. Die wenigen Weißen waren über die Inseln verstreut. Die einzige Hoffnung sah auf eine kleine samoanische Partei, – eben jene von Solf eingesetzten und aus Reichsmitteln bezahlten Beamten, die ihre Sinekuren natürlich nicht gern verlieren mögen. So geschah, was als der Grabstein Solfscher Eingebornenpolitik bezeichnet werden muß:

Dem Zwange nachgebend *beschwor* der Gouverneur den mit den Waffen drohenden Samoanern die Bewilligung aller ihrer Forderungen, einschließlich der völligen Straffreiheit für die Führer der Aufstandsbewegung. Die Samoaner begnügten sich nicht mit *einem* Schwur. Doppelt mußte er sein, um gut zu heißen. Und zum Schluß mußte der Gouverneur eine herbeigeholte samoanische Bibel küssen! Dahingegen schwor Lauati im Namen seiner Landsleute, bis zum ersten Mai Frieden zu halten. Bis dahin sollte das Gouvenement alle Forderungen erfüllt haben. Kläglicher konnte die Niederlage der deutschen Regierung wie des Deutschtums überhaupt nicht sein. Gänzliche Wehrlosigkeit, Zerfahrenheit und Kopflosigkeit der Regierung, dazu die mitleidigen, hohnlächelnden Mienen der Nichtdeutschen.

Das Wort des Gouverneurs ist das Wort des Deutschen Reiches. Es ist zwiefach beschworen und muß gehalten werden, sonst wäre jegliches Vertrauen der Samoaner zu den Weißen für immer dahin, und es könnte auf Samoa zu einer Metzelei kommen wie in Südwest. Zu ändern ist heute nichts mehr, aber es besteht die Gefahr, daß die Samoaner, die vor Übermut fast bersten, nicht bis zum ersten Mai warten, wo Kriegsschiffe in Samoa sind.

Welches Vertrauen das Gouvernement unter den Weißen genießt, erhellt aus der Tatsache, daß die offiziöse „Samoanische Zeitung" — die übrigens bis vor kurzem Solfs Privateigentum war — in ihrer Nummer 8 vom 20. Februar dieses Jahres dem Gerücht entgegentreten mußte, daß das Gouvernement Briefsendungen nach auswärts mit Beschlag belegt habe.

Übrigens ist die „Samoanische Zeitung" des letzten Quartals besonders interessant. Am 26. Dezember vorigen Jahres, als schon beunruhigende, aber offiziös abgeschwächte Mitteilungen über die Unruhen durch die deutsche Presse liefen, macht das Gouvernement in seinem Blatte bekannt: „Gerüchte über Unzufriedenheiten der Samoaner sind in das Reich der Fabel zu verweisen, die Eingebornen sind nach wie vor loyal". In den offiziösen Mitteilungen vom 23. Januar und 6. Februar wird immer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch so getan, als wenn es sich um Reibungen der Samoaner untereinander handle. Am 20. Februar endlich gesteht das Gouvernement ein, daß die Eingebornen gegen die Regierung vorgehen. Schuld daran aber sind „die gewissenlosen Kritiken der Weißen an der Regierung"!

Sehr hübsch euphemistisch ist die offiziöse Darstellung des erzwungenen Schwures: „Seine Exzellenz begab sich in Begleitung Mataafas nach Vaiusu, versammelte Lauati und seine Leute um sich" — de facto haben die Leute teilweise um ihn herumgetanzt und mit den Rufen Kipi le ulu (haut ihm den Kopf ab) die Kopfmesser geschwungen —, „klärte sie in längerer Rede über Mißverständnisse und falsche Gerüchte auf und beruhigte sie soweit, daß Lauati ihm versprach, mit allen Leuten die Heimreise nach Savaii anzutreten. Dem Versprechen kam er nach" und so weiter.

Der uns zur Verfügung gestellte Brief schließt mit der Bitte, für schleunige Entsendung militärischen Schutzes zu wirken.

Richard Weber

## Mesopotamien

Verflucht sei Pharao, der in seinem Stolze sagte: »Bin ich nicht Pharao, König von Ägypten?« Hätte er Kaldäa gesehen, er würde es mit Bescheidenheit gesagt haben." Diese Worte soll Mehmun, der Sohn und Nachfolger Harun al Raschids, geäußert haben, als er das erste Mal das Land Ägypten erblickte. In jenen alten Zeiten war allerdings Mesopotamien ein einziger großer Garten. Ein kunstvolles Kanalnetz leitete dem Tigris die Gewässer seines Bruders, des Euphrat, zu und ermöglichte es, die Ebenen regelrecht zu bewässern. Babylon war mit zwei Millionen Einwohnern die erste Stadt der Welt, und im allgemeinen war das Land zwischen den Flüssen dichter als irgendeine andere Gegend der Erde besiedelt. Die märchenhafte Fruchtbarkeit Mesopotamiens lockte alle Eroberer des Ostens; seine Eroberung galt ihnen als die Krone ihrer Taten. Die Macht, die im Altertum dieses Land beherrschte, beherrschte den ganzen Osten; die es verlor, verlor den Osten. Heute ist Mesopotamien eine Steppenlandschaft, unfruchtbar und dünn bevölkert.

Sir William Willcocks, dem die Jungtürken Vertrauen schenken, glaubt in der verödeten Gegend durch ein neues Kanalnetz die alte, üppige Fruchtbarkeit wieder hervorzaubern zu können. Er achtet alle Schwierigkeiten gering. Wenn es nach seinem Willen ginge, würden bald Tausende und Zehntausende fleißiger Arbeiter von Kurdistan und dem persischen Hügellande nach dem Delta des Tigris strömen, um den Bau der Bahn von Koweit nordwärts und der Kanäle von Opis südwärts zu beginnen. Die Eisenbahn würde von Anfang an voll in Anspruch genommen sein durch die Beförderung von Menschen und Gütern nach den Bewässerungskanälen, den neubelebten Ländereien, den aufblühenden Städten Ober-Kaldäas. Leben und Gedeihen Kaldäas würde Leben und Gedeihen für die Eisenbahn bedeuten, mit der Zeit würde die Linie vom Mittelländischen Meer die Linie vom Persischen Golf erreichen, und dann würden die Ebenen von Kaldäa in der Lage sein, den Osten und den Westen mit ihren Erzeugnissen zu versehen. Auf der ganzen Erde gebe es keine Gegend, die die Natur besser für den Anbau von Getreide ausgestattet hätte als die Länder am Tigris. Hier sei die Heimat des Weizens. Baumwolle, Zuckerrohr, indisches Korn und alle Sommererzeugnisse Ägyptens würden dort ebensogut gedeihen wie



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am Nil, während Wintersaaten, Hülsenfrüchte, ägyptischer Klee, Opium und Tabak sich wie in Ägypten heimisch finden müßten. So sieht Willcocks selbst die Zukunft Mesopotamiens. In seinen Wein gießt jetzt aber ein anderer Engländer, Mr. David Fraser, der 1907 und 1908 die asiatische Türkei bereiste, recht viel Wasser. Dieser weist auf die Spärlichkeit der vorhandenen Bevölkerung hin, auf die Schwierigkeit, genügend Arbeitskräfte zu finden, die Unfähigkeit der Türkei, das Werk aus eigner Kraft durchzuführen, ihre natürliche Abneigung gegen die Ausführung durch eine andere Macht, und auf die Dürre, die in diesem Lande sechs Monate des Jahres herrscht. Nach Fraser ist es fraglich, ob Bewässerung allein dem Tale des Euphrats die frühere Fruchtbarkeit wiedergeben könne. Das ganze Klima dieses Teiles der Erde scheine sich verändert zu haben. Es dürfte sehr viel mehr als bloße Bewässerung — zum Beispiel Neuaufforstung — notwendig sein, um auch nur einen Teil der früheren Fruchtbarkeit wieder herzustellen. Ägypten mit seiner wunderbaren Lage in Hinsicht auf die Weltmärkte und Indien, das selbst einen großen Markt vorstellt und nur seinen Überschuß ausführt, beide mit einer Überfülle an Arbeitskräften, könnten nicht zu Vergleichen dienen.

Die Bewässerung der Konia-Ebene scheint demnach keineswegs ein Unternehmen mit so fraglos günstigen Aussichten zu bedeuten, wie bisher im allgemeinen angenommen wurde. Das ist auch für Deutschland unerfreulich. Als der Bau der Bagdadbahn begonnen wurde, glaubte man damit im „Lande zwischen den Flüssen“ ohne weiteres eine Kornkammer erschließen zu können. Wenn es jetzt nicht gelingt, dieser „Kornkammer“ durch eine überaus kostspielige Kanalisation größere Mengen Getreide abzugewinnen, so wird die Bahn, die durch das Milch- und Honigland fließt, in absehbarer Zeit wohl nicht aufhören, von Jahr zu Jahr wachsende Zuschüsse zu verbrauchen.

Otto Corbach

## Indische Sorgen

Im englischen Parlament versuchte man während der letzten Session die düsteren Wolken, die sich am indischen Horizont zusammengeballt haben, zu zerteilen, — doch vergeblich. Man mußte die Verschlimmerung der Lage und die Gärung unter den Indern zugeben. Man versprach, durch administratives Entgegenkommen den vielfach berechtigten Wünschen der Eingebornen Rechnung zu tragen. Das Parlament bestätigte rückhaltlos die Ausnahmegesetze der indischen Regierung, die ein abgekürztes summarisches Verfahren gegen die Aufwiegler gestatten. Fortgesetzte Dynamitattentate gegen hohe englische Würdenträger konnten nicht länger verheimlicht werden. Große außerordentliche Kredite wurden sofort bewilligt, denn alle Parteischattierungen fühlen es wie ein geheimes Grauen, daß man sich zum Entscheidungskampfe rüsten müsse. Seitdem die Hegemonie der weißen Rasse durch die japanischen Erfolge einen furchtbaren Stoß erhielt, sind geheime Emissäre an der Wühlarbeit, die breiten Massen über die ungeheure Stoßkraft aufzuklären, die den dreihundert Millionen Indern innewohnt, sobald sie den religiösen Hader vergessen und gemeinsam die „weißen Teufel“ verdrängen wollen. Da die englische Regierung aufreizenden Wanderrednern harte Strafen auferlegte, Zeitungen unterdrückte und anderes mehr, vertrauten die Volksaufwiegler ihre von glühendem Patriotismus getragenen Ansprachen den verschwiegenen phono-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

graphischen Platten an, die heute bis in die weit entlegenen Täler des Himalaya die Brandfackel des lodernden Fremdenhasses tragen. Gegen solche heimtückische Propaganda ist jede Regierung machtlos. Einige englische Blätter in den Kolonien berichten, wie nötig es sei, den Indern durch große Energie zu imponieren. In London erweckt man den Anschein, als seien dies Scharfmacherberichte einiger ängstlicher Pflanzer; indes sucht man im stillen alle verfügbaren Kräfte nach den bedrohten Distrikten zu dirigieren. Die meist auf sechsmonatlichem Urlaub befindlichen Kolonialbeamten haben Order erhalten, sich unverzüglich bei ihren Dienststellen zu melden. Jungmannschaften werden angeworben, wo man nur ihrer habhaft werden kann. Bei der allgemeinen internationalen Arbeitslosigkeit füllen sich leichter als sonst die Lücken. Seit etwa vier Jahren kauft die englische Regierung ständig eine große Anzahl Maultiere in Argentinien auf, die in Buenos-Ayres angeblich nach Kapstadt verschifft werden, in Wahrheit aber nach Kalkutta gehen, um beim Transport von Gebirgsartillerie im Innern Verwendung zu finden, da sich diese Tiere im Burenfeldzuge gut bewährt hatten.

Lord Morleys Reformbestrebungen werden in Indien skeptisch beurteilt, so auch die Berufung eines gelehrten Hindu in den Legislatif-Council des Vizekönigs und die Versuche, das ängstlich zurückgehaltene Silber des wohlhabenden Hindu in Gemeinschaft mit englischem Kapital an sozialwirtschaftlichen Unternehmungen zu beteiligen.

Nach den Ausführungen Sir Fleetwood Wilsons Ende März im Parlament zu Kalkutta, weist Indiens Budget 1908/09 ein Defizit von £ 4,292 Millionen auf, zumeist hervorgerufen durch die Mindereinnahmen aus den Bahnen im Betrage von £ 3,674 Millionen. Welche tiefen Wunden müssen danach dem indischen Wirtschaftskörper durch Dürre und Hungersnot geschlagen sein. Der Außenhandel von Britisch-Indien auf dem Seewege verringerte sich 1908 um 25,7 Millionen Pfund, sodaß sich jetzt Import und Export mit £ 103 000 000 die Wage halten; wohl zu beachten ist, daß hierin die Transaktionen der Regierung nicht einbegriffen sind. Von der großen Getreideernte gehen 80 Prozent nach England. Ein temporäres Stocken dieser Zufuhr müßte auf dem internationalen Wirtschaftsmarkt zu einer schweren Störung führen, deren Vorschmack bereits durch den Weizencorner Pattens an den Weltmärkten zu spüren ist.

Die britische Regierung stellte 1907 keine Ansprüche an den londoner Markt, erst 1908 tat sie es mit 4,475 Millionen £. Dagegen erheischte die koloniale Regierung 1907 15,420 Millionen £ und 1908 19,484 Millionen £. Für indische und koloniale Bahnen genügten 1907 noch 4,220 Millionen £, 1908 wurden bereits 19,290 Millionen £ eingefordert.

Im Februar dieses Jahres entzog die indische Regierung der City angeblich für Bahnbauten 7,5 Millionen £ und will außerdem noch 3,5 Millionen £ in Indien respektive London auflegen. Sollten diese enormen Gelder — 66 Millionen Pfund —, die von der Kolonialverwaltung in den letzten 26 Monaten effektiv beansprucht worden sind, nicht eine Verschleierung der indischen Rüstungen bedeuten? Die Regierung wollte eine Beunruhigung der mit den Kolonien ganz anders als in Deutschland verwachsenen britischen Bevölkerung vermeiden, die ohnehin den Vulkan unter ihren Füßen erzittern fühlt. Sie erfand das Märchen von der German Invasion, um die öffentliche Kontrolle abzulenken und das Volk für die allgemeine Wehrpflicht und die Flottenneubauten sich gefügig zu machen.

Die englischen Parlamentarier wissen, daß das Volk gesund genug denkt, um



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den wahren Sachverhalt zu durchschauen und mitzuhelfen, wenn es gilt, im nationalen Interesse eine Maskerade aufzuführen, die den Fernstehenden bluffen muß.

Seit Generationen ist der Brite berechnend und läßt den Fremden kaltblütig auf den Riffen englischer Politik auflaufen. Das sollte sich über Nacht geändert haben?

Die Briten spielen va banque! Der Hindu liegt zum Sprung bereit, um mit der Wildheit eines bengalischen Tigers den „Feind mit dem weißen Augapfel" zu zerfleischen. Das Halbbarbarentum wird Orgien feiern, wie sie perverse Schwärmer nicht furchtbarer ersinnen können.

Jedes Zögern der englischen Regierung wäre Selbstverrat; es ist somit verständlich, wenn sie, vor keinem Mittel zurückschreckend, umfassende Vorkehrungen trifft, um unauffällig Truppen anwerben zu können, die man nach den bedrohten Punkten dirigiert, und wenn sie als deren Ersatz für das Inselreich ein Bürgerheer zu schaffen sucht.

Um freien Arm in Indien zu bekommen, wird zufolge neuester Meldungen der chinesischen Presse die Pachtung Wai-hai-Wai zurückgegeben, welche Absicht ich bereits im ersten Februarheft mitgeteilt habe. Mit den Russen hat man sich über Persien und die Dardanellenfrage geeinigt und trägt nun Sorge, daß im Balkan ein lustiges Feuer unterhalten bleibe, damit die lieben Nachbarn ängstlich mit den Löscheimern bereitstehen, „Gewehr bei Fuß", um ihr eigenes Heim zu schützen.

Auch im schwarzen Erdteil läßt sich zum Beginn der Regenzeit manches arrangieren, wovon dem deutschen Michel die Augen übergehn. Zurzeit sind unsre Kähne in Samoa beschäftigt; wie wärs da mit einem Boxeraufstand? Ein Vorwand könnte nur zu leicht durch die im Bau befindliche Bahnlinie Tientsin-Pukow geschaffen werden, deren nördliche, bekanntlich von der deutsch-asiatischen Bank ausgeführte Strecke am heiligen Berge T'ai und dem Grabe des Konfutse vorbeiführt. —

Die Germanen stehen einsam auf ferner Wacht in Kiotschau — — — —

Wird sich das deutsche Parlament endlich zu einem Dringlichkeitsantrag aufraffen, um die Regierung zu zwingen, gleich England und Japan den Pachtvertrag mit China zu lösen gegen Rückerstattung des investierten Kapitals?

H. Graf Schlieffen

## Form und Farbe

Wenn Friedrich Naumann über Kunst spricht, so spricht er eigentlich nicht über Kunst, sondern über das Leben, über künstlerische Erlebnisse allenfalls. Zu ihnen zu gelangen, geht er von Bildern oder Bauten aus, aber sie sind ihm nur Mittel zur Selbstbeobachtung, zum Nachdenken, zur Selbsterkenntnis. Nicht etwa Zweck zu analysierender Vergleichung, zur ästhetischen oder gar historischen Stilkritik. Diese Feststellung erscheint sehr überflüssig, denn jedermann, der Naumann kennt — und er gehört zu den bestbekannten und verehrtesten Männern im Volke —, der weiß auch, daß der Herausgeber der „Hilfe" kein Kunsthistoriker ist. Trotzdem unternimmt er es, über Kunst zu sprechen. Gerade deshalb vielleicht. Und so liegt doch in diesem nichtzünftlerischen Verhältnis zur bildenden Kunst das unterscheidende Merkmal seiner knappen Tagesbemerkungen, die er soeben in einem kleinen Bändchen unter obigem Titel herausgegeben hat (im Buchverlag der Hilfe, Schöneberg-Berlin).

„Die Worte," sagt er gelegentlich sehr hübsch, „sind nichts als Stäbe, an denen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Wanderer erkennt, wo der Weg ins Gebirge geht. Steigen muß jeder selber." Dieser Weg kann an schönen und aufmunternden Aussichtspunkten vorüberführen oder auch nicht. Naumanns bewegliche Phantasie schafft solche Ausblicke sehr behende und wie spielend, schafft sie auch dort, wo sie eigentlich garnicht da sind, wo der künstlerische Wert des Bildes auf sehr bescheidener Höhe verbleibt. Da gibt Naumann aus Eigenem hinzu, gleicht das schöpferische Manko aus und führt so den Leser, der das Bild vielleicht garnicht kennt, aber auch nicht zu kennen braucht, dennoch auf die Höhe einer Betrachtung, die kennen zu lernen fast immer ein Gewinn ist. Naumann wägt nicht, er wertet ganz subjektiv das, was ihm zum Anlaß und zur Anknüpfung erbaulicher, erziehlicher Betrachtungen gerade recht erscheint. Wenn er auch da und dort eine entschiedene Hinneigung zur Wirklichkeitsmalerei bekundet und in allen Bildern, „in denen Geschichten, Begriffe oder Zwecke begraben liegen," etwas Peinliches findet, so betont er doch immer wieder, daß der Maler „ein Philosoph der Sichtbarkeiten" sei (Liebermann), und daß die vielberedete und gänzlich undefinierbare „Seele" irgendwo aus diesen Sichtbarkeiten herausschauen müsse, wenn sie nicht leeres Kunsthandwerk bleiben wollten. Ja, dieses Entdecken seelischer Deutbarkeiten, symbolischer Zusammenhänge zwischen Kunst und Leben auch in der scheinbar gänzlich seelenlosen Wirklichkeitskunst der jüngsten Vergangenheit liegt dem rationalistischen Theologen Naumann besonders. Er ist hier erquicklich frei von allem schulmeisterlichen Dogmatismus, sieht sehr unbefangen um sich und läßt die Richtungen Richtungen sein.

Dazu bringt er durch seine ausgebreiteten geistigen Interessen Möglichkeiten von Vergleichen und Beziehungen von Hause aus mit, wie sie ähnlich eine streng fachmännische Bildung naturgemäß nur ganz selten haben kann. Von Lenbach sagt er: „Ihm fiel die Aufgabe zu, die Außenseite der Gehirne zu verewigen, die den Sitz der Macht von Wien nach Berlin verlegten." Seine Frauenbildnisse seien bisweilen „fast nichts als garnierte Augen." Er kommt auf den Einfall, die Statistik zu Hilfe zu rufen, zählt gewissenhaft die Wasser- und Waldbilder, die Bildnisse, Akte, die historischen und religiösen Kompositionen und kommt auf diesem simpeln Wege zu der Einsicht, daß der „Inhalt" der Bilder nicht so ganz gleichgültig sei, wie man immer behaupte. Denn wenn zu den dreiundfünfzig Wasserbildern, die er neben zwei historischen Versuchen gezählt hat, noch weiteres Gewässer käme, so würde das eine Verarmung der Kunst bedeuten, ein Unglück.

Einen sehr drolligen Feldzug unternimmt Naumann gegen die Engel in der Kunst. Er sagt und begründet es ganz ernsthaft: die neue Phantasie sei durch die Schule der Naturwissenschaften gegangen, und das reiche aus, um ein Menschengebilde für unerträglich zu halten, „dessen Schultern man nicht als richtig empfindet." Böcklin habe zwar auch solche lebensunfähige Gestalten konstruiert; aber mit aus diesem Grunde erscheine uns seine hohe Kunst nur als dekorativ. „Was soll uns ein Menschenleib auf Ziegenbeinen oder ein Pferd mit menschlichem Oberkörper? Das sind einfach Geschmacklosigkeiten..." Und was ist's mit den Engeln in der alten Kunst? „Die wollen wir ruhig stehen lassen", sagt Naumann, „denn sie gehören in die alte Phantasie hinein und haben dort ihr volles Recht, wo die alte Phantasie zu Hause ist." Mir scheint, der Gegensatz von alter und neuer Phantasie, den Naumann hier konstruiert, besteht in Wirklichkeit garnicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seine sonst so biegsame Einbildungskraft ist hier demselben Rationalismus unterlegen, der Dubois-Reymond vor Jahren zu dem ästhetischen Mißverständnis verleitete, in Phantasiegestalten, sobald sie in ihrer Erscheinung die Grenzen der sichtbaren Natur überschreiten, nur pathologisch erklärbare Mißbildungen zu sehen. Wären wir wirklich so stark durch das moderne naturwissenschaftliche Bewußtsein in unserm Empfinden bestimmbar, wie Naumann annimmt, so müßte uns auch alles, was sich in der alten Kunst etwa auf christlich metaphysischen Glaubensvorstellungen aufbaut, gänzlich entwertet sein. Das Herabschweben der Sixtinischen Madonna zum Beispiel. Wenn sie Flügel hätte, wäre die Bewegung nach Naumann allenfalls erklärlich. Aber sie schwebt ganz frei im Raume; und gerade dieses Entrücktsein müßte den lebhaftesten Widerspruch wecken. Gesetzt, es malte heut ein zweiter Raffael dieses Schweben ebenso wundersam, — würden wir uns auch nur einen Augenblick im Glauben an diese naturwidrige Erscheinung stören lassen durch die Frage: „Aber wie macht sie das?“ Naumann wird freilich einwenden, heut male keiner mehr die Madonna so, weil es keiner mehr herausbringe. Und wenn er's versuche, sei er ein Romantiker, der seine Zeit nicht verstehe. Es ist schwer, auf solche und ähnliche Einwände kurz zu antworten. Überzeugen können nur die Tatsachen, die die Künstler geschaffen haben. Wenn die Visionen Klingers, Böcklins oder Hans Thomas Naumann nicht überzeugt haben, so tun es dürre Worte erst recht nicht.

Mit alledem soll nur angedeutet sein, wie selbständig, wie freimütig und unbeirrt Naumann an die Dinge herangeht. Seine hellseherische Begeisterung für die ästhetische Zukunft des Eisenstils ist bekannt. Die Plastik kommt ein bißchen zu kurz. In der Schlußabteilung „Kunstbildung“ finden sich noch ein paar Anleitungen zum Sehenlernen, die ganz vortrefflich sind. Das ganze Buch ist ja am Ende nur eine einzige solche Anleitung, ein lebensfreudiges Bekenntnis zu geläuterter Augenlust, zur Andacht vor den Geheimnissen des Sichtbaren.

Eugen Kalkschmidt

## Die Shakespeare-Reliefbühne

Man stoße sich nicht an dem ungefügen Wort. Es bezeichnet die Sache. Julius Klein, Maschineriedirektor des münchener Hoftheaters, wandelt offenbar in den Fußstapfen unseres Reichskanzlers. Wie dieser im Parlament die Konservativen und die Liberalen zum Block zusammenschweißte, so hat Klein die Shakespearebühne von Perfall und Savits mit der Reliefbühne des Künstlertheaters zusammengekoppelt, um eine einigermaßen stimmungsvolle Aufführung von Shakespeares „Coriolan“ zu ermöglichen. Und das Bühnenexperiment gelang viel besser als die liberal-konservative Paarung. Denn was hier vereinigt wurde, hatte, wenn ich so sagen darf, von vornherein einen verwandten Charakterzug: das Streben, an Stelle des Bühnennaturalismus der Oper die künstlerische Andeutung zu setzen. Von der Shakespearebühne entlehnte Klein die Zweiteilung der Szene in die dekorationslose Vorderhälfte, auf der vor dem herabgelassenen Vorhange gespielt wird, und der um einige Stufen erhöhten Mittelbühne, auf der die wichtigeren Vorgänge des Dramas, die eines szenischen Rahmens bedürfen, dargestellt werden. Vom Künstlertheater holte er sich die Prospekte und die zartabgetönte Beleuchtung durch vierfarbiges Ober- und Hintergrundlicht. Zugleich verschwanden, wie beim Künstlertheater, alle Kulissen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soffiten, und das Bühnenbild wurde in einen festen Rahmen hineingestellt, der diesmal aus einem dorischen Säulenbau bestand. Je drei Säulen rechts und links, die nach hinten zu näher aneinanderrückten, blieben das ganze Drama hindurch ruhig stehen, gleichviel ob die Vorgänge im Freien oder im geschlossenen Raume spielten. Im zweiten Falle wurde einfach die Lücke zwischen dem letzten Säulenpaar durch einige charakteristische Versatzstücke ausgefüllt, und wir bekamen so zum Beispiel ein in sattem Rot gehaltenes Frauengemach zu sehen, in dem sich Volumnia und Virgilia über den fernen Coriolan unterhalten, oder das Innere des Kapitols, das allerdings seltsamerweise als eine Art Turmbau mit freiem Ausblick in den blauen Himmel gedacht war. Sonst waren die stabilen Säulen Bestandteile von Straßen, freien Plätzen und Vorhallen, die jeweils wieder durch einen stimmungsvollen Prospekt und wenige Versatzstücke charakteristisch gestaltet erschienen. So war das Stadttor, vor dem Coriolan von Mutter und Gattin Abschied nimmt, mit dem Ausblick auf die Campagna von großem Stimmungsreiz. Ganz verfehlt dagegen das Forum, ein enger Winkel mit einer Rednertribüne, zu der man, statt von hinten, von rechts und links heraufstieg. Ich will im historischen Drama gewiß nicht den Antiquar spielen, der die Requisiten auf ihre historische Echtheit untersucht. Aber so wenig wir einem heutigen Dramatiker shakespearische Anachronismen verzeihen würden — Titus Lartius zum Beispiel spricht von Cato, der erst zweihundertfünfzig Jahre nach Coriolan geboren wurde, und Menenius gar von Galen, der Leibarzt des Kaisers Commodus war —, so wenig lassen wir uns von einem Regisseur die weltberühmten Rostra (so hießen sie freilich auch erst hundertfünfzig Jahre nach Coriolan) verschandeln.

Ich habe das Wort Regisseur ausgesprochen. Von diesem Herrn merkte man bei der Coriolanaufführung so gut wie nichts oder doch nichts Gutes. Abgesehen von Jacobis Coriolan, der diesem Herrenmenschen wenigstens die nötige Wucht gab, und Fräulein Lossens rührender Virgilia, war schon die Rollenbesetzung teils ungenügend, teils verfehlt. Die besten Kräfte unseres Hoftheaters waren ausgeschaltet. Einem Schauspieler, der sonst ältere Diener zu spielen pflegt, wurde zugemutet, einen römischen Konsul zu mimen. Kein Wunder, daß der Panegyrikus auf dem Kapitol in diesem Munde wie eine Leichenpredigt klang Wo war an diesem Abend Fritz Ulmer, der als Erscheinung und als Sprecher für diese Rolle wie geschaffen wäre? Und nun gar die Regie der Massenszenen! Auf dem Schlachtfeld stets ein, zwei, drei versprengte Flüchtlinge, die nicht wußten, warum sie bald rechts, bald links in der Kulisse verschwanden. Auf den Plätzen und Straßen Roms ein Volksgewühl und ein Geschrei, das an die Meininger erinnerte. Und das alles auf der künstlerischen Reliefbühne, die nur andeuten will!

Und der Gesamteindruck? Matt trotz manchem schönen Bühnenbilde. Aber darf ich überhaupt vom Bühnenbild sprechen? Ich kann mir nicht helfen, ich habe bei der Reliefbühne immer das Gefühl, als ob der malerische Prospekt und die davor redenden Menschen nur so lange zusammengehörten, als diese stillstehen. Sobald sie sich bewegen, fallen Bild und Schauspieler auseinander; und wer beim Drama mehr auf den Schauspieler sieht (und welcher Nichtmaler tut das nicht?), den stört dann der schöne Prospekt fast ebenso wie irgendeine falsche Perspektive der Guckkastenbühne. War das die Absicht, ihr Herren Maler?

Edgar Steiger

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Die Wallfahrt zu den Reichssteuern

Fürst Bülow hat, während er in Venedig war, Steuerversammlungen in den Städten inszenieren lassen, in denen um die Reichsfinanzreform gebeten wurde, und für die er das Stichwort ausgab: Der böse Reichstag verschleppt die Reform. Er hat sich dann von dem Volk, vertreten durch Herren im Seidenhut, entsprechende Beschlüsse unterbreiten lassen und eine Rede gehalten, in der er sagte, er wolle, aber die Kommission wolle nicht.

Da nun das Parlament schon lange daran gewöhnt ist, daß jedermann und auch die Reichskanzler es zum Sündenbock machen, so würde die Sache weiter nichts zu bedeuten haben. Aber die Parole ist eine Deckung für die Schuldigen, und darum zweckwidrig. Der Kanzler wagt nicht die Parole gegen die Konservativen auszugeben, die er als seine „näheren Freunde" bezeichnet hat, und läßt gegen das träge Parlament losziehen. So müssen es sich die Konservativen wünschen, diese allgemeine Verdammnis molestiert sie nicht. Sie steuern stramm auf eine neue Verschleppung los. Sie bringen zwischen hindurch eine frische Steuer auf den städtischen Besitz in Vorlage, die ihr Portemonnaie unberührt läßt, und die sie wohlklingend „Wertzuwachssteuer" taufen. Diese Steuer soll heute zuerst beraten werden und ihren wiederholten Beschluß gegen die Erbanfallsteuer beschönigen.

Diese Beratungen über eine neue Steuer werden freilich die Zeit von Wochen fressen, doch Fürst Bülow wird mit Recht von den Konservativen in die Kreuz und Quere geführt, denn sie wissen, daß er nicht gegen sie aufzutreten wagt. Das Zentrum sekundiert allen konservativen Quertreibereien. Und die Mittelparteien setzen ihre Hoffnungen immer noch auf die Kohärenz des Blocks, von dem sie wie eine halbverlassene Braut singen: „Jetzt weiß i net, lebt mein Schatz — oder ist er tot?"

Dr. Heinrich Hutter

# Glossen

## Darwinismus und Kolonialpolitik

Staatssekretär Dernburg hat sich im Reichstage für einen Gegner des Darwinismus erklärt. Er gebrauchte scharfe Worte wider die „Theorie der Vernichtung der Schwarzen" und fuhr fort: „Wir leben auch in Deutschland nicht nach Darwinschen Gesetzen, im Gegenteil, wir helfen den Schwächeren und schützen sie. So müssen wir uns auch zu den Schwarzen stellen, die sich zum Teil freiwillig unter unsern Schutz gestellt haben." Nun hat Darwin niemals etwas geschrieben, was als eine Losung für Menschen, Völker und Rassen aufgefaßt werden könnte, auf Leben und Tod miteinander zu kämpfen. Er braucht den Ausdruck „Kampf ums Dasein" in einem „weiten und metaphorischen" Sinne, und bemerkt ausdrücklich, daß nicht unbedingt Lebewesen einer oder verschiedener Arten gegeneinander zu kämpfen brauchten, sondern daß sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch gemeinsam „mit den äußeren Lebensbedingungen“ um ihr Dasein ringen könnten. Wenn es also heute Kulturbestrebungen gibt, die möglichst viele Kräfte, die bisher durch den Kampf des Menschen mit dem Menschen in Anspruch genommen waren, für den gemeinsamen Kampf aller Menschen mit der Natur freimachen wollen, so widerspricht das durchaus nicht Darwinschen Gesetzen. Im übrigen bezweckt der Darwinsche „Kampf ums Dasein“ nur das „Überleben“ des Passendsten, und das kann, auch wenn einzelne Lebewesen gegeneinanderstehen, in der Regel ohne gewaltsame Anstrengungen erreicht werden. Man kann daher auch ganz in Darwinschem Sinne sagen, in einer Kolonie kämpfe das unterworfene Volk mit der kolonisierenden Nation um sein Dasein, ganz gleich, ob diese „Zerstörungsmittel“ oder, wie Dernburg will, „Erhaltungsmittel“ anwendet. Ob bei wilden Völkern Kriegsgefangene geschlachtet und verzehrt oder zu Sklaven gemacht werden: im Kampf ums Dasein haben diese jedenfalls das Spiel verloren; denn der Sklave kann seine Kräfte nicht mehr frei und nur zu einem geringen Bruchteil für das eigene Gedeihen entfalten. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, und das nackte Dasein mißgönnt der Starke, wenn er klug ist, dem Schwachen erst dann, wenn die vorhandenen Unterhaltsmittel für beide überhaupt nicht ausreichen. Von der Menschenfresserei ging man zur Sklaverei über, wo immer in den Köpfen von Barbaren die Erkenntnis aufdämmerte, daß sich aus einem abhängigen Menschen mehr Vorteil ziehen läßt, wenn man ihn als Arbeitsmaschine verwertet, als wenn man nur sein Fleisch verbraucht. Aus der Sklaverei haben sich im Laufe der Jahrtausende oder Jahrhunderte allmählich die feineren modernen Abhängigkeitsverhältnisse entwickelt. Zu diesen gehören auch die Beziehungen der Eingeborenen in einer Kolonie zur kolonisierenden Nation. Nicht „Humanitätsduselei“, sondern wirtschaftliches Zweckbewußtsein leitet Dernburg bei seiner „negererhaltenden“ Politik. Letzten Endes geht aber auch sein Bestreben darauf hinaus, die Daseinsbedingungen der Eingeborenenbevölkerung in den Kolonien von den Bedürfnissen der kolonisierenden deutschen Nation abhängig zu machen, derart, daß die Schwarzen dazu angeleitet und daran gewöhnt werden, nach Sicherung ihrer eigenen Lebemöglichkeit in erster Linie das Gedeihen des weißen Herrenvolkes fördern zu helfen. Gewiß kann sich die Produktivkraft der Eingeborenen unter der Vormundschaft eines hochstehenden Kulturvolkes derart steigern, daß sie trotz der Fremdherrschaft immer noch besser leben können als vorher. In ihrem Eigenleben werden sie aber stets gehemmt bleiben, und ein dauerndes Joch muß ihre Fähigkeiten für den Kampf ums Dasein abstumpfen, da der Selbsterhaltungstrieb der kolonisierenden Nation immer darauf aus ist, das unterworfene Volk nur soweit wachsen und erstarken zu lassen, als es sich mit den eigenen Interessen verträgt.

Wittkopp

## Das Hausgespenst

Die Obstruktion des österreichischen Parlamentes ist ein Ergebnis der Not. Sie stammt aus den Tagen Badenis, da eine slawisch-klerikale Mehrheit es versuchte, um eigener Vorteile wegen den Deutschböhmen die tschechische Amtssprache aufzuzwingen. Das letzte Mittel einer in ihrer Lebensexistenz betroffenen Minorität ist seither zu einem Hausgespenst aller österreichischen Vertretungskörper, aus einer außergewöhnlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Waffe zu einer normalen geworden. Im prager Landtag handhaben sie die Deutschen, im tiroler die Italiener, im ungarischen Reichsrat die Nationalitäten. So ist die Obstruktion allmählich zur Regierung des parlamentarischen Systems ausgewachsen, zur Leugnung des Majoritätsprinzips. Der österreichische Reichsrat wird nun schon ein Jahrzehnt durch die Minderheit beherrscht, die mit der Obstruktionsdrohung die Durchsetzung ihres Willens erzwingt. Was im „Volksfeind" Theorie war, ist bei uns Praxis geworden. Freilich nicht zum Ansehen des Parlamentarismus. Das Wort von der Parlamentsmüdigkeit ist in Österreich geprägt worden und gewinnt hier immer mehr Berechtigung.

In der Erkenntnis, daß aus dieser Volksstimmung heraus denn doch eines Tages das Parlament von demselben Volke, das es mit seinem Blute begründet hat, weggefegt werden könnte, wird vom österreichischen Abgeordnetenhause versucht, dem unnatürlichen Zustand ein Ende zu machen und dem Mehrheitsprinzip wieder Geltung zu verschaffen. Das Gespenst der Obstruktion soll durch eine tiefgreifende Änderung der Geschäftsordnung, die dem Präsidenten weitgehende Rechte zur Wahrung der Verhandlungsfähigkeit einräumt, gebannt werden. Der Entwurf der neuen Geschäftsordnung liegt derzeit dem Abgeordnetenhause vor. Die kleinen Fraktionen, die bisher von den Abfindungen für die Einstellung der Obstruktion ein reichliches Leben führten, sind über die drohende Störung ihres Geschäftsbetriebes sehr empört.

Begreiflich: Niemand leistet gern auf ein freies Einkommen Verzicht. Die Regierung bietet allerdings eine sehr verlockende Gegenleistung für diesen Verzicht: die Pauschalierung der Abgeordnetendiäten mit einer kleinen Abrundung nach oben. Es steht noch nicht fest, ob sich die Interessenten der Obstruktionsmöglichkeit hiermit begnügen, oder ob sie die Vorlage zur Ausschaltung der Obstruktion nicht durch eine weitere Obstruktion zu Fall bringen werden. Für das österreichische Parlament aber bedeutet die Geschäftsordnungsreform den letzten Versuch, das Abgeordnetenhaus aus der gegenwärtigen Stellung eines ziemlich geistlosen Debattiervereins zu jener Würde und Achtung wieder emporzuheben, welche die Schwesterparlamente in Deutschland und England seit jeher zu bewahren verstanden haben.

Friedrich Luchner

## Sonnenthal †

Es ist leider üblich geworden, Träger von bekannten Namen und Titeln, sei's in Wissenschaft, Kunst, Politik oder Gesellschaft, allemal, wenn ein hervorragendes Mitglied einer dieser Gruppen stirbt, dahin zu drängen, sich sofort drahtlich, brieflich oder mündlich über den Todesfall zu äußern. Was die Zeitung da ihren Lesern vorsetzen will, hat nichts mit der fachlichen Würdigung der Verdienste des Verstorbenen zu tun, die sich bei tatsächlichen Leistungen nicht im Reportertempo liefern läßt. Auch nichts mit höherstehenden, wahren Empfindungen persönlicher Freundschaft für den Geschiedenen. Solche Gefühle werden vielleicht versuchen, für die am nächsten Betroffenen ein Wort des Trostes zu finden, aber gewiß kein Breittreten in der Presse anstreben. Darum ist es der Zeitung ja auch nicht zu tun. Die abverlangten stilistischen Schmerzausbrüche dienen nur der eigenen Zurschaustellung und dem Selbstgefallen. Als ob das Publikum über den Verlust, den der Hingang eines hervorragenden Menschen verursacht, kein eigenes Ur-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

teil, keine eigene Form des Betrauerns — und sei's nur ein ehrliches, einfaches: „Schade um den tüchtigen Mann" — fände. Es muß der Peter und Paul, der Minister, Professor, Intendant, Direktor und so weiter — jeder anders und jeder aufdringlicher und geschraubter als der andre — es öffentlich und gedruckt sagen, wie „unersetzlich" der Verschiedene und wie „erschüttert" der Verbleibende ist. Anläßlich des Todes Sonnenthals, mit dem unstreitig ein tüchtiger Schauspieler abging, einer der Veteranen der alten Burgtheatergarde, die sich längst überlebt hatte, wie die Steinschloßgewehre, die ja zu den Zopfsoldaten auch trefflich paßten und ihnen genügten, haben die wiener Blätter wahre Orgien in der Veröffentlichung von Schmerzausbrüchen der zahlreichen Kollegen, Direktoren, Autoren geleistet. Echt und vielleicht am ehrendsten war die trockne, statistische Note, welche die Generalintendanz der Hoftheater publizierte. Sie sagt, daß Sonnenthal 5971 Mal in 427 Rollen im Burgtheater auftrat.

Aber nicht um Sonnenthals, nicht um Matkowskys willen, die beide kurz nacheinander in den Momentnekrologen jeder als „der größte, deutsche Schauspieler" angesprochen wurden, kritisiere ich die Übung der Zeitung. Das forcierte Einholen von Äußerungen, oft von Leuten, deren Urteil garnicht kompetent ist und nur einen Bluff des Publikums vorstellt, erscheint mir als eine Geringschätzung der Leserwelt.

v S

## Ein Prozeß um das Kind

Man sagt so oft, wir lebten im Zeitalter des Kindes. Ein jeder Vater fühlt sich als Pestalozzi redivivus und jede alte Jungfer redet wie Ellen Key. Unsere Maler malen Bilderbücher für Kinder, unsere Zeichenlehrer lernen von den ihnen anvertrauten Kleinen, wie das Kind die Dinge um sich her sieht, und unsere Frauenrechtlerinnen beschäftigen sich am liebsten mit den unehelichen. Das ist alles schön und gut und sehr lobenswert; nur dürfen die Erwachsenen vor lauter Mühe um das Kind nicht selber kindisch werden. Und kindisch ist das Anklagepathos, mit dem unsere Frauenrechtlerinnen über den Vater des unehelichen Kindes zu Gericht sitzen. Als ob der gute Mann damals, als es geschah, den bösen Willen gehabt hätte, ein vaterloses Wesen zu zeugen, und als ob zum Fortpflanzungsakte nicht immer zwei gehörten, die ihr Vergnügen daran haben.

Es hat mich daher gefreut, daß Hermann Heijermans in seiner Tragikomödie „Seltsame Jagd", die am dreizehnten März im Münchener Schauspielhause zum erstenmal in Deutschland aufgeführt wurde, dem sozialen Pathos der Frauenrechtlerin die berechtigte Ironie des verfemten Kindesvaters beigemischt hat. Und so wahr und überzeugend, daß der aufmerksame Zuhörer am Schluß trotz dem tragischen Ende, das der Angeklagte findet, hinter die Anklage ein schüchternes Fragezeichen setzt. Denn die Anklägerin, die Krankenschwester Hope, gleichsam der Chorus des Stücks, ist als Kind einer sogenannten Gefallenen selber Partei und redet zu sehr pro domo, um zugleich als gerechte Richterin gelten zu können. Zumal diesem Baron Adolf von Walden gegenüber, mit dem zusammen sie laut dem letzten Willen der sterbenden Baronin (Erster Akt) auf die Jagd nach dem unehelichen Kinde gehen muß. Erstens, weil sie in diesen Herrn verliebt ist, und zweitens, weil sie ihn zugleich verabscheut — einmal, weil er sie vor Jahren im Hause seiner Mutter vergewaltigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wollte, dann aber, weil er sich jetzt eine bezahlte Mätresse hält.

Das uneheliche Kind des Barons kommt natürlich nicht zum Vorschein. Ja, es bleibt bis zum Schlusse der Tragikomödie sehr zweifelhaft, ob es überhaupt das Kind des Barons ist. Denn das einzige Zeugnis für diese Ansicht ist ein Brief der Kindesmutter selbst, die vor langen Jahren des Barons Studentenliebchen war, nebenbei aber ihre Gunst noch andern jungen Herren schenkte. Statt der Gesuchten melden sich im zweiten Akt, angelockt durch die in Aussicht stehende Erbschaft, eine Reihe andere junge Dämchen, die garnichts dagegen haben, unter solchen Umständen gefallen zu sein. Wer verdenkt es da dem erfahrenen Lebemann, wenn er diese Jagd nach dem Kinde im Grunde sehr komisch findet? Und wer würde durch die soziale Anklagerede, die ihm nun Schwester Hope ins Gesicht schleudert, bekehrt?

Niemand als der Baron selbst. Und auch er nur, weil er nach wie vor in die schöne Krankenschwester verliebt ist. Aber auch er erst im dritten Akt, nachdem er sich auf der weiteren Jagd nach dem Kinde, die ihn um die ganze Erde hetzt, innerlich geläutert hat. Damit er aber der ungläubigen und starrköpfigen Schwester den Ernst seiner Sinnesänderung beweisen kann, läßt Heijermans ein Kind ins Wasser fallen. Natürlich stürzt der Baron ihm nach und findet in der Schleuse einen grauenvollen Tod. Schwester Hope aber bricht unter diesem Schicksalsschlage zusammen.

Wer hat nun Recht in diesem Prozeß um das Kind? Weder der Baron, noch Schwester Hope, am allerwenigsten aber der Dichter, der das prächtige Plädoyer der beiden ersten Akte so klotzig übers Knie bricht. Es wimmelt überhaupt von Kindern in dem Stück, obwohl sie alle hinter der Kulisse bleiben. Da sind zum Beispiel noch zwei eheliche — eines, einer liebloſen Geldehe entsprossen, das als abschreckendes Beispiel an der Tuberkulose sterben muß, das andere, das Töchterchen des lieben Anstaltsarztes und seiner geliebten Frau, das unter den sorgenden Augen der Eltern wie eine Rudel aufgeht. Das alles beweist wenig oder nichts. Aber muß eine Dichtung ein soziales Problem lösen? Wie Heijermans sich im Grunde die Lösung denkt, verrät uns Schwester Hope in ihrem Gespräch mit der Doktorsgattin: „Es wird eine Zeit kommen, wo so ein Kind das Kind aller ist und man nicht nach dem Vater zu fragen braucht.“ Also ein sozialistisches Glaubensbekenntnis.

Tarub

## Der Fall „Reicher“

In Wien ist vor kurzem der Geldagent und Eskompteur Fritz Reicher, intimer „König der Wucherer“ oder auch „Goldschwein“ genannt, mit Hinterlassung von zehn Millionen Kronen an Passiven flüchtig geworden, ohne daß bisher auch nur Einer seiner vornehmen Kunden einen Straf- oder Verfolgungsantrag gestellt hätte. Der Charakter der Reicherschen Geschäfte, die zu einem großen Teil darin bestanden, Wechsel mit bewußt falschen Unterschriften von Personen der „höheren“ Gesellschaft zu eskomptieren, weil die Einlösung solcher Akzepte — bei den Gefahren, denen sich die Herren Aussteller aussetzen — sicherer schien, als jene der echten, und die Wahrscheinlichkeit, daß wohl jedes großstädtische Milieu seinen „Reicher“ besitzen dürfte, erheben den Fall über das Niveau einer lokalen Betrügeraffäre. Daß das wiener Exemplar „Reicher“ auch noch selbst erhebliche Wechsel auf den Namen seiner aristokratischen Kunden fälschte, ist ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

moralisch kaum in Betracht kommendes Detail.

Die Kritik kann ihr Schwergewicht nicht auf das verbrecherische Tun des gefälligen Agenten legen, einer dunkeln Existenz, die sich die Unmoral und den Leichtsinn der feinen Gesellschaft zunutze machte Sie wird vielmehr dort ansetzen, wo Söhne aus „hohen" Familien skrupellos die Unterschrift ihres Vaters, Onkels, Vormundes fälschten, um Geld für ihre Passionen zu erhalten, Frauen den Namen ihres Gatten zu gleichem Zwecke und ohne viel Bedenken auf einen Wechsel setzten, Liebhaber, wie im Fall der Prinzessin Luise von Coburg, das falsche Giro einer reichen Verwandten der Geliebten, hier speziell gleich der damaligen „Kronprinzessin von Österreich", einem Akzepte anfügten, — durchaus Geschäfte, in denen die Spezies „Reicher" mit großer Bereitwilligkeit zu Diensten stand.

Die Auffassung, daß eine solche Fälschung bei der fast sicheren Einlösung weder unmoralisch, noch unehrlich, noch verbrecherisch sei, scheint leider in diesen Gesellschaftskreisen festzustehen. Nur wenn es sich um einen armen Teufel handelte, der das Geld zur Zahlung des Wechsels nicht auftreiben könnte, wird die Sache zum entehrenden Verbrechen. Aber die Reichers nehmen nur „falsche" Wechsel, die „gut" sind.

Der wiener „Reicher" kann beruhigt sein. Weder seine Kunden mit ihrer hohen, gesellschaftlichen Moral werden ihn verfolgen lassen, noch seine Geldlieferanten, die mit ihren Pfunden wuchern wollten.

Mit kleinen Leuten, die legitimen Geldbedarf hatten, gab sich ein Reicher nicht ab. Die hätten jetzt Zeter und Mordjo geschrieen.

Die hohe Gesellschaft aber, für die eine andre Moral besteht, wird schweigen.

v. Stetten

## Cicero

Verdiente der falscheste Götze deutscher Mittelschulen, der heilige Marcus Tullius, nicht endlich, von seinem Postament gestürzt zu werden? Man sehe, wie außerordentlich ungünstig gerade Ferreros Geschichtswerk Cicero beurteilt, für den man Heines bekanntes Wort dahin umkehren könnte: „ein Talent, doch kein Charakter". Ferrero spricht im zweiten Buch ganz offen von der „literarischen Eitelkeit", von der „Ängstlichkeit" jenes Gernegroßen, spottet über seine „Träume von Ruhm, in denen er sich nach der katilinarischen Verschwörung wiegte", obschon er „viel mehr für die Bibliothek als für das Schlachtfeld erschaffen" gewesen sei, erwähnt seine „Leidenschaft für luxuriöses Leben" und sein Schuldenmachen im allergrößten Stil, das den Gecken ja noch auf seine alten Tage zu dem Plan führte, sich von Terentia scheiden zu lassen und um ein vierzehnjähriges Mädchen der Mitgift wegen zu werben. Ferrero verhehlt bei keiner Gelegenheit, daß Cicero, ohne politischen Scharfblick höchst ehrgeizig, sich für viel bedeutender hielt, als er in Wirklichkeit war. Er hätte sich zum Beispiel sein Exil ersparen können, da Cäsar ihn in der loyalsten Weise als Zweiten im Kommando in sein Legionslager lud. Allein der Verbohrte wollte einem soviel kleineren Mann wie Cäsar die Rettung nicht verdanken, daher brach das Unheil über ihn herein.

Noch härter als Ferrero ist schon Cäsars genialer Biograph James Anthony Froude mit Cicero ins Gericht gegangen und mit dessen „überströmender Selbstbewunderung". Froude sagt geradezu: „Es fehlte Cicero an Würde", eben weil dieser Eitle „der einzige Gegenstand seiner eignen Gedanken war" und sich einbildete, daß auch alle Welt sich ebenso innig mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm beschäftigte. In dieselbe Kerbe schlug Macaulay, der (in seinem wundervollen Essay über Lord Bacon) Cicero vorwirft, seine ganze Seele habe unter der Herrschaft einer backfischhaften Eitelkeit und einer feigen Verängstigung (a girlish vanity and a craven fear) gestanden.

Es ist ein Skandal, daß unsre gymnasiale Jugend immer noch den Philologenwahn: wer das vorzüglichste Latein geschrieben habe, müsse notwendig ein „antiker Charakter" von erhabener Größe gewesen sein, ausbaden muß. Obwohl der Wortmacher Cicero achtungswerter Eigenschaften keineswegs völlig entbehrte, ist er als politischer Streber eine viel zu lächerliche Figur, um sich als Ideal für junge Deutsche zu eignen.

Bob

## Ein Zarenbild

Ein illustriertes englisches Blatt bringt die Reproduktion eines Porträts, das den neugebackenen König Ferdinand als restaurierten „altbulgarischen Zaren" darstellt. Steifer, scharfwinkliger Goldbrokat, die runde, tiaraähnliche Zarenkrone, byzantinische, unnahbare und unbewegliche Majestät in der ganzen Haltung, – mitten drin aber das pfiffig-schlaue Koburgergesicht mit dem Geschäftszug der Orléans, einer leisen Mahnung an den Bürgerkönig mit dem Regenschirm und wieder auch etwas vom Prunkwahn des roi soleil.

Wer dieses Bild sieht, empfindet sofort, daß der dort dargestellte Ehrgeiz, der „eine durch fünfhundert Jahre vergessene Tracht" anlegt, heute keineswegs schon gesättigt sein kann.

Als Stambulow noch am Webstuhl der Geschicke des jungen Staates stand, hatte der damals nicht immer so vorsichtige Ferdinand mit einigen Offizieren vom Kloster Rilo aus, der bekannten Basis für bulgarische Einbrüche nach Makedonien, einen Ausflug an die makedonische Grenze unternommen. Die übermütigen Offiziere bewogen ihren Fürsten, einige Schritte über die Grenzlinie zu tun und tranken dort auf das Wohl des künftigen König von Makedonien. Der Berichterstatter eines pariser Blattes erfuhr die Episode und publizierte sie. Stambulow war wütend über die politische Unvorsichtigkeit seines Fürsten. Er ließ den Korrespondenten aus Bulgarien ausweisen und erklärte dem Koburger, daß er nicht gewillt sei, die bulgarische Politik durch solche Dummheiten kompromittieren zu lassen.

Noch ist Ferdinand nicht König von Makedonien, aber schon bulgarischer Zar. Stefan Stambulow hingegen ist längst von den Würmern gefressen.

Der Ehrgeiz Ferdinands geht aber gewiß noch weiter. Der politische Verfall Serbiens wird im Konak von Sofia seit langem beobachtet und verfolgt. Der schmeichelnde Gedanke, die beiden Balkanstaaten durch Personalunion unter bulgarischer Spitze zu vereinen, hat sich längst im Kopfe Ferdinands eingenistet.

Nikolaus

Verantwortlich: Für die Redaktion Dr. Robert Hessen, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I. — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Albert Langen

Albert Langen ist plötzlich seinen Schöpfungen entrissen worden. Der „März" hat den unter seinen Herausgebern verloren, der zugleich sein Gründer und Verleger war. Und Albert Langen war ein Verleger von ganz besonderer Art. Er war ein Führer seiner Autoren, er war der Freund seiner Mitarbeiter.

Der Verlag von Albert Langen war jung und intellektuell, tatkräftig und interessant, weil Albert Langen selbst jung und intellektuell, tatkräftig und interessant gewesen ist. Das macht die Lücke groß und die Trauer echt. Das deutsche Schrifttum hat einen Pionier verloren, der willensstark und weitschauend dem Verkehr der Geister Wege gewiesen und Brücken geschlagen hat, hoch hinweg über die nationalen Grenzen und über die internationalen Vorurteile. Die Größe des Verlustes erkennen die am deutlichsten, die ihm nahegestanden haben. Zu ihnen gehören die Leser und ganz besonders die Mitarbeiter des „März".

Nur sechzehn Jahre war er an der Arbeit, und in dieser Zeit hat er inmitten eines übermächtigen Wettbewerbs ein Verlagsinstitut von Weltruf begründet. Als er am 30. April 1909 in der vollen Manneskraft und in der frischen Gesundheit des vierzigsten Lebensjahres die nicht müden Augen schloß, da hatte er schon geleistet, was sonst erst in hohem Alter nach langen Jahrzehnten erreicht wird.

Albert Langen war ein kölner Kind. Das hat er nie verleugnet, auch nicht, nachdem ihm europäische Wanderfahrten den Dialekt abgeschliffen hatten. Der Vater, ein Großfabrikant und Kaufherr von streng protestantischer Richtung, gab ihm eine sorgfältige Erziehung. Vor Absolvierung des Gymnasiums zog es ihn plötzlich vom Studium hinweg und ins kaufmännische Leben. Bald auf den eigenen Füßen zu stehen — früher als ein Student, — das war seine Sehnsucht. Eine junge Neigung hat, wie er mir erzählte, den Entschluß beschleunigt. In der väterlichen Firma, dann in Antwerpen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat er die Geheimnisse des Handels und die Regsamkeit des kaufmännischen Unternehmungsgeistes kennen lernen.

Durch den Tod des Vaters in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt ließ er sich für eine Reihe von Jahren in Paris nieder, und hier in einem internationalen Kreise ging ihm die Freude an der Kunst, an der geistigen Produktion und am Geschmack auf. Ein Freund von Künstlern und von Schriftstellern, wurde er bald der hilfsbereite, nie kargende Ratgeber ihrer publizistischen und finanziellen Sorgen. Und nun kam ein Vorgang, der seinem Lebensweg eine entscheidende Wendung gab, und der zugleich höchst charakteristisch für ihn ist. Knut Hamsun hatte ihm das Manuskript seiner „Mysterien" zu lesen gegeben, und Albert Langen, der für alles Dichterische und Psychologische ein besonderes Organ hatte, war begeistert, aber auch empört über die Kurzsichtigkeit der deutschen Verleger, die das Manuskript zurückgeschickt und von denen einer zweihundertfünfzig Mark als Gesamthonorar für das Buch geboten hatte. Langen ließ das Werk auf seine Kosten drucken und schloß auf den Boulevards in Paris seinen ersten Autorenvertrag ab.

So wurde Langen Verleger. Als treuer Kamerad junger Schriftsteller, die deutsch, norwegisch, französisch und dänisch Neues zu sagen hatten, zog er, begleitet von ihrem Glauben an seinen Stern, an seine Intelligenz und an sein Verständnis für Kunst und Literatur in die deutsche Buchhändlerzentrale Leipzig. Er hatte nicht mehr allzuviel Mittel, aber er war reich an Lebenserfahrung, an Plänen und an Ideen.

Er wollte nicht bloß Bücher verlegen, sondern auch eine Zeitschrift. Sie sollte das Gegenteil von ledern sein, sollte von unnüchternen Menschen, von jungen Künstlern gemacht werden. Die Zeichnungen sollten Farbe und Leben haben, und der Text auch. Es sollte der Welt gezeigt werden, daß die Deutschen nicht die Langweiler, nicht die Pedanten, nicht die Ladstöcke seien, für die sie — wie er zu seinem Schmerz erfahren hatte — im Ausland galten. Wußte er doch, daß sie ebensoviel konnten wie die andern Nationen, und daß noch etwas in ihnen steckte, was die andern nicht hatten: der kernige Witz. Der Witz war Albert Langen mehr als das bon mot. Er hatte ein adlerscharfes Auge für alle Lächerlichkeiten des Einzelnen, der Einrichtungen, der Klassen und der Völker. Lächerlichkeiten zur Schau zu stellen und für die Folge un-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möglich zu machen, das war sein Plan und sein Programm; als Mittel wählte und schuf er im Jahre 1896 den „Simplicissimus".

Aber Leipzig ist kein Boden für ein Witzblatt! Deshalb siedelte Langen mit seinem Verlag nach München über und wurde dort rasch bodenständig. Wie sich die Künstler Thomas Theodor Heine, Bruno Paul, Reznicek, Thöny, Rudolf Wilke, Schulz und andere um Langen zusammenscharten, wie Reinhold Geheeb, der junge dachauer und münchener Advokat Ludwig Thoma sich zu ihnen fanden, wie Langen den Olaf Gulbranson entdeckte und aus Norwegen translozierte, wie der „Simplicissimus" wuchs und sich in eine G. m. b. H. verwandelte, das ist ein besonderes und interessantes Kapitel, das Thoma einmal schreiben muß. Die Sitzungen, in denen die neuen Nummern des „Simplicissimus" beraten werden, gehören sicherlich zu dem Originellsten, was es auf publizistischem Gebiete zurzeit in Deutschland gibt. Ein Anreger ohne Gleichen voll prickelnder Anschaulichkeit, wurde Albert Langen nicht müde, die Phantasie der andern warm und produktiv zu erhalten. Eine ganze Reihe schlagender Witze rühren von Langen selbst her.

In der Mischung der Temperamente, aus der geistig bewegte Vielseitigkeit hervorwächst, war das kölner Naturell von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Vertreten waren in dem Kollegium der münchener und oberbayerische, der österreichische, der niederdeutsche, der sächsische Stamm und Geist durch ausgesprochene Persönlichkeiten; sie alle verlangten förmlich nach der Ergänzung durch den Rheinländer, der zugleich den weltmännischen, fashionablen Einschlag mitbrachte und die Fähigkeit besaß, fremde Eigenart rasch zu erkennen und richtig zu werten.

Reich waren naturgemäß auch die Beziehungen, in deren Mittelpunkt er durch den rasch emporblühenden Buch- und Kunstverlag gestellt war. Langen besaß dank seinem Verkehr mit hervorragenden Menschen und Büchern einen besonderen Sinn für den Reiz des Stils wie für die charakteristischen Unterschiede der Autoren und der Nationen.

Sein Schwiegervater Björnstjerne Björnson, der Großvater seiner beiden heranblühenden Knaben, hat literarisch und persönlich, politisch und humanitär einen besonders großen und dauernden Einfluß auf Langen geübt. Dieser Einfluß hat der skandinavischen Literatur und ihrer Einbürgerung in Deutschland durch die musterhaften Übertragungen des Langenschen Verlags sichtbar



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und fühlbar große Dienste geleistet. Eine Fülle guter und sehr guter Werke wurde von dem Verlag in kurzen Jahren auf den Büchermarkt gebracht.

Albert Langen müßte nicht der erfinderische, spekulative Kopf und Geschäftsmann gewesen sein, der er zum Vorteil seiner Unternehmungen war, wenn er auf diesem festen Untergrund nicht weiter gebaut hätte. Inmitten zahlloser persönlicher Beziehungen, die bei ihm schnell den Reiz einer gegenseitigen menschlichen Anteilnahme gewannen, entschloß er sich, den Wurf einer großen, deutschen Revue zu wagen. So entstand der „März", dessen erstes Heft Anfang Januar 1907 erschien und sofort einen unerwartet reichen Erfolg brachte. Der Name ist auch von Langen selbst gefunden. Das kapriziöse Spiel mit den Fragen, Bildern und Vorstellungen aus Natur und politischer Geschichte, das der Name auslöst, die Erwartung des Kommenden — und die Rechtfertigung des schärferen Luftzugs — waren für die Wahl des Wortes „März" entscheidend. Das Unternehmen marschierte unter Langens tätigster Anteilnahme. Man muß sein Vergnügen über einen wertvollen neuen Mitarbeiter, sein Interesse für eine Glosse, die so fein stilisiert war wie eine französische, mit erlebt haben. Frankreich besaß seine Sympathie, Deutschland seine Liebe. In zahllosen Unterhaltungen brach immer wieder die tiefe Freude über die seltene Mischung der deutschen Art hervor, der die Zukunft reiche Kränze aufbewahrt halte, falls der Deutsche die Freiheit des Wesens sich vollends erobere.

Langen war kein Parteipolitiker. Aber durch das Labyrinth der inneren deutschen Politik führte ihn eine Geistesrichtung, die unbedingt auf die Seite der Freiheit und der Kultur hinneigte, und diese Neigung stärkte sich an seiner großherzigen Begeisterungsfähigkeit.

Das gab ihm die Frische, die Elastizität, die natürliche Liebenswürdigkeit und die schöne Genußkraft. Wo und wann man mit ihm beisammen war, — immer ging ein elektrischer Strom starken eigenen Lebens, eine Flut von heiterer Zuversicht, ein Zug willensstarker Ehrlichkeit von diesem Kopf aus, der das Gepräge einer reichen selbsterworbenen Bildung in klaren schönen Zügen trug.

Unerschöpflich war seine Freude an Landschaft und Natur. Um mir „den schönsten Punkt Bayerns" zu zeigen, den ihm sein Freund, der junge Maler

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sieck, verraten hatte, führte er mich nach Törwang hoch auf den Vorbergen, welche die Innebene mit dem Gebirge verbinden. Und nicht müde wurde er, mir zu sagen „einer der schönsten Punkte der Welt" liege in Württemberg zwischen Backnang und Heilbronn hoch oben über dem Bottwartal; den habe er einmal auf einer Radtour von München an den Rhein entdeckt.

Für seine Freunde war der Verkehr mit ihm gerade deshalb so besonders wertvoll, weil dieser Verkehr der einzige war, den er suchte. Die konventionelle Geselligkeit war ihm, der an geschmackvoller Eleganz auch vor sehr verwöhnten Blicken bestehen konnte, ein Greuel.

Bei dieser Wesensart fühlte er sich in München wohl, und daß er dort jungen, emporstrebenden Malern eine private, aber sehr wirksame Förderung gewähren konnte, war ihm eine frohe Genugtuung.

Seine Pläne, nicht aber seine Schöpfungen sind mit ihm in das Grab gesunken. Sein „frühzeitiges Geschick" bedeutet einen Verlust im intellektuellen Leben Deutschlands, einen großen und dauernden Verlust seiner Mitarbeiter und seiner Freunde. Es ist staunenswert, wieviel seiner jungen Kraft gelungen ist. Das Geheimnis dieses Gelingens war die geistige Freiheit, die er nicht bloß besessen, sondern als ein Bedürfnis der Zeit gefühlt und erfaßt hat. Wenn seine Schöpfungen, wenn der „März" die von ihm eingepflanzte Eigenart und Lebenskraft festzuhalten wissen, dann werden sie ein lebendiges Monument seiner bedeutenden Persönlichkeit sein, und der Name Albert Langen wird als der eines hochstrebenden, großen deutschen Verlegers fortleben.

Conrad Haußmann



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:16 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Italien im Dreibund / Von Professor Otto Harnack

Vor mehr als einem Jahr habe ich mich in dieser Zeitschrift über das Verhältnis Deutschlands und Italiens nach Maßgabe der wechselnden Phasen des „Dreibunds" ausgesprochen und dabei dem Wunsch Ausdruck gegeben, die öffentliche Meinung und vor allem die Presse Deutschlands möge darauf hinstreben, die Wolken, die sich angesammelt hatten, wieder zu zerstreuen und ein gegenseitiges Verständnis der wirklichen Lage, der Bedürfnisse und Aufgaben beider Reiche zu schaffen. Leider kann ich nicht sagen, daß meine damalige Anregung viel Erfolg gehabt hat. Gerade die letzte europäische Krise hat in der deutschen Presse viel ungerechte, verständnislose, zum Teil aber auch höchst unkluge Äußerungen hervorgerufen. Heißt es nicht den Interessen des eigenen Landes entgegenarbeiten, wenn man von einem Bundesgenossen, wie das in vielen Zeitungsartikeln geschehen ist, als selbstverständlich voraussetzt, daß er sich beim nächsten ernsten Konflikt auf die Seite des Feindes stellen würde? Heißt es nicht ihm geradezu einen Freibrief für Treulosigkeit geben, wenn man von vornherein gar keine Treue voraussetzt? Und dabei hat tatsächlich das Verhalten Italiens in dieser Krise die pessimistischen Voraussagen garnicht bekräftigt. Der Minister Tittoni hat einen Programmvorschlag für die eventuelle Konferenz gemacht, der durchaus darauf berechnet war, den Empfindungen Österreichs entgegenzukommen und ihm die Beteiligung an der Konferenz zu erleichtern. Freilich hatte sich Italien lange zurückgehalten, hatte erst spät die klare Stellung eingenommen und hatte überhaupt zu der österreichischen Annexionspolitik niemals die rückhaltlose Zustimmung gegeben, wie sie Deutschland selbst auf die Gefahr des Krieges hin von Anfang an kundgegeben hatte. Aber ist das zu verwundern?

Es ist hier schon früher von mir dargelegt worden, daß England, als Italien vor einem Vierteljahrhundert dem deutsch-österreichischen Bündnis beitrat, als stiller Teilhaber des Bündnisses betrachtet wurde, England, das damals auf der Balkanhalbinsel wie in Afghanistan Rußland in schärfster

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kampfstellung gegenüberstand. Seitdem aber England seine Politik völlig neu orientiert hat, seitdem es mit Rußland und Frankreich die „Entente" geschlossen hat, kann Italien nur mit größter Besorgnis dem Fall einer ernstlichen Bewährung des Dreibunds entgegensehen. Ein Krieg mit England, das das Mittelmeer beherrscht, ist für Italien tatsächlich nicht durchführbar; er würde die Vernichtung seines Handels, die Verwüstung seiner Küsten bedeuten; er würde zudem eine tatsächliche Aktion Italiens im Sinne des Dreibundes vollkommen lahm legen. Es ist daher begreiflich, daß Italien mit größter Abneigung die Eventualität eines Krieges betrachtet, an dem möglicherweise auch England teilnehmen könnte, — des Krieges, nach dem Österreich jüngst fast ein Verlangen gespürt zu haben scheint.

Ferner ist es eine bekannte Tatsache, daß gerade in Balkanfragen eine tatsächliche Rivalität zwischen Österreich und Italien herrscht. Italien will auch über die Adria hinüber ein Handels- und Absatzgebiet haben, und es will in dem Fall einer Katastrophe des türkischen Reiches auch eine politische Machtstellung im Westen der Balkanhalbinsel gewinnen. Beides ist durch die großen Traditionen Venedigs und die noch heute bestehende Geltung der italienischen Sprache an der Ostküste der Adria wohlbegründet. Mit dem Drang Österreichs über Bosnien hinaus nach Saloniki und dem ägäischen Meer brauchen jene italienischen Wünsche nicht in Kollision zu geraten; trotzdem liegt es auf der Hand, daß Reibungen sehr leicht entstehen können, und daß hier ein schwieriges Problem zu lösen ist. Durch die Annexion von Bosnien und der Herzegowina erhielt das Problem eine unmittelbar praktische Bedeutung; wenn nun der Dreibund diese schwierige Situation überstanden hat, wenn Italiens Zugehörigkeit sich auch in dieser gespannten Lage bewährt hat, so ist dies ein höchst günstiges Ergebnis und rechtfertigt in keiner Weise die von manchen deutschen Blättern geführte Sprache. —

Gewiß ist es eine Tatsache, daß auch in Italien gar manche Blätter und auch manche politische Redner einen Ton anschlagen, der den bundesgenössischen Verpflichtungen widerstreitet, — und es darf auch als Tatsache gelten, daß Italien gewisse Verbindlichkeiten eingegangen ist, die unter Umständen in einen Konflikt mit den Dreibundspflichten treten könnten. Aber hat nicht auch Deutschland zur Zeit des „Rückversicherungsvertrages" mit Rußland sich in einem solchen schwierigen Doppelverhältnis befunden? Hat nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

England gleichzeitig Abmachungen mit Rußland und mit Japan? Aus einem solchen komplizierten Verhältnis die Folgerung zu ziehen, daß ein Staat sich im Ernstfall zu einem direkten Bruch der Verpflichtungen und des verpfändeten Wortes getrieben fühlen werde, heißt den Bogen weit überspannen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß eine solche Lage im Augenblick der Krisis zu einem lavierenden und ausweichenden Verhalten des betreffenden Staates führen wird.

Aber noch mehr! Es läßt sich jetzt aus der glücklichen Lösung der letzten kriegsdrohenden Verwicklung die gegründete Hoffnung schöpfen, daß künftig in Italien der Dreibund auf der Wage der politischen Berechnung schwerer wiegen wird als sonstige Verhältnisse und „Ententen". Österreich hat eine bedeutend stärkere Lebenskraft und Entschlossenheit bewiesen, als man ihm zugetraut hatte. Das deutsch-österreichische Bündnis hat eine imponierende Kraft gezeigt. Dagegen haben die Mächte der „Entente" einen überraschenden Mangel an Entschlußfähigkeit bewiesen. Rußland enthüllte eine militärische Bereitschaftslosigkeit und eine organische Schwäche, die erkennen ließen, daß die Zeit seit Beendigung des japanischen Krieges auch unter dem neuen Regime ebenso ungenutzt vorübergegangen ist, als ob nie von Reformen und Fortschritten geredet worden wäre. Frankreich bewies eine entschiedene Abneigung, auf der Balkanhalbinsel die Geschäfte Rußlands gegenüber Österreich zu besorgen, und zeigte zugleich in unzweideutiger Weise, daß ihm durchaus nichts daran gelegen sei, einen Streit mit Deutschland zu provozieren, um endlich die Revancheidee zu verwirklichen, — obschon es sich hier um einen Fall handelte, wo die Bundesgenossenschaft Rußlands außer allem Zweifel stand. Und endlich England? In England ist viel über den angeblichen Terrorismus geredet worden, den die beiden deutschen Mächte ausübten; aber daß es Englands Aufgabe sei, diesem Terrorismus mit den Waffen entgegenzutreten, — dieser Gedanke hat jedenfalls John Bull viel weniger beschäftigt als die Besorgnis, wie er sich selbst gegen die eingebildete Gefahr eines deutschen Angriffes wehren könne.

Alle diese Tatsachen können in dem klugen und realpolitischen Geist des italienischen Volkes keine andere Wirkung hervorbringen als die klare Erkenntnis, daß der Dreibund die sicherste und stärkste Schutzwehr der politischen Machtstellung sei und bleibe.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um aber hieraus alle die zu hoffenden Wirkungen hervorgehen zu lassen, die auch für Deutschland und Österreich vorteilhaft sein würden, ist es wünschenswert, Italien möge das feste Vertrauen gewinnen, daß diese Schutzwehr auch tatsächlich seinen Bestrebungen und Zukunftshoffnungen zugute komme. Denn das ist es hauptsächlich, was die heftigen und zähen Gegner des Dreibundes in Italien dem jetzt-sechsundzwanzigjährigen Bündnis vorwerfen: es habe Italien keine positiven Vorteile gebracht! Darauf konnte man früher erwidern: das sei auch garnicht die Aufgabe des Dreibundes, der nur den Frieden sichern, den Status quo beschützen wolle. Aber nach der temperamentvollen Annexionspolitik Österreichs, nach der entscheidenden Hilfe, die sie bei dem deutschen Bundesgenossen gefunden hat, kann man sich auf diesen Standpunkt der Passivität nicht mehr zurückziehen. Gerade auf dem Gebiete der türkischen Machtsphäre liegen die ferneren politischen Ziele Italiens, sei es nun auf der Balkanhalbinsel oder in Nordafrika. Ganz sicherlich wird auch der Zeitpunkt kommen, den Italien für geeignet halten wird, diese Ziele zu erreichen oder ihnen wenigstens näher zu rücken. Der innere Wert und die moralische Festigkeit des Bündnisses mit den beiden Zentralmächten wird sich in Italien ohne Zweifel darnach bemessen, wie tief die Zuversicht auf die Unterstützung der beiden Bundesgenossen in jener zukünftigen Stunde sich einwurzeln wird. Natürlich muß dabei die Voraussetzung gewahrt bleiben, daß die Ziele Italiens nicht den Interessen Deutschlands oder Österreichs widerstreiten, oder, soweit dies geschieht, muß man sich einem Ausgleich fügen. Aber auf der anderen Seite darf auch das Verständnis und das entschiedene Mitgefühl für die notwendigen politischen Bestrebungen Italiens bei seinen Bundesgenossen nicht fehlen! Ohne diese Anteilnahme an den Lebensfragen der Großmachtstellung Italiens kann sich der Dreibund nicht zu wirklichem Leben über das bloße Paragraphendasein hinaus neu entwickeln. Und gerade Deutschland fällt hier die Aufgabe zu, zwischen den sich so eng berührenden und leicht sich schädigenden Bestrebungen Österreichs und Italiens zu vermitteln. Diese Vermittlung auf den Gebieten der Balkanhalbinsel und des Adriatischen Meeres würde zu einer Überwindung des Gegensatzes zwischen den beiden feindlichen Brüdern mehr beitragen als ein Abkommen über irgendwelche „irredentistische" Fragen, innere Angelegenheiten, in denen ein Staat sich unmöglich den Wünschen oder Ratschlägen eines andern fügen kann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es iſt dringend zu wünſchen, daß auch die deutſche Preſſe für die Ziele der italieniſchen Großmachtpolitik Intereſſe und Verſtändnis gewinne und dieſe Fragen mit Einſicht und Wohlwollen behandle. Höchſt verderblich wäre die Meinung, weil in der letzten Kriſe das entſchloſſene Auftreten Deutſchlands und Öſterreichs zur Erhaltung des Friedens genügt habe, deshalb wäre Italien ein entbehrlicher Bundesgenoſſe. Nach wenigen Jahren kann vielleicht Rußland wieder eine aktionsfähige Armee, Frankreich eine aktionsfähige Flotte haben, kann die Nachwirkung der jetzt überſtandenen Kriegsgefahr auf Seite der jetzt diplomatiſch Beſiegten zu einer noch ſchlimmeren Bedrohung des Friedens führen, als wir ſie erlebt haben. Schlafen auf dem jüngſt erreichten Erfolg dürfen wir ſicherlich nicht, — und zur wachſamen Bereitſchaft gehört es auch, ſich Bundesgenoſſen zu erhalten und ſie ſich noch feſter zu verbinden.

## Bülow / Von Robert Heſſen

n den Lobeshymnen, die dem Fürſten Bülow zu ſeinem ſechzigſten Geburtstag angeſtimmt wurden, kehrte vielfach die ſeltſame Wendung wieder, daß der Kanzler, wenn er jetzt ſeine Entlaſſung nähme, dies mit reinem Gewiſſen, ja mit Genugtuung tun könne und einen vorzüglichen „Abgang" haben werde.

Es iſt ja auch möglich, daß ein glücklicher Leichtſinn dem hohen Herrn dieſes Kalkül tatſächlich erlaubte. Nur vergeſſen ſeine Sänger, infolge ihrer Begabung mit allzu kurzem Gedärm, das berüchtigte Finanzkompromiß, bei dem der Kanzler des Deutſchen Reiches, vor zwei Monaten erſt, ſeinem eignen Schatzſekretär das Rückgrat einſchlug. Erſt ſeit man ſah, daß an ſo hoher Stelle gegen das prinzipielle Aufgeben der Nachlaßſteuer kein weſentlicher Einwand beſtehe, ſchoß der konſervative Hochmut ins Kraut. Man munkelt in dieſen Kreiſen heute bereits von dem Erſatz der Finanzreform durch eine neue größere Anleihe, das heißt von dem Bankrott der deutſchen Reichsfinanzkunſt und einer Blamage ſondergleichen vor ganz Europa. Wenn der Urheber dieſes Unheils in der Tat lächelnd und zufrieden an ſeinen baldigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abschied denkt, so fehlt ihm etwas, was Bismarck in hohem Grade besaß. Der würde so leicht nicht eine Suppe, die er selbst eingebrockt hatte, kaltblütig seinem Nachfolger zum Auslöffeln haben stehen lassen.

Da es wenige Menschen in Deutschland geben dürfte, die unsern obersten Geschäftsleiter nicht mindestens für einen sehr schlauen Rechner halten, sollte man glauben, daß auch ihm die wahrscheinliche Nachwirkung eines Rücktritts ohne erledigte Reform nicht verborgen sein könnte. Wie prächtig auch immer sein Abgang inszeniert wäre, — die Flüche deutscher Steuerzahler und Renteninhaber würden ihm nach der Villa Malta folgen, die schwarzen Flecken auf seinem Andenken wachsen, bis sie den glänzenden Ruhm seines Glückes ausgetilgt hätten. Es wäre voreilig, ihn für so kurzsichtig zu halten, diese unerfreuliche Möglichkeit garnicht zu bemerken, für die das spätere Stöhnen über Undank doch keine rechte Entschädigung zu bieten vermöchte. Wie also mag es eigentlich in der Psyche des Fürsten zurzeit ausschauen?

Hat ihm, der so gern von heitrer philosophischer Höhe herab zu uns redet, gleich andern kleinen Geistern das alltägliche Miterleben von soviel eitler Borniertheit in seiner politischen Nähe doch derartig das Konzept verdorben, daß er auf das Reichsgetriebe fortan, wenn auch nicht mit der bekannten „Wurschtigkeit" — denn der Ausdruck wäre für den Epigonen zu großartig, —, sondern nur noch mit vollendeter „Pomadigkeit" zu blicken vermöchte?

Günstiger ist die Annahme, der Kanzler wolle die Konservativen sozusagen bei kleinem Feuer sieden. Er warte darauf, daß langsam die verständigeren Elemente sich auf den Nonsens ihres Widerstandes gegen die Nachlaßsteuer besinnen und die andern allmählich zu der Einsicht bekehren, daß man sich um einer solchen Bagatelle willen doch besser nicht dem Haß des ganzen gebildeten Deutschlands aussetze. In der Tat vermehrt sich die Dissidenz innerhalb des konservativen Lagers von Tag zu Tage. Ein so gewichtiges Organ wie die „Schlesische Zeitung", die durchaus nicht nur von Reichsparteilern in jener Provinz gehalten wird, bläst stramm zum Rückzug, und die „Deutsche Tageszeitung" weiß schon nichts Gescheiteres mehr, als ihren agrarischen Lesern die Zeichen der Zeit einfach zu unterschlagen. In England, wo die Nachlaßsteuer längst — seit Harcourts „großem Budget" — besteht, soll sie wegen des heurigen Defizits nach dem Vorschlage des Finanzministers Lloyd George um ganze 130 Millionen Mark *erhöht* werden. Diese Kunde war natür-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich vom Bunde der Landwirte fernzuhalten, weil ſie berichtigend hätte wirken können.

Indeſſen: zog unſer Kanzler aus ihr etwa Nutzen? Ich zweifle. Sie ſprach ja gegen ſeine Standesbrüder! Und er will ein agrariſcher Reichskanzler ſein. Öffentlich mit patriotiſchem Bruſtton die mittlere Linie ſuchen und im Vertrauen ſich rühmen: Agrariſch will ich leben und ſterben, — das darf in Deutſchland freilich nur deshalb gewagt werden, weil unſer Bürgertum ſich tatſächlich, Gott ſei's geklagt, von jener Kaſte immer noch imponieren läßt.

Zählen wir einmal ihre Häupter. Das war ja das, was die römiſchen Senatorialen ſo ſehr fürchteten: ihre Sklaven könnten ſie nachzählen. Da ſind, wenn wir die ſelbſtändigen Gutsbezirke des Deutſchen Reiches zugrundelegen, etwa 25000 Großgrundbeſitzerfamilien. Nehmen wir, hoch gerechnet, von ihnen 10000 als adlig an, dazu vielleicht 5000 adlige Offiziersfamilien und, ſehr hoch gerechnet, 5000 adlige Beamtenfamilien, ſo beſteht dieſe übermacht aus 20000 Männern, mit Angehörigen vielleicht aus 100000 Häuptern. Deutſchland aber wird heute 63 bis 64 Millionen Einwohner zählen. Unſre Bauern mit ihren Angehörigen belegen davon ſtark 15 Millionen, die übrigen Landarbeiter, Koſſäten, dörflichen Handwerker und Kleinkrämer vielleicht 5 Millionen, die ſtädtiſch-induſtriellen Arbeiter mit Angehörigen mehr als 30 Millionen.

Erſt wenn man dieſe Ziffern kontraſtiert, gelangt man zu der Anſchauung, wie eng die Baſis der über uns ausgeübten Macht iſt. Leider haben ſich die bürgerlichen Grundbeſitzer faſt ganz und gar in feudales Fahrwaſſer hineinziehen laſſen; ja ſie ſind zum Teil römiſcher als der Papſt und ſpielen im Zirkus Buſch die lärmende Vorhut. Dagegen werden die bürgerlichen Offiziersfamilien zurzeit aus der Armee, wenigſtens aus ihrer Sonnenſeite, langſam hinausgedrängt. Daß die Maſſe des Bürgertums trotz ihrer politiſch trägen, wohlhäbigen Geruhſamkeit im Staatsleben nicht eine noch kläglichere Rolle als die des geduldigen Schleppträgers ſpielt, verdanken wir hauptſächlich dem Vorhandenſein der Sozialdemokratie. Man möchte ſie am liebſten vertilgen; aber ſolange ſie da iſt, muß man gewiſſe demokratiſche Allüren wenigſtens heucheln, ohne dadurch eine peinliche Verlegenheit, eine im Innerſten bohrende Unruhe beſchwichtigen zu können.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier finden wir vielleicht auch den Schlüssel zu dem ganzen Rätsel. Die Sozialdemokratie gilt „oben" für etwas so Unbegreifbares, Widersinniges, Entsetzliches, daß alles, alles, was ihr konträr ist und das Weiterspinnen überlebter Vorstellungen ermöglicht, vom Kriegerverein unten bis zum feudalen Junkertum oben, kritiklos gehegt und gepflegt wird.

Als in Cäsars Tagen einmal ein Bürger aus Como in Geschäften nach Rom kam und sich das Forum ansah, ging der Patrizier Marcellus auf den harmlos Dastehenden zu, schlug ihm ins Gesicht und rief: „So, jetzt erzähle daheim, was es bedeutet, von Cäsar zum Bürger gemacht zu sein." Dieser echte Senatoriale behandelte das erweiterte Bürgerrecht so, wie unsre Junker heute noch am liebsten das allgemeine Wahlrecht behandeln möchten. Und auf den Fürsten Bülow kann man gut ein Kaiserwort aus dem „Götz" passend machen: es gibt keinen preußischen Junker, an dessen Grillen ihm nicht mehr gelegen wäre als an den Gedanken deutscher Bürger.

Daher die Finanznot des Reiches. Oktavio von Zedlitz hat sie letzthin ganz folgerichtig auf die konservative Obstruktion wegen geheimer Wahlrechtsängste zurückgeführt.

München, 12. 5. 09

# Demokratische Richter

## Von Lothar Engelbert Schücking

Seitdem ich über die innere Verwaltung Preußens schreibe, strömen mir aus den verschiedensten Teilen des Landes Akten zu, in denen sich meistens derselbe Vorgang wiederholt. Jemand gerät durch Liberalismus in einen gewissen Gegensatz zu seinem Landrat. Der fühlt sich ja in Preußen merkwürdigerweise für die politische Gesinnung seiner Kreiseingesessenen verantwortlich. Nun kommt es zu einer persönlichen Differenz oft infolge eines Übergriffs des Landrats, zuweilen auch ohne den. Grobheiten folgen und Beleidigungsklagen. Die Stellung der Richter in diesen Beleidigungsklagen ist sehr interessant, auch wenn die Klage

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

garnicht ausgetragen wird, weil die Regierung den Konflikt erhebt und das Verfahren zugunsten ihres Landrats vorläufig sistiert. Schützt der Richter den liberalen Kreiseingesessenen vor dem Landrat? Diese Frage ist natürlich nicht allgemein zu beantworten. Manche richterlichen Urteile liefern aber wichtige Beiträge. Wenn ein Schöffenrichter in einem mir vorliegenden Urteil über wechselseitige Beleidigungen zwischen einem gräflichen Landrat und einem freisinnigen Gutsbesitzer lange Ausführungen über gesellschaftliche Taktlosigkeiten des freisinnigen Landratsfeindes macht, demgegenüber den Edelsinn des Landrats schildert und so zu einer Anwendung des Paragraphen 193 auf die landrätlichen Beleidigungen gelangt, dem Gegner aber den Schutz der Wahrung berechtigter Interessen versagt, so ersieht man hieraus, daß der Amtsrichter, der, nebenbei gesagt, am Wohnsitz des Landrats amtiert, von diesem Verwaltungsbeamten nicht ganz unbeeinflußt geblieben ist. Wie soll das auch anders möglich sein, wenn ein häufiger gesellschaftlicher Umgang Landrat und Richter zusammenführt? Ich habe es erlebt, daß ein Landrat, der verantwortlich, das heißt: als Angeschuldigter vernommen wurde, den ihn vernehmenden Assessor einige Injurien, die er sich aufgeschrieben hatte, in das Vernehmungsprotokoll diktierte. Der Assessor brachte es nicht fertig, sich dagegen zu wehren. Ältere Richter sind wohl selbständiger. Dem jüngeren imponiert vielfach die gesellschaftliche Überlegenheit. Mit Hilfe des gesellschaftlichen Umgangs bildet sich überhaupt zwischen Justiz und Verwaltung besonders auf dem Lande und in Kleinstädten ein Freundschafts- und Vertrauensverhältnis heraus, das leider nicht zum Segen der Bevölkerung dient. Die Trennung zwischen Justiz und Verwaltung ist eine der wichtigsten Errungenschaften des modernen Staates. Wenn sie aber wirklich segensreich sein soll, dann müssen die Richter auf der Seite des Volkes stehen, dann muß das richterliche Urteil das unerschütterliche Bollwerk staatsbürgerlicher Rechte und Freiheiten sein. Wenn unsre preußischen Richter Demokraten sein und den natürlichen Gegensatz zur Verwaltung vertiefen wollten, dann würde der Jurist bei uns noch viel mehr als jetzt der Vertrauensmann des gemeinen Mannes werden, dann würde kein Richterverein über Schwinden des Ansehens des preußischen Richterstandes zu klagen brauchen. Aber unsre Richter wollen ja keine Demokraten sein, höchstens ein bißchen liberal, also nationalliberal, bei Leibe nicht freisinnig. Der Richter fühlt sich nicht als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Richter, sondern als Beamten. Der preußische Richter nimmt auch nichts übel, was ihm vom Staate zur Beeinträchtigung seiner richterlichen Qualität zugefügt wird. Als der preußische Landwirtschaftsminister im vorigen Jahre die Kühnheit hatte, sämtliche preußischen Schöffengerichte insofern unter Polizeiaufsicht zu stellen, als polizeilich berichtet werden mußte, in welchen Jagdvergehenssachen zu milde Urteile gefällt wären, da hat der preußische Richter diese polizeiliche Kontrolle nicht als Beleidigung empfunden. Nein, der Richter fühlt sich bei uns immer mehr als einen dem Verwaltungsbeamten von Gott und Rechtswegen gleichzustellenden höheren Staatsbeamten. Deshalb sucht er meist Anschluß und empfindet die Differenz, die ihn in manchem vom Verwaltungsbeamten — Gott sei Dank — naturgemäß trennt, als Zurücksetzung. Der freisinnige preußische Kreisrichter, der wegen Liberalismus nach Gumbinnen strafversetzt wurde, ist gestorben. Der neue preußische Richter macht beim Landrat Besuch, will um alles kein Volksmann sein und denkt nicht daran, daß er die verfassungsmäßige Kontrolle gegenüber der Willkür des Gouvernements ausüben soll, als der gegebene Hort des Volkes, der Schutz des Bürgertums und des Proletariats. Es ist zuzugeben, daß der Richter, wenn er dies vergißt, in eine etwas merkwürdige Stellung gerät, denn er wird dadurch, daß er sich zur Verwaltung hält, immer noch kein Verwaltungsbeamter. Er erhält weder dessen Funktionen noch dessen Ansehen, und dann klagt er über Zurücksetzung!

# Die Russen in Persien / Von Alexander Ular

Nun sitzen die Russen in Täbris und sind Herren des Aserbeidschan. Der territoriale Größenwahn derer in Petersburg, der von den japanischen „Affen" momentan gedämpft war und dann literarische Feldzüge gegen „Zarigrad", das ist Konstantinopel, unternahm, hat sich also doch schließlich etwas Luft machen können. Der Schlag ist gut, und geistreicher, als man von den Herren im „Bunde der echtrussischen Leute" die ihn angezettelt haben, hätte erwarten sollen. Der fette

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schah Mohammed Ali hat sich nicht zu beklagen. Zehnmal hat er, wenn er Geld oder Kosaken brauchte, hoch und teuer versichert, er sei überzeugt, daß bloß von Rußland die „Regeneration" des persischen Reiches ausgehen könne. Schon als er Gouverneur von Täbris war, liebäugelte er so intensiv mit den Leuten aus Moskau, daß die Bevölkerung ihn gern ebenso säuberlich gevierteilt hätte, wie er es nachher mit den sogenannten „Nationalisten" getan hat. Vor fast drei Jahren, als ich dort war, schwor er, daß Rußland der einzige große Kulturstaat sei, von dem Persien Gutes zu erwarten hätte. Er hat nicht übermäßig lange zu warten brauchen. Die russische Kulturarbeit fängt an. Und mit welchem Geschick!

Bekanntlich haben die Russen Täbris besetzt, um dem verhungernden russischen Konsul Eßwaren zu bringen. Aber war das eigentlich so nötig? Da hier ohne Zweifel der Beginn eines neuen geschichtlichen Dramas vorliegt, lohnt es sich vielleicht, der Sache auf den Grund zu gehen.

Die zweihunderttausend Einwohner von Täbris waren sicherlich am Verhungern. Seitdem der tapfere, wilde Sattar-Chan mit seiner Handvoll „unentwegter" Verfassungstreuer dort dem phantomatischen Heere des Schahs standhielt, war die Lage der Unbeteiligten wirklich recht übel geworden. Denn das belagernde Heer konnte oder wollte nicht angreifen. Und Sattar-Chan konnte oder wollte nicht kapitulieren.

Der ehrenwerte königliche General Ain-ed-Dauleh nämlich hatte nicht den geringsten Grund, etwa einen wirklichen Erfolg davontragen zu wollen. Solange die Räuberbanden, die man als königlich persische Armee bezeichnet, im Felde stehen und den Anschein erwecken, als wären sie aktiv, werden sie bezahlt. Ist der Feldzug aus, so müssen sie selbst zusehen, woher sie etwas zu essen bekommen. Ein entscheidender Sieg ist also ein wirtschaftliches Unglück für die tapfere Schar. Zwar hätte wohl die Plünderung einer reichen Stadt wie Täbris eine derartige Katastrophe wettgemacht. Aber die Einnahme der Stadt wäre doch mit einigem Risiko für die Knochen der königlichen Soldaten und Offiziere verbunden gewesen. Und nichts ist einem persischen Räuber schrecklicher als der Gedanke, mit dem Kampfe, für den er bezahlt wird, Ernst zu machen. Kein Mann würde zum Sturm auf die Stadt zu haben gewesen sein.

Sattar-Chan kapitulierte nicht, weil trotz den schönsten Vertragsklauseln

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Königstreuen die halbe Stadt niedergebrannt, ausgeplündert und von lebenden Wesen gereinigt hätten.

So zog sich die Belagerung, während welcher der Telegraph stets ordnungsmäßig funktionierte, operettenhaft in die Länge. Der russische Konsul schrie im Namen seiner Kollegen nach Essen. Und das war der Vorwand, das persische Gericht gar zu kochen. Am 23. April wurde zwischen England und Rußland die russische Besetzung von Täbris beschlossen und darauf den Mächten in einer Note kundgetan, in der es schließlich heißt, daß nach Herstellung der Ordnung die Russen das Feld wieder räumen würden. An demselben Tage weigerte sich der plötzlich wütend gewordene Schah, der an so etwas garnicht gedacht hatte, die Gesandten Englands und Rußlands zu empfangen, die ihn auffordern wollten, die Verproviantierung der belagerten Stadt zuzulassen. Der Schah gab trotzdem einen dahin gehenden Befehl, in der Hoffnung, hierdurch den russischen Einmarsch gegenstandlos zu machen.

Dies aber wäre den Russen ein großer Strich durch die Rechnung gewesen. Und somit trat das Unglaubliche ein, daß der General des Schahs Ain-ed-Dauleh einfach die Ausführung des königlichen Befehles verweigerte! Wie war das möglich? Es wird sich gleich zeigen.

Am Samstag, 24. April, schickte der Rat der Verfassungstreuen in Täbris, über den russischen Einfall entsetzt, eine von Sattar-Chan selbst unterzeichnete Depesche an den Schah, ihm zu erklären, daß sie nicht die Ursache einer Zerstückelung des Vaterlandes sein wollten und ihn im Namen des Patriotismus bäten, irgendeine Verfassung zu versprechen, die Verproviantierung der Stadt zu gewähren und gemeinsam mit ihnen gegen die Russen Front zu machen.

Am Sonntag erhielt Sattar-Chan vom Schah die verblüffende Antwort, daß er bereits am Tage zuvor dem Ain-ed-Dauleh den Befehl gegeben habe, die Straßen zu öffnen. Aber fast in demselben Augenblick erhielt er auch eine Zuschrift des russischen Konsuls, wonach Ain-ed-Dauleh einen derartigen Befehl nicht kennte und daher die russischen Truppen sofort vorrücken würden! Der Rat stellte darauf sofort in einer Resolution fest, daß offenbar nicht der Schah, sondern der russische Konsul die Verproviantierung der Stadt hinderte und um jeden Preis den russischen Vormarsch provozieren wollte.

Zwei Tage darauf setzten sich die russischen Truppen, obwohl jeder Vor-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wand gefallen war, in Bewegung und besetzten am Freitag, 30. April, die Stadt, ohne vonseiten des Ain-ed-Dauleh — aus gutem Grunde — auf Widerstand gestoßen zu sein.

Natürlich werden die Russen nie wieder abziehen. Denn sie haben ja seit fast zwei Jahren mit orientalischer List daran gearbeitet, diesen Handstreich möglich zu machen, der nichts anderes als den Beginn der Eroberung Persiens, die Sicherung einer strategisch und moralisch äußerst vorteilhaften Stellung hinsichtlich der eventuellen Auflösung des türkischen Staatswesens bedeutet.

Außerdem — und vor allen Dingen — mußte doch auch wirklich einmal an Deutschland und Österreich Rache genommen werden für die Annektierung Bosniens und den schmählichen Mißerfolg der panslawistischen Schreihalspolitik auf dem Balkan. Denn aus der albernen Gedankenwelt der echten Russen heraus ist der listige Streich in Persien, während gerade alle Welt sich bloß um die Türkei kümmerte, in erster Linie unternommen worden, um zu zeigen, daß Rußland trotz allen gegenteiligen Behauptungen immer noch eine „erobernde Großmacht" sei. Wie gerade zur rechten Zeit noch einer der echt-russischen Heroen begeistert geschrieben hat, war „in Persien die Kompensation für Bosnien" zu suchen.

Nun ist tatsächlich der bislang mächtigste Mann in Persien, der russische Kosakenhäuptling Liachoff, Kommandant der Garde des Schah, zwar offiziell Instruktor der persischen Armee, aber in Wirklichkeit Mitglied und Delegierter des „Bundes der echten Russen!" Und das erklärt ungefähr alles. Er darf nämlich über den Kopf der russischen Regierung hinweg handeln, da es ja zwischen einem echten Russen und dem Zaren kein Zwischenglied gibt.

Daß der Präsident der Echten, Herr Dubrowin, sich in den Rockfalten des Zaren verstecken kann, um nicht vom finnischen Schwurgericht wegen Meuchelmordes an dem Abgeordneten Herzenstein zum Tode durch den Strang verurteilt zu werden, beweist schon an sich, wo die Regierung und das Gesetz bleibt, wenn echte Russen zum Ruhme des Alleinherrschers handeln. Die ganze allmächtige petersburger Kamarilla, die „Wattemauer" um den Zaren, funktioniert für sie. Und so konnte Liachoff für den Zaren und gegen die Regierung, gegen Iswolski, wirtschaften.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schließlich ließ dieser natürlich der Sache ihren Lauf; denn, da es mit Konstantinopel schon nichts war, konnte Täbris immerhin die Fliege sein, die der Teufel in der Not frißt. Aber vorher hatte er oft energisch vor persischen Abenteuern gewarnt und sich auch in der Dumakommission in dem Sinne ausgesprochen, als dort von Liachoffs Wirtschaft in Persien die Rede war. Ich besitze die Protokolle der betreffenden geheimen Kommissionssitzungen.

In welchem Sinne Liachoff in Persien, schon als die Verfassung noch nicht abgeschafft war, im allerhöchsten Auftrage an der „kulturellen" Förderung des Landes arbeitete, ergibt sich aus folgender Depesche, die er als Antwort auf eine Glückwunschadresse an die echten Russen sandte:

„Ich finde in dem Danke des Vaterlandes eine Unterstützung für meine künftige Tätigkeit und werde zu zeigen wissen, daß die fest eingeprägte Idee der Autokratie einem kleinen Häuflein Getreuer im Kampfe gegen unzählige Vertreter verschiedener revolutionären Parteien eine unüberwindliche Macht verleiht."

Liachoff war also beauftragt, die persische Verfassung zu zerstören, und zwar mit russischen Mitteln und Methoden. Das sollte ein Experiment im Kleinen sein, aus dem man schließen wollte, auf welche Weise man nachher in Rußland ein ähnliches Kulturwerk würde durchführen können.

Russisch genug war Liachoffs Methode sicherlich. Das geht aus den erwähnten Protokollen hervor. Rußlands höchste Stellen fürchteten — wie es kurz nachher ja in der Türkei tatsächlich eintrat —, daß eine verfassungsmäßige Ordnung in Persien alle Eroberungsmöglichkeit wieder auf lange Zeit vernichten würde. Es mußte daher erstens dem Schah Angst gemacht werden, zweitens die Verfassung ins Nichts fallen, drittens die allgemeine Anarchie kunstvoll unterhalten werden, viertens Liachoff als einziger Retter in der Not, also als Herr des Schahs, auftreten. Und das gelang auch.

Man liest, daß russische Unteroffiziere das Recht haben, in Teheran persische Generale auf der Straße zu verprügeln, daß Liachoff zwei persische Obersten, die seine Schimpfworte nicht stumm einstecken wollten, zur Prügelstrafe verurteilte, daß er durch Vermittlung der russischen Eskomptebank, welche die persischen Zolleinnahmen zentralisiert, unter dem Vorwande des „Kampfes gegen die Revolution" 500 000 Mark an sich brachte, daß er die reichen Gratifikationen, die der Schah seinen Generalen verlieh, in seine Tasche



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steckte, daß einer dieser Generale, dem er sogar einen vom Schah verliehenen Ehrentitel wieder abnahm, von ihm einfach abgesetzt wurde, als er sich beklagte, und daß sogar alle persönlichen Fürbitten des Schahs dagegen nichts halfen!

Noch hübscher ist es, daß daraufhin der Schah in einem eigenhändigen Schreiben die russische Regierung bat, ihn von diesem sonderbaren Truppeninstruktor zu befreien, der seine besten Generale durch seine Grobheiten und Diebstähle in die Reihen der Revolutionäre triebe. Und das schönste ist, daß die russische Regierung diesen Brief unbeantwortet ließ!

Offenbar ist dieser Liachoff also überhaupt nicht auf Wunsch des Schahs, sondern gegen dessen Willen in Persien. Er kommandiert die königliche Garde und hat das Vorrecht aller militärischen Ernennungen, nicht um dem Schah zu helfen und das Land zur Ruhe zu bringen, sondern um gegebenenfalls diese Garde gegen den Schah führen zu können, um das persische Offizierskorps zu einer russischen Söldlingsbande zu machen, kurz um die persische Hauptstadt ganz und gar in russischer Gewalt zu haben. Daß es sich also nicht um „Interessensphäre" und „Kulturarbeit" handelt, sondern um Zersetzung und nachfolgende Eroberung des persischen Staates, ist klar.

Und wie nützlich schließlich die Instruktionsarbeit Liachoffs geworden ist, zeigt sich bei den Zwischenfällen um Täbris. Der General Ain-ed-Dauleh, der, mittels einer offenen Gehorsamsverweigerung dem Schah gegenüber, den russischen Einfall unvermeidlich gemacht hat, ist von Liachoff ernannt worden; er ist Liachoffs Freund, Spießgeselle und Söldling. Denn er bezieht seinen Gehalt direkt durch Liachoff von der russischen Eskomptebank aus den Zollfonds. Folglich ist seine Gehorsamsverweigerung von Rußland bezahlt und die ganze Lage in Aserbeidschan von Rußland kunstvoll geschaffen worden, um den Einfall möglich und für England annehmbar zu machen.

Dem Schah sind schließlich, leider reichlich spät, die Augen aufgegangen. In seiner Wut ließ er während der kritischen Tage die Gesandten nicht vor sich, sondern suchte im letzten Moment, durch Anbahnung einer Versöhnung mit den Revolutionären in Täbris, Rußland noch den Vorwand zum Einmarsch zu entziehen. Als ihm dann aber die Tatsachen bewiesen, daß Rußland einfach einrücken *wollte*, kehrte sich seine Wut wieder gegen die Revolutionäre, da diese durch ihren zu langen und zu tapferen Widerstand gegen ihn Ruß-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

land die Waffe zum Losschlagen gegeben hatten. Da außerdem die Gesandten auch noch zur Wiedereinführung der Verfassung rieten — was tatsächlich vielleicht ein Mittel gewesen wäre, den Rest des Reiches zu retten —, so glaubte Mohammed Ali in seiner trostlosen Borniertheit, daß Ausländer und Revolutionäre zusammen es auf sein Selbstherrschertum abgesehn hätten, und nahm zu Ministern die übelsten gegenrevolutionären Mordbrenner.

Den Russen und Engländern wird dies schon recht sein. Denn die unhaltbaren Zustände müssen damit ins Unendliche fortdauern. Ob der persische Staat aber ebensolange fortdauern wird, ist mehr als zweifelhaft. Jedenfalls haben die Russen ihre Sache nicht schlecht geführt. Nichts ist ihnen jetzt leichter, als durch das ganze Aserbeidschan in die Gegend vorzudringen, wo kurz vor der Julirevolution Abdul Hamid sich auf Persiens Kosten Territorialzuwachs sichern wollte. Am Urmiasee, wo früher neben den Armeniern — die auch schon längst nach Rußland gravitieren — nur syrische Christen saßen, leben jetzt vorwiegend russisch-orthodoxe. Denn die Syrer wurden in Kaukasien aus wirtschaftlichen Motiven leicht unters Joch des heiligen Synods zu Petersburg gebracht. Und wie gerufen, sind die Kurden wieder einmal in Raserei verfallen. Sie wüten im türkischen Armenien und werden nächstens sicherlich auch im persischen brandschatzen wollen. Dann muß Rußland seine Religionsangehörigen „schützen", das heißt zum Urmiasee und bis an die Grenze Mesopotamiens vordringen.

Damit treibt Rußland einen furchtbaren Keil zwischen die beiden aufteilungsreifen großen mohammedanischen Reiche. Und sobald es, sei es in der jetzt mehr denn je von Zersetzungskeimen infizierten Türkei, sei es in dem auseinanderfaulenden Persien, zu irgendwelchen schweren inneren Verwicklungen kommt, kann Rußland, bevor auch nur irgendjemand es merkt, schnell nach rechts oder links ausholen und sich als kulturtragender Leichenfledderer aus den Staatskadavern die fettesten Stücke zu Gemüte führen. Denn gegen „faits accomplis" ist ja nichts zu machen. Wenigstens glaubt man das schon wieder in Petersburg. Man hat Mukden vergessen und sieht nur noch Serajewo. Und schon lachen sich in Petersburg die Herren Tscharykoff, Bobrinski, Dubrowin und Genossen bei dem Gedanken an die Gesichter ins Fäustchen, die man in Berlin schneiden wird, wenn nicht nur plötzlich ganz Armenien aus Rücksichten höherer Kultur und Menschlichkeit



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Tiflis aus regiert wird, sondern eines Tages auch Mossul, Hauptstation der Bagdadbahn, aus Gründen russischer Weichherzigkeit gegen greuliche Gemetzel, ein neues Täbris wird und Kosaken auf den Berghängen bei Kerkuk umherreiten, wo das hypothetisch deutsche Petroleum seit Jahrtausenden über die Hochflächen hinqualmt.

# Wie wir einst so glücklich waren!

## Novelle von Willy Speyer

(Fortsetzung)

6

Am nächsten Tage wachte ich um fünf Uhr morgens auf. Ich lief im Hemd ans Fenster. Die Straßen waren leer, aber auf den Dächern lag warmes Morgenlicht, und in den Bäumen am Rande des Bürgersteiges zwitscherten die Spatzen. O mein Gott, welch ein Gedanke, ich hatte Ferien, ich hatte fünf Wochen Ferien!

Ich eilte in das Badezimmer und öffnete dort die Brause. Da fiel mir mitten im kalten Wasser etwas ein ... Was war denn gestern geschehen? ... War nicht gestern etwas Besonderes vorgefallen? ... Ich war auf einer Gesellschaft gewesen ... bei Wolfgang Seyderhelm, ... dort befand sich eine junge Dame ... mit goldfarbenen Augen und feurigem Haar ... eine Art Gottheit ... ein Backfisch ... Wie hieß doch gleich diese Dame? ... Nun, wir wollen keine Komödie spielen, wir wissen sehr gut, wie diese Dame hieß ... Nina, ... jawohl, Nina hieß sie, ... und dann war ich aus der Gesellschaft weggelaufen ... und hatte mich blamiert, ... O weh! o weh!

Verwirrt streckte ich die Arme nach dem Kelch der Brause aus, ließ mir das Wasser ins Gesicht laufen und rief beglückt in das Geplätscher hinein: Süße Nina, süße Nina.

Ich sprang in das Badetuch und zog mich an. Ich sah das Sonnenlicht sich langsam über die Häuser senken. Hallo, war ich nicht jung? Meine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heimat, — ach, meine Heimat war überall da, wo es warme Landstraßen gab mit schönem weißem Staub, Kirschbäume, schwere Kornfelder. Nina, — ach, Nina war irgendeine junge Dame, ein Spuk, ein Ding ohne Zusammenhang mit meinem Leben . . .

Ich nahm meinen Ranzen, stopfte Hemden, Strümpfe, die „Versuchung des Pescara", Taschentücher, zwei alte Brötchen hinein und lief die Treppe hinunter.

Noch waren die Straßen leer. Hier und da zeigte sich ein verschlafen aussehender Bäckergeselle mit listigem Gesicht, ein mürrischer Arbeiter auf dem Rad, ein von der Nachtkälte durchfrorener Polizist, sonst niemand. In den einsamen Gassen hörte ich nur den Klang meiner Schritte und meines Stockes.

Bald hatte ich die letzten Häuser erreicht und sah meine Felder sich im Sommermorgenlicht ausbreiten.

Ich ging mit leichtem Fuß und leichtem Herzen die Landstraße hinunter. Es kamen Bauernwagen, die zum Markte in die Stadt fuhren, und neben den Kutschern saßen eifrig bellende Hunde, es kamen ganz, ganz kleine Mädchen, die sich an der Hand hielten und mit putziger Eilfertigkeit in ihre Schule trabten; eine Bäuerin tauchte auf, trug einen Korb mit Eiern auf dem Kopf und sah wie eine Bäuerin aus dem Bilderbuche aus; darauf eine Horde Jungens, die alle ohne Ausnahme nackte Füße und geflickte Hosen hatten, und endlich auch ein Mann mit einer Kuh und einem Hündchen.

Schon war ich im ersten Dorf. Dort war bereits jedermann auf den Beinen. Ein Fuhrmann kam mit der Peitsche in der Hand aus der Schenke, wischte sich den Bart und kletterte mit vielen unverständlichen Worten auf den Bock; ein schlanker Terrier lief bellend auf mich zu, — als ich ihm ein Stück meines Brots zeigte, sprang er an mir hoch; ein Kind lachte irgendwo, und ich wanderte weiter.

Die Sonne stieg. Mir zur Seite erschienen Dörfer mit Kirchtürmen und leuchtend weißen Grabsteinen und verschwanden hinter teppichweichen Hügeln.

In einem schönen Kirchdorfe machte ich halt. Ich ging zu einem Bäcker, der am Laden eine eiserne Brezel hatte, und kaufte mir Brot und Kuchen.

„Wohin geht's, junger Herr?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Nach Fürstenau und immer weiter."

„Und immer weiter — das ist ein gutes Stück Wegs. Na, wenn man junge Beine hat!"

Ich errötete, ich weiß nicht, warum, bezahlte, schüttelte ihm die Hand, sprang an den Brunnen, trank mit Begierde das kräftigschmeckende Wasser und marschierte weiter.

Es wurde heiß. Ich schlief einige Stunden im Schatten eines Baumes und wanderte dann in den schönen Nachmittag hinein. Über das weite hügelige Land glitten zeitweis tiefe und schnelle Wolkenschatten. Ein ganz leichter Wind erhob sich und kühlte mich wunderbar. Mir war, als trügen mich die Lüfte des Nachmittags über abwechselnd beglänzte und beschattete Gefilde. Lag ich nicht auf einer weichen Wolke, und trug mich diese Wolke nicht in entferntere und schönere Gebiete?

Kurz nachdem die Sonne hinter einem Hügel entschwunden war und mit einem Mal die des Sonnenantlitzes beraubte Landschaft wie in einem ungeheuren Schrecken zu erbleichen, ja zu sterben schien, erblickte ich, der ich auf einem Berge stand, zu meinen Füßen eine Stadt. Ein alter Turm ragte in die starr-silberne Luft hinein, und seine Wächter schienen silbergraue Vögel, die mit bösem, hastigem Flügelschlage ihn umkreisten. Flache Hügel umgaben die Stadt, niedre Weinberge, die ein bescheidenes Landgetränk erzeugten; mitten unter den Reben lag der umgitterte Friedhof. Meinem Auge gegenüber wandte sich die Straße, die Stadt verlassend, nach Westen, lief an den hellen Bergen entlang und durch gläserne Wälder, stieg empor in den erblaßten Himmel und verlor sich in der offenen Landschaft, andre Städte mit neuen Türmen und späterem Lichte zu erreichen. Zwischen Kornfeldern und gleißenden Wiesen, die der zweiten Mahd harrten, sah ich Erntewagen der Stadt zustreben. Eine Glocke läutete, läutete unablässig, und es war, als seien diese Stadt, diese Höhenzüge, diese silberne Spätnachmittagsluft wie überschwemmt von schwellenden, sich auflösenden und wieder schwellenden Tönen.

Ein alter Mann stieg keuchend die Höhe zu mir herauf. Er trug einen schwarzen, eng anliegenden Taillenrock und eine graue großkarierte Hose, die weit über die bestaubten Schuhe fiel. Er schien dem steilen Weg gram zu sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich lüftete den Hut.

„Ist dies da Fürstenau?"

Der alte Mann trocknete sich mit einem roten Tuch, einer Art Fahne, die Stirn.

„In der Tat, Herr, wenn ich mich recht erinnere, so ist es ganz bestimmt Fürstenau."

Er lächelte böse und ging weiter.

„Welch eine sonderbare Art, sich auszudrücken!" dachte ich. „Spricht man so in unsrer Zeit? ‚In der Tat, Herr, wenn ich mich recht erinnere, so ist es ganz bestimmt Fürstenau.' So spricht man in einem Shakespeareschen Lustspiel!"

Ich eilte den Berg hinab und empfand dabei die Freude eines Wanderers, der von der Höhe das Ziel seines Tages sieht.

Als ich durch das Tor in die Stadt trat, war mit einem Mal der silberne Zauber wie zerbrochen, und Abendrot lag auf den Gassen. Hochbepackte Erntewagen, in der golden durchleuchteten Fülle leise schwankend, fuhren darüber hin, und zeitweis bog einer von ihnen in den Hof ein. Auf den Pferden saßen hübsche, nacktfüßige Bauernjungen, die mit den Peitschen knallten, an den Häusern emporsahen und nachlässig zu den offenen Fenstern hinaufnickten, zu den Mädchen . . .

„War es vor tausend Jahren hier anders?" dachte ich. „Ernte und Glockengeläut und Menschen? . . . Die vor tausend Jahren waren, — mich trennt nur ein weniges von ihnen, nur die Zeit . . . Ach, was ist Zeit! . . . Ich will hier bleiben! . . ."

* * *

Bald saß ich in einem Garten vor meinem Abendbrot und erfreute mich, sobald ich den Blick hinwegwandte, an den rosigen Bergen und den tiefer beleuchteten Gassen. Ein Mädchen mit braunen, zum Kranz geflochtenen Strähnen schenkte mir den Wein ins Glas und lächelte dazu mit frischem Munde . . . Ein Gedanke kam mir . . . fort damit . . . Gespenster! . . .

Ich stand alsbald auf, bestellte mir eine Kammer für die Nacht und ging nachlässig, die Hände in den Hosentaschen, durch die Stadt. Ich wünschte jedem Mädchen einen guten Abend und begann mit einigen von ihnen da-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch ein Gespräch, daß ich mich nach allerhand Dingen erkundigte, die mir völlig gleichgültig waren, — wo der Schmied wohne, ob die Heuernte dieses Jahr gut gewesen sei. Ich war an diesem Abend ziemlich frech . . .

Bei Anbruch der Nacht kehrte ich in mein Gasthaus zurück. Als ich die Stiege hinaufschritt, die von einem Windlicht schwach erhellt war, begegnete ich dem Mädchen mit dem Lächeln um die frischen, feuchten Lippen. Ich gab ihr die Hand, bezahlte gleich, da ich früh am Morgen aufbrechen wollte, und ging in mein Zimmer. Ich setzte mich auf den Rand des Bettes und grübelte. Mit einem Male kam eine tiefe Traurigkeit über mich, ich wußte nicht, woher. Ich trat ans Fenster. Da rauschte unter mir der tiefe Mühlbach, und über mir spannte sich der Sommerhimmel voll von Sternen. Noch hörte ich zwei Männer irgendwo miteinander sprechen, noch hörte ich eine Tür im Haus und einen späten Wagen auf der Gasse, dann ward es still um mich.

In dieser Stille breitete die Liebe ihre Flügel aus. Sie drückte mich an ihre Brust. Ich taumelte und fühlte einen Schmerz wie nie zuvor.

* * *

Ich weiß nicht recht, wie alles gewesen war. Ich weiß nur, daß ich plötzlich an Nina dachte, die ich den ganzen Tag vergessen hatte. Ich sah sie vor mir, sah ihr Haar, ihre Augen, ihren Gang, ihre Hände, sah sie tanzen, mit Wolfgang Seyderhelm tanzen, . . . ich hatte Angst, . . . das Zimmer war so eng und heiß, . . . tötliche Angst . . . Ich nahm Stock, Hut und Ranzen und stürzte hinaus in die dunkle Luft. Die Haustür war noch offen. Ein Hund knurrte leise, aber ich entlief ihm schnell. Ich rannte durch die Gassen, durch das Stadttor, die Straße entlang, dann einen Seitenweg, durch Gebüsch, einen Hügel hinauf, . . . ich keuchte sehr, . . . ich fiel zu Boden und blieb liegen.

. . . Ich war müde und gehetzt, ich war so müde! Ich fühlte meine Jugend von mir gleiten und hatte qualvolle Träume. Ich weiß noch, daß ich einmal im Halbschlaf emporfuhr: da lag unter mir die Stadt und das dunkle Land, der Mühlbach leuchtete hier und dort im Mondlicht auf, . . . um meinen Hügel ging ein leichter Wind, . . . ich sank zurück . . . in Traum und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlummer. Aber schlummernd sah ich immer wieder das dunkle Land mit der Stadt, die silbernen Stücke des Baches, . . . Sterne, . . . viel Sterne und Nina . . .

7

Ich bin noch einige Tage so gewandert, aber ich wurde nicht mehr fröhlich. Ein Sonntag kam, ich sah die Bauern zur Kirche gehen, trat mit ihnen ein und hörte die Predigt, ich sah die Burschen und Mädchen hernach in ihren übermütigen Tänzen und empfand am Abend auf der Straße die feierliche Stille des scheidenden Sonntages. Aber das alles freute mich nicht. Der verworrene Geist war von der Liebesleidenschaft erfaßt und kannte nur noch Trauer, Eifersucht, Haß und Träumerei. Ich wollte nicht mehr an Nina und Wolfgang denken, ich wollte nie mehr an sie denken. Ich sagte mir Gedichte auf, hielt als ein Prinz vor der Versammlung von Fürsten eine verwegene Rede, dichtete eine Ode an den Kaiser, — aber selbst das erhabene Gewand der Majestät verwandelte sich mir bald, ward ein blitzendes, hellblaues . . . mit Schokoladenflecken . . .

Am vierten Abend meiner Wanderung zog ich mutloser denn je meine Straße entlang. Ich wollte an diesem Tage noch eine größere Stadt erreichen, dort einige Zeit verweilen, um dann dem nahen Gebirge zuzueilen. Aber irgendein schöner Baum oder ein sehnsüchtig winkender Kirchturm hätte genügt, mich von meinem Wege abzulenken. Wer in der Welt fragte danach, ob ich einen Nachmittag unter schattigem Gesträuch verträumte und den „Pescara" las oder irgendwo auf staubbedecktem Wege schritt?

Ich blieb vor einem Weiser stehen, der mir zur Seite in das offene Land hindeutete. Da war geschrieben: Nach Strelow 3 Kilometer, nach Wiesenau 4,5 Kilometer. Ich las die Worte gedankenlos. Irgend etwas lockte mich, von meiner Straße abzubiegen. Was aber war es? Strelow? Ich hatte diesen Namen nie gehört. Wiesenau? Ich hatte diesen Namen nie . . . Wie? . . . Eine Erinnerung . . . Wiesenau . . . Wiesenau . . . da war schon wieder alles entwichen . . . ich schüttelte den Kopf. Wohl zwanzigmal sprach ich nun das Wort Wiesenau aus, in der Hoffnung, die Erinnerung möchte mich noch einmal erleuchten. Doch jede Mühe war vergebens: es war ein totes Wort.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon war ich in die neue Landschaft eingebogen. Es hatte wohl die Wochen vorher geregnet, denn überall standen kleine schwarze Teiche, aus denen einzelne Bäume, Fichten und Birken, hervortauchten. Endlos langgezogene violette Abendwolken spiegelten sich in diesen Teichen und gaben ihnen von ihrer Farbe. Soweit mein Blick reichte, sah ich nichts andres als bunte, prächtige Wiesen mit großen Blumen und die schwarzen und violetten Teiche, aus denen einsame Bäume hervorwuchsen. Krähen flogen zuweilen schreiend darüber hin, um noch vor Nacht die fernen Wälder zu erreichen.

Als ich durch Strelow kam, läutete die Glocke den Abend ein. Ich blickte durch ein Fenster; ein alter Bauer saß da, hatte die Brille auf der Nasenspitze und las in einer Zeitung. Eine Frau trug eine Bank in ihr Haus. Der Pfarrer ging durch den Ort und ward von allen gegrüßt; auch ich grüßte. Ein Trupp Jungens lief zu Gott weiß welchem Abendstreifzug . . .

In einigen Zimmern brannte ein Licht. Sollte ich hier rasten? Es begann zu dunkeln. Draußen konnte ich nicht gut schlafen, der Boden schien feucht, auch war es ein wenig kühl. Aber die Lichter in den Häusern machten mich traurig, und ich fühlte, daß mich im Zimmer wieder meine Angst ergreifen würde.

Ich eilte zum Dorf hinaus. Allein bei den letzten Häusern blieb ich beklommen stehen: über die Landschaft hatte sich die Dämmerung gesenkt und mit tiefem, dunkeln Blau die gespenstischen Bäume, das Weidengesträuch an den blinkenden Teichen und die Getreidefelder umhüllt; von oben leuchteten durch blaues Licht einige Sterne; nichts unterbrach die Stille als das trostlose Quaken der Frösche und das Flüstern des Kornes, wenn der Wind darin rauschte.

Ich ging durch die Dämmerung und fühlte mich liebevoll von der Straße fortgelockt, umsponnen mit einem blauen Netz. Ein Traum von großer Innigkeit berührte mich; mir war, als sei er alt und von jedermann zu irgendeiner Zeit geträumt. Um meine Augen legte sich ein Flor, meine Füße strauchelten oft . . .

„Könnt ich doch viele Stunden dieses blaue Licht durchschreiten! Wenn nur die Füße nicht ermüden wollten . . .!"

Aber ach, schon winkten ja am Wegesrand nächtliche Kastanien zu Schlum-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mer und Traum! . . . Ein Park begann, umgittert, . . . eine Allee . . . Und hier, — waren hier nicht bronzene Löwen, die in dreifach geteilte Becken silbernes Wasser spieen? War es nicht einschläfernd und süß?

Wie, stand dort nicht ein Haus vor mir, ein Schloß, mit einer erleuchteten Altane und bläulich schimmernden Stufen?

Bin ich nicht neugierig herangeschlichen, . . . leise, . . . ganz leise, . . . und sah ich dort nicht all die Menschen, die ich liebte? . . . Die Mutter . . . mit dem Sohn . . . und meine schöne Freundin Nina?

8

Mit pochendem Herzen und heißen Wangen stand ich im Dunkeln und blickte auf die Veranda. Nina arbeitete an einer festgespannten Stickerei und sprach dabei mit Wolfgang, der die Hände um ein Knie geschlungen hatte, eine Zigarette rauchte und zeitweise aus einem Glase trank. Frau Seyderhelm schrieb einen Brief. Manchmal hob sie den Kopf und warf einige Worte in die Unterhaltung der beiden ein. Ich konnte nicht verstehen, was gesprochen wurde.

Ich sah Ninas Profil und ihre Hände. Wie zart sie war! Ja, war sie nicht anbetungswürdig? Süße Nina! . . . Ich machte eine Bewegung.

Da rief Nina laut:

„Wolfgang, ich bitte dich, — draußen steht jemand."

Ich hielt den Atem an.

„Wenn ich hier entdeckt werde, ersteche ich mich."

Wolfgang beugte sich hinaus und rief:

„Es ist niemand hier . . . Du bist recht schreckhaft!"

O — gerettet!

Frau Seyderhelm hatte ihren Brief beendet, man plauderte angeregt. Ich sah, wie die Mutter einmal ihrem Sohne lächelnd mit dem Finger drohte. Nach einer Weile legte Nina ihren Stickrahmen fort, packte ihre Nähsachen in einen Pompadour und stand auf. Sie gab erst Frau Seyderhelm die Hand, dann wechselte sie einige Worte mit Wolfgang — sie schienen etwas zu verabreden —, ließ ihre Hände auf seinen Schultern ruhen, gab ihm einen leichten Backenstreich und trat in die Zimmer hinein. Wolf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gang küßte seine Mutter, die ihm über das Haar strich; mir war, als sprächen sie von Nina, denn sie sahen nach der Türe; dann gingen beide hinaus. — Eine Magd erschien einige Augenblicke später auf der Veranda, räumte die Sachen auf, zog die Markise in die Höhe und stellte die Gartenmöbel zur Seite. Sie nahm die Lampe und verschwand.

Alles war finster um mich herum. Oben im Schloß sah ich mehrere erleuchtete Fenster. Ich hörte zuweilen Schritte, dann wurde alles still.

Langsam löste ich mich aus meiner Erstarrung und ging durch den Park. Ich empfand nicht viel: ein wenig Erstaunen, ein wenig Schmerz, ein wenig Müdigkeit und ein wenig Glück . . . Ich wollte weiterwandern. Was sollte ich hier? Niemand würde mir glauben, daß ich zufällig hierher gekommen sei, . . . aber da hörte ich wieder die süße, einschläfernde Melodie der plätschernden Brunnen. Gedankenlos legte ich mich nieder, zu Füßen eines bronzenen Löwen. Ich faltete die Hände hinter dem Kopf und blickte in den Himmel, wo die Milchstraße ihren Triumphbogen über das Firmament spannte. Ich fühlte, daß der Schlaf mich übermannen würde, und wollte doch wachen und nachdenken. Ich ward traurig und erinnerte mich der Worte des Herrn: „Könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?" — Noch einmal sah ich zu den erleuchteten Fenstern im Schloß, dann fiel ich in Traum. Schlafend spürte ich die Kälte der Nacht und zog mein Cape eng um mich. Und in meinen Traum drang immer wieder das Plätschern des Wassers . . . das Plätschern des Wassers.

9

Es mochte gegen fünf Uhr morgens sein, als ich erwachte. Mein erster Blick galt dem Schloß vor mir, in dessen Fensterscheiben die Morgensonne purpurrot leuchtete. Ich sprang empor; mein Gesicht und meine Kleider waren naß vom Tau. Ich machte einige Bewegungen mit den Armen und stampfte mit den Füßen, denn meine Glieder waren wie erstarrt. Dann wusch ich mich in einem der bronzenen Becken und klopfte die Kleider ab. Nur weiter, immer weiter, fort von hier . . .

Als ich bereit war, zu marschieren, lehnte ich mich an einen Baum; ich wollte noch einmal mit einem langen Blick dieses geliebte Schloß umfangen.

Da . . . was war das? . . . Ein Fenster öffnete sich, . . . ich trat zurück . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wolfgang, . . . im leichten Morgenkleid. Er beschattete mit der Hand die Augen, sah zum Himmel und reckte die Arme in die junge Luft hinein. Dann verschwand er; bald jedoch erschien er wieder, nahm einen Stock und klopfte leise mit der metallenen Spitze an das benachbarte Fenster. Lange Stille . . . Dann öffnete sich das Fenster . . . Nina . . . Sie gaben einander die Hände. Wolfgang setzte sich auf das Fensterbrett und deutete nach dem Horizont. Nina gähnte ein wenig, und beide lachten.

Da war mir, als müsse ich einen Panzer von meiner Brust reißen. Ich bog mit beiden Händen die Sträucher auseinander, und meine helltönende Stimme rief den Aufhorchenden zu:

„An jedem Morgen, eh des Hahnen Krähn
Die Menschheit weckt, steh ich im tiefen Grunde,
Muß durch die Luft nach Burg und Felsen spähn.

Noch lieget Dunkelheit auf meinem Tal,
Da gibt von Osten das Gestirn mir Kunde,
Und in dem Fenster oben spielt ein Strahl.

Es taucht in Licht das trotzige Gestein,
Und wächst und starrt und höhnet meiner Qual,
Bald reckt es in den Himmel sich hinein —

Willst du dich heute nicht am Fenster zeigen,
In Morgenklarheit dich vom Traum befrein?
Willst du das Haupt nicht freundlich zu mir neigen?

Mich tötet dieses dunklen Tales Schweigen."

Kaum hatte ich geendigt, als Nina ihrem Freunde mit hochgezogener Stirne langsam, ja perfide langsam das Antlitz über die Schultern zuwandte und die beiden Handflächen fragend, chokiert und spöttisch nach außen bog. Wolfgang aber schien sich nicht darum zu kümmern; er warf das Fenster heftig zu, ich hörte ihn eine Treppe herunterstürmen, und einen Augenblick später kam er — notdürftig mit einem Hemde, einer Hose und einem Paar Sandalen bekleidet — durch den Garten auf mich zugelaufen.

„Walter Regnitz! Lieber Walter Regnitz!"

Er umarmte mich stürmisch; er war blaß vor Erregung.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wo haſt du nur die ganze Zeit geſteckt? Wir erwarten dich ſchon ſeit drei Tagen!"

Wie? Man erwartete mich?

Wir wandten uns zum Schloß.

„Ich habe eine Fußwanderung gemacht und dieſe Nacht im Garten geſchlafen."

Wolfgang legte erſchrocken ſeine Hand auf meinen Arm.

„Du haſt in unſerm Garten geſchlafen? Biſt du toll?"

Und dann nach einer Pauſe, die er mit ratloſen Gebärden ausfüllte:

„Ja, warum biſt du aber nicht ins Haus gekommen?"

Ich wurde etwas rot.

„Ja . . . weißt du . . . ich kam ſpät hier an . . . und da wollte ich nicht ſtören . . ."

Ich grüßte zu Nina hinauf.

„Ah, ſieh da!" rief ſie vom Fenſter herunter. „Ein Dichter! Ein Troubadour! Sie verlangen gewiß Ihren Lohn!"

Sie nahm aus einem Waſſerglas helle Roſen und zerblätterte ſie mit den weißen Fingern. Mir fielen dieſe Blätter auf Kopf, Schultern und Hände, der ich betroffen, glücklich und verlegen in einem duftenden Blumenregen ſtand.

„Denk dir, Nina, er hat dieſe Nacht im Garten geſchlafen!"

Nina lachte, — ihr ſingendes, gefährliches und verſtehendes Lachen.

„Sie ſind ein echter Minneſänger, Herr Walter von der Regnitz!" rief ſie und warf vier volle weiße Roſen zu mir herab. Ich fing eine von ihnen auf und führte ſie höflich und gefaßt an meine Lippen.

„Und Sie, gnädiges Fräulein, eine echte Herzenskönigin."

Ich hörte noch einmal, wie Nina tief beluſtigt lachte und darauf das Fenſter ſchloß.

Wolfgang zog mich ungeduldig die Stufen zur Veranda hinauf.

(Fortſetzung folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Aus Karl Marxens Wanderjahren

## Von Dr. Wilhelm Feldmann

Karl Marx hat drei wichtige, entscheidende Jahre seines bewegten Lebens in Brüssel verbracht. Es kann also nicht überraschen, daß sein Dasein in der belgischen Hauptstadt Spuren zurückgelassen hat. Diese Spuren, die ein glücklicher Zufall mich entdecken ließ, führten zu den Papieren, denen alles Neue in den folgenden Mitteilungen entnommen ist. Freilich handelt es sich nicht um wesentliche Entdeckungen, die das Bild des großen Sozialphilosophen von neuen Seiten beleuchten. Aber die kleinen Feststellungen, die ich dieser sorgsam gehüteten Sammlung von Notizen, Zeitungsausschnitten, Kopieen von Dokumenten und dergleichen über Karl Marx verdanke, scheinen mir zur Präzisierung des bisher nur in Umrissen Bekannten doch wertvoll zu sein. Ein Überfluß an biographischen Nachrichten über Marx besteht ja ohnedies nicht. Jede neue Aufklärung, sei sie auch noch so klein, darf deshalb wohl auf ein freundliches Willkommen rechnen.

Marx hatte etwa eineinhalb Jahre 38, Rue Vaneau im Faubourg Saint-Germain in Paris gewohnt, als das Ministerium Guizot im Januar 1845 auf Preußens Drängen die Ausweisung des deutschen Flüchtlings aus dem Königreich Ludwig Philipps verfügte. Der Ausweisungsbefehl ist vom sechzehnten Januar 1845 datiert, aber erst zwei Wochen später verließ Marx mit Frau und Kind Frankreich. Der Paß, den die französischen Behörden ihm am Tage seiner Abreise überreichten, trug das Datum „1er février 1845". Am Nachmittag des ersten Februars traf Marx über Mons mit der belgischen Südbahn in Brüssel ein und stieg dort im Hotel de Saxe in der „Longue Rue Neuve", der heutigen Rue Neuve, die vom Monnaie-Theater zum Nordbahnhof führt, ab. Am neunten Februar siedelte er in das billigere kleine Hotel du Bois Sauvage in der Plaine de Sainte-Gudule 21, später 19 (heute 26/27), über, wo er sich für einen Monat einmietete. Am vierzehnten Februar wurde er in die brüsseler Bevölkerungslisten eingeschrieben.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unmittelbar nach seiner Ankunft in der belgischen Hauptstadt unternahm Marx Schritte, um das Recht des Aufenthalts in Belgien zu erlangen. Politische Freunde, wie der Essener Karl Gustav Maynz, der nach dem frankfurter Aufstandsversuch vom 3. April 1833 nach Belgien geflohen und 1834 Professor des römischen Rechts an der brüsseler Universität geworden war, standen ihm als Berater zur Seite. Die Aussichten für die Erfüllung der Bitte des preußischen Flüchtlings schienen gut, und am dreizehnten März verließ Marx das kleine Hotel an der Gudulakirche, um sich im Hause 35 (heute 96) der Rue Pachéco, die in den Boulevard du Jardin Botanique mündet, häuslich einzurichten.

Als die belgischen Behörden ihm Mitte März 1845 die Frage vorlegten, wie er seinen Lebensunterhalt verdiene, erwiderte Marx, er arbeite an einem Buch über „politische Ökonomie", für das der Verlagsbuchhändler Leskens in Darmstadt ihm dreitausend Franken zugesagt habe, und lebe in Erwartung dieses Honorars von den Einkünften seiner Gattin. Am zweiundzwanzigsten März verpflichtete er sich der belgischen Regierung gegenüber ehrenwörtlich, während seines Aufenthalts in Belgien nichts über politische Tagesereignisse zu veröffentlichen. Einen Ehrenwortbruch beging Marx aber nicht, wenn er trotz diesem Versprechen seine fleißige Feder bald wieder in den Dienst des Kampfes für die neuen Ideen von der Befreiung der „Proletarier aller Länder" stellte; denn sein Versprechen war an die Bedingung, daß ihm das Recht des Aufenthalts in Belgien zugestanden werde, geknüpft. Dieses Recht hat Marx nie erlangt. Er war während seines dreijährigen Aufenthalts in Brüssel nur geduldet und durfte also sein Ehrenwort vom zweiundzwanzigsten März 1845 als nicht gegeben betrachten.

Am ersten Mai 1845 zog Marx abermals um, hinaus vor die Tore von Brüssel nach der nördlichen Vorstadt Saint-Josse-ten-Noode, wo er 5, Rue de l'Alliance wohnte. Nebenan, im Hause 7, Rue de l'Alliance, wohnte vom fünfundzwanzigsten August 1845 ab Friedrich Engels. Am siebenten Mai 1846 kehrte Marx nach Brüssel zurück, abermals in das Hotel du Bois Sauvage an der Gudulakirche, von dem er am neunzehnten Oktober 1846 nach der südöstlichen Vorstadt Ixelles übersiedelte. Er wohnte dort 42, Rue d'Orléans, bis er sich nach dem Eintreffen der Kunde von der pariser Februarrevolution zum Verlassen Belgiens rüstete. Am sechsund-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:18 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwanzigsten Februar 1848 stieg er zum drittenmal im Hotel du Bois Sauvage, jetzt 19 Plaine de Sainte-Gudule, ab, und hier erhielt er wenige Tage später den Befehl, Belgien binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen.

Zu Brüssel hatte Marx zunächst in stiller Zurückgezogenheit seinen sozialphilosophischen Studien gelebt. Sein „Discours sur le libre échange" (1846) und sein — gleichfalls in französischer Sprache erschienenes — Buch „Misère de la Philosophie. Réponse à la Philosophie de la Misère de Proudhon" (Anfang 1847) bezeichnen die Entwicklung seines Geistes während der ersten zwei Jahre seines brüsseler Aufenthalts. Um ihn sammelte sich ein beständig wachsender Kreis von Freunden und Gesinnungsgenossen, die ihn mehr und mehr aus dem Frieden des Arbeitszimmers zu Kampf und Agitation zurückführten. Moses Heß, der einst in Paris an den „Deutsch-französischen Jahrbüchern" von Ruge und Marx mitgearbeitet hatte, Wilhelm Wolff, der Verfasser des „Deutschen Bürgerbuches", dem Marx später den ersten Band des „Kapitals" widmete, der Drucker Stephan Börne, später Professor in Basel, und sein Fachgenosse Wallau, später Bürgermeister von Mainz, gehörten diesem Kreise an, ferner Edgard v. Westphalen, der Schwager Marxens, der Leutnant a. D. Weidemeyer, Ferdinand Wolff, Ernst Dracke, der Dekorationsmaler Steingens und der Archivist an der brüsseler Stadtbibliothek Gigot. Keiner aber stand Marx näher als Friedrich Engels, der bis zum August 1846 in Brüssel blieb und später von Paris aus noch oft dorthin zurückkehrte.

Der „Deutschen Brüsseler Zeitung" des früheren Offiziers Adalbert von Bornstedt, die seit dem dritten Januar 1847 zweimal wöchentlich, am Sonntag und Donnerstag, in einer Stärke von vier Seiten zu je vier Spalten erschien, stand Marx zunächst ganz fern. Erst im Sommer 1847 wurde er gleich Engels, nicht zum Schaden der geistigen Höhe des Blattes, dessen eifriger Mitarbeiter. Hier setzte er sich mit Karl Peter Heinzen und Adolf Bartels auseinander, hier verteidigte er die angeblich für Belgien staatsgefährliche Tätigkeit der deutschen und französischen Flüchtlinge in Brüssel wider die Angriffe des klerikal-konservativen „Journal de Bruxelles" und der gemäßigt-liberalen „Indépendance belge".

In Verbindung mit Moses Heß, der Redaktör an der „Deutschen Brüsseler Zeitung" war, und Wallau, der in der Druckerei der deutschen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeitung Bornstedts arbeitete, gründete Marx Ende August den deutschen Arbeiterverein in Brüssel, dem unter dem Vorsitz von Heß und Wallau siebenunddreißig Mitglieder angehörten. Der Verein hielt zweimal wöchentlich, am Sonntag und Mittwoch, Sitzungen ab. Sonntags waren Frauen zugelassen. Das Vereinslokal war der erste Stock des Hauses „zum Schwan" an der Grand' Place, des alten Zunfthauses der brüsseler Metzger, dessen erster Stock seit einiger Zeit den Liberalen von Brüssel als Parteilokal dient. Im Winter 1847 zu 48 hielt Karl Marx hier seine Vorträge über „Salär und Kapital", die 1849 in der „Neuen Rheinischen Zeitung" erschienen. Der deutsche Arbeiterverein überlebte die Krisis nach der Februarrevolution, aber die Ausweisung von Marx nnd andern Kommunisten aus Belgien schwächte ihn stark. Im Oktober 1850 zählte er nur zwanzig Mitglieder. Als sein Vereinslokal wird um diese Zeit die Wirtschaft zur „Rose blanche" an der Grand' Place genannt, sein Vorsitzender war damals der aus Ürdingen gebürtige Dekorationsmaler Heinrich Steingens. Wie aus den mir vorliegenden Notizen hervorgeht, veranstaltete im August 1850 der Malergeselle Karl Albert Löh für die Deutschen von Schleswig-Holstein im Arbeiterverein eine Geldsammlung, deren Ertrag, neunundsechzig Franken dreißig Centimes, der „Kölnischen Zeitung" zur Weiterbeförderung übersandt wurde.

Die Beziehungen Marxens zu der brüsseler „Société démocratique internationale" sind bekannt. Wir müssen sie hier streifen, weil sie bei der Ausweisung der deutschen und französischen Revolutionäre aus Belgien eine Rolle gespielt haben. Die Gründung einer demokratischen Vereinigung war bei dem „Arbeiterbankett" (banquet des travailleurs), das am siebenundzwanzigsten September 1847 etwa hundertzwanzig Teilnehmer versammelt hatte, beschlossen worden und am 7. November 1847 in der „Maison des Meuniers" in der Rue de la Tête d'Or erfolgt. An der Gründungssitzung nahmen hundertdreiundzwanzig belgische und fremde Demokraten verschiedener Richtungen teil. General Mellinet, der bekannte Revolutionär von 1830, übernahm das Ehrenpräsidium der Gesellschaft, während der Advokat Lucien Jottrand zum Präsidenten gewählt wurde. Karl Marx und der Franzose Imbert waren Vizepräsidenten. Professor Maynz gehörte dem Komitee an.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In den November 1847 fällt bekanntlich auch die Reise von Marx und Engels nach London zum zweiten Kongreß des „Bundes der Gerechten", der sich 1847 in den „Bund der Kommunisten" verwandelte. Das berühmte „Kommunistische Manifest" mit der Mahnung „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!", das der londoner Kongreß auf Vorschlag von Marx und Engels als Programm annahm, erschien aber erst Februar 1848 im Druck.

Unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachrichten von der pariser Februarrevolution übertrug das londoner Zentralkomitee des Kommunistenbundes dem Lokalkomitee in Brüssel seine Befugnisse. Am siebenundzwanzigsten Februar 1848, einem Sonntag, fanden in Brüssel mehrere Versammlungen der Demokraten und Kommunisten statt. Etwa vierzig Personen wurden, wie die „Indépendance belge" berichtete, in dieser Nacht „infolge einiger ungeschickter Agitationsversuche" von der Bürgergarde verhaftet, darunter auch deutsche, italienische und französische Flüchtlinge. „Einige waren mit Dolchen bewaffnet," behauptete die „Indépendance belge" nach dem Polizeibericht. In der Tat hatte man einen Dolch in der Tasche des verhafteten belgischen Schuhmachers Thomas Joseph Dassy gefunden, der an der Versammlung des internationalen demokratischen Vereins im Estaminet „Vieille Cour de Bruxelles" in der Rue des Soeurs Noires teilgenommen hatte. Dassy erklärte, der Redaktör der „Deutschen Brüsseler Zeitung", v. Bornstedt, habe ihm den Dolch gegeben, und verdächtigte durch diese ungenaue Aussage die deutschen Flüchtlinge. Erst am 4. März ergänzte er sie vor dem brüsseler Tribunal correctionel durch die Mitteilung, Bornstedt habe befürchtet, dieser Dolch könnte ihn bei einer etwaigen Haussuchung kompromittieren, und habe ihm die Waffe deshalb am siebenundzwanzigsten Februar gegen Mittag zugesteckt. Von einer heimlichen Bewaffnung der Demokraten konnte also, wie Jottrand als Dassys Verteidiger vor Gericht ausführte, keine Rede sein. Am siebenten März wurde Dassy wegen tätlicher Beleidigung der Gendarmen und wegen des Rufes „Vive la république!", den er im Augenblick seiner Verhaftung ausgestoßen hatte, zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Mittlerweile hatte sich das Schicksal der fremden Revolutionäre in Brüssel entschieden. Die Nervosität, mit der die belgische Regierung den tiefen Eindruck der Nachrichten aus Paris auf das belgische Volk beobachtete, ließ



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Vorfälle der Nacht vom siebenundzwanzigsten zum achtundzwanzigsten Februar als einen wahren Rebellionsversuch erscheinen. Gerüchte von einem geplanten Handstreich der Demokraten in Belgien hatten sich gleich nach der ersten Kunde von der pariser Revolution verbreitet. In Paris behauptete man am 27. Februar in allem Ernst, in Belgien sei die Republik proklamiert worden. Die belgischen Blätter veröffentlichten überdies Meldungen ihrer pariser Korrespondenten von der Bildung eines belgisch-französischen Freikorps, das einen Einfall nach Belgien und die Proklamierung der Republik in Brüssel plane.

Am 1. März 1848 erließ der belgische Minister des Innern, Charles Rogier, ein Rundschreiben an die Gouverneure der Provinzen, in dem er scharfe überwachung der Ausländer und genaue Prüfung der Pässe anordnete. An demselben Tage begab sich Professor Maynz im Namen der deutschen Flüchtlinge ins Justizministerium und erklärte einem Beamten der Sûreté publique, Marx und die übrigen Deutschen seien bereit, Belgien sofort zu räumen, falls ihre Anwesenheit der Regierung bedenklich erschiene. Maynz erhielt den Bescheid, daß seine Landsleute ruhig in Belgien bleiben könnten, solange sie sich nicht positiver Vergehen schuldig machten. Aber der Beamte der politischen Polizei war nicht gut unterrichtet, denn am nächsten Tag unterzeichnete König Leopold I bereits den Erlaß, der die Ausweisung von Karl Marx und einigen andern ausländischen Revolutionären auf Grund des Gesetzes vom dreiundzwanzigsten Februar 1846 über die Ausländer verfügte. Der Ausweisungsbefehl wurde Marx am dritten März gegen fünf Uhr nachmittags im Hotel du Bois Sauvage zugestellt. Marx erklärte, Belgien binnen vierundzwanzig Stunden über die französische Grenze bei Quiévain verlassen zu wollen, und erbat für seine Familie eine Frist von drei Tagen.

Über die Verhaftung von Marx und seiner Gattin in der Nacht vom dritten zum vierten März sind viele unrichtige, übertriebene Nachrichten verbreitet worden. Auch die Mitteilungen von Stephan Born in seinen „Erinnerungen eines Achtundvierzigers" über diesen Vorfall sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Nach den mir vorliegenden Berichten hat sich folgendes zugetragen. Eine Patrullie von etwa zehn brüsseler Kommunalpolizisten, die die Wirtschaften auf Beobachtung der Polizeistunde hin zu kontrollieren hatte, ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wahrte in der Nacht vom dritten zum vierten März gegen eineinviertel Uhr in der Gaststube des Hotel du Bois Sauvage noch Licht. Bei ihrem Eintreten flüchteten sich einige Personen. Die Polizisten forderten die Anwesenden, darunter Karl Marx auf, sich zu legitimieren, und erklärten Marx, der keinen Paß vorweisen konnte, für verhaftet. Als Frau Marx, die in ihrem Zimmer schlief, hörte, daß ihr Gatte abgeführt worden war, kleidete sie sich rasch an und ließ sich von dem Sohn des Hotelbesitzers nach der Wohnung des Rechtsanwalts Jottrand, des Präsidenten der Société démocratique, begleiten. Jottrand versprach, in der Morgenfrühe gleich Schritte zugunsten des Verhafteten zu unternehmen. Bei ihrer Rückkehr bemerkte Frau Marx vor dem Hotel einen der Polizisten, die Marx verhaftet hatten. Sie fragte ihn, wohin ihr Gatte geführt worden sei, und nahm sein scheinbar freundliches Anerbieten, sie dorthin zu bringen, freudig an. Der Sohn des Hotelbesitzers blieb an ihrer Seite. Unterwegs trafen sie den bereits erwähnten Archivisten Gigot, den Frau Marx von dem Vorgefallenen unterrichtete. Gigot schickte den Sohn des Gastwirts nach Hause und begleitete selbst Frau Marx zum Polizeibüro am Petit Sablon, von wo beide nach dem Stadthaus geführt wurden. Dort erklärte man sie zu ihrer Überraschung und Entrüstung für verhaftet. Gigot blieb bis drei Uhr nachmittags im Gewahrsam. Frau Marx wurde nach kurzem Warten im „Amigo", dem gemeinsamen Haftlokal, in dem einige Straßendirnen eingesperrt waren, in eine besondere Zelle gebracht, die sie mit einer andern Verhafteten teilen mußte. Nach Behauptung der Polizeibeamten hatte sie selbst den Wunsch geäußert, nicht ganz allein zu bleiben. Am Vormittag des 4. März wurde Frau Marx nach dem Palais de Justice in der Rue de la Paille geführt und erschien hier am Nachmittag mit ihrem Gatten zusammen vor dem Untersuchungsrichter, der ihr mitteilte, sie sei wegen „Vagabundage" verhaftet worden. Beide wurden sofort freigelassen und erhielten den Befehl, Belgien am gleichen Tage noch zu verlassen. Frau Marx gestattete man schließlich, bis zum nächsten Tage zu bleiben. Marx selbst reiste am vierten März noch nach Paris ab.

Die Ausweisung der revolutionären Flüchtlinge und besonders die Vorfälle der Nacht vom dritten zum vierten März wurden von der demokratischen Presse Belgiens und Frankreichs in scharfen Artikeln getadelt. Marx selbst

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besprach die ihm widerfahrene Behandlung in einem Brief an die „Réforme", in dem er der Mehrzahl der belgischen Zeitungen vorwarf, im Solde der Regierung die deutschen Flüchtlinge zu Unrecht verdächtigt zu haben. „Metternich est enchanté!" schloß ein zweiter Artikel der „Réforme" über das Vorgehen der belgischen Regierung gegen Marx, Allard und andere. In der belgischen Repräsentantenkammer interpellierte am elften März der Deputierte von Soignies, Bricourt, wegen der Verhaftung von Marx und dessen Gattin. Bricourt, der Marx persönlich nicht kannte, betonte besonders, daß Marx aus guter und Frau Marx sogar aus sehr guter Familie stammte. Der Justizminister erklärte, über die Vorfälle bei der Verhaftung von Marx, der die Regierung völlig fernstehe, nicht unterrichtet zu sein. Er weigerte sich, die Gründe für die Ausweisung der Flüchtlinge mitzuteilen, versicherte aber, niemals sei eine Ausweisung besser begründet gewesen. Die Kammer beruhigte sich bei diesen Erklärungen, nachdem Rogier als Minister des Innern noch bemerkt hatte, alle Ausländer, die mit den belgischen Einrichtungen unzufrieden seien, fänden die Tür offen und möchten im eigenen Lande den Triumph ihrer Lehren suchen. Am folgenden Tag veröffentlichte der „Moniteur" eine Note, in der die Umstände der Verhaftung von Marx kurz klargestellt wurden.

Marx trug in der Nacht vom dritten zum vierten März den deutschen Text der Erklärung, durch die das brüsseler Zentralkomitee des Kommunistenbundes seine Auflösung am dritten März begründet hatte, bei sich. Das Schriftstück wurde von der Polizei beschlagnahmt. Bald nach der Abreise von Marx meldete sich ein Gläubiger des Ausgewiesenen. Drei Wechsel, die er dem Verlagsbuchhändler C. G. Vogler ausgestellt hatte, waren unbezahlt geblieben. Der erste über hundertfünfzig Franken war am zweiten November 1847 protestiert worden, der zweite, gleichfalls über hundertfünfzig Franken, am siebenundzwanzigsten Januar 1848 und ein dritter über zweihundert Franken am einunddreißigsten Januar. In Voglers Verlag war Anfang 1847 die „Misère de la Philosophie" erschienen. Wahrscheinlich schuldete Marx dem Buchhändler diese fünfhundert Franken für den Druck des Buches. In einem Brief vom dreizehnten Juli 1849 erzählt Marx, daß er nach der Ausweisung aus Belgien in Paris zeitweise mittellos war und alles Versetzbare nach dem „Mont de Piété" trug, um sich die nötigen zweihundert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Taler für eine neue Ausgabe der „Misère de la Philosophie" zu verschaffen. Wie Liebknecht berichtet, hat Marx auch in London mit dem Pfandhaus Bekanntschaft gemacht. Er wurde dort sogar einmal als Dieb verdächtigt, als er silberne Löffel mit dem Wappen der d'Argyle, seiner adligen schottischen Verwandten, versetzte.

Es ist bekannt, daß Marx im Frühling 1848 nach Deutschland zurückkehrte, seit dem 1. Juni 1848 in Köln mit Friedrich Engels und Herman Korff die „Neue Rheinische Zeitung" herausgab und gleich seinen Mitredaktören im Winter 1848 zu 49 wiederholt vor dem Schwurgericht erscheinen mußte, doch stets Freispruch erzielte. So wurde gegen die drei Journalisten am 8. Februar 1849 wegen Beleidigung des Staatsanwalts und der Polizei bei Gelegenheit der Verhaftung von Gottschalk und Anneke verhandelt. Am folgenden Tag, dem neunten Februar, standen sie wegen Aufreizung zur Revolte und Steuerverweigerung vor dem kölner Schwurgericht. Nachdem Marx im Mai 1849 aufs neue aus Deutschland ausgewiesen worden war, irrte er zunächst im Vaterlande von Stadt zu Stadt. Aus Magdeburg und Bielefeld, Hamburg und Hannover wurde seine Anwesenheit gemeldet. Er hielt sich sogar acht Tage heimlich in Köln im Versteck bei seinem Freunde Doktor Weil auf, ehe er nach Frankreich zurückkehrte, von wo er nach dem neunzehnten Juni 1849, abermals als Flüchtling, nach London übersiedelte, um hier endlich Ruhe vor polizeilicher Verfolgung zu finden.

Das jüngste Dokument der mir vorliegenden Sammlung ist ein Steckbrief, den die Polizeibehörde von Hannover im Mai 1850 gegen Karl Marx erlassen hat. Das „Signalement" teile ich hier wortgetreu mit:

1. Zuname Marx
2. Vorname Carl
3. Stand oder Gewerbe Doctor[1])
4. Geburtsort Trier
5. Wohnort unbestimmt
6. Religion[2])
7. Alter 32 Jahr (geboren 2. Mai 1818)
8. Größe 5 Fuß 10—11 Zoll Hannov. Maaß
9. Statur untersetzt
10. Haare schwarz, gelockt
11. Stirn oval
12. Augenbraunen schwarz
13. Augen dunkelbraun, etwas blöde

[1]) Marx war Doktor der Philosophie.
[2]) Angabe fehlt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

14. Nase dick
15. Mund mittel
16. Zähne[1])
17. Bart schwarz
18. Kinn rund
19. Gesicht ziemlich rund
20. Gesichtsfarbe gesund
21. Spricht deutsch im rheinischen Dialekt und französisch
22. Besondere Kennzeichen
    a) erinnert in Sprache und Äußerem an seine jüdische Abkunft.
    b) ist schlau, kalt und entschlossen

Wie hätte Karl Marx — das „große Kind", wie seine edle Frau ihn nannte — wohl gelacht, wenn ihm dies schildbürgerliche „schlau, kalt und entschlossen" unter den „besonderen Kennzeichen" im Steckbrief einer hochweisen Polizei von Hannover vor die Augen gekommen wäre!

# Anatole France daheim

## Von Jean Jacques Brousson

Mit fünf Abbildungen[2])

Selten gleicht ein Schriftsteller seinen Werken: entweder ist sein Buch besser als er, oder er ist besser als sein Buch. Beim Durchblättern seines Lebens erfährt man nur allzuoft eine Enttäuschung. Fast immer bereitet ein Vergleich zwischen der Diplomatie seiner Handlungsweise und der Begeisterung seiner Arbeiten den Jüngern Schmerz. Anatole France aber ist ganz und gar mit seinen Büchern identisch.

Die Leser, denen der anziehende, gelehrte Sylvester Bonnard, Mitglied des Instituts von Frankreich, der epikurische Pyrrhonismus des Abbé Jérôme Coignard, Professors der Rhetorik am Gymnasium von Bauvais, und der mutige Eigensinn des bescheidenen Bergeret gefiel, der es verstand, die widerliche Dreyfusaffäre mit soviel erfolgreichem Hohn zu übergießen, —

[1]) Angabe fehlt.

[2]) Photographische Aufnahmen von F. Delavorte, Paris.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anatole France in seiner Bibliothek

die Leser dieses blühenden und menschlichen Werkes haben sich vielleicht gefragt, wo sich in unserm selbstsüchtigen Zeitalter solche ehrlichen Schulmänner verbergen, die unter der zwanglosen Form von literarischen Besprechungen mit kundiger Hand unvermerkt ein wenig Dynamit ausstreuen. Vielleicht halten sie sie einfach für erdichtete Wesen oder doch wenigstens für Zeitgenossen von Erasmus, Montaigne, Rabelais. Sie können ganz ruhig sein. Bonnard, Langelier, Coignard, Bergeret, alle diese mutigen Geister leben in Paris, Villa Saïd, und hüllen sich in die Schlafrockfalten von Anatole France.

Am Eingang der gewaltigen Stadt, bei der Porte Dauphine, im ersten schüchternen Grün des Bois de Boulogne läuft eine Allee kleiner Villen mit verrosteten efeuüberhangenen Gittern. Feines Gras sprießt im Sand, altersschwache Akazien recken ihre dornigen Äste; die Bahnzüge der Vororte pusten und stampfen an ihnen vorüber und liebkosen zärtlich verstohlen die anspruchslosen Giebel mit ihrem Rauche. Ganz nahe bei der aristokratischen Avenue du Bois, dem Tummelplatz der gelangweilten vornehmen Welt, trägt die Landschaft das Gepräge einer lieblichen Kleinstadtidylle. Man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagt sich: „Hier wäre gut alt werden — ganz sacht, mit ein paar alten Büchern — und in stiller Gelassenheit am Laub des Waldes das ewige Sterben der Jahreszeiten sehen . . . ."

Mitten unter den nichtssagenden Fassaden fesselt und stört ein kleines Haus. Auf den ersten Blick erscheint es einfacher, ärmlicher, folglich zurückhaltender als die Nachbarn. Man kommt näher; und bevor man nur eintritt, fühlt man sich angezogen, denn die Türe schon ist ein ganzes Museum: die Türgriffe, die Angelbänder, der Klingelgriff sind wundervolle in Fratzenköpfen ziselierte florentiner Bronzen, der spießbürgerliche Briefkasten aber ist mit antiken Silberschaumünzen an das Holz befestigt. Wir sind bei Anatole France.

Anatole France und J. J. Brousson

In dem mit alten persischen Fayencen geschmückten Hausflur behütet eine mürrische Magd als schwer zu besänftigender Wachhund die arbeitreiche Muße ihres Herrn. Und während wir mit ihr unterhandeln, haben wir Gelegenheit, einen Blick in die Säle eines wundervollen Museums zu werfen. Mit seinen glänzenden Messinggeräten, seinen Gegenständen aus spanischem Leder, seinem altertümlichen Steingut und seinen Chorstühlen erscheint das Eßzimmer wie ein Saal von Cluny. Das große

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Salon

Empfangszimmer macht den Eindruck einer Kapelle. Zwischen zwei strengen Kirchenvätern auf Goldgrund hebt eine italienische Madonna das göttliche Kind empor; allein ihre Umgebung ist ziemlich ausgelassen. In den Glasschränken tummelt sich ein mutwilliges, loses Völklein aus altem meißner Porzellan. Im Treppenhaus das gleiche Durcheinander, ein liebenswürdiges Pantheon ausgesöhnter Gottheiten: die heiligen Jungfrauen treten in nahe Berührung mit den Satyrn, Venus hält gute Nachbarschaft mit Jesus, und Buddha mit Jupiter . . . .

Das kommt daher, weil der Herr des Hauses einer der kundigsten Sammler der Jetztzeit ist. Seine Wißbegierde ist unbegrenzt; denn Wißbegierde ist die höhere Äußerung des Verstandes. Man findet in den Dingen nur das, was man weiß, und Gleichgültigkeit ist nichts als Unwissenheit. Für die, die sie lieben und suchen, sind diese Dinge das Zeugnis erloschener Leidenschaften, entschwundener Schönheit. Sie erzählen von der Furcht, den Hoffnungen und Bedürfnissen derer, die vor uns die trübe Erfahrung des Lebens durchgemacht haben. Ihre kindliche Lebensauffassung lehrt uns Bescheidenheit, ihre über Jahrhunderte triumphierende Schönheit stärkt die Hoffnung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aller, die mit Anatole France an eine humanere Menschheit glauben. Sie sind gewissermaßen Bücher; und der Meister, unberührt durch den leeren Lärm der Außenwelt, liebt es, sie während der Ausarbeitung seiner Werke zu betrachten. Seinen geistigen Kindern haftet in ihrer lebendig gewordenen Schönheit etwas von dieser hingebenden Betrachtung an. Dieser Sinn für die menschliche Reliquie bricht in jeder Zeile seines Schaffens durch bis in die schillernden Buchtitel, mit denen er einen Strauß Novellen zusammenbindet: „L'Etui de Nacre". Als Paphnucius in „Thaïs" die kostbaren Ziersächelchen der Kurtisane ins Feuer wirft, bedauert Anatole France einen winzigen tönernen Eros, den der rohe Heilige zerbricht. Der kleine Gott aus blauer Erde aber hat über Zeit und fromme Eiferer gesiegt und lächelt noch in einem Glasschrank inmitten der Reihen von Tanagrafiguren, gegenüber dem Arbeitstische des Meisters. Auf diesem Schreibtisch befinden sich tausend kostbare, vertraute Nippsachen. Das Tintenzeug ist aus altem Zinn, die Schreibunterlage ein kostbares wappengeschmücktes Saulcder, das wohl irgendeinem längst vergessenen Theologen entrissen worden war. Reizende, verstümmelte hellenistische Bruchstücke dienen als Briefbeschwerer. Der Meister schildert auch in „l'Orme du Mail" das Haus Philipp Tricouillards mit der selbstgefälligen Ausführlichkeit des Kleinstadt-Antiquars, der zärtlich an dem heimatlichen Nest hängt. Als er in „Le Lys Rouge" durch ein Beispiel die Verstands-Anämie eines seiner Romanhelden hervorheben will, läßt er ihn boshafterweise eine Zeichnung des kriegerischen Eduard Detaille über dem Kopfende seines Bettes anbringen. Denn Anatole France glaubt, daß die Schönheit nur eine Gestaltungsform der Wahrheit ist. Er möchte, daß die Arbeit etwas Freudiges, Universelles wäre, daß alle Arbeiter Künstler würden, die Kunst allen zugänglich. Warum sollte der Mensch, der mit Feuer und Schweiß die spröden Metalle zu harmonischen Formen zu biegen wußte, in der Verteilung der sozialen Aufgaben nicht ein Gesetz der Eintracht und Gerechtigkeit vorschreiben können?

Müde vom Kläffen, beruhigt sich der dienstbare Kerberos: der Meister ist bereit, uns in der Bibliothek zu empfangen. Die Türe fällt ins Schloß, und wir befinden uns mitten in einem Dürerschen Kupferstich. Wände von alten Büchern mit verblaßten Vergoldungen, Bücher auf dem Parkett, auf den Stühlen, auf den Möbeln, überall. Anatole France sitzt an seinem Arbeits-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tisch in einem mönchischen Schlafrock und schlägt mittels einer Hornbrille mit kreisrunden, starken Gläsern in einem dicken Folianten nach. Mit seinem sokratischen Bart, in dem die Sonne spielt, seinem blassen, länglichen, feinen Gesicht, in dem zwischen ein paar schelmischen Falten die mutwilligsten Augen von der Welt blitzen, gleicht er dem Bildnis Montaignes in dem Kupfer des Titelblattes zu den „Essais“. Den schlohweißen Kopf bedeckt bald schief bald gerade das kardinalrote Käppchen, wie wir es bei den florentiner Würdenträgern auf den Fresken des Ghirlandajo in Santa Maria Novella sehen. Der schimmernde Ton des Samtes harmoniert prächtig mit dem Elfenbein der breiten, stolzen Stirne. Unwillkürlich sucht man unter dem eichenen Tisch mit den gedrehten Beinen den legendenhaften Löwen, der die Füße der heiligen Kirchenväter auf den alten deutschen Kupferstichen wärmt.

Zwischen Stößen von umgestürzten Büchern eilt der Meister auf uns zu und streckt uns lächelnd die Arme entgegen; er ist die Liebenswürdigkeit selbst und besitzt im Verkehr dieselbe unverfälschte Höflichkeit und Eleganz wie in seinen Schriften. Von der bewundernden Menge auf die höchste Stufe gehoben, trägt er seinen Ruhm lässig und manchmal sogar wie eine Bürde. Sein Haus steht allen offen, ganz besonders aber den Niedrigen und Verstoßenen. Je geringer und verachteter die Besucher in der sozialen Komödie sind, mit desto größerer Liebenswürdigkeit empfängt er sie. Dagegen langweilen ihn die vornehme Gesellschaft, die Nichtstuer, die man mit diesem Namen bezeichnet. Er duldet sie, ohne sie zu lieben. Gern weilt er nur bei den ganz kleinen Leuten, im Hinterstübchen der Büchertrödler an den Kais, bei den allerbescheidensten Kupferstich- und Altertumshändlern des linken Seineufers. Anatole France ist ihr bester Kunde und

Der Schrank mit den Tanagrafiguren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ecke des großen Saales, wo die Mittagsempfänge stattfinden

ihr Freund; keine ihrer kleinen Angelegenheiten läßt ihn gleichgültig. Der Mann, der aus Abscheu vor der Klatschsucht nicht mehr in die Akademie geht, nimmt Interesse an ihrer Gesundheit, an den Kindern, an ihren politischen Anschauungen. Und deshalb ist der Geschichtsschreiber von Crainquebille außerordentlich beliebt in den Antiquarläden, bei den Trödlern und den Zeitungsverkäufern.

Und der Meister plaudert. Unbekümmert um die bescheidene Stellung seiner Zuhörer erzählt er ihnen die ausgesuchtesten Anekdoten, zitiert Griechen und Römer, deklamiert lange Stellen aus Gedichten, spricht von seinen Plänen, von seinen Büchern, empört sich über politische Unehrlichkeiten und zählt die Gründe auf, die man hat, die Hoffnung nicht aufzugeben. Seine Sprache ist bis ins Unendliche ausgefeilt und klar. Manchmal unterbricht er sich durch einen kleinen oratorischen Hustenanfall oder durch ein vorbedachtes „Nicht wahr?" — eine kleine Koketterie des Gelehrten, der gern verziehen haben möchte, daß er nicht wie alle Welt vom schönen und vom Regenwetter spricht. Er verfolgt augenscheinlich keinen Plan dabei. Wie Menschen, die ziellos wandern, geht der Meister sehr weit, uns zur Freude.

Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Mitten im Abschweifen des zu leidenschaftlichen und zu kräftigen Geistes kommt Anatole France mit Traurigkeit wieder auf den bewaffneten Frieden zu sprechen, der die europäischen Völker erdrücke. Wiederholt beschwor er mit seiner ganzen Feuerseele die friedliche, allumfassende Gemeinschaft der Arbeiter. „Phantastereien, Träumereien!" wenden die praktischen Leute ein und vergessen, daß der Wunsch das Leben schafft und die Zukunft nur die Verwirklichung einiger philosophischer Träumereien darstellt.

Als wir von dem Manne, der wie kein anderer die Verkörperung französischen Denkens und Fühlens in Frankreich ist, Abschied nahmen, kamen mir die Worte Fénelons wieder in den Sinn, die der Meister am Eingang seines „Jardin d'Epicure" angebracht hat: „Er kaufte einen schönen Garten, den er selbst pflegte. Hier errichtete er seine Schule. Er führte mit seinen Schülern ein friedliches und angenehmes Leben und unterrichtete sie, während er lustwandelte. Er war menschenfreundlich und leutselig gegen jedermann. Er glaubte, es gäbe nichts Edleres auf der Welt als das Studium der Philosophie."

# Österreichisches / Von Hermann Bahr

4

Eigentlich ist an der ganzen bosnischen Geschichte noch der alte Herbst schuld. Der alte Herbst, das war jenes deutsche Bürgertum in Österreich, das sich nicht entschließen konnte, nach 1866 umzulernen. Es hatte geträumt, Deutschland dereinst führen zu können. Nun waren wir plötzlich aus Deutschland geworfen. Es blieb uns nichts übrig, als aus einem deutschen Ost-Reich ein slawisches West-Reich zu werden. Bismarck hat das gewußt. Und hat es gewünscht. Und hat darin die Bedeutung Österreichs für Deutschland erkannt: einen kleinen deutschen Staat neben sich zu haben, daran hat Deutschland kein Interesse, das höchste dagegen an einem slawischen Staat, den die wirtschaftliche Macht und die politische Kraft seiner Deutschen hindert, jemals von der deutschen Richtung abzukommen. Er gab zu verstehen, daß es ihm wichtiger war, so den Deutschen eine geistige und wirtschaftliche Verbindung mit Slawen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesichert zu wissen, als das deutsche Lied über den Grenzen zu hören. Und er hat seinen Unmut über jene österreichischen Deutschen nie verhehlt, die, deutscher als dieser Deutscheste, durch ihre scheele Politik des Argwohns gegen die Notwendigkeiten der Entwicklung, indem sie die Herrschaft ihres Stammes zu festigen glaubten, ihn aus seinen ererbten Sitzen verdrängten. Österreich war aus Deutschland geworfen, und da muteten die Deutschen Herbsts ihm zu, dies nicht zu bemerken, sondern so zu tun, als ob sich nichts verändert hätte. Da nun aber ein Staat in einer Fiktion nicht leben kann, da ein Staat irgendeinen Sinn haben muß, da ein Staat einem Baume gleicht, der sich, wenn er nach rechts nicht wachsen kann, nach links dreht, seinen Weg zur Sonne suchend, so mußte die Entwicklung des neuen Österreichs abseits von den Deutschen Herbsts geschehen; und darum, solange sie noch die äußere Macht hatten, heimlich vor ihnen. Die Deutschen Herbsts zwangen Österreich, sich im Verborgenen zu entwickeln. Und wie dergleichen, auch wenn dann die Ursache schon erloschen ist, noch nachzuwirken pflegt, ist es seitdem Sitte geblieben, die wahren Entscheidungen Österreichs sozusagen unter dem Tisch abzumachen, unbemerkt von den herrschenden Parteien, was denn nun freilich eine recht seltsame Art zu herrschen ist.

Dieses System einer äußeren Politik ohne Mitwisser im eigenen Land hat Andrassy eingeführt. Ihm war klar, daß unsere Zukunft auf dem Balkan ist. Und es war ihm auch klar, daß damit die Vorherrschaft der Deutschen und der Ungarn ein Ende haben werde. In seinem schönen Leichtsinn, der sich an die nächsten Forderungen des Tages hielt und für alles andere den lieben Gott sorgen ließ, war er nun aber nur darauf bedacht, den Deutschen und den Ungarn seinen Sinn zu verbergen, was ihm denn auch bei unseren stets in den unmittelbaren Augenblick verbissenen Staatsmännern einige Zeit gelang. Und deshalb beschied er sich auf dem Berliner Kongresse mit der „Okkupation und Verwaltung" Bosniens und der Herzegowina, statt gleich ihre "Annexion" zu fordern, die vom Anfang an gemeint war und damals nicht bestritten worden wäre. Um nur Ruhe vor dem alten Herbst zu haben. Es hat ihm nichts genützt. Sie sind beide schließlich darüber gestürzt.

Als im Oktober die Annexion Bosniens und der Herzegowina verkündigt wurde, zeigte sich zunächst, daß es in Österreich heute keine Deutschen Herbsts mehr gibt. Der Gedanke dieser Altösterreicher, der Begriff eines zwischen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Deutschen und den Ungarn aufgeteilten Österreichs ist außer Kraft. Die Nachricht hätte sonst nicht ohne jeden Widerspruch hingenommen werden können. Aber sie machte zunächst eigentlich gar keine Wirkung. Die Leute waren es zufrieden und gönnten unserm alten Kaiser, daß ihm beschieden war, nach solchen Verlusten auch einmal einen Gewinn zu erleben. Bis plötzlich, was niemand zu vermuten schien, Europa darüber in Aufruhr geriet und der Krieg an unser Tor schlug. Da brachen die Meinungen auseinander.

Die Stimmung des deutschen Bürgertums in Österreich war: um keinen Preis einen Krieg, nicht einen Schuß Pulver sind uns die zwei Provinzen wert! Hätte man in der deutschen Bevölkerung damals abgestimmt, ich glaube nicht, daß sich hunderttausend Stimmen im ganzen Reich für den Krieg gefunden hätten. Merkwürdig war aber, daß nur die Sozialdemokraten den Mut hatten, dies auszusprechen, wodurch sie wieder einmal in unserem deutschen Bürgertum, besonders bei den Frauen, die stärksten Sympathien gewannen. Und merkwürdig auch, daß sich selbst unter den Slawen, die doch von der Annexion den größten Vorteil haben werden, keine Begeisterung für diesen Krieg fand. Eigentlich stimmten ihm bloß drei Gruppen im Lande zu, die zusammen immerhin eine gewisse Macht hätten, sich aber untereinander nicht verständigen können und auch keinen unmittelbaren Zusammenhang mit den Parteien haben. Erstens die Gruppe der immer zum Hurra bereiten Patrioten, die jeden Anlaß wahrnimmt, den Radetzkymarsch zu blasen, die 1866 die berühmten nassen Fetzen gegen den verfluchten Preußen schwang, und die denn auch jetzt wieder mit der Faust in alle Biertische fuhr: „Geh nur her, wannst di traust, vafluchter Serrrb!“ Man wunderte sich nur, daß die Presse die Macht dieser lauten, aber nur an Lärm beträchtlichen Gruppe von Veteranen aller Art so sehr überschätzte, während sie den klug verborgenen Eifer der zweiten Gruppe garnicht zu bemerken schien. Diese sieht man nie, man hört sie nicht und weiß nicht, daß sie es ist, die man überall spürt. Es sind das ein paar offenbar sehr kluge, in den Staatshändeln erfahrene, die Kunst, hinter vorgeschobenen Interessen unsichtbar zu bleiben, wunderbar beherrschende Romantiker der klerikalen Partei, die sich zur Katholisierung des Balkans verschworen haben. Die Katholisierung des Balkans, das ist das Schlagwort dieser Gruppe. Man sagt ihr nach, sie sei es gewesen, die Rampollas Wahl zum Papst verhindert



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

habe, weil der, in seiner handfesten, unschwärmerischen, den Wirklichkeiten zugetanen Art, von einem solchen aggressiven Klerikalismus nichts hatte wissen wollen. Ich erzähle das, wie man es mir erzählt hat, kann aber dafür so wenig einstehen, als ich weiß, ob es wahr ist, daß die ungestümen bosnischen Franziskaner und der Erzbischof Doktor Stadler, den unsere Christlichsozialen so hegen, direkt dieser Gruppe gehorchen, die nur aus ganz wenigen, aber sehr entschlossenen, ja fanatischen Männern zu bestehen und ihren Plan eines Kreuzzuges gegen die griechische Kirche selbst vor der eigenen Partei zu verheimlichen scheint. Noch aus der Zeit der alten Romantik her sind in Österreich mystische Neigungen hängen geblieben, in Böhmen und Mähren und unter den Kroaten gibt es Gemeinden eines seltsam erregten Neukatholizismus; zu solchen Wallungen einer unbestimmten religiösen Sehnsucht mag dann noch der Ehrgeiz starker Energien, den der Trödel unserer offiziellen Katholiken unbefriedigt läßt, mag der Zorn enttäuschter Altösterreicher, die sich an einer verhaßten Gegenwart rächen wollen, mag auch der verirrte Wunsch eines Slawentums kommen, das von der Macht der Russen gern geschieden wäre; und so würde der Wahn einer Gruppe verständlich, die sich nirgends sehen läßt und doch überall zu wirken scheint.

Aber zu diesen katholischen Ideologen trat nun noch eine dritte Gruppe, die sich zwischen ihnen und jenen insipiden Hetzern aus Hetz wunderlich ausnahm: unsere paar Intellektuellen stimmten in die Kriegslust ein. Man sah manchen, der sich sonst politisch in der Nähe der Sozialdemokraten angesiedelt hat, ja solche sogar, die, wenn sonst von Krieg die Rede war, nicht übel Lust hatten, sich zu Hervé zu bekennen, jetzt Anfällen eines streitbaren Imperialismus erliegen, über den sie selbst wahrscheinlich vor ein paar Monaten noch ingrimmig gespottet hätten. Ich schildere nur, ich urteile nicht. In einer Region, die sonst von den Gedanken des äußersten geistigen Radikalismus, ja bisweilen von Neigungen zum theoretischen Anarchismus beherrscht wird, stellten sich plötzlich patriotische Rührungen, Erinnerungen an alte Zeiten, als Prinz Eugen der edle Ritter gegen Belgrad zog, und Begeisterungen ein, die in der Denkart von Bernhard Shaw und Anatole France nicht ganz leicht unterzubringen waren. Ein Österreichertum brach plötzlich aus, das unter dem unmutigen Hohn, mit dem wir sonst unser Vaterland zu behandeln gewohnt sind, niemand vermutet hätte. Was wir, dreißig Jahre lang, immer hatten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verhalten müssen, um uns nicht lächerlich zu machen, wodurch wir so spöttisch und spielerisch geworden waren, um es uns nur nicht merken zu lassen, woran wir immer so gelitten hatten, tief im Geheimen, um es nur nicht zu verraten, weil wir uns ja geschämt haben würden: diese ungeheuere Sehnsucht sprang jetzt aus den Ketten, Sehnsucht, uns endlich einmal zu zeigen, Sehnsucht nach einer Tat. Denn wir, die jetzt den Paß des Lebens überschritten haben, sind mit unserer lebendigen Kraft in der toten Stille eines Reichs aufgewachsen, das freiwillig abgedankt zu haben schien, und wo wir ans Werk traten, um auf unsere Art in Europa mitzutun, wurden wir gleich ängstlich abgemahnt, weil doch der Österreicher ausgespielt habe und froh sein müsse, still beiseite stehen zu dürfen. In uns riefs, mit tausend Stimmen: „Wir sind auch noch da!" Immer aber hieß es darauf: „Nicht so laut, daß man euch nicht bemerkt, denn eigentlich ist Österreich nicht mehr da!" Wir fühlten uns so stark und sollten tun, als wären wir schwach. Bereit, uns mit allen zu messen, wurden wir gezwungen, uns vor allen zu beugen. Wir gingen von Leben über und sollten im Grabe liegen. So sind wir alt geworden und haben nie jung sein dürfen. Ist es ein Wunder, daß jetzt unsere verbotene, seit so langen Jahren heimlich aufgesparte Jugend mit Zinsen losbrach? Als uns jetzt zum ersten Mal einer das Zeichen gab: „Österreich ist noch da!" Ist es ein Wunder, daß wir auf den ersten Ruf aus dem Grab sprangen, mit aller Seligkeit unserer unverbrauchten Jugend, und mit ihrer ganzen närrischen Dummheit auch?

Da ist unter uns ein strenger Mann, schon bald an die sechzig, voll böser Enttäuschungen, der Doktor Heinrich Friedjung, der das berühmte Buch über den „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866" geschrieben hat und jetzt eins über „Österreich von 1848 bis 1860" schreibt (beide bei Cotta in Stuttgart; vom zweiten ist bisher nur der erste Band erschienen), nachdenklich bekümmerte Bücher, in denen er nur zu fragen scheint, woran wir denn eigentlich verstorben sind, um sozusagen ein ärztliches Attest ausstellen zu können über unsern Todesfall. Und diesen sonst immer so bedächtigen, hoffnungslos gelehrten Herrn hat man jetzt plötzlich mit verlorenem Zügel ins Feld sprengen sehen, als wär's ein junger Adjutant. Daran erkennt man erst, was wir alle gelitten haben müssen, in diesen langen entsetzlichen Jahren der Einstellung Österreichs! Und nur so kann man sich



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch die Macht Aehrenthals über uns erklären, dem aus allen Gassen Bewunderung und Begeisterung zuläuft, weil ja unsre Generation in Österreich an ihm erst erlebt hat, was es einem Staat bedeutet, einen Mann zu haben. Wir sind es so garnicht gewöhnt, daß wir nicht zweifeln, es gehöre Genie dazu, ein Mann zu sein. Und wenn Aehrenthal so klug ist, wie er sich bisher noch immer gezeigt hat, wird ihm vielleicht jetzt schon vor der Gottähnlichkeit bange, mit der ihn unser dankbares Bedürfnis nach einem Mann umgibt. Er hat uns verschafft, daß man sich nicht mehr schämen muß, ein Österreicher zu sein. Das ist viel. Nun aber glauben wir deshalb von ihm alles erwarten zu dürfen. Das ist vielleicht garnicht bequem für ihn. Gerade jetzt nicht, wo zum ersten Mal von ihm mehr als bedächtiger Verstand, Geduld und Festigkeit des Willens verlangt wird und er zeigen soll, daß er auch eine schaffende Kraft hat. Der Moment der atemlosen Spannung, als unsre Truppen schon an der Grenze standen, nun aber statt der ersten Kugel die Botschaft des Friedens aufflog, ist vorüber. Und wir müssen jetzt fordern, daß es ein siegreicher Friede sei, den er für uns geschlossen hat. Unsre Truppen, einmal ausgerückt, hätten nicht umkehren dürfen, ohne heimzubringen, was uns der Krieg eingebracht hätte, zu dem wir entschlossen waren. Dieser Krieg hatte keinen Sinn als den, die Serben aus unseren Feinden zu Freunden zu machen, die uns auf dem Balkan helfen wollen. Wir können ihm nur ausgewichen sein, wenn er sich als unnötig erwies und es uns gewiß geworden war, die Serben, auch ohne sie dazu erst durch einen Krieg zu zwingen, aus unseren Feinden zu den Freunden zu machen, die wir auf dem Balkan brauchen. Sie sind bereit. Aber sind auch wir dazu bereit? Das ist die Frage. Und so springt die Frage der äußeren Politik hier jetzt plötzlich in eine der inneren um und es zeigt sich, daß das System Andrassys, die linke Hand der Politik nicht wissen zu lassen was die rechte tut, das System einer äußeren Politik hinter dem Rücken der inneren, das System einer Kabinettspolitik, die sich, wenn sie nur des Regenten und allenfalls noch der allgemeinen Stimmung gewiß ist, um das Einvernehmen der Parteien drücken zu können glaubt, plötzlich in der Entscheidung versagt. Aehrenthal hat es ganz wie Andrassy gemacht. Wie Andrassy damals hat er eine Politik angefangen, die das Ende einer mächtigen Partei bedeutet: der Agrarier. Mit den Serben ist er fertig geworden. Nun steht ihm bevor, auch noch mit unseren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Agrariern fertig zu werden. Jener Krieg ist aus, dieser fängt an. Aber wo nimmt er die Soldaten für diesen her? Jetzt wird es sich zeigen, ob er die Kraft hat, sich eine Partei des modernen Österreichs zu schaffen, die den alten agrarischen Wahn schlägt.

Bosnien und die Herzegowina an Österreich zu nehmen kann nur einen Sinn haben, wenn Österreich glaubt, daß seine Zukunft auf dem Balkan sei, und wenn es zu dieser Zukunft entschlossen ist. Es kann seine Zukunft auf dem Balkan nur haben, wenn die Völker dort ihr Vertrauen von Rußland weg nach Österreich hin wenden. Sie sind dazu bereit, weil der Russe schwächer, weil Österreich näher ist und weil Österreich ihnen bieten kann, was sie brauchen. Die Frage ist nur noch, ob Österreich es ihnen auch bieten will. Unsre Industrie, die den Vorteil davon hätte, sagt Ja. Unsre Agrarier, deren Nachteil es wäre, sagen Nein. Das Österreich also, das seine Zukunft auf dem Balkan sucht, hat unsere Industrie zum Freund, den Agrarier zum Feind. Ein industrielles Österreich muß auf den Balkan, einem agrarischen ist es unmöglich. Da die Dynastie entschlossen scheint, auf den Balkan zu gehen (es wäre ja doch sonst sinnlos gewesen, Bosnien und die Herzegowina zu nehmen, und sinnlos alles, was seit dem Oktober geschehen ist, und soviel Kraft umsonst vertan und soviel gefährliche Hoffnung umsonst erregt), muß sie sich entschließen, ein industrielles Österreich zu wollen, weil ein agrarisches nicht mit ihr gehen wird. Ein industrielles Österreich aber, das wäre ja das Österreich der wirtschaftlichen und geistigen Freiheit, von dem wir seit dreißig Jahren träumen.

Dieses braucht Aehrenthal, wenn er vollenden will, was er begonnen hat. Er muß nur einsehen lernen, daß es heute nicht mehr geht, eine äußere Politik zu machen, von der die innere nichts weiß. Er muß einsehen lernen, daß Österreich niemals draußen stark sein kann, solange drinnen seine Kräfte gebunden sind.

Zum Verständnis der bosnischen und serbischen Dinge seien zum Schluß drei Schriften empfohlen, die in diesen Tagen erschienen sind: „Wie wir zu Bosnien kamen" von Professor Doktor August Fournier (Verlag von Christoph Reissers Söhnen, Wien); „Die Wahrheit über die wiener Orientpolitik" von Karl Hron (Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei, Graz); und endlich die ganz ausgezeichnete Darstellung der „Serbischen Frage" von Doktor Wladan Georgewitsch (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Aus Napoleons Zeiten

## Erinnerungen eines altbayrischen Soldaten

Ich Joseph Bachlener von Unter-Igling. Gebohren Anno 1786. Ich hörte in meiner frühen jugend nichts als von Krieg. Als ich 16zen Jahr erlebte wurde damals schon viele von der Kurfürstliche Bairische Regierung, als Land-Kapittulanden zum Kriegs-Dennst, aufgefodert, ich beckam von meiner Herschaft-Donnersperg einen Brief — Anno 1802 den 30ten Ocktober mus ich in selbst, Nach München tragen und mich bei der erste Thorwache als Regerut melten, sie übernamen mich, es war schon Abent und füerten mich in die Assedierungskomision, man füerte mich ein kleines Zimmer da war weder Stul noch Bannck ich legte mich auf den harten Boden, da machte ich freülich grose Augen — endlich vor mite*) entschlif ich, des Morgens wird die Thür geöfnet da sah ich schon mehrere Kammeraten, man vierte mich zur Füsedatzion einige Herren zuckten freilich die Achsel, wegen meiner schwachen Bostur doch wurde ich für dauglich anerkennt und den Feld-Jäger zugeschriben, ich kam in die Iser-Kassernne, auf etliche Tag. Endlich kam ein Drandsbort nach Landsberg, als wir anckamen, müßen Wier die Kleider auszühen, ich beckam dort eine schöne dunckel grüne Mundur mit schwarzen Aufschleg und Rothen Vorschus, auf den kasget, drug ich einen Grünen Bosch, ich sah mich selber an war darauf Stolz und spilte einen Herrn; als wir zum Kriegs-Dennst vähig waren verliesen wir die Stadt, u. Marschierten in die Gegend Kemten, wo unser Bartalion auf Besatzung lag, nach etlichen Tagen verlassen wir die Gegent und Marschierten nach Donauwört, auch da hatten wir keine bleibente Städte, wir verliesen wieder dieselbe, u. kamen nach Engolstadt, von da bezogen wir den Karton an der Baierischen Gränze; Anno 1805 Bekam ich von meiner Herrschaft Donnersperg, im Monat August, einen

*) Müdigkeit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bitt-Brif an den Herrn Hauptmann um Uhrlaub meinem krancklichen Vatter in der Feldarbeit zu helfen. Ich beckam einen Baß auf unbeſtimmte Zeit, welche leiter Gott nicht lang daurte, als ich nach Haus kam, wurde ich von meinen Altern u. Geſchwiſterten frölich entpfangen, wir Ernden mit Frauden ein. Den 8ten September kam ein Eil-Bott vom Landgericht jeder Beuhrlaubte eule ſo geſchwent er konnte ſeinem Regiment zu, denn die Öſtreicher haben wircklich die Gränze als Feund unſer Vatterland betretten ich Backte mein weniges zuſamen? Ich beckam von meinem Vatter den Segen, mit dieſem Zuſpruch halte die Gebothe Gottes bleib unſerm Gnädigſten Landes-Fürſten getreu ſei auch nicht hart mit den Bürger in Kwatier u. Entfremmte in Feundslännder nichts den du weiſt ja noch ſelbſt unſern jamer und Elend u. ſchrecken als Anno 1796, die franzöſiſche Arme ſich hier Lagerte, das Horn-Vieh eine ganze Herrte Schaaf u. Schwein fort getriben, und das ganze Dorf rein ausgeblentert.*) Er ſezte noch bey du biſt das jengſte unter den meinigen wirſt auch am mehrſten durch den Krieg zu leiten haben, die Dränen, kamen im in die Augen; Ich nahm Abſchit und geng, als ich nach Lechfeld kamm ſah ich zwei Kammeratten wir eilten nach Fridberg, als wir da anckamen kam ſchon Kur-fürſtliche Bagaſche in die Flucht nach Wirtsburgh unter den Bürger hört man ein jammer das die Öſtreicher wircklich als Feund unſer Vatterland betretten, wir eilten nach Enngolſtadt unterwegs kamen wir bei 40zig Mann zuſamen, als wir da ankamen waren ſchon die Regimenter ausmarſchiert, u. nahmen den Marſch in die Pfalz, kaum dürften wir ein wenig ruhen da hörten wir ſchon den Drommelſchlag der Öſtreicher wir eilten zum Thor hinaus u. die jenigen welche ſich verſaumten wurden von inen gefangen, wir eilten nach Eichſtädt. Neumarck u. in die ſchöne Stadt Annberg, von da nach Sulzbach, da fanden wir unſrige Jäger, wir Marſchierten in der Pflaz hin und her. Endlich kamen wir in das Lager bei Rothenberg eine Feſtung da waren wir drei Tag hir miten auf dám freyen Feld kambieren ohne hütten u. war ein anhaltentes Regenwetter, wir verliſen das Lager und Marſchierten zurück nach Eichſtädt zu einer Armee der Frannzoſen den wurden wir zugetheilt wir Lagerten uns hier entlich kam die Nachricht das der Öſtreichiſche Jäneral-Magg in

*) ausgeplündert

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ulm mit seiner Armee von den Franzosen gefangen war, wir Verliesen diese Gegend und Marschirten ins Lager nach Enngollstadt es war noch immer anhaltentes Regewetter und es mangelte an Läbensmitel von Mennge der Menschen von da Marschierte die ganze Armee nach München, die Franzosen eilten ins Ennsiertl nach Wasserburg und wir Bair müsen nach Freising und Moos-Burg, da hat sich eine Truppe der Östreicher in diesem Wald aufgehalten. Als wir in Moosburg ankamen wird die Ammerbrücke abzetragen ich kamm eben des Nachts auf den Forbosten da Battrolliertn Östreichische Solltaden vorbey ich rufte sie an und brand mein Gewer auf sie Loos. Jich stelte mich an die Brücke und lud mein Gewer, sie aber feurden häftig auf das Hauptbiget, doch waren sie zu weit entfernet und keiner wurde Beschädiget, als der Tag anbrach wurden wir einige auf Battroll kommandiert, wo sich die Östreicher in diesem Wald verstärkt hatten, als wir im Wald anckamen lauften einige Bauren jamert gegen uns, die Ungarische Husaren blennderten unsre Wonungen wir schlichen heimlich mit enen, nahe gegen ihre Häuser hinnter einem Gebisch feurden wir gegen sie, sie schwangen sich schnell auf ihre Pferte und in die Flucht, einige Schwollischer von den unsrigen drafen sie eben auf dem Weg, da gab es ein Bludgefecht, zehen Husaren bekamen die unsrign gefangen aber jämerlich zerhaut und die andern Nahmen die Flucht; — Wier verlisen die Gegend und Marschirten nach Minchen, von da nach Der Arme der Frannzosen ins Ensierdel, als wir das erste Lager im Keiserlichen schlugen Da mangelte es Lebensmitl jedem wurde es Erlaubt so viel zu hollen als mann Nöthig hatte. Wir eilten in die Nächste Baurenhütte in einem nebengebei sah ich eine Frau welche eben einen Topf-Schmalz verstecken wolte, Jch reichte nach im, sie bat mich ihr das einzige zu lassen, ich gab ihr en wieder zurück, während dem kamen andere nahmen den Topf und liefen dafon, ich suchte weutter fannt ein großes Hünner-Nest, ich fülte vorsüchtig meinen Brod-Sacke werent dem schlug man Jänneralmarsch jeder eilte so schnell er konnte ich nahm den nächsten Weg sprang über einen tiefen Graben und fiel zu Boden und zerkwetschte sie, noch zum Unglick hatte der Sack eine Öfnung da verlor ich alles doch im Lager beckam ich Lebens-Mittel genug, wir verlieſen das Lager und Marschierten nach Wasserburg zur Arme der Frannzosen über den En, auf den Berg war das Lager der Östreicher; Frannzosen Stürmen über das Wasser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ferfolgten sie bis nach Östreich, wir Bair erhilten denn befehl das Thiroll zu Stirmmen; Wir Marschierten nach Salz-Burg, von da nach Reichenn-haal ein Städtlein das Bairisch war, da beckamen wir gut Kwattier, von da triben wir die Thiroller zurük bis nach Lofer ein Marcktflecken da wurde mancher Ferwundet, der ganze Marckt wurde ausgeblendert ich kam in ein Baurenhaus, da lag eben ein groser Käslaib auf dem Tisch, werent dem ich mich beschäfftiget mein Taschennmesser zu suchen um ein Stück abzuschneiten, kam anndere und nahmen Den ganzen Laib u. gengen dafon; — Unsere Konpagni kam auf Biget ins Thal nach Bertulsgarten, das Leibregimennt u. Kronbrenz müsen zuerst die Festung Stürmmen welche eine Stráke hinter Lofer ligt, diese verlohren die maiste Offizier den sie drugen damals Bor-tirten Hüte, und Thiroller feurden häftig auf sie, auch wir wurden abgelöst und müsen vor den Baß Marschieren, da sah ich eine der erscherklichsten blesur einer meiner Kammeratten eine Kugel schlug im das Zancküfer sammt der Zunge weg das beite theil bis an die Brust hengen und viele von uns wurden Ferwunntet, — wir arbeiten vergebens bis auf den Abent. Regen und schnee überviel uns, es war eben Monat Novemmber, 1805. Wir er-hielten Befehl uns zurük zu zühen wir stunten eben auf einem hohen Berg, die Regimennter Marschierten voraus als dieß die Thiroller vermerckten strömten sie mit gewalt aus der Festung und über das Gebirg gegen uns, wir Zogen uns zurük und mancher Stürzte.

Da bekam ich eine Blesur so leng ich lebte zu leiten habe, Wir Jäger waren die Letzet und um den Feund aufzuhalten, wir waren zuwenig und konnten den Feund nicht zurükhalten und trüben uns durch das Wasser; einige haben zuthun genug das Leben zu Retten.

Dragoner kamen uns zu hilf aber vergebens, Thiroller sturmten auf allen seiten gegen uns einer stirtzte über den andern, einige sah ich, welche Sicheln an die stange gebunthen diese throten die Köpfe damit abzureissen, blesierten welche sich im Blud umher welzten diese müshanndelten sie grausam, Ich konte den Fürchterlichen Reterat*) nicht gnug beschreiben nur die könen es glauben welche es selbst erfahren haben welcher 2 Stund in einem fort daurte und alles zerstrait war. Als wir in die freüe Gegend kamen nach Rosenheim

*) Retirade

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Reichenhaal wir brauchten einen Tag bis wir uns wider verſammlt hatten, Des Abents wurden wir wieder auf ein neues heimlich über das Gebirg gefiert. Als der Tag anbrach ſtunten wir zwiſchen Himml und Berg bei Etlichen Baurenhütten, wir Ruhten den Tag des Nachts Marſchieren wir Edliche Stund, da wurde in der Stülle halt kommanntiert (und wo wahren wir) wir ſtannten vor der Feſtung Kopfſtein welche hoch auf einem Felſenſtock ſtant. Wir Jäger ſchlichen — heimlich vorbey wir wurden von den Öſtreicher welche in der Feſtung waren angerufen, man gab Antworth. Lands-Kinder, hinter uns kammen Dragoner der unſrigen jezt vermerkten ſie unſre Falſchheit ſie grüſten uns mit Kanonen Doch kamen ſie zu hoch über unſre Köpfe — wir lauften ſo ſchnell wir konten auf eine anhöhe. Wo edliche Baurenhütten waren da Lagerten wir uns; und ſie Feurten mit Kanonen und klein Gewer auf uns das die Berg erſchitterte. Wir Riſſteten uns die Feſtung zu ſtürmmen, Frannzoſen kamen uns zu hilf, endlich übergaben ſie die Feſtung freywillig und das ganze Thiroll war in unſer Gewalt. Der Schmerz meiner Bleſur nahm zu, Unſer Kururgie*) verbannt mich. Wir Bair verlieſen die Feſtung machten einen ummweg. Ich kam auf den Marote-wagen, endlich kamen wir bey Lofer an wo wir zuerſt zurük getriben worden, ach Gott, wir ſahen noch Felſen mit Bairiſchen Blud beſprizt, wir kamen nach Reichenhaal und Salzburg. Wir waren edliche Tag hier, Jendral Märzineli übernahm ein Brigat welches in 8 Regimenter und ein Bardalion Jäger entſtant ich konte wieder Marſchieren wir nahmen den Marſch nach Öſtreich zur groſen Arme, wir zogen durchs Enſiertel. Nach etliche Marſch kamen wir in Lenz an eine ſchöne Stadt liegt an der Donau. Von da nach Schwann-Stadt und Vöcklabrug. Sanckt Böln, bey Stein und Gräms marſchierten wir über die Donau Ach Gott was ſahen wir die ſchonſte Weinberge u. Keller zu Grunde gerichtet, etliche Ortſchaften abgebrannt, auf das jagen der Feunde die Straſſgräben mit toten Pferte gefilt und noch mehr ſchreckliche Dinge, wir waren ſchon nahe bey Wien, wir erhilten befehl in das Land Mähren zu Marſchieren, und unſern Marſch verdoblen endlich kamen wir nach Nam, ein kleines Städlein, da hörten wir zum erſten mahl keine Deitſche ſprache mehr, Regen und Schnee überfiel uns es war Anfang Detzember, wir durften hier

*) Chirurgus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht ruhen, die Stund war beſtimmt wen wir bei der Haupt-ſtadt Bren im Lager eintreffen ſolte balt die helfte konte vor müte und Mattigkeit, auch aus mangl der Schuh nicht marſchieren, wir lagen auf dem Feld herum wie verirrt, hörten das krachen der Kanonen von der Schlacht, Auſterlitz, viele entſchloſen ſich zu Deſedieren und gengen wieder zurück, da kam mich die ermahnung meines Vatters bleib unſerm Gnädigſten Landes-Fürſten getreu ich wentete mich zu den andern und wannckte mit vort, und kamen in ein Dorf um da zu Ruhen ich fante einen Strick und befeſtigte meine Schuhſohlen, als wir bey Boin ankamen wahren ſie im Lager, da Marſchierten ſchon mehrere Dauſend, gefanngene und bleſierten Ruſſen der Schlacht Auſterlitz an uns vorbei das war ein erbermliches geheul der Unglicklichen Menſchen, es war ſchon Abennt ich ſuchte einen Schuhmacher meine Solen zu befeſtigen aber vergebens bey Sonnen Unter-gang müſen wir das Lager verlaſſen und nach Auſterlitz marſchieren welches ungefähr 4 Stund von da liegt, ich wanckte mit fort, naſſer Sant verwundet mir meine Fußſohlen, als wir 2 Stund zurück gelegt. verlohr ich die Sohlen meine Schuhe an den Füſen, ich meltete es dem Hauptmann er befahl mir hier zu bleiben und auf die Bagaſch zu warten welche gleich nach kommen wirt, 2 Stund wartete ich vergebens Näſſe und Froſt überfiel mich. Neien Schmerz empfant ich an meiner Bleſur ich glaubte in der Fernne ein Gebiſch zu ſehen ich wannckte hin, und ſah ſchon 2 Toten liegen als ich ankam war es ein Zelt von Lager welches mit Stroo gefilt ich Neſtete mich in das ſelbe um wärme zu ſuchen ich nahm mein Sacktuch zertheilte es in zwei ſtück verbant meine Füße, ich hörte einige vorbey marſchieren ich glaubte von den unſrigen Jäger zu ſein ich rufte? ſie kamen her, aber es waren Frannzoſen ſie ſahen mich an und halten mich für einen Bläſierten Öſtreicher, ſie ſuchten mich und mein Daniſter aus, als ſie aber kein Geld fannten ſtieſen ſie mich mit den Gewer-Kolben jemerlich ſo das ich glaubte von inen Ermortet zu werten ich rufte um Barton, ſie entlieſen mich. Angſt und Verwirung kam in mein enneres, zu Mitternacht in einem fremmten Land mit Toten umgeben ich entſchloß mich auf ein neues Den Unſrigen nach zueilen, ich flochte Stroobenter*) zuſahmen um meine Füſe zu befäſtigen und wanckte den meinigen nach

*) Strohbänder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als ich auf eine anhöhe kam fant ich mehrere Toden und sah in der Ferrne Feur eines Lagers, ich fielete meine Schmerzen Der Füse vor freute nicht mehr den ich glaubte meine Jäger da anzutrefen, als ich näherkamm wurde ich vom ersten biget, angehalten es waren Frannzosen, ich werde auf das Haupt-Biget, gefiert und über mein Abwesenheit gefragt, ich zeigte inen meine Füße diese wahren mitleidig gegen mich, bothen mir Blaz an mich zu wärmen, beckam Lebenns-Mittel und zur Noth alte Schuhe, als der Tag anbrach übersahen wir das Schlacht-Feld wo noch viele Toden Körper lagen, die Frannzosen marschierten nach Attmitz, und ich nahm den Weg nach Austerlitz. ein kleines Städtlein liegt in einem Thal. Gott was sah ich? eine Ecke der Gassen, mit Todenkörper belegt. Bauren sah ich Beschäftiget, mit Dungbähren die selbe zusamen tragen, ich erkonntigte mich bey einem Frannzösischen Offizier um die Bairen, und konnte mir keine Auskunft geben werend dem erhob sich ein fröliches Geschrai der Frannzosen alles ruft „Friede, Friede!" Ich entschloß mich nach „Brin" jezt konnte ich das gannze Schlacht-„Feld" beschauen, die Strass-gräben, waren mit „Kriegs"-Ristung gefilt; als ich 2 Stund zurück gelegt, kam ich auf ein Bost-Haus, welches zwischen Brin. und Austerlitz, liegt eben da kam unser Bagasch mir entgegent, wo ich dabey 16 Mann wahren welche aus Mangl der Schuhe nicht marschieren konnten sie füterten die Pferte, wir hörten ein Klägliches jammergeschrai der Menschen wir gengen hin ach Gott was sahen wir unglückliche ohne Menschen-Hilf, dot und Blesierte Russen lagen auf einander und so das ganze Haus gefilt, sie hoben die Hände gegen uns auf deutent auf den Mund, ein Stein hätte sich mögen Erbarmen. Thränen kamen uns in die Augen, wir fillten einen ihre Feld-Flaschen mit Wasser theilten innen Brod mit, ja wir sahen es selber, voler Schmerzen und ferzweiflung haben sie ein ander noch selbst ermortet. Wir benutzen diese zeit zu unsrer Noth, zogen denen welche Tod waren die Schuhe aus, enige welche keck waren fanden noch Geld, dieß jamergeheul der unglücklichen Menschen thönte mir noch so lang ich lebe in meinen Ohren. Wir verliesen die unglücklichen, und marschierten den unsrigen nach. 3 Stund hinder Austerlitz kamen wir zu den Jäger in einem Dorf Einkwatiert, wir waren 3 Tag hier, meine Füse wahren geheilt und konte wieder mit marschieren, von da musten wir wieder zurück nach Brin. weil der Friede geschlossen war, wir marschierden wieder durch das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlacht-Feld und alles war aufgereumt, nur Tode Pferde lagen noch en den Straff-Gräben, und die Erde noch stromweis mit Blud befeichtet. Als wir bey Brin anckamen sah ich das erstemal den Keiser Nabolion. Wir marschierden in einem Spidal vorbey, in dem hof lagen mehr als zwei Hundert stück Hände und Füse welche mann den Blesierten abgenommen. Wir marrschierten nach Drewitek, ein kleines Städlein welches ungefähr nach unserm marsch 12 Stund von Brin. liegt. In diese Gegengd kamen wir in Kandonierunng, wir hatten zwar gut Kwattier doch leiden wir mangel am gutten Wasser und niemand konte mit uns Deitsch sprechen. Nach edlichen Tagen verliesen wir das Land Mehren, und marschierten durchs Böhmen nach edlichen marsch kamen wir nach Iglau eine grose Stadt, bei diesem Wald wahren noch einige Druppen der Östreicher welche zerstrait wahren, und vom Friedenschluß nichts wusten, diese setzen sich zur wehr gegen uns wir feurden ernsthaft gegen sie und triben sie in die Flucht, nach edlichen marsch kamen wir nach Lennz. über die Donau, es war eben mitl Jänner 1806 da hörten wir zum ersten mahl unsern gnädigsten Landes-Fürsten Max-Millian-Joseph als König ausrufen von da marschierten wir durchs Ennfierdel und noch einige Städte welche ich nicht zu nennen weis, wir kamen nach Salzburg wir trugen damals schöne Haar-Zöpfe, da wurden sie uns abgeschniten, von Böhmen hiher haben wir schlechten marsch, wegen viel Schnee und Kelte, da erhielten wir Befähl auf besatzung aus Thiroll nach Botzen. wir marschierten nach Reichenhaal, von da durch das Gebirg nach Lofer, wir sahen mit starren Blick an die Festung, wo so viel von uns das Leben verlohren Nach S. Johann. Schwarz. Rattenberg. und nach Haal. ein kleines Städtlein liegt auf einer felsigten anhöhe, dammals wurden die Bairischn Kupfer-Kreizer, gemacht mit dieser Jahrzahl 1806, und man sah auf den heutigen Tag keinen andern mehr.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Rundschau

## Kleine Leute in der Kunst

### Eine Kunstvereinsbetrachtung

Es gab Zeiten, die den kleinen und mittleren Talenten günstiger waren als die unsrige. Eine solche Zeit waren zum Beispiel die fünfziger, sechziger und siebziger Jahre des verflossenen Säkulums, als es noch eine malerische Konvention gab, die den kleinen Leuten den Rücken stärkte und die Hand führte. Jetzt haben wir jede Konvention zerbrochen, wir haben das erhebende Bewußtsein, frei zu sein, aber wie sagt doch der Einsame von Sils-Maria? „Frei wovon? was frag ich danach! Aber frei wozu? das künde mir hell dein Auge!“ Frei wozu? Wer weiß das heute in diesem lärmenden Chaos von Meinungen und Individualitäten, das nur von der Stimme einer mit hysterischer Inbrunst sich selbst in Schlaf singenden Skepsis zuweilen übertönt wird. Mehr als zwanzig Jahre dauert diese geistige Krisis, die einst mit Schlagworten, wie Naturalismus, Sezession, Impressionismus, in Deutschland einsetzte und über deren ungeheure Tragweite sich selbst heute erst die Wenigsten klar geworden sind. Nirgends aber kann man ihre schrecklich verheerenden Wirkungen besser kennen lernen als bei den kleinen Leuten in der Kunst, jenem künstlerischen Mittelstand, dessen geistige Brotherrin die alte Konvention war, und der nun nach der Zertrümmerung dieser Konvention hilflos auf die Straße gesetzt ist oder gesetzt wäre, wenn nicht der Kunstverein, dies Asyl für künstlerisch Obdachlose ihm immer wieder einen Unterschlupf gewährte. Da stehen sie, diese Schwachen, von Natur Abhängigen, und wissen nicht wohin. Sie laufen dahin und dorthin, pochen an alle Türen, suchen Unterstützung, Anlehnung, Rat, suchen sich auf alle Art durchzuschlagen. — Aber wo wollten sie Hilfe finden? Bei den Großen, Starken? Die haben mit sich selbst zu tun, stehen selber zumeist noch mitten im Kampf und wissen am Ende gar selber nicht wohin. — So haben wir also auf künstlerischem Gebiet die gleiche Erscheinung wie auf wirtschaftlichem: die Schwere jeder Krisis lastet auch hier vor allem auf den „Minderbegüterten“, während der geistige Großkapitalist sie leichter übersteht, ja vielleicht geradezu von ihr hochgetragen wird. Dem kleinen anständigen Mann in der Kunst geht es heute genau so übel wie dem kleinen Geschäftsmann oder Handwerker, der zwischen Kapitalismus und Proletariat, diesen beiden riesigen Mühlsteinen unsrer Zeit, zerquetscht und zermahlen wird.

Wer unser Ausstellungswesen etwas genauer verfolgt, der kennt sie, diese beklagenswerten Opfer einer maßlosen unmenschlichen Entwicklung, unter deren gespenstischer Tyrannis wir alle stehen. Ihre Zahl ist Legion. Sie füllen die Räume des Kunstvereins, des Glaspalasts und ungezählter ähnlicher Etablissements. Sie sind ängstlich betriebsam, überempfindlich und fühlen sich selbst bei großer Schonung fortwährend gekränkt und zurückgesetzt. Sie beschweren sich in langen Briefen bei den Redaktionen über die Kritiker, denen sie persönliche Motive unterschieben, sie ziehen mit Weib und Kind und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer ganzen Gevatterschaft nach den „Münchner Neuesten Nachrichten", wenn das Lob aus dem unversieglichen frommen Ölkrüglein der Kunstchronik einmal etwas spärlicher über sie fließt. Man hört die Aufgebrachten geduldig an, man besänftigt sie, man begießt sie das nächste Mal etwas reichlicher mit Öl (von der billigsten Sorte, versteht sich), man macht sich zur Krücke, zur Bandage dieser halblahmen armen Teufel, die an der Heerstraße der Entwicklung liegengeblieben sind, man gibt Almosen, gerade soviel, wie notwendig ist, um die volle Proletarisierung hintanzuhalten, und wie man dem Ansehen Münchens schuldig zu sein glaubt, jener berühmten deutschen Kunstzentrale, in der man es mit seinem künstlerischen Gewissen so wohl vereinigen kann, die Kunst als eine lokale Angelegenheit zu behandeln. Ach, das edle, menschenfreundliche Bierherz in der Kritik! Es erreicht mit all seiner Menschenfreundlichkeit nicht mehr, als daß münchner Lob demnächst in der öffentlichen Meinung einen ähnlichen Kurswert haben wird wie portugiesische Staatspapiere oder türkische Orden oder russische Staatsräte. Kümmert das die verantwortlichen Leiter der münchner Kunstpolitik garnicht? Es kümmert sie auch nicht, daß durch dies ewige Schonen, Zudecken und Einölen allmählich eine fade Krankenstubenatmosphäre entsteht, in der es kein gesunder Mensch mehr aushält, in der ein gesundes modernes Kunstwerk einfach nicht mehr entstehen kann? Jenen kleinen Leuten aber kann man auch mit aller Menschenfreundlichkeit nicht wieder auf die Beine helfen, weil denen, die von dem unsichtbaren Tribunal der Entwicklung gerichtet sind, überhaupt kein Doktor mehr zu helfen imstande ist. Wie die kleinen Geschäftsleute und Handwerker, die Diener einer zerbrochenen wirtschaftlichen Konvention, sind auch sie zum Untergang bestimmt, mögen sie sich genau wie jene mit Hilfe persönlicher Beziehungen noch eine Weile über Wasser halten. Es ist garnicht ausgeschlossen, daß es über kurz oder lang auch im künstlerischen Leben so etwas wie eine Mittelstandsbewegung geben wird; Ansätze dazu finden sich zum Beispiel in der sogenannten Heimatkunst. Aber ich glaube, derartige Reaktionen, die ja bei rascher Entwicklung ganz natürlich eintreten, sind auf die Dauer immer erfolglos.

Für diese kleinen Leute, die ihrer ganzen Natur nach nichts andres sein können als die Bewahrer und unschuldigen Parasiten irgendeiner Konvention, hat eine böse Stunde geschlagen. Es ist kein König da, darum dies Sterben unter den Kärrnern. Wer will die letzten Gründe dieser Entwicklung erklären? Warum sind die Saurier ausgestorben? Weshalb gibt es in Europa keine Baumfarren mehr? Wer weiß, vielleicht ist der Umstand, daß sich die Erde im Laufe des letzten Jahrhunderts um einen auch für unsre allerfeinsten Apparate nicht meßbaren billionsten Teil eines Grades abgekühlt hat, schuld daran, daß wir heute statt im Rokoko in der Zeit der roten und goldnen Internationale leben.

Jene kleinen Leute aber haben allein deswegen, weil sie uns ästhetisch nicht mehr zu befriedigen vermögen, ein umso größeres psychologisches Interesse für uns. Aus ihren Bildern können wir unsre Zeit besser kennen lernen als aus den meisten Zeitungen, wenn wir sie nur als das zu nehmen verstehen, was sie sind: gemalte Katastrophen kleiner geistiger Existenzen, gemalte Bankrotte, gemalte — Pumpversuche bei den großen „Vermögenden", gemalte Bittschriften und Pensionsgesuche bei Ihrer Majestät der Entwicklung, jener unmenschlichen Tyrannin, welche die gute alte Königin Konvention vom Thron gestoßen hat. Ja gerade von diesem schlechten, hilflosen, zusammen-



Digitized by Google

Original from PENN STATE

Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geflickten Bildwerk kann man wie von einer Uhr ablesen, wieviel es an dem nun schon einige Jahrtausende währenden lauten Tag der Weltgeschichte geschlagen hat. „Hüte dich!“ so ächzen diese Uhren, „hüte dich vor dem Schlimmsten, was es gibt, dem geistigen Tod. Bleibe nicht zurück und zeige stets dieselbe Stunde wie die große Weltuhr, damit du nicht wie wir vom unsichtbaren Tribunal zur lebenslänglichen Todesstrafe verurteilt wirst.“

Karl Schloß

## Schach dem Schah

Baron Reuter ist ein vielseitiger Mann. Er hat nicht nur ein Telegraphenbüro gegründet, das Königsmorde, Eisenbahnunfälle und australische Cricket-match-Siege über den Erdball verschleißt, sondern er hat auch die Imperial bank of Persia gegründet. Kapital: Achtzig Millionen Mark. Gründungsjahr: 1889. Früher bezwang man die Staaten mit Feuer und Schwert, jetzt bewältigt man sie mit Banken und Anleihen. Reuter war die Bescheidenheit selbst. Für das Privileg, dem notleidenden Schah etwas pumpen zu können, verlangte er eben nur das Recht, sämtliche Bergwerke ausbeuten zu dürfen. Nichts weiter! Persien ist fünfmal so groß wie Deutschland, und an schönen, glitzernden Kindern des Bodens sind dort Türkise, Quecksilber, Antimon, Schwefel, Nickel, Mangan, Erdöl und natürlich auch Kupfer, Kohle, Blei, Eisen zu finden. Also man sieht: Herr Reuter beanspruchte wirklich nicht viel. Trotzdem kamen seltsamerweise die bösen Konkurrenten, ihn zu unterbieten. Eine russische Bank wurde 1900 errichtet und gab zwei Anleihen von sich, die zum besten Teile der hungrige Schah schluckte. Und 1907 tat sich noch eine deutsche Bank auf. Wie es dem armen Vetter geziemt, mit ebensoviel Mark, wie der Brite mit Pfund. Allein der erwartete Wohlstand wollte immer nicht kommen. Persien wurde stets noch ärmer. Weil zuletzt gar kein Ausweg mehr da war, weil die Straßen immer unsicherer wurden und Handel und Wandel allenthalben stockten, machten zuletzt die geplagten Söhne Irans, voran die Kaufleute, eine Revolution: Lieber ein Ende mit Schrecken, als langsam zu Tode hungern! Der Schah verstand das falsch, ließ Kanonen auffahren und schoß einige Dutzend Parlamentarier tot. Dabei war dies Parlament garnicht so übel. Unold ist der Mann, der bei uns den Gedanken verfochten, wenn nicht ersonnen hat, daß eine ständische Vertretung besser als ein Wahlrecht sei, das den Gescheitesten und Dümmsten, ein politisches Genie und den Nachtwächter von Dingolfing, einen Universitätsprofessor und den Metzgermeister von Oberviechsgrund gleichstellt. Der Gedanke des memminger Denkers und Monistenhäuptlings wurde in Persien verwirklicht. Sechs Kurien: Prinzen, Geistlichkeit, Adel, Kaufleute, Bauern und Handwerker, und zuletzt noch besonders die kommerziellen Korporationen.

Nun tobt der Kampf zwischen Schah und Endschumen (politischen Klubs) schon mehr als zwei Jahre. Endlich ist er auf den toten Punkt gelangt. Niemand weiß mehr aus noch ein. Das Land ist ruiniert. Die Nomadenstämme: Kurden, Turkmenen, Baktiaren, Belutschen brechen über die Grenze herein. Überall Verwirrung und Anarchie. Des einen Tod — des andern Brot. Rußland und England, die am 31. August 1907 Asien untereinander verteilten (soweit nicht die Mongoloiden schon einen Strich durch die Rechnung gemacht haben), halten diese Notlage für günstig, um einzugreifen. Zweitausend Russen stehen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bereits auf persischem Boden — ungerechnet die Kosaken des Schah — und die Engländer haben Buschir besetzt. Der Tanz kann beginnen.

Albrecht Wirth

## Le Sultan s'amuse

Abdul Hamid war ein Theaterfreund. Er besaß in seinem Palast einen richtigen Theatersaal mit Parkett, Logen und einer mit den nötigsten Behelfen ausgestatteten Bühne. Ein Orchester durfte natürlich am wenigsten fehlen. Denn der Padischah liebte vor allem die Operette. Daß er, der aus unserer westlichen Kulturbewegung ganz ausgeschaltet schien, auch an dem Drama mit abendländischen Verwickelungen und an der Komödie mit abendländischer Psychologie einiges Gefallen fand, dürfte eher wundernehmen. Allein da er es, Allah sei Dank, nicht nötig hatte, Snob zu sein und ästhetische Gelüste zu heucheln, dürfen wir auch diesen Zug in seinem rätselvollen Wesen für die künftigen Historiker buchen. Mit Ausnahme von Ernesto Rossi hat er jedoch nur pariser Künstlern sein erhabenes Ohr geliehen. Eine politische Absicht lag darin gewiß nicht. Er bevorzugte die Franzosen, weil sie die einzige europäische Sprache redeten, die er vollkommen beherrschte. Coquelin, Sarah Bernhardt, die Réjane und die Hading haben wiederholt vor ihm gespielt und kostbare Geschenke heimgebracht. Aber sie mußten sich diese Zeichen kaiserlicher Huld sauer genug verdienen.

Einem Impresario, der mehrere pariser Tournéen über den Balkan und durch die Levante schleifte, verdanke ich die Schilderung der Schwierigkeiten und Ängste, mit denen eine Vorstellung vor Abdul Hamid verbunden war. Zuvörderst hatte man es mit dem Zensor zu tun, der den schon einmal gründlich gesäuberten Text der Stücke in usum imperatoris nochmals durchsiebte. Alles was nur im entferntesten nach Politik oder nach Weltgeschichte roch, wurde gestrichen. Könige wurden zu Grafen oder Baronen degradiert, Minister in Bankiers oder „einflußreiche Herren" ohne nähere Kennzeichnung verwandelt. Morde wurden auf der Bühne nicht geduldet; und solange Sultan Murad lebte, durfte auch keine Verhaftung vollzogen werden, weil das als Anspielung auf dessen Einkerkerung empfunden werden konnte. Waffen durften unter keinen Umständen getragen werden, auch nicht Pappsäbel und Salonpistolen. Offiziere und Soldaten bekamen, sofern ihr Auftreten unerläßlich war, statt der Säbel und Gewehre kürzere oder längere Stäbe mit.

Diese Strenge schränkte natürlich das Répertoire ungemein ein. Hatte man sich, nach Überwindung von hundert Widerständen, nach Strichen, Änderungen und Verrenkungen über das aufzuführende Stück endlich doch geeinigt, dann wurden die Darsteller für eine bestimmte Stunde an das Gitter des Sternenkjöschts bestellt, wo sie von Hofbeamten in Empfang genommen und nach dem Personenverzeichnis aufgerufen wurden, damit nur ja niemand sich einschliche, der im Stück nicht beschäftigt war. Erst nachdem man die Komödianten gezählt, wieder gezählt und sich ihrer Identität versichert hatte, wurden sie in den Palast, und zwar vorerst in einen großen Raum geführt, in dem ein Tisch mit kalten Gerichten reich gedeckt war. Sogar Wein wurde den mimenden Giaurs vorgesetzt; nur ließ man ihnen kaum Zeit, ihm zuzusprechen. Denn zumeist stürzte schon nach wenigen Minuten ein höchst wichtigtuender Doppeleunuch oder sonstiger Würdenträger herein und forderte die



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Truppe auf, ihm schleunigst zu folgen. Durch eine Hecke von Wachen, Garden und ähnlichem Schmarotzergesindel ging es nun zur Bühne, wo ein Adjutant des Großherrn die Fremdlinge erwartete, ihnen in tadellosem Französisch ihr Verhalten vorzuschreiben. Es ist erstaunlich, was da alles verboten war! Es war den Darstellern verboten, außerhalb der Bühne miteinander zu sprechen oder sich nur Zeichen zu machen; es war verboten, durch die Ritzen der gemalten Leinwand zu gucken; es war verboten, sein Stichwort in den Kulissen abzuwarten, — kurz: eine ganze peinliche Halsgerichtsordnung mit einem Dutzend Paragraphen. Und jeder Paragraph drohte „sofortige Verhaftung" an. Die Offiziere, die, den Revolver in der Hand, als Polizeigewalt umherstrichen, machten die Stimmung nicht gemütlicher.

Aber auch unter angenehmern Verhältnissen wäre es den Spielern nicht sehr erfreulich zu Mute gewesen. Denn es gab kein Publikum; man gaukelte in einen ganz leeren Saal hinein. Vielleicht kauerten hinter den vier dicht vergitterten Bogen zur Rechten und Linken ein paar Haremsfrauen, die mit Erlaubnis ihres Gebieters der Vorstellung anwohnten, aber man konnte ihre Gegenwart höchstens vermuten. Und ebenso erriet man eher, als daß man ihn erkannte, den Sultan in dem Umriß, der sich, zwei, drei Schritte von der Brüstung, im Halbdämmer der großen Mittelloge abzeichnete. Ohne den geringsten Beweis von Teilnahme saß er ganz einsam da und starrte auf die Bühne. Sein Kinn mit dem rötlichbraun gefärbten Barte (man ersah dies daraus, daß der Bart eines Abends von schmutzig gelblichweißer Farbe war) ruhte fast versteinert auf den ineinandergespreizten Händen, die den Knauf seines Stockes umklammerten. Und sowie er diesen Stock erhob, war das Spiel unterbrochen. Selbst in der leidenschaftlichsten Tirade mußten die Darsteller das Wort, das sie auf der Zunge hatten, verschlucken, die Frage mußte unbeantwortet, die Geste abgehackt bleiben, sobald dieses Signal gegeben war. Der Vorhang fiel mit einem mächtigen Ruck, die Lichter erloschen augenblicklich, und Abdul Hamid war im Dunkel verschwunden.

So ging jede Vorstellung noch vor dem Stück zu Ende, zumeist bevor noch der Schlußakt angehoben hatte, oder ganz kurz nach dessen Beginn. Der Gedanke, daß die Dauer eines Stückes sich vorausberechnen lasse, gab ihm diese seltsame Laune ein. Die Feinde, von denen er sich immer umlauert wußte oder wähnte, sollten sich an keinen bestimmten Zeitpunkt halten können, zu dem er sich in seine innern Gemächer zurück verfügen würde. So hat der entthronte Sultan aus Furcht nie ein Drama bis zur Katastrophe gesehen. Nur die Tragödie, deren Held er jetzt selber geworden ist, hat er bis zur letzten Szene genossen. Ob es wirklich die letzte ist? Sein Zensor wacht nicht mehr darüber, daß kein Blut vergossen werde.

Siegmund Feldmann

## Österreich und Italien

Vor über vierzig Jahren schrieb Hippolyte Taine folgende Worte über Florenz auf: (Reise in Italien, II. Leipzig, 1904, Seite 63 f.) „Die alte Stadt des fünfzehnten Jahrhunderts besteht zweifellos noch immer und bildet den Körper von Florenz, aber sie ist nicht verschimmelt wie in Siena, nicht in einen Winkel gedrängt wie in Pisa, nicht beschmutzt wie in Rom, nicht umhüllt von den Spinneweben des Mittelalters, noch von dem modernen Leben wie von einer schmarotzenden Kruste bedeckt. Die Vergangenheit hat sich mit der Gegenwart in Ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klang gebracht, die zierliche Eitelkeit der Monarchie hat die zierliche Erfindung der Republik fortgesetzt, das väterliche Regiment der deutschen Großherzoge hat die prunkvolle Regierung der italienischen weitergeführt. Am Ende des letzten und im Beginn dieses Jahrhunderts war Florenz eine kleine Oase in Italien, man nannte es gli felicissimi Stati. Man baute darin wie ehemals, man gab Feste dort und plauderte, der gesellige Geist war nicht, wie anderswo, unter einer rohen Despotenhand oder in der faulen Züchtigkeit kirchlicher Strenge untergegangen ....."

Die prahlerische Verwüstung, unter der Florenz jetzt leidet, begann bald, nachdem Taine diese Worte geschrieben hatte, mit der italienischen Herrschaft, und zwar unter persönlichem Vorantritt Viktor Emanuels I.

Es hat einigen Sinn, jenes Urteil eines Franzosen über die österreichische Regierungsmethode in Italien abzudrucken, da die deutsche öffentliche Meinung hierüber durch die maßlos gehässigen Darstellungen getrübt ist, mit denen Viktor Hehn sein schönes Italienbuch befleckt hat.

Auch sonst wird von urteilsfähigen und selbständig urteilenden Leuten versichert, daß man überall sehr deutlich die Lande früherer österreichischer Herrschaft herauserkennen könne.

Hehn führt ja schließlich auch selbst das politische Problem Italiens auf die Frage hinaus, ob es den politisch allein fähigen Norditalienern gelingen werde, die Führung zu gewinnen, oder den unfähigen süditalienischen Schreiern vom System Nasi.

Von den Italienern Dankbarkeit dafür zu verlangen, wäre gewiß und ohne Ironie gesagt zu viel. Aber daß die allgemeine Volksschule, die hier in Italien womöglich noch byzantinischer und chauvinistischer ist als in Preußen (was gewiß etwas heißen will!), durch das ganze Volk hin Österreich als den eigentlichen und alleinigen Feind markiert, — das ist doch zu dumm! Der kleinste Junge, wenn er mittags aus der Schule kommt, spielt nachmittags Krieg gegen Österreich, und wenn der italienische Sudermann: d'Annunzio radau-patriotische Dramen schreibt, so bestätigt sein unfehlbarer Reklameinstinkt das Urteil des Schulbuben. Und keine Geographiestunde lenkt den Blick, scheint es, auf die Stellen der Karte, wo die Namen: Savoyen, Nizza, Korsika (die einzigen wirklich „unerlösten" — irredenti — früher italienischen Landstriche sich finden. Oder auf Tripolis ...

Genug, es sieht ganz so aus, als sei Österreich ein guter Erzieher der Völker, die sich ihm anvertrauen, — oder die es sich anvertraut. Sie sind aber alle undankbar, — es ist fast tragisch anzusehen.

Es ist sogar wirklich tragisch.

Vielleicht sind die Deutschen die eigentlichen Schulmeister der Welt. Sie sind es leider (wie es scheint) besonders auch in einem uns nur zu geläufigen Sinn des Wortes.

In jenem Sinn, wie das Wort in einer köstlichen Episode bei Dickens vorkommt: Ein Schuljunge hat in seines Herzens Qual nach seinem Lehrer geschlagen. Er ist ausgerückt und trifft irgendwo auf dem Acker einen vierschrötigen Bauernburschen. Er bittet ihn um Hilfe und beichtet sein schreckliches Verbrechen. Der Bauernbursche gerät statt in Entsetzen, wie der Junge fürchtet, in die äußerste Ekstase, er ist sozusagen ganz außer dem Häuschen, schlägt sich immerfort auf die Kniee vor Begeisterung und brüllt selig vor sich hin: „Einen Schulmeister verhauen! — — haha! — einen Schulmeister verhauen!"

Es scheint, daß es auch im Völkerleben als ein großes Vergnügen empfunden wird, sich gegen einen Schulmeister aufzulehnen.

Bonus



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Der Verlag Eugen Diederichs

Vor manchen Jahren saß ich auf dem Balkon eines basler Hotels einen Abend mit dem Verleger Diederichs zusammen und hörte seiner Unterredung mit einem seiner Autoren zu, ohne selber irgend dabei beteiligt zu sein. Da geschah es, daß Diederichs warm wurde und von seinem Bücherverlag zu reden anfing, aber nicht von dem vorhandenen, sondern von dem, den er sich träumte und den er auszubauen wünschte. Es war eine schöne Frühlingsabendstunde, und ich hörte mit Erstaunen und Vergnügen zu, wie ein Mann von seinen Geschäften und Plänen als von Angelegenheiten des Herzens sprach.

Seither hat dieser Verleger eine stattliche Zahl von Büchern gedruckt und seinen Verlag wirklich in einer ungewöhnlich persönlichen Weise ausgebaut. Er hat mit seinem temperamentvollen Auftreten Freunde und Spötter gefunden, mit einigen Autoren Erfolge und mit vielen schwere Mißerfolge erlebt, aber er hat unbeirrt seine Art von Programm verfolgt und druckt heute noch wie damals nur Bücher, an deren Wert er nicht zweifelt und die ihm irgendwie für unsre Zeit wichtig und heilbringend erscheinen. Da er dabei keineswegs einseitig ist und keineswegs für eine irgendwie begrenzte, aber sichre Gemeinde arbeitet, wie etwa viele religiöse Verlagsanstalten tun, steht er unter seinen Kollegen immerhin als eine auffallende und eigentlich großartige Erscheinung da und verdient wohl eine besondre Beachtung.

Eugen Diederichs hat ohne Zweifel das Ideal, in seinem Verlag alles zu sammeln, wovon er sich eine Förderung deutscher Kultur verspricht. Und da er nun nicht engherzig, andrerseits auch nicht der Einseitigkeit des originalen Denkers und Autors unterworfen, sondern voll von Unternehmungslust und gläubiger Verehrungsfreude ist, hat er aus seinem Verlag weniger einen schmalen, alleinseligmachenden Weg und Erkenntnispfad gemacht als vielmehr einen Garten, der zwar nur Schönes und Gutes enthalten soll, dennoch aber nicht auf Gegensätze und Vielerlei zu verzichten braucht. Es scheint sogar, als reize es diesen Idealisten von Verleger, jedem Buch oder doch jeder Richtung seines Verlags einen Antipoden oder eine Balance zu schaffen. Er pflegt die Mystiker, deren bildloses Schauen und unmittelbar geistiges Erkennen, setzt dieser Welt aber sogleich wieder einen Kontrast entgegen, indem er Augenkultur, Weltfreudigkeit und bildende Kunst predigt. Diese Gegensätze, deren sich in seinem Verlag viele nachweisen ließen, entspringen offenbar nicht dem Zufall des literarischen Angebots und der Autoreneinflüsse, sondern dem persönlichen Bedürfnis des Verlegers nach einem weitherzigen Sammeln und Geltenlassen aller möglicher Erkenntnisquellen und Kulturdokumente.

Immerhin stehen doch alle Publikationen des Verlags sichtlich unterm Zeichen eines fröhlichen Optimismus. Er hat mit gewaltigen Opfern fast den ganzen Ruskin deutsch herausgegeben, dann Emerson, Whitman, viele Humanisten. Und was an neuer, heutiger Philosophie sich bei ihm findet, geht alles ähnliche Wege. Die Richtung Schopenhauers und der Indier war dem Verlag bisher fremd. Jetzt, wo er eine Sammlung der wichtigsten religiösen Dokumente der Geschichte plant, wird er freilich auch in diesen Apfel beißen müssen.

Von dieser geplanten Sammlung verspreche ich mir viel. Auch sonst scheint mir, um es gleich zu sagen, das große Verdienst dieses Verlegers nicht in seiner Wirkung auf die heutige Produktion und nicht in seiner Auswahl

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus dieser zu liegen, sondern vor allem in seinen Neuausgaben. Die „Wege zur Kultur", die Diederichs uns von einigen neueren Denkern ans Herz legen läßt, scheinen mir zum Teil Sackgassen und Schwärmereien zu sein, deren Autoren eine Lektüre von Schopenhauers vortrefflicher Abhandlung über die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde nichts geschadet hätte. Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen, sogar einige sehr schöne und ehrenvolle, unter denen namentlich Arthur Drews mit dankbarer Hochachtung genannt sei. Aber die übrige optimistisch-positive Philosophie dieser Richtung hat einen stark scholastischen Geruch und erinnert manchmal sehr an die Humanisten, deren beste Erkenntnisse stets in eine dicke Hülle von Rhetorik gewickelt erscheinen.

Nochmals, das große Verdienst des Verlags Diederichs scheint mir in seiner Arbeit für das gute Alte zu liegen. Hier hat er sichtlich Geschmack und gute Berater, und hier tut er — oft mit schweren Opfern — eine durchaus erfreuliche, dankenswerte Arbeit, der jeder Erfolg herzlich zu gönnen und zu wünschen ist.

Der neue Katalog seines Verlags ist unter dem Titel „Wege zu deutscher Kultur" erschienen. Er gibt einen wertvollen Einblick in die Absichten und die Grundstimmung des Verlages und steht jedenfalls unendlich hoch über vielen ähnlichen deutschen Erzeugnissen. Gewiß, er macht für seine Bücher Propaganda, auch für die nicht einwandfreien, aber er tut es in einem Ton und in einer Form, welche das eigentlich schlechte Publikum schon von Anfang an ausschließt. Er redet von seinen Büchern nicht wie der Händler von seiner Ware, sondern wie der Prediger von seinen Idealen, wie der Jünger von seinen Lehrern. Und er darf das tun. Er hat schon äußerlich seine Bücher stets mit Ehrfurcht behandelt und viele wirklich exemplarisch schöne Drucke hergestellt, ohne dafür die frechen Preise der jetzt Mode gewordenen, meist minder nobel gedruckten Liebhaberausgaben zu fordern. Er hat auch, vor andern Verlegern und nur mit dem Inselverlag vergleichbar, die Scheußlichkeit des „modernen" Bucheinbandes beizeiten erkannt und in Form und Material Gutes gemacht. Er ist einer der wenigen Verleger, die wissen, daß an einem gebundenen Buch die Haupt- und Schauseite der Rücken ist (die meisten Verleger machen ihre Einbände fürs Schaufenster statt für die Bibliothek), und daß man zu Einbänden, die doch recht lange halten sollen, Materiale verwenden muß, die mit dem Altern nicht häßlich, sondern womöglich schöner werden.

Wie der Katalog zeigt, hat Diederichs in den dreizehn Jahren seiner Tätigkeit einen stattlichen Verlag geschaffen. Den Kern bilden die Philosophen im weitesten Sinn, und an Zahl und Wert überwiegen die Neuausgaben alter Schätze. An Plato, Plotin, Giordano Bruno sei kurz erinnert. Wichtiger, ja wirklich bedeutend und unschätzbar sind die Ausgaben deutscher Mystiker. Meister Eckhart und die „deutsche Theologia" hat uns dieser Verlag wirklich neu geschenkt, und wir haben Ursache, ihm dafür nicht minder dankbar zu sein, als es Schopenhauer seinerzeit der Pfeifferschen Ausgabe war. Für die den Verlegern so teuern „weitesten Kreise" wird ja Eckhart nie lesbar werden, für denkende und geistig lebendige Menschen aber gehört er gleich den Veden, gleich Plato und dem Neuen Testament zum Unverlierbaren. Hoffen wir, daß die bevorstehenden Neuausgaben und Bearbeitungen „religiöser Stimmen der Völker", von denen oben schon die Rede war, ebenso getreue Herausgeber finden, also die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leben etwa im Geiste Deußens bearbeitet werden!

Ein Aufzählen hätte keinen Sinn, der Katalog des Verlags steht ja jedem zur Verfügung. Doch möchte ich zum guten Schluß noch besonders an die Diederichsschen Bilderpublikationen erinnern. Namentlich sein großes neues Werk „Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern", aus dem der Katalog wundervolle Proben bringt, sei noch mit Ehren erwähnt. Auch wer gegen das stark betonte persönliche Element in diesem eigenartigen Verlag mißtrauisch ist, muß hier die Arbeit des Verlegers anerkennen, der die prächtige Sammlung zusammengebracht hat.

So bietet alles in allem der Verlag Diederichs das Bild einer geschäftlichen Unternehmung, die durchaus persönlich geleitet wird, auf wohlfeiles Ködern des Publikums verzichtet und ganz auf das Vertrauen in die guten Instinkte und echten Bedürfnisse der Leser gegründet ist. Diese werden nicht überall mit den Meinungen und Absichten des Verlegers zusammentreffen, dessen Optimismus zu manchen Enttäuschungen führen mag, nicht nur zu geschäftlichen. Trotzdem und trotz allen Zweifeln an der Erziehbarkeit des Volkes und an der absoluten Sicherheit dieser „Wege zu deutscher Kultur" freuen wir uns nicht nur des vielen Guten, das der Verlag schon getan hat, sondern auch an der persönlichen Frische und wagemutigen Gläubigkeit seiner ganzen Haltung. Er ist originell, und sein Verhältnis zu alten Kulturen ist ein herzliches, positives, nicht das müde Stöbern in altem Kram und impotente Schnüffeln nach neuen Reizen, das zurzeit in vielen Verlegerkatalogen spukt.

Hermann Hesse

# Glossen

## Ehrenrettung

Heißblütige und dabei auch unwissende Fahrgäste der königlichen bayerischen Staatseisenbahnen ergehen sich nur zu oft in recht bedauernswerten, ja manchesmal unflätigen Redensarten über die behördliche Spitze unserer Verkehrseinrichtungen, und jene reichlichen Aufenthalte, welche zum Ein- und Ausladen von Rindvieh benötigt werden, führen stets harte Vergleiche mit dem Ministerium herbei.

Ich möchte den in Bayern immer mit Recht unwilligen Passagieren keineswegs die Befugnis absprechen, für unsere Behörden alle tertia comparationis in Viehställen zu finden, allein ich muß mit diesen Zeilen betonen, daß ich Seine Exzellenz, den Herrn Eisenbahnminister Heinrich von Frauendorfer, sehr nachdrücklich bei allen solchen Versuchen ausgenommen wissen will, denn dieser vortreffliche Mann und Beamte hat nicht den geringsten Anteil an unsern Verkehrsverhältnissen.

Es ist eine ganz falsche Ansicht, wenn man diesen ausgezeichneten Vorstand des Ministerialbüros für irgendwelche äußere Geschehnisse verantwortlich macht.

Der Direktor und Leiter des bayerischen Eisenbahn- und Verkehrswesens ist ein Domkapitular, Namens Pichler, der acht Stunden von jeder Eisenbahn entfernt geboren, erst in seinem zwanzigsten Lebensjahre mittels eines be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schleunigten Güterzuges nach Passau verbracht wurde, woselbst er in seinem theologischen Studiengang die Fortschritte des menschlichen Geistes an sich abprallen ließ, bis er endlich als politisierender Kooperator von den Intelligenzen der Oberpfalz als gleichwertig erkannt und in den Landtag gewählt wurde, wo er nunmehr im Interesse seiner Wähler den hastenden Bestrebungen der Neuzeit ein ochsenfuhrwerklich heimatliches Tempo entgegenstellt. Unser Domkapitular Pichler hat es denn auch verstanden, das bayerische Verkehrsnetz nach theologischen Gesichtspunkten auszugestalten, indem er Wallfahrtsorte ganz richtig als Knotenpunkte erkannte, ferner die regelmäßigen Zusammenkünfte der Provinzgeistlichkeit durch Errichtung von Haltestellen sowie Einlegen von Dämmerschoppenzügen begünstigte, auch das ihm befreundete Element der Hinterwäldler mit Lokalbahnen katholisierte, indem er weiterhin Pilgerzüge arrangierte und auch dem Viehtransport Vorschub leistete und so weiter, und so weiter.

Nur so ist der bayerische Fahrplan zu verstehen, und es dürften die ewigen Nörgler einsehen, daß eine hierarchisch-theokratisch geleitete Eisenbahnverwaltung nicht bloß simple Verkehrsrücksichten im Auge behalten kann.

Wenn zum Beispiel jetzunder eine längst erbetene, auch als notwendig erkannte Lokalbahn von Dachau nach Altomünster nur unter der Bedingung gewährt wurde, daß sie zu einem abseits liegenden Kloster einen Haken schlagen mußte, und zwar darum, weil dortselbst ein von Prinzessinnen begönnerter Beichtvater hockt, so sind das specifica, die sogleich dartun, daß ausschließlich die Theologie den Verkehr lenkt, nicht die viel verkannte Jurisprudenz des ausgezeichneten Heinrich von Frauendorfer.

Noch ist niemand dahinter gekommen, wie zum letzten Ende der bayerische Fahrplan fertig gestellt wird, aber ein greiser Oberexpeditor hat mir auf seinen Amtseid erklärt, daß vor der Herstellung des Planes sämtliche Pfarrer um ihre gutachtliche Äußerung ersucht werden, die sodann ihre lokalen Bedürfnisse nach Tarok- und Schafkopfreisen, Weißwurst- und Bockpartieen in die Wagschale werfen, auch die Stunde angeben, wann sie mühelos aufstehen; und all dieses ist von solchem Gewicht, daß zum Beispiel für den Sommer 1909 ein Anschluß an den berliner Schnellzug aufgegeben wurde, weil irgendein lackelhauser Kooperator länger zu Bette bleiben will.

Wie gesagt, man sieht überall die Macht und den Einfluß der Theologie und kommt von selbst darauf, daß wir unter einer priesterlichen Generaldirektion stehen, bis wir es dann bestätigt finden, daß der vielgeschmähte, aber durchaus anerkennenswerte Herr von Frauendorfer lediglich die Beschlüsse des seraphischen Passauers Doktor Pichler unterschreibt, welcher hinwiederum die Fahrtdauer ausschließlich nach Brevierlängen mißt.

L.

## Der Märchenkönig

Der Verein zur Erbauung eines Monuments für weiland Seine Majestät König Ludwig II (eingetragener Verein) in München, — als ich diese gründliche, erschöpfende und umständliche deutsche Begriffsbestimmung las, mußte ich dreimal hintereinander niesen — also nochmals: der Verein und so weiter, und so weiter hat soeben einen Aufruf erlassen. Natürlich wollen die Herren Geld, und um recht viel zu bekommen, triefen sie von patriotischen und monarchischen Phrasen, wie „unwandelbare Treue gegen das angestammte Herrscher-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haus Wittelsbach", „hehre Idealgestalt eines hochedeln und hochritterlichen Monarchen", „Bayerntreue", „Alpenschnee und Himmelsbläue". Muß denn der Patriotismus immer geschmacklos sein? Hat man keine schlichten Worte, um die Wahrheit zu sagen — sei's auch nur die Wahrheit des Märchens, das sich um König Ludwig II herumgesponnen hat? Oder fürchtet man die Wahrheit, weil sie zu nüchtern ist und mehr nach Pathologie als Heroentum riecht?

Erst durch seinen tragischen Tod im Starnbergersee ist Ludwig II populär geworden. Solange er lebte, war sein Volk nicht gut auf ihn zu sprechen. Den Pfaffen und den politischen Drahtziehern des Ultramontanismus war der König, der nicht mit der Fronleichnamsprozession marschierte, ein Stein des Anstoßes und des Ärgernisses. Und das liberale Kultusministerium, das während seiner Regierung einen schüchternen Kulturkampf wagte, hatte die Liebe zum angestammten Herrscherhause in der „[illegible]ten" Presse merklich abgekühlt. Die Liberalen aber wußten genau, daß der romantische Absolutist auf dem Bayernthron, der im versailler Sonnenkönig sein Ideal sah, für ihre halbdemokratischen Gemeinplätze nur ein verächtliches Lächeln hatte.

Und die Schwärmer für die deutsche Einheit konnten es ihm nicht vergessen, daß er nur mit größtem Widerwillen und unter dem eisernen Druck des Bismarckschen Willens für die Gründung des Reichs unter preußischer Führung gestimmt hatte. Blieben noch die Minister übrig, die ihre liebe Not hatten, von dem königlichen Einsiedler in den Bergen eine Unterschrift unter die amtlichen Protokolle zu erhalten, und im übrigen dem Schuldenmachen des gekrönten Bauherrn mit banger Sorge zuschauten; endlich die Masse der münchener Spießbürger, die seine Wagnerschwärmerei für ein gefährliches Spiel hielten und eine neue verbesserte Auflage des Lola Montezskandals seligen Angedenkens fürchteten. Wer die Vertreibung Wagners aus München erlebt hat, weiß von der damaligen Königsbegeisterung ein Liedchen zu singen. Und die Stimmung der Bürgerschaft wurde nicht besser, als der König seiner Residenzstadt Valet sagte, um sich grollend in seine geliebten Berge zurückzuziehen.

Dort wurde er bald zum Märchenkönig. Zuerst für die Bauern, die plötzlich um Mitternacht den phantastischen Prachtschlitten im verschneiten Tannenwald aufleuchten und an ihrem einsamen Gehöft vorüberrasen sahen. Dann — nach seinem geheimnisvollen Tode — auch für die Stadtleute. Was wurde über seinen Tod nicht schon alles gemunkelt! Mit einem Schlage war der Tote der Gute und Edle, waren die Überlebenden und Erben die Schlechten und Bösewichter. Alles Schlimme, was man ihm ehedem nachgesagt hatte, wurde vergessen, nur die schöne Jünglingsgestalt mit den schwarzen Locken und den leuchtenden Augen blieb, von Kitschmalern tausendfach vervielfältigt, im Gedächtnis der Nachkommen haften. Nach diesem schönen Männerkopf, dessen Frisur bald alle schwarzlockigen Bayern zu kopieren suchten, wurde nun der ganze Charakter umgemodelt. Was man eben noch Prunksucht und Verschwendungssucht genannt hatte, hieß jetzt glühende Liebe zur Kunst; und da die Königsschlösser sogar die Königsschulden bezahlten, so wurden auch die sparsamen Spießbürger zu Kunstbegeisterten. Ja, auf dem Triumphwagen Richard Wagners fuhr jetzt König Ludwig, der fürstliche Mäzen und Lebensretter des Meisters, mit durch die Welt, und wehe dem aufrichtigen Kritiker, der da meinte, der König habe von Wagners Kunst so gut wie nichts verstanden, habe sich nur für die romantischen Stoffe und die silberne Lohengrinrüstung begeistert.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sogar die Politiker hoben ihn jetzt auf den Schild: den Liberalen war er die Verkörperung der guten alten Zeit, in der Bayern liberal regiert wurde, den deutschen Einheitsschwärmern der selbstlose Wittelsbacher, der dem König Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserkrone überreichte, und den Ultramontanen der stolze Bannerträger des bayerischen Partikularismus, der sich niemals als Vasall, sondern immer als König gefühlt hätte.

In den bayerischen Bergen aber lebt er fort, wie weiland Barbarossa, als der phantastische Märchenkönig, von dessen Herrlichkeit die prächtigen Schlösser auf den schroffen Berghängen Zeugnis ablegen, als Erinnerung an die gute, alte Zeit, die niemals da war, und als Hoffnung einer besseren Zukunft, da des Bayernkönigs Herrlichkeit wieder erstehen werde. Darum behaupten sie auch, er sei damals garnicht gestorben, und erklären die Katastrophe vom Starnbergersee für eine Geschichtslüge. Hat sich damit nicht der kühnste Traum des königlichen Romantikers erfüllt?

Edgar Steiger

## Spuck nicht in den Brunnen! . .

Eilig sind in den letzten Tagen des Aprils der deutsche Reichsschatzsekretär, der preußische Finanzminister und der Direktor der Reichsbank einer Einladung der konservativen Partei gefolgt, um sich in Sachen unsrer Finanzreform der chronischen Anulkung durch die starke Rechte darzubieten. Die Herren waren keine Spielverderber, obwohl das ganze Reich nachgerade darauf lauert, daß jenem Übermut endlich das Spiel verdorben werde. Der war dadurch noch insultierender gemacht worden, daß man vorgezogen hatte, zu einer Besprechung, die der Reichsfinanzreform galt, die Vertreter von drei Millionen Reichswählern überhaupt garnicht einzuladen. Das sollte wohl bedeuten: „Wir pfeifen aufs allgemeine Wahlrecht" und „könnten wir die Kerle doch auch aus der Finanzkommission hinausdrücken!"

Statt daß die Regierungsvertreter, die über den Parteien stehen sollen, die Einladenden auf das Unhöfliche und Aufreizende jener Unterlassung hingewiesen hätten, die tatsächlich nur Schaden stiften kann, haben sie sich vielmehr vorbehaltlos an dieser Demonstration gegen unsre Reichsverfassung beteiligt. Vermutlich lag ihnen daran, vor Europa kundzutun, daß ihre Liebe zur Konstitution ebenso stark wie die der preußischen Junker sei und nur noch durch den Türken Abdul Hamid oder den Schah von Persien an Aufrichtigkeit übertroffen werde. Die Sozialdemokraten haben dann in der Kommissionssitzung am ersten Mai bewiesen, daß sie gegen die Verschleppung der Reform durch Konservative und Schwarze eine höchst nützliche Hilfstruppe sein können. Wenn die Regierung leichtherzig auf diese Hilfe verzichtet, so mag der Tag kommen, wo das alte Sprichwort an ihr zur Wahrheit wird: Spuck nicht in den Brunnen, du wirst noch aus ihm trinken müssen."

Talbot

## Ein Welfe im großen Kirchenbann

Die römische Kurie hat in diesen Tagen einen neuen Beweis davon gegeben, daß sie nicht zu regieren versteht, sondern Männer, die der Kirche von größtem Nutzen sein könnten, von sich weist und ausstößt. Don Romolo Murri, der Führer der christlichen Demokraten in Italien, ist persönlich mit dem großen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kirchenbann belegt worden. Das ist die höchste Kirchenstrafe, die es gibt; sie kann nur vom Papste selbst verhängt werden und schließt den Betroffnen nicht nur von den Sakramenten und dem kirchlichen Leben aus, sondern verstößt ihn direkt aus der menschlichen Gemeinschaft, indem sie den Gläubigen jede Berührung mit dem Gebannten verbietet. Ja, nicht einmal seine Leiche darf auf einem Friedhof Ruhe finden. Wenn sich im Mittelalter ein Gebannter nicht unterwarf, so wurde er dem Arm der weltlichen Macht übergeben, der ihn meist auf den Scheiterhaufen führte. Die Zeiten sind doch besser geworden.

Wer ist dieser Geistliche Don Murri, daß er sich den höchsten Zorn des Vatikans zugezogen hat? Er ist ein Schüler der Jesuiten und ist aus ihrer Gregorianischen Universität in Rom hervorgegangen. Als er Mitte der neunziger Jahre die soziale Bewegung in Italien wachsen sah, kam er auf einen ausgezeichneten Gedanken: Konnte die Kirche die Macht, die sie durch den liberalen Staat verloren hatte, nicht dadurch wiedergewinnen, daß sie sich auf das Volk stützte und für seine sozialen Bestrebungen eintrat? Auf diesem Gedanken beruht das ganze System Murris. Die Kirche sollte anstatt des Staates, der sich unfähig erwiesen hatte, die Führung der sozial und demokratisch denkenden Volksmassen übernehmen, aus diesen neue Kraft schöpfen und sich verjüngen. Die Streiter der Kirche, die Priester, sollten durch die Berührung mit dem unverdorbnen Volk neue Reinheit und durch die neuen Ziele eine stärkende Betätigung ihrer Kräfte gewinnen. Der Traum Don Murris war in weiter Ausdehnung welfisch. Die Kirche sollte den Staat ersetzen. Leo XIII stand diesem Gedanken freundlich gegenüber. In der Enzyklika „rerum novarum“ stellte er das Programm der christlichen Demokratie auf, in einer andern „graves de communi“ gab er auch der Bewegung ihren ersehnten offiziellen Namen. Der kluge Don Murri unterließ es nicht, den Lieblingsgedanken des Papstes zu schmeicheln, er war ein beredter Anwalt der weltlichen Herrschaft und veröffentlichte eine flammende Philippika, als die Mächte den Vatikan von der ersten Friedenskonferenz im Haag ausschlossen. Erst kurz vor dem Tode Leos XIII wurde die Tätigkeit Don Murris auf Betreiben der Kardinäle Rampolla und Respighi etwas eingeschränkt. Im ganzen war aber das Verhältnis zwischen Leo XIII und Don Murri immer gut.

Vollständig änderte sich die Lage, als Pius X den Stuhl Petri bestieg. Schon als Patriarch von Venedig hatte der neue Papst einen heftigen Zusammenstoß mit dem sozialen Welfen gehabt. In Venezien steht nämlich der reaktionärste Flügel der klerikalen Partei Italiens. Gegen seinen Führer Paganuzzi nahm Don Murri 1901 in einem berühmt gewordnen Brief „vom Zusammenbruch Venedigs“ Stellung. Kardinal Sarto nahm sich seines Schützlings Paganuzzi an und sandte dem demokratischen Murri einen Wischer. Der kühne Priester aber nahm ihn nicht an, sondern erwiderte, er gehöre nicht zur Diözese Venedig, und Kardinal Sarto solle sich um seine eigne Herde bekümmern. Don Murri sah ein, daß er unter dem neuen Papst seine demokratischen Ideen nicht im Schoße der Kirche verfolgen konnte. Das Verhältnis verschlechterte sich fortwährend, und Don Murri wurde voriges Jahr von der Ausübung der priesterlichen Funktionen ausgeschlossen.

Bei den neuen Wahlen in diesem März verschärfte der Vatikan das Wahlverbot für die Katholiken. Trotzdem kandidierte Don Murri im Kreise Montegiorgio in den Abruzzen. Er wurde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewählt und wird als erster Priester in das Parlament auf Montecitorio einziehen. Der Vatikan aber ist empört über die Disziplinlosigkeit Don Murris und empfindet seinen Eintritt ins Parlament, der trotz des „Non expedit“ geschieht, als einen schweren Skandal. Wenn es der Kurie nicht in ihre Kreise paßt, so duldet sie nicht, daß die Priester ihre staatsbürgerlichen Rechte ausüben, einerlei ob sie Tremel oder Don Murri heißen.

Es geht im Leben sonderbar zu: der demokratische Don Murri ist vom aristokratischen Leo beschützt worden, und er wird von Pius, der selbst aus dem Volk kommt, in den großen Bann getan.

Nemo

## Aehrenthals Geheimnis

Mit durchaus zutreffender Intuition hat unlängst im „Figaro“ Recouly, ohne erst eine Reihe von Entstehungs- und Begründungsgliedern nach rückwärts aufzustellen, den springenden Punkt für das Verständnis Aehrenthals im Vorüberflug erhascht und festgehalten.

Aehrenthal wollte, als er den Ministerposten am Ballplatz antrat, vor allem seiner Politik eine eigene Farbe geben. Unter seinen Vorgängern stand die Energie der äußeren Politik Österreich-Ungarns konstant unter dem Nullpunkt. Im Auslande sprach man — wenn Österreich aufs Tapet kam — nur von der innern Politik dieses Staatenbundes, fast niemals von seiner äußern, oder dann von Österreich nur als Mitgeher und Sekundanten, von seinem Anschluß, seinen Bundespflichten und dergleichen. Für Aehrenthal war daher die „eigne Farbe“ förmlich vorgeschrieben, — nämlich die einer aktiven Politik. Aehrenthal hat schon, als er Gesandter in Bukarest war, ehrgeizig nach einer persönlich akzentuierten Note für sich gearbeitet. Bei der Pomadenpolitik des polnischen Grandseigneurs Goluchowski, der immer so tat, als dürfe die Verdauungsruhe seines kaiserlichen Herrn um keinen Preis gestört werden, war es bereits eine gewisse Eigenleistung Aehrenthals, daß er es dahin brachte, daß Kaiser Franz Josef, der doch auch König des rumänenfeindlichen Ungarns ist, persönlich nach Bukarest kam und dort dank den Vorkehrungen König Karols und Aehrenthals glänzend empfangen wurde. Der Franzose hat auch ganz richtig den Werdegang der Politik Aehrenthals dahin skizziert, daß — eben weil das persönliche Moment der eignen Maske erreicht werden sollte — Aehrenthal durchaus weder persönlich noch in dem Aktivprinzip konsequent bleiben konnte. Daß er die Annexion gewagt hat, weil er als früherer Botschafter in Petersburg wußte, daß Rußland derzeit nicht aktionsfähig ist, und mit Bestimmtheit annahm, die Entente werde die Knochen ihrer Soldaten nicht für das russische Balkanprestige riskieren, lag im Sinn der eignen, neugeschaffenen Politik. Daß er aber in dem daraus erwachsenden serbischen Konflikt sich nur einen Schlußerfolg verschaffen konnte, indem er sich ganz an die Brust Deutschlands warf, ist ein Beweis dafür, daß das Aehrenthalsche System im Sturm und Drang nicht standhielt. Denn Aehrenthal wollte zweifellos die Welt damit überraschen, daß er Deutschland und den Dreibund, im übrigen sehr achtenswerte liebe Freunde, nicht benötige, da er auf und mit Rußland rechnen könne. Dieses Kalkül war grundfalsch. Goluchowski hielt wenigstens nicht viel von der mürzsteger Liebe Rußlands zu Österreich. Aehrenthal glaubte — oder glaubt es vielleicht heute noch —, daß ein Zusammengehen mit Rußland möglich sei.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heute, wo alles den Erfolg Aehrenthals im Munde führt, sich sogar Speichellecker finden, die ihn den „österreichischen Bismarck" nennen, liegt es immerhin im Interesse der Wahrheit, klarzustellen, daß die Aehrenthalsche Politik keine geradlinige Direktion hat, sondern sich in Kurven und Schraubenlinien bewegt, die wohl aufwärts zu gehen scheinen, schließlich aber doch wieder im Anfangspunkt der Entwicklung enden müssen.

Nikolaus

## Die berliner Politik

Die Zerfahrenheit war noch nie größer. Und das will viel sagen in Deutschland.

Die Finanzreform ist auf einen toten Punkt angekommen. Der politische Katzenjammer prägt sich dem ganzen Volk ein. Die Konservativen sperren das lange, zackige Floß der Finanz-reform. Sie drohen fortgesetzt, sie würden sich mit dem Zentrum zusammenfinden und den Block Block sein lassen. Der Kanzler aber wagt nicht, gleiches mit gleichem zu vergelten. Er droht nicht. Er bittet und hofft. Zwischenhinein sagt er: „Ich kann auch gehen, Ihr müßt es nur sagen." Darauf sagen die Konservativen: „Du sollst nicht gehen, beileibe nicht, du sollst bleiben und nur unsre Politik machen."

Das muß der Kanzler sich überlegen.

Der Kaiser ist während der kritischen Zeit in Korfu.

Und was sollte er ihm raten, wenn er da wäre? Er weiß es doch selber nicht. Er sagt in seinem offiziellen Blatt: „Die Lage ist bitter ernst, die Konsequenzen sind unberechenbar." Unberechenbar, das heißt: die Reichsregierung kann nicht berechnen, was sie tun soll.

Soll sie auflösen, auflösen gegen ihre Leibkonservativen und Landräte? Lieber sterben. Aber sterben will sie auch nicht.

Das ist das ausgezeichnete unparlamentarische deutsche Regierungssystem. Die Regierung steht „über den Parteien" und ist unterjocht von „einer". Sie braucht grundsätzlich „nach deutschem Scheinkonstitutionalismus keine parlamentarische Mehrheit," aber ohne Mehrheit kommen die Steuern nicht.

Die deutsche Reichsregierung hat nicht nur keine Mehrheit, sie hat nicht einmal eine Partei. Regieren ohne Regierungspartei, — das ist der Weisheit letzter Schluß und dieses Jammers letzter Grund.

In England ist ein ähnliches Defizit aus den Wogen der Marinepolitik des bornierten Europas am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts aufgetaucht.

Aber das englische Ministerium hat ein Programm zur Deckung des Defizits und eine Regierungspartei, deren Überzahl der Existenzgrund des Ministeriums ist. Hier greift die Maschine organisch ineinander. Das Programm wird von der Regierungspartei, die grundsätzlich in der Mehrheit sein muß, angenommen und zum Gesetz erhoben, ohne das jahrelange unwürdige Zerren, das bei uns das ganze politische Leben der Nation verekelt, die Finanzen und das Wirtschaftsleben schädigt. Das Defizit beträgt in Deutschland eine halbe Milliarde, die seit einem Jahr gedeckt sein soll. Der Zins zu $4^1/_2$ Prozent macht 17 500 000 Mark.

Aber man wird erleben, daß die „Reform" bis zum Herbst vertagt wird, in der Hoffnung, die Konservativen würden von selber klug werden. Also haben wir diesen unwürdigen Zustand vermutlich noch einmal ein halbes Jahr lang.

Die Konservativen indessen schreiben, das größte Unglück sei, daß Bülow eine ihn schützende Mehrheit haben möchte;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das sei das parlamentarische Prinzip, und das gefährde die Krone. Diese Pharisäer wettern gegen das „Prinzip", aber wenden es in der Praxis tückisch selbst an und legen gerade bei einem Steuergesetz durch Bildung einer Fronde die Regierung lahm, wie männiglich sieht.

Dr. Heinrich Hutter

## Zeitungsfetzen

Die schmierigen Zeitungsfetzen in den Wäldern sind von symbolischer Bedeutung: Wälder werden umgehauen, und aus den Holzbergen werden Papiermassen. Kein grauenhafterer Gedanke als dieser: Die Wälder werden überflüssig, die Zeitungsberge sind nötig! Oh, wie symbolisch sind die schmierigen Zeitungsfetzen in den Wäldern! ...

Sage niemand, daß die Zeitungsfetzen nur im Grunewald oder auf dem Kahlenberg den Waldteppich bildeten. Das war so ehedem, in den stillen, patriarchalischen Zeiten vor fünfundzwanzig Jahren. Ich habe im vorvorigen Sommer auf der Saiser Alm das „Neue Wiener Journal" vom sechzehnten September 1907 gefunden, Seite sechs und sieben, mit einem (leider abgerissenen) Stück von Seite acht und neun, worin das Messerattentat auf die Prostituierte Theresia Nowotny, wohnhaft in Wien II, Novarragasse 34, beschrieben war. Gerade bei der Beschreibung des Fleischhauergehilfen Anton Darmstößel, der mutmaßlich als der Verüber der grauenvollen Untat anzusehen ist, riß das Blatt ab.

Ich las es auf der Saiser Alm, zweitausendzweihundert Meter hoch; und als Theresia Nowotny und Anton Darmstößel meinem Blick entschwanden, sahen mich bloß der Schlern und der Langkofel und ganz von ferne die Latemartürme an.

Zum Glück übernachtete ich am nächsten Abend auf der Bamberger Hütte. Dort lag glücklicherweise der „Berliner Lokalanzeiger" auf. Es war ärgerlich, daß ich länger als eine halbe Stunde warten mußte, ehe ich das Blatt erhielt, denn eine Touristen-Gesellschaft war mit mir aufgestiegen, und nachdem die Dame hellfreudig ausgerufen hatte: „Die Höhe ist erreicht!", hatte der ältere Herr die Kellnerin angeschnauzt: „Haben Sie den Lokalanzeiger?" Selbstverständlich hatten sie ihn! Was hatte der Herr gedacht? Zweitausendneunhundert Meter über dem Meeresspiegel und kein Lokalanzeiger?!

Eine halbe Stunde mußte ich warten, ehe sie das Blatt aus den Händen ließen, daß gewiß wiener Depeschen über Anton Darmstößel, den Mörder der Prostituierten Theresia Nowotny, enthielt. Um mir die Zeit des Wartens zu vertreiben, trat ich noch einmal in den kühlen Abend hinaus. Zehn Schritte vom Schutzhaus lag ringsum der Schnee. Der Himmel war, wie ich im Vorbeigehen gewahrte, tiefblau, und der Schnee ringsum trug dunkle Abendschatten .... Zweimal ging ich ins Schutzhaus zurück und blinzelte nach dem Lokalanzeiger, aber das Ehepaar sah im Moment nichts als fünftausend kleinwinzige, schnörklige, schwarze Lettern vor sich. Endlich trat ich auf die Herrschaften zu und sagte höflich, aber sehr deutlich: „Darf ich bitten, wenn sie fertig sind!..." Sie starrten mich an, sichtlich aus einer andern Welt erwacht, erschraken, als wäre ich der Anton Darmstößel, und erwiderten zerstreut: „Bitte sehr ..." Verdrossen trat ich wieder in den Abend hinaus. Da entdeckte ich plötzlich, obwohl der Himmel schon ganz dunkelblau geworden war, etwas Schwärzliches im Schnee. Wer beschreibt meine Freude, als ich gewahr wurde, daß es der weggerissene Teil von Seite acht und neun

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des „Neuen Wiener Journals“ vom sechzehnten September 1907 war — mit der Fortsetzung der Beschreibung des Anton Darmstößel und mit allen Motiven seiner grauenvollen Tat!!

Droben auf dem Sellaplateau, zweitausendneunhundert Meter hoch, unter dem Gipfel der Cima boë hatte ich die Zeitung gefunden. Vor dreißig Jahren, in jenen altväterisch-stillen Zeiten, konnte einem dergleichen nur im Grunewald oder auf dem Kahlenberg passieren. Aber die Entwicklung, der Fortschritt und die Kultur kennen, wie man weiß, keinen Stillstand. Noch ein paar Jahre, und die Alpen werden vollbelegt sein mit unserer tüchtigen, findigen, allzeit aktuellen Presse! „Nu,“ fragt mein Freund, der Kunstredakteur, „wird es den Alpen schaden, wenn sie aktuell sein werden?“...

Dooooh!.....

Zeitungsfetzen, Symbole der Zeitalter: Baumwälder müssen schwinden, damit Zeitungswälder wachsen!

Stefan Großmann

## Vendetta

Am dreizehnten März, um neun Uhr abends, fielen auf der Piazza Marina in Palermo schnell hintereinander vier Schüsse. Die wenigen Leute, die noch unterwegs waren, machten sich so schnell wie möglich aus dem Staube. Denn man weiß in Sizilien, daß man sein Leben wagt, wenn man eine Aussage gegen die Maffia oder ihre Anhänger macht. Als Zeit genug verflossen war, daß sich der Täter in Sicherheit hatte bringen können, eilte ein Marinesoldat herbei und fand einen herkulischen Mann in den letzten Zügen. Es war der Polizeileutnant Giuseppe Petrosino aus Neuyork, der Leiter des Kampfes gegen die „Schwarze Hand“. Diese „Schwarze Hand“ ist ein über die ganzen Vereinigten Staaten verzweigter Verband italienischer Verbrecher, der die italienischen Kolonien in Amerika durch den Terror beherrscht, Steuern auferlegt und sie, wenn nötig, mit Gewalt eintreibt, und Verrat oder belastende Aussagen mit dem Tode bestraft. An Leutnant Petrosino war das in Neuyork gefällte Todesurteil in Sizilien vollstreckt worden, während er auf einer Dienstreise begriffen war. So weit reicht der furchtbare Arm der „Schwarzen Hand“. Leute, die ihre Rache zu fürchten hatten, kreuzten die Meere hin und her, sich zu verbergen, wie die „fuorusciti“, die aus den Städten des mittelalterlichen Italiens Verbannten, von einer Stadt zur andern flohen. Diese wie jene finden nirgends Ruhe, denn sie wissen, daß ihnen der Häscher auf dem Fuße folgt, und daß die Rache nicht durch die Verbannung, sondern erst durch den Tod gestillt wird.

Quidam

Verantwortlich: Für die Redaktion Dr. Robert Heffen, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Bülow am Scheideweg

## Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Fürst Bülow steht nun seit einem halben Jahr am Scheideweg. In seiner persönlichen Unentschlossenheit verkörpert sich die politische Unentschiedenheit der Reichspolitik. Vergegenwärtigt man sich die Gründe dieser Unentschiedenheit, so erkennt man, daß es sich um eine geschichtlich wichtige Entwicklung handelt, die schon lange kunstvoll hinausgeschoben war und sich nun auf einmal mit dem ganzen Gewicht einer inneren Notwendigkeit Geltung verschafft.

Das ermöglicht, die Dinge von einem allgemeineren Standpunkt aus und nicht mit der Ungeduld der Tagespolitik zu betrachten, einer Ungeduld, für die freilich noch niemals soviel Stoff und Anlaß aufgehäuft waren wie in den letzten Wochen und Monaten. Denn wenn Regierung und Parlament, statt zu marschieren, immer nur auf der Stelle treten — in einem Fall, in dem beide unausgesetzt Eile predigen —, der Kanzler aber die Finanzkommission der Verschleppung beschuldigt und selbst keine Marschorder nach rechts oder links auszugeben wagt, — so ist dieser Anblick so grotesk, daß die Ungeduld zu explodieren und daß sowohl der politische als auch der unpolitische Mensch aus der Haut zu fahren ein Recht hätten.

Die Einrichtungen, durch die in Preußen und im Reich die politische Macht verteilt worden ist, wurden geschaffen, als Deutschland überwiegend Agrikulturstaat war. Die Abgrenzung der Wahlbezirke nach der Kopfzahl der Einwohner schuf damals wahrheitsgetreu eine Mehrheit von Abgeordnetensitzen, die auf agrarische oder doch agrarisch dominierte Wählerschaften angewiesen blieben. Dieses Verhältnis wurde in den Verfassungen verankert und macht sein Gewicht noch heute geltend, obschon das Übergewicht des feldbautreibenden Teils der Bevölkerung verschwunden und Deutschland ein Industriestaat geworden ist. Dieser tatsächlichen Verschiebung würde sich auch der Charakter der politischen Vertretung allmählich angepaßt haben,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon wegen der inneren Macht, die Handel, Industrie und Technik erlangten, wenn sich nicht der Großgrundbesitz jenes künstliche Verhältnis und den Machtvorsprung, den er als Adel in Preußen besitzt, mit rücksichtslosen Ellenbogen zunutze gemacht hätte.

Er organisierte sich auf Grund des Dreiklassenwahlrechts, das ihm auf den Leib geschnitten ist, installierte sich im preußischen Abgeordnetenhaus und versuchte erfolgreich, der preußischen Regierung Weisung zu erteilen. Die so geschaffene Position verleiht die Macht zu parteipolitischer Beherrschung der ländlichen preußischen Wahlkreise, und, da je ein paar von ihnen einen Reichstagswahlkreis bilden, auch zur Dominierung einer unverhältnismäßig großen Zahl von Reichstagswahlkreisen. Da diese auf dem allgemeinem Wahlrecht beruhen, erschien es dem preußischen Großgrundbesitz richtig, eine berufsständische Organisation zu patronisieren, die im Bund der Landwirte demagogisch geschaffen wurde, und die selbstverständlich bei der tatsächlichen politischen Übermacht der Großgrundbesitzer von diesen gegängelt und ausgenützt werden kann. Diese große Interessenkoalition nahm politische Deckung unter der Parole „Mit Gott für König und Vaterland" und gewann dadurch wie durch ihren Quietismus gegenüber allen ernsthaften Reformen sowohl den Geistlichen als auch die Bürokratie zu Parteigängern oder Wahlhelfern, während sie sich der Krone mit freigiebigen Loyalitätskundgebungen und mit der Prätension erstklassiger Untertanenhaftigkeit zu nähern weiß.

Die Macht dieser großen Gruppe in Preußen ist so gewaltig, daß sie den Ausspruch zu erheben wagt: Gesetze, vor allem wirtschaftliche Gesetze, dürften nicht ohne ihre Genehmigung gemacht werden. Steuergesetze sind wirtschaftliche Gesetze, bei denen, so lange die Welt steht, „herrschende" Parteien regelmäßig die eigenen Interessen mehr zu schonen versuchen als die fremden.

Das weiß die Reichsregierung und vor allem die preußische Regierung, ohne deren Genehmigung kein Gesetzentwurf im Reich eingebracht wird. Und so ist denn die Finanzreform in der Schonung der Interessen der Grundbesitzer außerordentlich weit gegangen. Das Halbmilliardendefizit sollte von vornherein zu vier Fünfteln durch indirekte Steuern aufgebracht werden, die regelmäßig als Kopfsteuer wirken und die unbemittelten Kreise scharf heranziehen. Daneben wurde aber eine Nachlaßsteuer oder Erbschaftssteuer vorgeschlagen, die bei der Wertberechnung und durch Stundung auf die land-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wirtschaftlichen Verhältnisse die weitestgehende Rücksicht nahm, ja die Erbschaften von zwanzigtausend Mark überhaupt ganz steuerfrei ließ.

Gegen diese Steuer ließ die konservative Partei die landwirtschaftliche Bevölkerung Preußens blindlings marschieren, und sie frondiert seither gegen die Reichsregierung samt ihrem agrarischen Kanzler.

So ist die Steuerfrage zu einer politischen Frage, zu einer politischen Machtfrage ersten Ranges geworden, und die Entwicklung ist nun bei dem Punkt angekommen: Kann der Großgrundbesitz — das ist ein Bruchteil des landwirtschaftlichen Besitzes, der selbst nicht mehr die Mehrheit innehat — der Reichsregierung und der übergroßen Mehrheit der deutschen Bevölkerung, die hinter dem Vorschlag der Regierung steht, eine andere Lösung aufdrängen?

Das Defizit von einer halben Milliarde, entstanden durch eine Finanzwirtschaft, der sich die Konservativen nie entgegengestellt haben, will die Bevölkerung, langmütig wie sie ist, bezahlen. Die unteren Klassen, der ganze Mittelstand, Gewerbe, Handel und Industrie, alle arbeitenden Stände mit Ausnahme der von den Konservativen irregeleiteten Landwirte, die Reichsregierung, alle Einzelstaaten, alle Parteien mit Ausnahme der Konservativen und des Zentrums sind für die Erbschaftssteuer, — und allen diesen Anhängern stellt sich die konservative Partei entgegen, mit der Erklärung: Ich will nicht.

Man versteht, daß es von weittragender Wirkung und Nachwirkung ist, ob die konservative Partei siegt oder besiegt wird. Die Herausforderung der preußischen Konservativen richtet sich an ganz Deutschland, und diese Herausforderung wirkt lagerbildend. Sie könnte der Ausgangspunkt einer neuen Konstellation werden, wenn die nationalliberale Partei dauernde Erfahrungen aus der Misere von heute zu ziehen die Kraft bewahrt haben sollte. In dieser Möglichkeit liegt die parteigeschichtliche Bedeutung des Frühlings von 1909. Es gibt Politiker, die das noch zur Osterzeit nicht erkannt hatten und böse wurden, wenn man sagte: „Der Block ist tot." Er ist tatsächlich tot, nicht blos scheintot, und zwar beiseite geschafft von den Konservativen, weil er sich nicht von ihnen beherrschen ließ. Das ist ein zweifelloses Verdienst des Blocks. Er zeigte sterbend, daß er besser war als sein Ruf. Mag die Entscheidung in der Finanzreform herüber oder hinüber fallen, — ein politisches Vertrauensverhältnis zwischen der



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Linken und der Rechten des Blocks ist aus inneren Gründen in den zwei restlichen Jahren der Legislaturperiode nicht mehr möglich, sogar dann nicht, wenn bei einem oder dem andern Gesetz die Linke und die Rechte zusammenstimmen sollten. Selbst die Nationalliberalen werden das Odium einer politischen Vertraulichkeit mit den Konservativen nicht auf sich nehmen, es wäre denn, daß die konservative Partei als solche die Erbschaftssteuer laudabiliter annähme. — Die konservative Partei richtet ja ihre Machtprobe bewußt gegen den Block und den Blockkanzler, sie will ihn fernerhin nur am Ruder dulden, wenn er das Steuer führt, wie der unverantwortliche konservative Kapitän kommandiert. Auch den Konservativen ist die Erbschaftssteuer nicht mehr die Hauptsache, sondern nur der bequeme Anlaß, den sie benutzen, weil sie die Großgrundbesitzer persönlich trifft und die kleinen Besitzer dank dem falschen Lärm der Bundespresse alarmiert. Es soll ein Zeichen aufgerichtet werden, sichtbar der Krone, sichtbar der Reichsregierung und den „dreinredenden" Einzelstaaten, sichtbar dem Volk, dem Gewerbestand und den Nationalliberalen: „Es muß in Deutschland regiert werden, wie der preußische Großgrundbesitz es will; sonst streiken die Stützen von Thron und Altar." So pfeift es aus dem Dreiklassenparlament, und auch die einsichtigen Elemente der konservativen Partei glauben mittanzen zu müssen.

In der Wahl der Mittel ist diese Politik nicht verlegen. Sie rechnet als auf einen untrüglichen Faktor auf die Rache des Zentrums und auf den Haß der Polen gegen Bülow. — Die preußischen Konservativen wollen mit dem Zentrum deutsche Politik machen und rechtfertigen diesen Entschluß mit dem Hintergedanken, daß sie im Bedarfsfall auch wieder das Zentrum im Stich lassen und als Zünglein an der parlamentarischen Wage eine doppelte Mehrheit bilden könnten, weil, wie sie annehmen, die Nationalliberalen nachher jedesmal wieder mittun würden, wenn man ihnen drohe: „Sonst stimmen wir mit dem Zentrum". Aber diese Politik mit dem doppelten Boden scheitert aus innern und aus äußeren Gründen; und so bedeutet der Pakt der Konservativen mit dem Zentrum zugleich den Entschluß, den eigentlichen Leitern der Bewegung, dem Kanzler, dem Kaiser und Deutschland eine konservativ-ultramontane Politik aufzunötigen. Das kann und darf die konservative Partei; aber nur auf Grund des konstitutionellen Prinzips, — das die Konservativen perhorreszieren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn sie und ihre Wähler — die vor zweieinhalb Jahren gegen das Zentrum gestimmt haben — und die Zentrumswähler mit den Polen eine Mehrheit zusammenbringen, und wenn sie mit Zentrum und Polen die Regierung verantwortlich übernehmen, dann sollen sie regieren. Sie werden bald ausregiert haben.

Aber das Mehrheitsregiment leugnen und unterirdische, unverantwortliche Mehrheiten bilden, um den Kanzler Bülow zu zwingen, eine Politik zu machen, die er öffentlich erklärt hat, nicht verantworten zu können, — das ist eine prinziplose, herrschsüchtige und unwahrhaftige Methode, die alle Verantwortlichkeiten zerstört, den öffentlichen Geist verwirrt und das Reich desorganisiert.

Diese Schädigungen sind schon in hohem Maß eingetreten, und sie sind größer als der Schaden des Aufschubs der Steuerbewilligung. Darum war es ein politischer Fehler des Reichskanzlers, immer und immer nur am Scheideweg stehen zu bleiben.

Das Staatsinteresse erheischt, daß es nicht länger dem Schein ausgesetzt sei, vor der konservativen Herausforderung zu ducken und zu kapitulieren. Der Kanzler muß, sich selbst oder seinem Nachfolger zulieb, aufhören, unentschlossen zu scheinen. Ich las kürzlich in den neuen Memoiren Mittnachts, was dieser Ministerpräsident von seinem Amtsvorgänger sagte: „Ich halte ihn für den von der Natur am reichsten begabten, geistig bestechendsten und gewandtesten Minister seines Landes; was fehlte, war ein festes, erkennbares Ziel seiner Politik, die zu sehr von den jeweiligen Ereignissen und Stimmungen, von augenblicklichen Einflüssen und Strömungen beeinflußt war."

Es ist allerhöchste Zeit für Fürst Bülow, zu zeigen, daß ihm nicht „ein festes erkennbares Ziel seiner Politik fehlt". Wer kein solches Ziel hat, kann nicht leiten und steigert die Verworrenheit. Diese ist zum großen Teil die Folge der alten falschen Methoden; und daß diese Methoden Schiffbruch erlitten haben, das ist der stärkste Eindruck, der sich in diesem Jahr dem Volk eingeprägt hat.

Breite Schichten ergreift ein Widerwillen gegen das politische Leben wegen der Kraftlosigkeit seiner Organe. Es ist allerhöchste Zeit, diesen Eindruck auszuschalten.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Syndikalismus / Von Otto Corbach

Die Wahrheit liegt gewöhnlich in der Mitte; warum also sollte sie nicht auch in der Mitte zwischen Syndikalismus und Parlamentarismus zu suchen sein? Da viele Leser unter dem zurzeit gebräuchlichsten sozialen Schlagwort nichts wesentlich andres verstehen dürften, als eine Kampf- und Streikorganisation von Beamten, sei hier zunächst eine etwas genauere Definition gegeben:

Der Syndikalismus ist eine Kreuzung aus antiparlamentarischem Revolutionismus und Gewerkschaftertum, er will den abstrakten politischen Menschen durch den konkreten alltäglichen ersetzen, den „Staatsbürger" durch den Produzenten, kurz den politischen Staat durch den „Arbeiterstaat". Erstrebt — in letzter Linie — wird also durch den Syndikalismus ein Zusammenleben aller Menschen, auch der jetzigen Beamten auf Grund freiwilliger, jederzeit kündbarer Verträge.

Bisher kam diese Sondererscheinung der sozialen Bewegung nur in Frankreich, Holland und Italien zu auffälliger Geltung. Gerade im republikanischen Frankreich aber könnte der Syndikalismus nicht gedeihen, wenn der Parlamentarismus eine Regierung durch das Volk und für das Volk unbedingt gewährleistete. Ist es nicht seltsam, daß die Einwände der Syndikalisten dieselben sind, womit sonst reaktionäre Politiker gegen demokratische Wahlrechte fechten? Und daß auch diese einer von Berufsgenossenschaften gewählten Volksvertretung den Vorzug geben? Was wissen zum Beispiel die Gegner des deutschen Reichstagswahlrechts an ihm immer auszusetzen? Daß die „Mehrheitspolitik" zur Massenherrschaft im schlechten Sinn führe, daß sie das Gesamtwohl und den Kulturfortschritt den unsichern Meinungen und wandelbaren Stimmungen der Dummen und Unmündigen preisgebe, daß sie zu einer Vergewaltigung aller Minderheitsinteressen hinneige, daß sie vielfach Schwätzern und Federfuchsern statt Leuten von Erfahrung, Wissen und Bildung zu führenden Rollen im öffentlichen Leben verhelfe, und so weiter.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So sprechen aber in Frankreich die Syndikalisten vom Parlamentarismus überhaupt. Auch sie setzen die Mehrheit dem Unsinn gleich und suchen Vernunft nur bei Wenigen, das heißt: bei sich selber. Sie meinen, eine Minderheit kampffähiger Proletarier vermöge mehr als eine Mehrheit feigherziger. Es fällt ihnen garnicht ein, für ihre Zwecke darauf zu warten, bis sie durch fleißige Werbekunst bei den Wahlen die meisten oder viele Stimmen hinter sich hätten. Sie suchen durch Stoßkraft zu ersetzen, was ihnen an Masse abgeht. Für entscheidende Augenblicke hoffen sie, daß ihr Elan auch die Massen mit sich fortreißen könne. Ist es aber schließlich zu verwundern, wenn es dieselben schwachen Stellen des Parlamentarismus sind, an denen die Kritik einsetzt, mag sie nun von äußerst fortschrittlicher oder äußerst rückschrittlicher Seite ausgehen? Und so ist es doch auch nur natürlich, daß in beiden Fällen derselbe Köder verwendet wird, um sich Anhänger zu angeln: der Gedanke, die politischen Parteien durch Berufsgenossenschaften zu ersetzen. Das ist in der Theorie die ansprechendste Möglichkeit, etwas Gutes für Schlechtes oder etwas Besseres für das vorhandene Gute einzutauschen. Was jedermann versteht, worüber er mitreden kann, — das sind ja allerdings zunächst nicht Fragen hoher Politik, der künftigen Organisation der Gesellschaft oder der weltlichen Herrschaft des Papstes, sondern es sind die Bedürfnisse und Interessen des eigenen Berufes und Standes.

Ganz selbstverständlich können allerdings revolutionäre Syndikalisten für dieselbe Sache nicht um desselben Zweckes willen eintreten wie reaktionäre Politiker. Diesen kommt es darauf an, die Staatsgewalt möglichst aller parteipolitischen Fesseln zu entledigen. Das Volk soll nur in Fragen mitreden dürfen, die seine Berufsinteressen angehen. Dazu soll ihm eine von Berufsgenossenschaften gewählte Vertretung dienen. Die Syndikalisten hingegen suchen die Berufsgenossenschaften, in erster Linie die Gewerkschaften der Handarbeiter, dazu aufzureizen, durch Streiks und Zerstörung von Eigentum (sabotage) alle Autorität im politischen und wirtschaftlichen Leben zu vernichten, damit sie sich hernach in Freiheit sozialistisch einrichten könnten.

Ein Übel ist der Parlamentarismus, aber nur in dem Sinne, wie auch die Staatsgewalt ein Übel ist: ein jedes ist ein notwendiges Übel und eines des andern Gegengewicht. Der Parlamentarismus soll das Volk vor willkürlichen und ungerechten Handlungen ausführender Gewalten im Staats-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leben schützen. Wo immer sich aber im Volke das Gefühl unbedingter Sicherheit hinter den durch parlamentarische Arbeit aufgerichteten Schranken einstellt, schwindet auch das Interesse an der Politik, erstarkt dagegen das Interesse an wirtschaftlichen Vorgängen, werden infolgedessen politische Vereinigungen von wirtschaftlichen in den Hintergrund gedrängt. Und wo die Furcht vor der Staatsgewalt so schwach, das Selbstbewußtsein in den Berufsgenossenschaften so stark geworden ist wie in Frankreich, kann das Gefühl für die Nützlichkeit des Parlamentarismus leicht verloren gehen, zumal wenn bei den Erwählten des Volkes Neigungen zutage treten, dieselben Willkürlichkeiten auszuüben, vor denen sie das Volk schützen sollen. Dann kann es dahin kommen, daß Parlament und Staat als volksfeindliche Einrichtungen von Berufsgruppen bekämpft werden; aber die Kämpfe müssen doch schließlich in Vergleichen enden. Auch die anarchistischen Gefahren von Beamtenstreiks werden überschätzt. In England streikten im Jahre 1900 die Post- und Telegraphenbeamten; sie hatten damit auch Erfolg, aber sie haben sich gehütet, bei späteren Kämpfen mit einem neuen Streik auch nur ernsthaft zu drohen. Sie fürchteten, die öffentliche Meinung gegen sich aufzubringen, auf die doch schließlich Beamte, weil ihre wirtschaftliche Lage mit der Opferwilligkeit der Steuerzahler in innigem Zusammenhange steht, mehr angewiesen sind als irgendeine andre Berufsgruppe. Heute wird das Mittel des Streiks von den Vereinigungen der englischen Post-, Telephon- und Telegraphenbeamten grundsätzlich verworfen. Auch die französischen Postleute würden sich nicht mehr als allenfalls noch einen Sieg durch das Streikmittel leisten können. Der ganze Syndikalismus wird schließlich seine Wirksamkeit darauf beschränkt sehen, ein ausgleichendes Gegengewicht zum Parlamentarismus zu bilden, wie dieser der Staatsgewalt die Wage hält.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Deutsches Geld in fremden Diensten

## Von H. Graf Schlieffen

Als das jüngste und späteste der großen Handelsvölker auf den Plan getreten, haben wir gewiß einen schweren Stand. Aber die kleinbürgerliche Rückständigkeit, von der unser innerpolitisches Leben angekränkelt ist, spiegelt sich leider auch im Ausland in der Beteiligung deutschen Kapitals wider, das sich vielfach in Unternehmungen festlegen läßt, die für unser nationales Empfinden peinlich, für unsre wirtschaftliche Entfaltung unfruchtbar sind und noch dazu schwere Gefahren in sich bergen.

Noch immer mangelt dem deutschen Bürger der richtige Überblick, um in gesundem Völkerwettstreit friedliche Betätigung dort zu suchen, wo es sich der Mühe verlohnt. Von Stufe zu Stufe haben wir uns zu ökonomischen Handlangern des Auslandes herabgewürdigt, lassen wir uns von der internationalen Plutokratie zum Besten halten und ausbeuten. Falsche Propheten, wirtschaftspolitische Brunnenvergifter, haben, um unsre Wachsamkeit einzuschläfern, die Mär verbreitet, daß heute bereits „Deutschland in der Welt voran" stehe.

Während die Briten in stiller Arbeit den Persischen Golf strategisch besetzten und somit die wahren Herren der asiatischen Türkei wurden, deren Stammesfürsten annuale Bezüge von der englischen Regierung erhalten, bemühen sich deutsche Unternehmer, dort Bahnen zu bauen, wo die Fanatiker des Islams seit Jahrhunderten ihre religiösen Orgien feiern und bereits von neuem den Kampf gegen die Ungläubigen predigen. Die grüne Fahne des Propheten soll in Angora, Aleppo und Bagdad entrollt sein, da man in Mecka einen neuen Kalifen ausrufen will.

Diese Eventualitäten waren von Anfang an gegeben, doch wurden Warnrufe unbeachtet gelassen und deutsches Nationalvermögen (200 Millionen Mark) in der anatolischen Bahn bis Angora und Konia, in der Bagdadbahn von Konia bis Bulgurlu, dann in der neuen Linie vom Hafen Mersina

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Parsus festgelegt. Jetzt sollen unsere Blaujacken die Spekulation unserer Jobber zu schützen suchen; denn deutsche Kriegsschiffe haben auf der Rhede von Mersina Anker geworfen. Die internationalen Kapitalisten reiben sich die Hände über das Gelingen ihrer fein angelegten Pläne, den germanischen Recken in ihren Fallstricken straucheln zu lassen.

In letzter Zeit wurde viel diskutiert über die Bonität der mit europäischem Kapital erbauten chinesischen Bahnlinien, wobei es zur Sprache kam, daß unsre Großbanken mit einem englischen Syndikat bereits vor zehn Jahren — noch bevor die Mächte glaubten, an eine gemeinschaftliche Aufteilung des Riesenreiches gehen zu können — ihre Interessensphären festlegten, die später die Richtschnur für unsre Diplomaten abgaben und sie zwangen, einen Küstenstrich zu pachten, der uns von der British and Chinese Corporation gütigst am 2. September 1898 im Einverständnis mit der Deutsch-Asiatischen Bank eingeräumt wurde. Die chinesische Regierung nahm im Auslande für zirka 77 Millionen Pfund meist fünfprozentige Anleihen auf, von denen ein großer Teil in Deutschland untergebracht ist. Durch die soeben in Berlin aufgelegten 3,150 Millionen Pfund für den Bau der Bahnlinie Tientsin-Pukow werden unserm wirtschaftlichen Organismus große Barmittel entzogen, ohne daß besondere Vereinbarungen zum Schutze der deutschen Industrie getroffen wären; vielmehr kann die chinesische Regierung mit den 63 Millionen Mark nach eigenem Gutdünken schalten und walten und darf nach dem Prospekt „bei gleichen Preisen chinesischen Fabrikaten vor allen übrigen den Vorzug gewähren". Die Oberaufsicht bei dem Bahnbau soll ein deutscher Ingenieur führen, doch dürfen alle weiteren Beamten Chinesen sein. Dieser mehr als ungünstige Kontrakt wird von unsrer Großfinanz als ein Erfolg gefeiert. Dagegen hat die mächtige British and Chinese Corporation gegen eine solche Benachteiligung europäischer Produzenten protestiert, eine Beteiligung an der Anleihe abgelehnt und die Verbindung mit der Deutsch-Asiatischen Bank gelöst.

Auch hier also wurde das geheime Ziel erreicht, den ahnungslosen Michel im Brutherde religiöser, fremdenfeindlicher Aufstände festzulegen, denn die dem deutschen Ingenieur zugeteilte „nördliche Strecke" der 1085 Kilometer langen Linie Tientsin-Pukow berührt den vielbesuchten Wallfahrtsort

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Taianfu, das heilige Grab des Konfutse. So werden deutsche Bürger voraussichtlich den gelben Fanatikern zu allererst zum Opfer fallen bei einer patriotischen Erhebung, die, von der chinesischen Regierung im geheimen unterstützt, China von den „weißen Teufeln" säubern will. Vorläufig benötigt China noch weitere achtzig Millionen Pfund von Europa zum Ausbau des in Vorbereitung befindlichen Bahnnetzes. Chinesische Ingenieure, die jahrelang in Nordamerika tätig waren, haben einen Stab von in der Union geschulten technischen Hilfskräften und Arbeitern zur Seite und bauen selbständig strategisch wichtige Bahnen, für welche die Söhne des Himmels aus eigner Tasche die Mittel aufbrachten. Amerikanische Ingenieure haben die Linie inspiziert und sich sehr lobend geäußert. Auch läßt die chinesische Armeeverwaltung an der Grenze von Chihli-Shansi große Werke errichten, um die außerordentlich reichen Erzlager in Shansi zu verwerten und sich vom Auslande unabhängig zu machen. Die Staatsbahnen und das Peiyangarsenal sollen ihren Bedarf bei diesen Fabriken decken.

In der Samsabucht wieder soll ein riesiger, mit modernster Technik ausgestatteter Kriegshafen entstehen. Englische Agenten suchen sich diesen Staatsauftrag zu sichern.

In unserm Marineministerium werden zurzeit Erwägungen über Einrichtung von Telefunkenstationen auf Samoa angestellt, da bei den letzten Aufständen der völlige Mangel einer telegraphischen Verbindung des Südseearchipels mit dem Festlande sich äußerst unangenehm bemerkbar machte. Doch ehe noch die schematischen Vorarbeiten fertig sind, wird wahrscheinlich die im September 1908 in London mit 70000 Pfund gegründete Pacific Islands Radio Telegraph Company bereits die Südseeinselgruppen untereinander und mit dem Festlande durch zwölf Marconistationen verbunden haben, deren jede einen Aktionsradius von 125 englischen Meilen erhalten soll. Außer den von den verschiedenen Regierungen zugesagten Subsidien wurden allein von dem londoner Hause, das die Phosphatlager der Gilbertgruppe kontrolliert, 10000 Pfund zur Verfügung gestellt.

Die für unsern heimischen Ackerbau so wichtigen Phosphate werden in großen Mengen auf jenen weltfernen Eilanden geschürft. Engländer beuten die in ihren Gebieten aufgeschlossenen Lager seit einigen Jahren mit steigendem Erfolge aus und verschifften bereits gegen eine Million tons hochprozentige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Salze. Man schätzt den bisher erforschten Bestand auf 150 Millionen tons an 73- bis 80-prozentigem Phosphat, abgesehen von den großen Lagern minderwertiger Salze, deren Qualität indes den in Algier und Tunis gefundenen bei weitem überlegen ist.

Nunmehr will auch ein bremer Syndikat auf den kleinen deutschen Südseeinseln Angour und Pililju die Ausbeute der Naturschätze in die Hand nehmen.

Für das Ausland arbeiten wir schneller.

Unsre Großbanken brachten vor kurzem eine beträchtliche Anleihe auf den Markt, die der mexikanischen Regierung die Mittel gewährt, im Baumwolldistrikt Laguna einen großen Staudamm für 12 Millionen Dollars zu errichten und Bewässerungen vorzunehmen. Dieser Anleihe dürfte eine mexikanische Gesellschaft nahestehen, die die Konzession Manuel Cuestas ausbeuten will, um am Rio Santiago und dem 1300 englische Quadratmeilen großen See Chapala Pumpwerke anzulegen zur Berieselung von 200 000 Hektar, wofür die mexikanische Regierung aus der Caja de Prestamos, die mit dem deutschen Gelde aufgefüllt wurde, 10 Dollar pro Hektar vergütet, so daß also deutsche Sparer diesen Spekulanten ungefähr 10 Millionen Mark in den Schoß werfen dürfen! —

Auch in Venezuela ist deutsches Kapital mit 50 Millionen Mark allein schon an der 288 englische Meilen langen Bahn von Valencia nach Caracas interessiert, einer Bahn, die schon häufig zu Zwistigkeiten Anlaß gab. Das Land hat unter den neuerlichen Unruhen sehr gelitten, denn sein Export verminderte sich von 820 000 Pfund im Jahre 1907 auf 626 000 Pfund, und der Import büßte gegen das Vorjahr 50 Prozent ein. —

Den brasilianischen Agrariern in der Kaffeeprovinz Sao Paolo wieder haben europäische Banken unter Rothschilds Führung große Kredite zur Verfügung gestellt, um die sogenannte Kaffeevalorisation durchzuführen. Deutsche Spargelder, zirka 60 Millionen Mark, sind diesen wirtschaftlichen Schädlingen zugeflossen, um den internationalen Kaffeepreis künstlich hochhalten zu helfen. Obwohl die Fazendados den Anbau in ihren Plantagen bedeutend eingeschränkt und seit Jahresfrist japanische Arbeiter in Massen zur Anlage von Reispflanzungen importiert haben, ist die letzte Kaffeeernte so groß ausgefallen, daß von der Regierung den Agrariern die Erlegung von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zehn Prozent des Ausfuhrzolles in Naturalien gestattet wurde; der Staat läßt die Bohnen verbrennen, nach altbewährter Methode.

In der Stille hat der Crédit Mobilier Français von dem Staat Sao Paolo die Konzession zur Errichtung einer Hypothekenbank erhalten, und es ist dem pariser Hause der Absatz von 40 Millionen sechsprozentiger Goldpfandbriefe für dreißig Jahre garantiert.

Als die brasilianische Regierung der deutschen Firma Felten-Guilleaume die Konzession zur Legung eines direkten Kabels nach Europa ohne irgendwelche Vergünstigungen erteilte, wurde dies im Blätterwalde als ein Sieg deutschen Unternehmungsgeistes gefeiert. Dagegen wird wohlweislich verschwiegen, daß demnächst die Republik Argentinien einem englischen Hause zwei Konzessionen mit der vertraglichen Abmachung erteilen will, daß sämtliche Regierungsdepeschen der neuen Gesellschaft zugewiesen würden. Ferner verzinst die Regierung das Anlagekapital mit fünf Prozent und gelangt erst nach fünfzig Jahren in den Besitz der beiden Kabellinien, was einer zweieinhalbfachen Amortisation gleichkommt. So wird der englischen Industrie ein lohnender Staatsauftrag über viele hunderttausend Pfund gesichert. Die neue direkte Verbindung von London und Kapstadt nach Buenos-Ayres wird den englischen Einfluß am Silberstrom stärken helfen. Bisher wurden die Kabelgramme via Galveston geleitet und benötigten etwa 26 Minuten bis London. Der direkte Weg erfordert nur 16 Minuten, und das neue Unternehmen dürfte den drei alten englischen Linien scharfe Konkurrenz machen. —

In Argentinien haben wir schon einmal viele Millionen, nachher bei besserer Konjunktur Lust und Aufmerksamkeit eingebüßt. Erst seit der südamerikanische Agrarstaat durch seine enorme Weizenproduktion den Weltmarkt beherrscht, rühren sich auch deutsche Unternehmer wieder und suchen endlich festen Fuß zu fassen, wo englische weitsichtige Finanzleute längst großartige Eisenbahnen (24783 Kilometer) und Hafenanlagen schufen, große in Marmor aufgeführte Bankpaläste besitzen und jetzt den Unsrigen für schweres Geld eine Straßenbahnkonzession verkaufen, die, wie so viele andere, vor Jahren in Deutschland keinen Abnehmer fand.

In Argentinien und Uruguay (Banda Oriental) sind zirka 270 Millionen Pfund von Privatgesellschaften in Verkehrsunternehmungen investiert, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der englischen Industrie und dem britischen Bürger alljährlich große Summen abwerfen, ohne das Risiko eines Religions- oder Rassenkrieges in sich zu schließen, wie die deutschen Bahnbauten in China und Kleinasien. — In Marocko dagegen ist Deutschlands Exporthandel nur mit vier Millionen Mark beteiligt, und doch brachten unsre offiziösen Kulissenschieber es fertig, die öffentliche Meinung mit Kriegsgerüchten zu ängstigen, indes es nur galt, den Ansprüchen des Hauses Krupp und dessen Hintermännern auf Kupfergerechtsame und Beteiligung an einem Bahnbau offiziellen Nachdruck zu verleihen. — Unsre leitenden Kreise begnügen sich bescheiden mit der Anlage von Feldbahnen, wie die eingleisige, vielerwähnte 566 Kilometer lange Otavibahn mit 60 Zentimeter Spurweite, und schwelgen in unmotivierter Kurstreiberei, die manchem Fürsten unverdient die Taschen füllt.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, den Spuren der vierzigtausend Millionen Mark, die wir im Auslande festgelegt haben, einmal gründlich nachzugehen. Sicher heben sie unsre Stellung in der Welt. Bringen sie jedoch, wie sie sollten, zweitausend Millionen Mark Zinsen jährlich und mehr, in Form von Wechseln und Waren, nach Deutschland zurück? Ich zweifle. Zwar Lehrgeld mußte gezahlt werden; aber es wird nachgerade zuviel, und die Lehrzeit dauert zu lange. Unser Großkapital ist vorzüglich; weniger taugen unsre Großkapitalisten. Sie wirtschaften, brutal und gesinnungslos, nur darauf hin, möglichst viel Geld aus dem deutschen Sparmarkt herauszuziehen und in die Hand zu bekommen. Bei der Verwendung sind ihnen deutsche Kreditbedürfnisse gleichgültig oder zuwider, werden deutsche Interessen frivol von ihnen verraten. Ja, sie laufen oft genug wie Schnorrer hinter dem schmierigsten und frechsten Ausländer her, der garkein Hehl daraus macht, daß er uns betrügen will, nur um ihm deutsches Geld anzuhängen. Ist der Kursprofit eingestrichen, so mag der deutsche Sparer, mag die deutsche Industrie sehen, wo sie bleiben.

Das kann, samt dem landsknechtartigen Wegwurf an das Ausland, von dem ich berichten mußte, nur anders werden, wenn sich erstens unser Publikum, reifer als bisher, durch Kritik und Kontrolle seine Großbänker erzieht; zweitens, wenn der hohle Dünkel aufhört, daß wir ein auserwähltes Volk seien, das keiner Vervollkommnung mehr bedürfe und längst auch finanziell an der Spitze marschiere.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# F. Freiherr von Reznicek / Von Hugo Eick

Nun, da wir damit rechnen müssen, auf den neuesten Reznicek in der nächsten „Simplicissimus"-Nummer vergebens zu warten, kommt uns die unnachahmliche Erscheinung dieses wundervollen Liebhabers des Lebens zum Bewußtsein. Wenig gewinnen wir freilich mit einer unfruchtbaren Umschreibung malerischer Werte durch Worte, mit einem Tothetzen von Gleichnissen, die nie den Eindruck des Auges ersetzen können und bei Reznicek auf eine Variation von „delikat, pikant, vornehm, schick" hinauslaufen würden. So wollen wir uns denn begnügen, den seelischen Voraussetzungen und Eigentümlichkeiten nahe zu kommen, die sich in Reznicks malerischem Ausdruck offenbaren und den Illustrator eines Witzblattes zum Typus außerordentlicher und seltener Anlagen machen.

Wer ein Blatt Reznicks betrachtet, in dessen Gesicht gewahrt man ein Aufleuchten geistiger Begehrlichkeit und interessierter Feinheit, schalkhafter Bewunderung und angeregter Klarheit. Wenn es wahr ist, daß die Gegenstände der Umwelt uns miterziehen und das ihnen Verwandte in uns zum Vorschein bringen, so tritt in diesem unwillkürlichen Eindruck schon Reznicks ganzes Wesen zutage: er hebt den Beschauer in eine Sphäre ästhetischer Reinheit; das Lächeln wird feiner, der Blick überlegener, und selbst der zu schwülen Witzen Geneigte fühlt sich für Augenblicke verwandelt, gebannt durch die anmutige Geistigkeit dieser erotischen Idealwelt.

Was wir an Reznicek bewundern, was in ihm sich verkörpert, ist vor allem das unerreichbare Formleben echter Aristokratie, — einer Aristokratie, von der die Bügelfalten des Beinkleides, die Lackschuhe und die wohlgeordnete Pracht der Toilettegegenstände nur die äußerlichsten Kennzeichen sind. Es ist weniger der Stoff als die Art seiner Darstellung, die das Empfindungsleben des Adels verrät, und wir sollten Geschmack genug besitzen, die Unnachahmlichkeit anzuerkennen, anstatt in dem immer raffinierteren Schauspielertum der Klassenvermischung ein kindliches Glück

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu suchen. Zu denken freilich gibt es, daß der adlig Gesinnte sich heute in die Reihe der Spötter stellen mußte und unter dem Wappen der „Simplicissimus"-Bulldogge gedient hat. Vielleicht aber kann man gerade den „Simplicissimus" in tieferem Sinne als ein aristokratisches Blatt bezeichnen.

Wenn man gewohnt ist, bei Reznicek die zarte Leichtigkeit in der Wiedergabe eines heißblütigen Menschentums zu betonen, so mag man dagegen die seelische Härte und Konzentration halten, die das Auffassen aller der Einzelheiten (von den Wimpern und dem Blitzpunkt des Auges bis zu den Schuhschleifen und den Reflexen im Spiegel) voraussetzt. Das Beachten und Entdecken dieser Details ist es auch, was dem Eindruck des Betrachters jene Festigkeit und Haltung gibt, die an allen Bildern Reznicks erquickt. Etwas von der Sicherheit und souveränen Beherrschung seiner Technik teilt sich dem Beschauer mit; und ob er gleich nur ahnt, welch ein stahläugiger Scharfblick zum nicht nur Bemerken, sondern Behalten und Nachbilden der Dinge gehört, so fühlt er sich doch geborgen in der Gesellschaft eines in jeder Bewegung sicheren Mannes. Denn der Anblick einer in sich geschlossenen Erscheinung verleiht dem Menschen ein imaginäres Gefühl eigener Ruhe und Bestimmtheit. Nirgends zeigt sich die instinktive Wurfsicherheit Reznicks deutlicher als in der Rhythmik seiner Tanzfiguren: man empfinde, wie vollkommen der Musiktakt in der Bewegung des englischen Paares beim Cake Walk oder in dem schweren Schwung der Valse bleue ausgedrückt ist.

Um noch klarer einzusehen, wie weit Reznicks Wesen entfernt ist von Gemeinem und Rohem, vergegenwärtige man sich die zauberhafte Reinlichkeit seiner Erotik: so im ganzen wie in der Zeichnung der kleinsten Kleidungsstücke. Wer hat je ein Dessous, einen Strumpf, einen Kragen mit so entzückendem Reiz gemalt? Wer hat, wie er, die unerquicklichen Realitäten eines Schlafzimmers, die allzu nahen Alltäglichkeiten der Ehe-Gewohnheit, ja die zweifelhafte Illusion des Demimondegewerbes in seiner Darstellung so geläutert und verwandelt, daß man sich gern dem Glauben an die Wirklichkeit dieser reizvollen Welt hingibt? Vergißt man doch bei ihm ganz, daß die ästhetische Magie dieses Form- und Farbenrausches vor der unmittelbaren Gegenwart der kleinsten Nebensächlichkeit erlischt, daß die trübe Mischung irdischer Lebenselemente diese Menschen, so wie sie hier erscheinen, unmöglich macht! Wenn

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst jenes Bild mit dem brüllenden Geschlechterknäul („Wir halten fest und treu zusammen!"), wenn sogar das schweißtriefende Chaos bezechter Kankantänzer nicht dieses Duftes der „Reinheit" entbehrt, so wird man verstehen, warum wir von der Idealität der Kunstwelt Reznicek's reden. Hierzu füge man die Beobachtung, daß auch die wundervolle Modeschönheit auf seinen Bildern nur bis zu einem gewissen Grade der Wirklichkeit entspricht: sosehr er nämlich auch die Einzelheiten der letzten Mode studiert hat und so sicher wir (nicht ohne Lächeln) bei der Vorstellung verweilen, wie eifrig dieser Mann die feinsten und geheimsten Toilletteneuheiten in zahllosen Vorskizzen sich eingeprägt haben mag, — so finden wir doch hier eine Hutbiegung, dort eine Schleife, ein Ornament, einen originellen Einsatz, der nicht abgesehen, sondern erfunden sein muß; ja, wie sehr Reznicek in der sicher erlebten Welt seiner Kostüme zu Hause ist, so zweifellos ist der Geschmack seiner dargestellten Menschen den wirklichen um einen feinen Grad überlegen.

Indem Reznicek uns eine kecke, freche, sinnliche, ja zynische Menschenschicht durch das Medium des Geschmacks zeigt, vermittelt er sie uns auf eine Weise, durch die allein sie dem Feineren zugänglich und genießbar wird. Der Geschmack steht unter der disziplinierenden Wirkung des Geistes; und was er in seine Formen faßt, erhält den erfrischenden Hauch geistiger Reize. Man glaubt bei Reznicek's Bildern die leichte, wohlgepflegte Hand und den Rhythmus der zierlich-männlichen Pinselführung vor sich zu sehen. In der gesellschaftlichen Erziehung und Stilisierung seiner Gestalten schließt er sich im Grunde an die Kultur des Rokokos an, der ja auch das Leben nur annehmbar war, soweit es sich in der Form des Geschmackes darstellen ließ. Es ist daher kein Zufall, daß ihm in der Reihe moderner Figuren mehrere prachtvolle Bilder aus der Zeit des Menuetts gelungen sind.

Auf keine andre Weise konnte die Überlegenheit der Geishamoral überredender vorgeführt werden als durch die Souveränität des Geschmackes, die seiner Halbwelt eigen ist. Mehr als durch alle Gründe wird der dozierende Ernst traditioneller Sittenlehre entwaffnet durch das freiheitliche Lächeln dieser selbstfrohen Weiblein; und mancher Familienhäuptling mag vor Reznicek's Bildern mit blinzelndem Blick der Gedankenverführung erlegen sein, manche temperamentvolle Frau mag mit verständnisvollem Seufzer



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Blatt betrachtet haben, auf dem die Lebensvolle ihr stupides Männchen umhalsend ruft: „Ich möchte dir einen Maulkorb umbinden und dich Karo nennen!“ Man halte gegen Reznicek's Bilder die Federzeichnungen Schlittgens auf der einen und die spezifisch-berlinisch geprägten Gestalten Heilemanns auf der andern Seite, um die unverkennbar überlegene Grazie Reznicek's zu würdigen, — so unverkennbar, wie etwa die Wirkung des Champagners sich von der andrer Weine unterscheidet.

Auch in der Technik, der Strich- und Pinselführung läßt sich erkennen, wie der Künstler die Dinge nachempfindet. Wenn etwa der mittelalterliche Maler die Farben eines Gesichtes in gleichmäßig glatten Übergängen verbindet, wenn der Moderne dasselbe Gesicht mit scharfen, derben Strichen und Farbflecken wiedergibt, so hängt diese verschiedene Manier von der Art ab, wie sie (je nach Reizempfindlichkeit und Natur) den Bau des Gesichtes als eines Werdenden nacherleben. So zeugt die kurze, feine Bewegung, mit der Reznicek eine Mundbiegung, ein Profil, einen Schlips zeichnet, von seiner vornehm ablehnenden Gefühlsweise. Alle Gegenstände, die von dieser nachschaffenden Geschmacksbildung berührt werden, erscheinen wie in einem entzückend reinlichen Stil wiedergeboren: ein Glas, eine Serviette, ein Höschen, die alltäglichsten Gebrauchsdinge erhalten ein appetitlich-leckeres Aussehen. Man denke bei Reznicek's präzis-andeutender Linienform daran, daß „Vornehmheit“ sich ja vor allem in der Geste der Negation, der Berührungsempfindlichkeit, der Furcht vor dem Zuviel äußert.

Durchblättert man das Werk Reznicek's, so empfindet man von Blatt zu Blatt immer mehr, welche lebensprühende Elastizität von seiner Seele ausgeht. Wir *glauben* an die Unzerstörbarkeit des triumphierenden Lebens und fühlen uns eingereiht in diesen Reigen jauchzender, blutvoller Menschen. Mit einer Mischung aus Staunen und fröhlichem Neid stellen wir uns unwillkürlich vor, was dieser Mensch alles gesehen und erlebt haben muß, um so köstliche Typen so lebenswahr darstellen zu können! Faßt man doch seinen Eindruck meist in dem Kraftwort zusammen, das der Deutsche als Zeichen unmittelbaren Ergriffenseins und echtesten Lobes zu gebrauchen pflegt: — „*Donnerwetter!*“

Wir überlassen es dem Maler von Beruf, zu beurteilen, welches Können sich in Reznicek's Bildern ausspricht. Wir, denen das fertige Werk geboten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird, vermögen uns nachträglich nur ſchwer zu vergegenwärtigen, was dazu gehört, die Läſſigkeit dieſer Stellung, die Unwillkürlichkeit jener Haltung aufzufangen. Wir ahnen nur, daß es für den Maler ebenſo ſchwer iſt, gerade die alltäglichſten und ſelbſtverſtändlichſten Eigenheiten der Menſchen darzuſtellen wie für den Schauſpieler. „Wie das wieder gezeichnet iſt . . .!" — mit dieſem Ausruf hört man gewöhnlich ſeine Kollegen ihr Urteil abgeben, — ein Urteil, das im Munde nicht theoretiſierender Maler das Höchſte bedeutet. Die ſchönſte Gedächtsnisfeier aber bleibt es für uns, einfach Reznicekſ Blätter aufzuſchlagen, die unvergeßlichſten Bilder und geiſtreichſten Witze an uns vorüberziehen zu laſſen: dieſe wiſſenden Mütter, reifen Backfiſche, pfiffigen Zofen, dieſe korrekten Diener, eleganten Junggeſellen, Roués und die ganze Schar der ſtaatlich nicht konzeſſionierten Geſtalten, die unſre Kulturordnung umtanzt und mit wehmütiger Begehrlichkeit den Blick in ſchweifende Ferne ſendet. —

In den draußen blühenden Frühling hinausziehend, wenden wir uns und ſchwenken dem Schatten dieſes Lebensfreundes grüßend den Hut nach.

# Aus unſern Branntweinbergen

## Von Robert Heſſen

Oſtelbien wird viel geſcholten; zuweilen mit gutem Grund. Zuweilen auch tut man ihm Unrecht, weil man ſeine Natur und ſeine Wirtſchaftsbedingungen zu wenig kennt. Betreten wir einmal unter landeskundiger Führung ein hinterpommerſches Gut von zwölfhundert Morgen. Im Vergleich zu dem niedrigen, ſchlichten Wohnhaus was für mächtige Stallungen und Wirtſchaftsgebäude! Ein rieſiger Schornſtein ragt auf; gewiß, dies iſt ein Großbetrieb, wir ſind in Agrarien. Aber wo ſteckt der Herr Agrarier? Man kennt ſeinesgleichen ja ſo gut aus den Witzblättern! Feiſte Burſche ſind es mit geſträubten Schnauzbärten und Pontaknaſen, mit Bäuchen à la Pod und Kommandoſtimmen. Überall iſt der Sekt für ſie kaltgeſtellt. Drei nebeneinander ſperren den ganzen Bürgerſteig unter den Linden. Und lachen. Und brüllen!



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber mit uns ſchreitet ein ſchmächtiger Mann, vollbärtig, ſorgenvollen Geſichts. Kein Wunder: er muß jeden Morgen um fünf auf den Beinen ſein, um nach dem Rechten zu ſehen, die Maſchinen alle in Gang zu bringen. Denn da gibt es außer der weitverzweigten Ackerwirtſchaft noch eine ganze Menge Nebenbetriebe: Schweinemaſt, Käſerei, Hefenfabrik und vor allem Brennerei.

„Wozu nur der viele Spiritus?“ denken die Städter. Ich will das Verwunderliche vorweg ſagen: die Brennereien ſind nichts als gewaltige Anhängſel zum Düngerhaufen. Alſo zu dem Wichtigſten, was der intenſive Landwirt kennt; denn, wie der fromme oſtelbiſche Bauer vor einem geſegneten Felde ſpricht: „Wo iſt Miſtus, da iſt Chriſtus.“ Der Boden dieſes Großgutes von zwölfhundert Morgen aber iſt überwiegend ſandig. Er gibt nichts Rechtes her, ſobald nicht enorm gedüngt wird. Um über enormen Dung zu verfügen, braucht man aber enormen Viehſtand; und um den zu halten, fehlt es an Wieſen. Deshalb die Brennerei, deren Schlempe Viehfutter liefert; deshalb unſre Branntweinberge auf dem uraliſch-baltiſchen Höhenzuge.

Daher auch das Beſtreben, wenigſtens dieſen Nebenbetrieb nicht auch noch zum halsbrechenden Geſchäft zu machen wie die ſonſtige Landwirtſchaft, die von Auswinterung der Saaten, von Trockenheit und übergroßer Näſſe, von Mäuſen und Hagelſchlag, von Spekulationen in Argentinien und Chikago, von Bankbrüchen in der Kreis- und Provinzialhauptſtadt, von Arbeitermangel und weiß Gott noch von wievielen andern Konjunkturen abhängig und gefährdet iſt. Dieſe leidliche Sicherheit des Brennereibetriebes war bisher dadurch erzielt worden, daß den kleineren und mittleren Wirtſchaften das Brennen von Staatswegen erleichtert und ganz beſonders die niederen Erträge von zuſammen etwa zwei Millionen Hektolitern Spiritus ſtatt mit 70 Mark (wie innerhalb der höheren Erzeugnisgrenzen) nur mit 50 Mark pro Hektoliter verſteuert zu werden brauchten. Es iſt richtig, daß ein paar ganz große Güter mit Hilfe dieſer „Kontingentierung“ nun erſt recht ein ſchönes Geſchäft machten; aber für tauſende von geringeren auf ſchlechtem Boden war ſie einfach eine Exiſtenzfrage, die ſchlichte Vorausſetzung des Weiterarbeitens.

Freilich läßt ſich darüber ſtreiten, ob ein Ackerbetrieb, der, um ſich über Waſſer zu halten, ſo künſtlicher Mittel wie Brennerei und importierter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erntearbeiter bedarf, überhaupt weitergefriſtet zu werden verdient. Aus dieſem Grunde kam vor etwa ſiebzehn Jahren eine nationalökonomiſche Richtung auf, deren Fahnenträger energiſch riefen: „Fort mit den Rittergütern! Mindeſtens alle Vorwerke aufteilen!“ Und es ſtimmt auch, daß das Odium, das früher auf dem Wort „Güterſchlächter“ lag, unmotiviert war. Wo ein Gut Wieſen genug hatte, um das Vieh der ſpäter auf ihm entſtehenden Kleinbetriebe ſatt zu machen, da iſt mit größtem Vorteil, zumal auch für Vermehrung der Einwohnerzahl aufs Doppelte und Dreifache, parzelliert worden. Nur ſchade, daß es gerade den Gütern des baltiſchen Landrückens an Wieſen gebricht. Nichts aber prekärer als die Lage eines Kleinbauern, der nicht genug Futter für Pferd und Kühe hat! Man muß auf dem Lande aufgewachſen ſein, um zu wiſſen, was das bedeutet. Allnächtlich wird das Vieh, das doch nicht verhungern ſoll, auf eines Nachbars Weide getrieben; allnächtlich wird von der andern Partei gelauert und womöglich gepfändet. Dann gibt es Hader und Haß, Prozeſſe, Brandſtiftung und ſoziale Verhetzung der ſchlimmſten Art. Aber das Aufteilen von Gutsland in Bauernland hat noch manchen andern Haken.

Lothringen mit ſeinem vorzüglichen Boden, unter der franzöſiſchen Herrſchaft allerdings, zumal ſteuertechniſch, Jahrhunderte lang arg mißhandelt, erzielt heute im Durchſchnitt geringere Erträge als Oſtelbien, weil große Güter in ihm eine Seltenheit geworden ſind. Denn der Großgrundbeſitz verſteht ſich beſſer auf intenſive Wirtſchaft und iſt vermöge der auf ihm tätigen Intelligenz immer eine vorzügliche Schule für die Bauern. Wo dieſe Schule fehlt, verplempern die Kleinen eine Menge Geld für untaugliche Maſchinen und allerlei koſtſpielige Verſuche, ſtreuen Salpeter auf einem Boden, der Kalk braucht, und Guano auf einem, dem nur Thomasſchlacke aufhelfen könnte, machen Fehler bei Zuchtvieh, Saatkorn und Fruchtfolge. Dort aber, wo zwiſchen Gutsherr und Umgebung ein menſchliches Verhältnis vorwaltet, wie es die Regel bildet — obwohl es natürlich Ausnahmen gibt —, ſpinnen ſich auch noch andre Fäden, die nicht unbedacht zerriſſen werden ſollten. Da ſitzt zum Beiſpiel im Dorf ein Zimmermann, der eine Kuh, aber keinen Halm Futter zum Überwintern hat. Schon hungert das arme Tier und gibt wenig Milch. In ſeiner Verzweiflung läuft der Mann zum Gutsherrn und trägt ihm ſeine Not vor. Der ſagt: „Stellen Sie die Kuh



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu mir in den Stall. Wollen ſchon ſehn, daß wir ſie durchbekommen". Im nächſten Sommer auf der Höhe der Ernte wird auf dem Gutshof nach raſendem Gewitterſturm eine Scheune baufällig. Der Zimmermann läßt alles ſtehen und liegen, kommt und beſſert die Balken aus, damit eingefahren werden kann. Was koſtet es? „Ach, Herr Werner", ſagt er und dreht ſeine Mütze, „Sö hăwwt min Kauh diß Winter dorchfötert . . ." Alſo Schwamm drüber!

Die kleine Geſchichte erzählt unſer Führer, während er uns die eignen Milchkühe zeigt. Prachtvieh, Stück für Stück. Und dennoch, trotz Viehzucht und Milcherei und Käſerei und Mäſterei, trotz Hefenfabrik und Brennerei, — dem raſtloſen Manne geht es nicht wohl. Die Familie iſt groß, der Zins — es waren Geſchwiſter „auszuzahlen" — drückt ſchwer, die Konjunktur iſt ſchlecht. Wir wiſſen, daß, obſchon künſtlich das eine das andre hier gerade noch ſo ſtützt und hält, ein Krieg mit Rußland und einmaliges Ausbleiben der polniſchen Wanderarbeiter genügen würde, den Bankrott herbeizuführen.

Da ſagt nun Nietzſche: „Was fallen will, ſoll man auch noch ſtoßen." Und vor ihm ſchon hatten ja die Manchesterleute die liebenswürdige Deviſe: „Was ſich nicht halten kann, geht zugrunde." Alſo ſollte Herr Werner in jedem Fall parzelliert werden, damit wenigſtens Bauern auf ſeinem Areal hauſen und wirtſchaften? Ja, nun kommt die Enthüllung, die das ganze Kalkül der Herren Reformer umwirft: dieſe Bauern waren *vor* dem Gutsherrn dageweſen und hatten auf dem kargen Boden nicht exiſtieren können. Das Gut iſt vor Jahrzehnten aus drei Bauernhöfen, deren Beſitzer immer wieder umwarfen und wechſelten, zuſammengekauft worden. Fällt jetzt auch der Großlandwirt mit ſeinem intenſiven Betrieb, ſo werden ſich unſre Bauern, zehnmal ſo gewitzigt als die früheren, zehnmal beſinnen, ob ſie dort Knochen und Habe riſkieren. Muß Herr Werner von ſeiner Scholle herunter, weil er trotz allem Fleiß, aller Intelligenz, aller Sparſamkeit nicht proſperieren *konnte*, ſo wird er überhaupt keinen Nachfolger haben: der Wind wird Flugſand in den Hof treiben, denſelben Flugſand, aus dem jene Dünen, die wir heute den uraliſch-baltiſchen Landrücken nennen, vor Jahrtauſenden entſtanden ſind; und Strandhafer wird auf ihm wachſen. Rings um die verfallenden Bauten iſt die Heide wieder da, die menſchenleere.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewiß gibt es fettere Güter auch in Oſtelbien; es gibt auch fettere Agrarier. Aber auf hundert Protzen kommen tauſend ſtille und nüchterne Landwirte. Sie haben ſich mit den Bauern (1893) organiſiert und gebärden ſich heut als wilde Demagogen, terroriſieren die Konſervativen, haſſen die Nachlaßſteuer und hindern die Finanzreform. Aber das alles würde wahrſcheinlich vermieden worden ſein, wenn ſie nicht vom Jahre 1879 bis 1893 von der ſtädtiſchen Verſtändnisloſigkeit für ihre Bedürfniſſe ſo Unerträgliches zu leiden gehabt hätten. Was hat allein Eugen Richter aus der „Liebesgabe" (jener Steuerkontingentierung, von der ich oben bei den Brennereien ſprach) an Agitationskapital herausgeſchlagen! Nicht das überlebte Wort „Verelendung" iſt von den Sozialdemokraten ſo gehäſſig und hartnäckig ausgenutzt worden wie das Wort Liebesgabe von denen um Richter, Bamberger und Rickert. Eben weil die Landwirte Halmfrüchte bauten, ſollten ſie nicht proſperieren dürfen; denn ſonſt waren ſie ja die „Lebensmittelverteuerer". Sie ſollten nur mit Schaden arbeiten. Doch was würden die Städter geſagt haben, wenn man ihre Schuſter fortan nur als „Stiefelverteuerer", die Verleger als „Buchverteuerer", die Ärzte als „Geſundheitsverteuerer" denunziert und zur Verarmung empfohlen hätte?

Es iſt einer der wenigen erfreulichen Züge aus dem Streit um die Finanzreform, daß unſre politiſchen Freunde, wohlmeinender und feinhöriger als frühere Liberale, die Möglichkeit des Fortbeſtehens der Branntweinſteuerkontingentierung neuerdings ins Auge gefaßt hatten. Nicht für die Ewigkeit ſelbſtverſtändlich. Denn eine größere Stetigkeit des Betriebes hat auch ihre Gefahren durch Einſchläferung der techniſchen Erfindungsgabe. Doch es ſpricht aus jenem Entgegenkommen der Geiſt einer Toleranz und Unbefangenheit, die auch ſonſt in den beſſeren Stunden des Blocks mitunter zu beobachten waren. Die durchlaufene Phaſe wird hierin mindeſtens nicht ganz fruchtlos geweſen ſein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Wie wir einst so glücklich waren!

## Novelle von Willy Speyer

(Fortsetzung)

Halb angekleidet stand Wolfgang vor seinem Eimer und putzte sich eifrig und andauernd die Zähne. — „Wie findest du sie?“ fragte er mich, der ich auf einem Stuhl saß und ihm zusah. „Wen?“ — „Nina.“ — Er nahm einen Schluck Wasser, gurgelte und spuckte kräftig. Ich schwieg.

„Nun?“ fragte er.

„Oh, ganz nett!“ sagte ich endlich.

„Sie ist herrlich!“ rief er begeistert und begann von neuem zu gurgeln.

Plötzlich warf er die Zahnbürste fort, drehte sich schnell um und legte seine Hände auf meine Schultern.

„Was hast du neulich gesagt?“ fragte er.

„Ich? Wann?“

„Neulich, bei unserer Gesellschaft.“

„Ich habe vermutlich viel gesagt.“

„Nein, du hast garnicht viel gesagt. Du lehntest dich an einen Türpfosten und fragtest mich, wie alt Nina sei. Und plötzlich . . .“

„Nun?“

„Und plötzlich sagtest du, als ob du geistesabwesend seiest: Du liebst sie ja!“

Er wandte sein Gesicht schnell dem Spiegel zu und zog Kamm und Bürste aus der Lade.

Ich war erschrocken.

„Habe ich das wirklich gesagt?“

Wolfgang beschrieb mit dem Kamm eine weite phantastische Figur und erklärte begeistert:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Du bist ein großer Menschenkenner, Walter! Ich habe sie wirklich sehr gern . . . Hör mal, wie der Kamm knistert."

Und er hielt seinen Kamm dicht an mein Ohr. Ja, wahrhaftig, der Kamm „knisterte."

Wolfgang war mit seiner Toilette fertig. Er trug ein hellgraues, eng an den Hüften liegendes Sommerjackett mit schwarzen Kniehosen, dazu schmale Halbschuhe, ein weißes Sportshemd und eine leichte seidene Krawatte. Er sah sehr frisch, sehr jugendlich und sehr vornehm aus.

Wir gingen durch einige Gemächer und betraten das Speisezimmer. Es fiel mir auf, daß dieses Schloß mit einer nahezu bäuerischen Freude an bunten Farben eingerichtet war.

Ein Diener erschien. Wolfgang bestellte Tee.

„Du bist hungrig, Walter?" fragte er.

„O ja!"

„Also: hier ist Honig, Gelee, Sumpfdotterblumen, Schinken, Brot . . . ach . . ."

Er stand plötzlich auf, warf dabei seinen Stuhl hin und umarmte mich noch einmal:

„Wie schön, daß du hier bist!"

Natürlich errötete er, sprang an die Tür und schrie, der Tisch sei schlecht gedeckt. Der Diener kam und Wolfgang schlug sich an den Kopf.

„Ich Esel! Willst du ein Beefsteak?"

„Ein Beefsteak?"

„Es dauert garnicht lange. Fritz, wielange dauert ein Beefsteak?"

„Eine Viertelstunde," war die Antwort.

„Ach, Unsinn," protestierte ich. „Was soll ich denn jetzt um halb sechs mit einem Beefsteak?"

Wolfgang lachte und goß sich ein Glas Fachinger ein.

„Prost, Walter! Du kennst unsern Stil noch nicht. Wir leben nämlich hier den Stil englischer Peers. Morgens you take your steak," — er bediente sich hierbei einer manierierten Aussprache —, mittags hungert man, das nennt man luncheon, und abends ißt man im dinnerjacket alles das, was man am Mittag versäumt hat. Das hat Nina hier so eingeführt."

Nina, immer Nina!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich fragte unvermittelt:

„Aus welcher Familie stammt sie eigentlich? Hat sie noch Eltern?"

Wolfgang warf nachdenklich zwei Stück Zucker in seine Teetasse.

„Weißt du, bei Nina muß man nicht fragen, woher sie kommt und wohin sie geht. Nina ist einfach da — verstehst du? —, einfach da."

Ich sah Wolfgang aufmerksam an. Schau an, dachte ich, wie klug er ist! Was er da eben gesagt hatte, war mir nicht fremd. Nina war einfach da, . . . sie war eigentlich . . . seelenlos.

„Sie ist eigentlich seelenlos," sagte ich.

Wolfgang trank seinen Tee. Er stöhnte einige Male wie ein Kind in die Tasse hinein, setzte sie dann ab, sprang vom Tische auf und sagte:

„Jawohl, seelenlos, aber herrlich! — Bist du fertig?"

„Ja."

„Gut. Wie wäre es, wenn wir jetzt aufs Feld gingen und arbeiteten? Ich lasse mir nämlich jeden Abend von unserm Inspektor ein Feld anweisen."

Ich willigte in diesen Vorschlag ein. Wir zündeten uns jeder eine Zigarette an und gingen in den Hof. Dort holten wir uns aus einem Schuppen lange Forken und zogen darauf munter durch den Park.

Einmal wandte ich mich um und blickte zu Ninas Fenster hinauf. Sie waren fest verschlossen und die Vorhänge heruntergelassen.

„Das gnädige Fräulein pflegt bis neun Uhr zu schlafen," sagte Wolfgang, der meinen Blick bemerkt hatte.

Ich errötete und schwieg.

* * *

Wir sind auf dem Feld angelangt und ziehen unsre Jacken aus. Die Kornfelder stehen in der jungen gelbstrahlenden Sonne. Auf den heiteren grünen Wiesen und Weidegründen grasen die roten und braunen Kühe des Gutes und senden den Ton von tiefen Glocken durch das flüssige Licht. Am Horizont suchen auf noch beschattetem Hügel Schafe ihr Futter. Ein Schäfer mit einem großen Hut steht neben ihnen. Er hält den Hirtenstab in der ausgestreckten Hand auf die Erde gestützt, als sei er der Wächter dieses Tales und behüte seine Unschuld. Eine Wolke zieht langsam über den bleichen westlichen Himmel.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„So, nun stellen wir hier die Garbenbündel auf," sagt Wolfgang. „Du bist ja früher auf dem Land gewesen und weißt, wie man das macht. Immer zu sechs auf einen Haufen."

„Bei uns nahm man acht."

„So . . . na ja, wir nehmen immer sechs. Weiß der Teufel, warum. Bald kommen die ersten Leiterwagen vom Gut. Dann gehen wir dort auf das Feld — siehst du es? — und packen das Korn auf. Das macht immer sehr viel Spaß."

Wir arbeiten schweigend und mit gesammeltem Eifer. Die Ähren stechen unsre Hände wund, und ihre Körner rieseln uns in Hemd und Hose. Wolfgang macht manchmal eine Bewegung, als habe ihm jemand kaltes Wasser in den Nacken gegossen.

Später singt er mit klarer Stimme und deutlicher Aussprache einen altfranzösischen Chanson. Da ist von einem Grafen die Rede, dem es nicht wohl erging, weil seine Gemahlin der Majestät von Frankreich allzusehr gefiel.

* * *

Bald vernehmen wir das Rollen und Klappern von Wagen, die über die Landstraße zu uns herauffahren. Wir haben unsre Arbeit gerade beendet, als wir die Rufe der Bauern hören, die mit ermunterndem Einsprechen ihre Pferde einige schwere Hügel erklimmen lassen. Dann ertönt das Dröhnen von Wagen, die über eine hölzerne Brücke fahren, und gleich darauf ziehen sie alle an uns vorbei. In einem der Wagen sind nur Frauen. Sie haben alle rote Tücher um die Köpfe geschlungen. Jedermann wünscht uns: „Guten Morgen!" worauf wir beinahe feierlich unsre Mützen lüften und den Gruß erwidern. In einem Gefährt sitzt ein hübsches junges Mädchen. Ich nicke ihr zu, worauf sie verlegen zu Boden sieht. Ich bin sehr stolz, das erreicht zu haben.

Der letzte Leiterwagen wird von einem Bauernjungen gelenkt, der auf dem linken Pferde sitzt. Er grüßt uns, wie ein Souverän zu grüßen pflegt.

„He, Hans!" ruft Wolfgang. „Bleib du bei uns!"

Hans steigt vom Pferd. Wolfgang legt seinen Arm auf die Schultern des Jungen und führt ihn zu mir heran. Die beiden stehen der Sonne ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen, blinzeln, sind wohlgestaltet, blond, und — seltsam — sie sehen einander ähnlich.

„Ich stelle dir hier meinen Freund Hänschen Kietschmann vor."

Der Junge macht eine Verbeugung, eine leichte, weltmännische, garnicht zu tiefe Verbeugung, und bietet mir die Hand, die ich schüttle.

Er geht fort, um noch einige Bauern zu holen. Ich sehe ihm nach. Er ist schlank und groß gewachsen.

Wolfgang macht ein sonderbares Gesicht und lächelt.

„Nun?"

„Wie?"

„Ist dir etwas . . . wie soll ich sagen . . . aufgefallen?"

„Aufgefallen? . . . Nein, . . . das heißt . . ."

Ich bin mit einem Male verwirrt.

„Er sieht dir ähnlich."

Wolfgang nickt, sieht zum Himmel, zieht die Nase kraus, blinzelt, schluckt herunter und sagt:

„Er ist mein Halbbruder."

„Wie —?"

Wolfgang bewegt seine Hand in einer sehr sprechenden, etwas frivolen Art.

„Mein Gott, . . . wir vergessen, daß unsre Väter auch jung waren . . . Mein Vater lebte hier allein . . . na und . . . wie das so kommt."

Er geht mit graziösem Schritt fort, um die Gabeln vom Graben zu holen.

Ich schüttle den Kopf, wundere mich und vergesse im nächsten Augenblick alles.

Wir arbeiten schweigsam fort.

Hans Kietschmann steht zusammen mit einem Bauern oben auf dem Wagen und packt das Korn auf. Neben uns sind Weiber, die von Zeit zu Zeit miteinander sprechen. Ein leichter, von der aufsteigenden Sonne gewärmter Wind trägt aus der Richtung der andern Wagen den Schall von Reden und Gelächter zu uns herüber.

Es beginnt allmählich heiß zu werden. Die Augen schmerzen ein wenig; ich sehe nichts als flimmerndes Gelb. Die Weiber riechen nach Schweiß. Die Ochsen sind von Fliegen geplagt und schlagen mit den Schwänzen kräftig umher. Ich fühle mich sehr wohl. Nina ist vergessen, vollkommen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vergessen. Wie süß es ist, daran zu denken, daß ich Nina so völlig vergessen habe.

Es schlägt zwölf Uhr, wir hören mit der Feldarbeit auf, trinken Wasser und ziehen die Jacken an.

Ich gebe Wolfgang die Hand.

„Danke für den Vormittag, Wolfgang."

Wolfgang lächelt und nimmt meinen Arm. Wir gehen als Freunde zum Schloß. Wolfgang ist zärtlich und spricht sehr viel.

## 10

Nachdem wir in unsern Zimmern Gesicht und Hände erfrischt hatten, betraten wir die Veranda, um dort zu lunchen.

Nina saß am Tisch. Sie schien sich zu langweilen und benahm sich wie ein kleines Mädchen, das auf seine Mahlzeit wartet.

Ich betrachtete Nina von der Seite. Sie hatte ein steifes weißes Kattunkleid an. Ihr Hals und ihre Arme waren nackt. Auf ihrer Brust trug sie eine Brillantenbrosche, an der linken Hand, der elfenbeinernen mit den langen schmalen Fingern, leuchteten vier herrliche Saphire von mildem Blau. Das kastanienbraune Haar war eine Pracht, eine Krone, ein Akkord von rauschenden, dunkeln Tönen.

„Mein Gott und dennoch, — was ist denn Nina? Ein kleines Mädchen, das sich langweilt! Aber ein Mädchen, das ich liebe? Nun ja, was ist schon dabei? Viele Jungens lieben viele Mädchen. Da ist garnichts dabei."

Ich fühlte mich Nina überlegen.

Ich setzte mich an den Frühstückstisch. Obwohl es sehr heiß war, hatte Nina einen Schnupfen, was mir ganz sonderbar vorkam.

Sie führte ihr Tuch an den Mund und fragte mit einer Stimme, die heute noch näselnder klang als sonst:

„Wo habt ihr denn eigentlich solange gesteckt?"

In diesem Augenblicke wurde es mir recht deutlich, daß Nina garnichts anderes war als eine große, faule, schöne Katze. Ich beugte mich spöttisch vor bis auf die Tischplatte und sagte, von unten zu ihr aufblickend:

„Wir haben gearbeitet, — und Sie, was haben Sie getan?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich habe geschlafen."

„Ah, Sie haben geschlafen . . ."

„Jawohl; ich bin nämlich kein Troubadour, der wie ein Hase mit offenen Augen nachts im Felde schläft."

Hier betrat Frau Seyderhelm die Veranda. Sie begrüßte mich sehr herzlich, schalt auf das freundlichste, daß ich die Nacht draußen zugebracht hatte, und sprach die Erwartung aus, daß ich nun doch die Ferien auf Wiesenau verleben würde.

Man frühstückte.

Es stellte sich im Lauf des Gesprächs heraus, daß Frau Seyderhelm mir am Tag nach der Gesellschaft einen Brief mit der Einladung nach Wiesenau in die Wohnung geschickt hatte, der nicht mehr in meine Hände gekommen war.

Nina begann mit einer Geschichte, die so komisch war, daß wir alle fürchterlich lachen mußten. Sie sprach lebhaft, mit vielen Gesten, erzählte vorzüglich und ward durch ihren Erfolg so angeregt, daß sich der Schnupfen zu verlieren schien.

Wolfgang machte seiner Mutter kopfschüttelnd Vorwürfe, daß die Gänseleberpastete schon seit einigen Tagen nicht mehr genügend auf Eis liege. Dann wandte er sich zu mir und fragte mit einer kindlich hohen, liebenswürdigen Stimme:

„Ißt du Radieschen gern?"

Man hörte von Frau Seyderhelm, daß die Gräfin Königsmarck heute morgen dagewesen sei; man sprach dann sehr lange über die Gräfin Königsmarck. Nina schien sie nicht zu lieben. Wolfgang behauptete, diese Dame röche nach wilden Tieren.

„Wolfgang, so spricht man nicht von einer Dame!" sagte Frau Seyderhelm.

Nina jubelte und begann ohne den mindesten Zusammenhang eine Schilderung zu entwerfen, wie sie auf der Treppe meinen Ranzen gefunden und aufgemacht habe.

„Stellen Sie sich vor, Frau Seyderhelm: er reist mit einem zerrissenen Hemde, einer Zahnbürste, zwei alten Brötchen und dem Werther; den Werther hat er in seine Socken gepackt!"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man lachte sehr. Mich erfaßte mit einem Mal der unbezähmbare Drang, Ninas Hand, die elfenbeinerne mit den spitzen Nägeln und der kühlen Haut, zu küssen. Ich bückte mich nach einer Serviette und berührte wie zufällig Ninas Finger mit meinen Lippen. Nina ließ es ruhig geschehen; sie tat, als habe sie nichts gespürt.

„Es war übrigens garnicht der Werther," sagte ich, als ich wieder aufrecht saß. „Es war die Versuchung des Pescara."

Ich bediente mich mit einer kalten Reisspeise und war von meinem Abenteuer so aufgeregt, daß ich kaum schlucken konnte.

„Oh, die Versuchung des Pescara," sagte Frau Seyderhelm. Und sie fing an, sich des längeren über „Huttens letzte Tage" auszulassen.

Wolfgang zog ein gelangweiltes Gesicht und schlug Nina für den Nachmittag eine Tennispartie vor. Sobald er mit Nina sprach, war seine Stimme zart und fast unterwürfig.

Frau Seyderhelm hob die Tafel auf.

„Schreiben Sie mir später den Namen Ihrer Wirtin auf, lieber Walter," sagte sie. „Man soll uns Ihre Sachen nachschicken."

Ich küßte Frau Seyderhelm die Hand und verbeugte mich vor Nina.

„Spielen Sie Tennis?" fragte Nina.

„Ja, ein wenig."

Sie fuhr mit ihrer Zunge zwischen den Lippen einher.

„Du reitest heute nicht mehr, Wolfgang?"

„Nein; es ist zu heiß."

Ich spürte plötzlich den Duft von Ninas Körper. Ich sah ihren weißen Hals und erbebte.

Nina lächelte.

„Addio, meine Herren. Ich gehe in den Wald."

„Addio."

Wolfgang zog sich in die kühlen Räume zurück.

Ich blieb auf der Veranda und sah in den Park. Nina ging langsam die kiesbedeckte Allee entlang, blieb zuweilen stehen, betrachtete mütterlich ein Blättchen, das sie mit der kühlen Hand liebkoste, pflückte eine Rose vom Blumenbeet und befestigte sie an ihrer jugendlichen Brust. Darauf verlor sie sich — unvergleichlich ebenmäßig ausschreitend — im mittäglichen Gehölz.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gutsglocke schlug ein Uhr. Malatesta, der Hofhund, dehnte sich schläfrig, beroch mißtrauisch seine Pfote und legte sich auf den Rasen. Der Diener räumte den Frühstückstisch ab.

* * *

Am Nachmittag lag ich irgendwo im Wald auf dem Rücken und träumte in den blauen Himmel hinein. Manchmal streichelte ich den schönen Malatesta, der mich begleitet hatte. Es war sehr heiß. Der Hund hob zeitweise den Kopf, stieß, von Wärme bedrückt, den Atem aus der Kehle, ließ die Zunge hängen und hatte feurige Augen. Mich plagten die summenden und stechenden Mücken. Ich begann unruhig und gestört zu schlafen. Böse Träume von großer Leidenschaft und überquellender Sehnsucht verfolgten mich. Ich sah, wie Nina zu mir, dem Schlafenden, trat, ihr mokantes Lächeln lächelte und mit einem Male mütterlich, mit drängenden Händen und junger weißer Brust sich neigte.

Der nahe Gong, der zum Tee rief, weckte mich auf. Die Sonne war tiefer herabgesunken; unter ihren schrägen Strahlen beruhigte sich die Welt und wurde kühl. Ein Wind ging durch die Bäume, der in den Blättern flüsterte und schluchzte. Der Hund war fortgelaufen. Ich fühlte, daß alles nutzlos sei und ich ewig einsam bleiben müsse.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Österreichisches / Von Hermann Bahr

5

Oesterreich wird auf den Balkan gedrängt. Irgendwohin muß es wachsen. Vom Norden, vom Westen abgewiesen, sucht sich seine Kraft seit 1866 einen Weg zum Süden, zum Osten. Nicht sein „Prestige" verlangt's, auf das wir ja verzichten könnten. Aber wirtschaftlich sind wir zu stark geworden, um noch länger in der Ecke zu stehen. Wir können nicht länger bloß unter der Hand leben, wie seit vierzig Jahren. Unser Bürgertum erstickt in der Enge. Da haben wir endlich ein Fenster aufgemacht.

Andrassy schon erkannte, daß wir auf den Balkan müssen. Es gelang ihm, den Kaiser davon zu überzeugen. Sie durften es sich aber noch nicht merken lassen, weil der Sinn des deutschen Bürgertums, von den alten Liberalen beherrscht, sich nicht so rasch in ein neues Österreich fand. Um dieses ungestört vorbereiten zu können, war es notwendig, mit der äußeren Politik immer um die innere sacht herumzugehen, die innere von der äußeren abzulenken und die liberalen Staatsmänner im Innern in Atem zu halten, bis allmählich der Drang der Entwicklung überall so vernehmlich geworden wäre, daß er, unaufhaltsam angewachsen, dann von den Schrullen der Doktrinäre nichts mehr zu fürchten hätte. Es war notwendig, irgendwie das Land zu beschäftigen, um derweil insgeheim verrichten zu können, was das Land brauchte. Es war notwendig, Lärm zu machen und Leidenschaften aufzuregen, um darunter unvermerkt den Weg der Entwicklung einzuschlagen. Ich glaube nicht, daß dies alles damals schon dem Kaiser so bewußt gewesen ist. Aber manche Monarchen haben in der Not einen guten Instinkt. Jedenfalls begriff er, wie bequem es war, die Parteien untereinander so zu verhetzen und in den kleinen Tagesstreit so zu verkeilen, daß keine mehr Zeit noch Kraft behielt, das Wichtige zu stören, das also ruhig geschehen konnte, weil die politischen Machthaber es ja nicht bemerkten. Der Meister dieser Politik, immer wieder einen neuen Streit auszusinnen, in den sich die Parteien verbeißen könnten, war



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Taaffe. Sie hat eigentlich, wenn man es recht überlegt, jeder Nation und jeder Klasse gedient, da jede wieder einmal an die Reihe kam, gegen die andern ausgespielt zu werden; und sie hat (was ihr die alten Hofräte noch heute nicht verzeihen können) das Verdienst, die Begehrlichkeit aller Völker und aller Klassen erweckt und so gereizt zu haben, daß das Rad immer rascher ins Rollen kam, zuletzt bis ins allgemeine Wahlrecht hinein. Und indessen konnte das Interesse der Dynastie, die, um sich zu retten, ein neues Österreich suchen mußte, diplomatisch und militärisch alles vorbereiten, was notwendig schien, ohne von den Doktrinären behelligt zu werden, und konnte ruhig abwarten, bis die wirtschaftliche Kraft angesammelt und ein neues Geschlecht aufgewachsen war, fähig und bereit zu diesem Österreich, das auf den Balkan muß.

Nun ist das Fenster aufgemacht: wir haben Bosnien und die Herzegowina genommen. Und es hat sich gezeigt, daß ein neues Geschlecht dafür bereit steht. Die Macht Aehrenthals über die Stimmungen im Lande, die sich zuweilen wunderlich genug, ja selbst mit heller Komik offenbart, wäre sonst unerklärlich. Es hat sich aber auch schon gezeigt, daß sie nicht weiter kann, wenn es ihr nicht jetzt gelingt, sich im Innern eine große Partei dieses neuen Österreichs, sich ihren parlamentarischen Ausdruck zu schaffen. Jenes System einer äußeren Politik mit Umgehung der inneren versagt jetzt. Das Rad ist bis ins allgemeine Wahlrecht gerollt, und durch dieses ist das Parlament zu stark geworden, um noch länger einen Geheimbetrieb der äußeren Politik zu dulden. Aehrenthal kann nicht weiter, so lange er nicht im Parlament eine große Partei für seine Politik gefunden haben wird. Diese muß er haben. Woher er sie kriegt, mag ihm gleichgültig sein. Und nun wird man sehen, ob die Deutschen fähig sind, den großen Augenblick für sich auszunützen, oder ob sie auch ihn wieder versäumen und sich ausschalten werden.

Der alte Wahn der österreichischen Deutschen, der sie so herabgebracht hat, ist, immer hinter Gespenstern herzurennen, statt einfach national zu sein. Wenn in einem Staate mehrere Völker beisammen sind, gibt es für jedes nur eine einzige Politik, nämlich die, seine ganze Kraft zusammen zu nehmen und körperlich, geistig und wirtschaftlich zum Höchsten anzuspannen; die Eifersucht der andern sorgt dann schon dafür, daß sich keins übernehmen kann. Aber die Kraft der Deutschen in Österreich ist seit Jahren aufgehoben,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weil eine einzelne Frage die gesamte geistige und wirtschaftliche Entwicklung der Deutschen in Österreich versperrt: die böhmische Frage.

Wir anderen Deutschen, die nicht in Böhmen leben, wir Deutschen der österreichischen Alpen haben uns längst in das neue Österreich gefunden, das ein slawisches Reich ist, in dem wir durch unsre Zahl wenig, aber alles durch unsre geistige und wirtschaftliche Macht bedeuten können. Wir fragen uns nicht mehr erst, warum es unsern Vätern nicht gelungen sei, Österreich deutsch zu machen. Wir wissen, daß es jetzt zu spät ist, dies noch einmal zu versuchen. Die Slawen sind zu stark geworden, als daß wir uns zumuten könnten, jetzt noch nachzuholen, was von unsern Vätern versäumt worden ist. Auch haben wir uns abgewöhnt, mit unfruchtbarer Sehnsucht über die Grenzen ins Mutterland zu schielen. Wir wissen, daß unsere paar Millionen Deutschen kein Gewinn, unsre Slawen aber, an Rußland verloren, eine Gefahr für das Deutsche Reich wären. Und wir fühlen, daß wir, in unsrer geschichtlichen Gemeinsamkeit mit Slawen und Wälschen, eine Farbe von besondrer Art angenommen haben, die wir, mit den andern Deutschen vereint, unter ihnen nicht behaupten könnten; das Deutschtum würde ärmer um diese Farbe, der Tausch wäre schlecht, er könnte nur auf Kosten des Deutschtums geschehen. So bleibt uns nichts übrig, als in dem slawischen Staatswesen, dem wir eingeboren sind, unsre deutsche Art zu hüten, alle deutschen Entwicklungen mitzumachen und uns geistig, wirtschaftlich und politisch so zu behaupten, daß der slawische Staat, in dem wir wohnen, unsre Mitwirkung überall spüren muß und also niemals den deutschen Weg verlassen kann. Dazu gehört erstens, daß wir unser deutsches Wesen lebendig erhalten, in einer fortdauernden Beziehung zum deutschen Geist in allen seinen Wandlungen, und zweitens, daß uns unsre Staatstätigkeit und Staatstüchtigkeit den Völkern, mit denen wir leben, unentbehrlich macht. Wir müssen die deutschesten Deutschen sein, geistig und wirtschaftlich in allen Entwicklungen des Deutschtums voran, und eben dadurch von einer solchen politischen Kraft für Österreich, daß dieses uns immer wieder brauchen wird. Darin aber werden wir seit Jahren durch die nationale Frage in Böhmen gehemmt. Sie drängt sich vor und drängt uns zurück, denn sie wird von den Deutschen in Böhmen benützt, von uns zu verlangen, daß wir ihnen die Führung der Deutschen in Österreich überlassen sollen; und diese Deutschen in Böhmen gehen weder auf



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die geistige Kraft noch auf die politische Macht, sondern auf deutsche Straßennamen, deutsche Schilder und deutsche Nachtwächter aus, bloß auf den Schein einer deutschen Vorherrschaft, die längst zerbrochen ist.

Was man in der Politik die Deutschen in Böhmen nennt, sind natürlich nicht die Deutschen in Böhmen. Es ist ein Klüngel von Geschäftspolitikern in Prag, die nicht vergessen können und nichts lernen wollen, von denen sich die Arbeiter längst losgesagt haben, und gegen die die Industrie längst mißtrauisch geworden ist, die aber noch immer einen Teil des ratlosen mittleren Bürgertums und der eingeschüchterten Intelligenz beherrschen. Ihre politische Kunst gleicht völlig der der Italiener in Dalmatien, die eben jetzt dort so jämmerlich zusammengebrochen ist. Auch die Italiener hätten das aufwachende Volk der Kroaten im italienischen Geiste lenken können, wären sie nicht so störrisch gewesen, ihm alle nationalen Notwendigkeiten zu versagen. Auch die dalmatinischen Italiener haben niemals die bildende Kraft ihrer Nation an der sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Erziehung der Kroaten versucht. Auch sie haben sich um nichts im Land gekümmert als darum, ob die Straßen italienisch benannt sind und ob italienisch amtiert wird. Und so sind sie jetzt aus aller Macht plötzlich weggeblasen. Hätten die Deutschen in Böhmen zur rechten Zeit verstanden, den unersättlichen Drang der Tschechen nach Bildung auf deutsche Wege zu leiten, so könnte heute noch dem deutschen Geiste das ganze Land Böhmen untertan sein; und für die Macht des deutschen Geistes ist es doch schließlich gleich, welche Sprache seine Gedanken reden. Die Aufgabe, die Bildung der tschechisch sprechenden Böhmen mit deutschem Sinn anzufüllen, ist von den böhmischen Deutschen versäumt worden. Denn um sie deutsch denken und fühlen zu lehren, hätten sie mit ihnen tschechisch reden müssen. Das aber wurde ja für ein Verbrechen am Deutschtum angesehen, darum lieber ein viel größeres gelitten, nämlich daß alle geistige und politische Macht der Deutschen im Land überall zerstört und das tschechische Volk, das noch fünfzig Jahre lang in der Schule deutscher Denkart hätte bleiben können, in einen sinnlos tückischen Haß alles deutschen Wesens getrieben worden ist, aus dem es nun erst wieder erlöst werden muß, um seinetwillen, um unsertwillen und um Österreichs willen, da es ja doch nicht angehen wird, wie Burckhard neulich geraten hat, die Schlacht am weißen Berge noch einmal zu schlagen, und zwar so lange, bis eins der beiden Völker am Ende vertilgt ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sitzt man in der wunderschönen alten Stadt Prag mit jungen Deutschen beisammen, so geben sie dies alles traurig zu. Sie sehen ein, daß durch die Schuld der Deutschen, die sich, ohne die dazu notwendige Kraft, vermaßen, den Tschechen ihr Recht auf Entwicklung zu versagen, statt (wie doch sonst die Deutschen sich überall als die Helfer und Retter bedrängter Nationen gefühlt, ja lange Zeit darin den wahren geschichtlichen Beruf der Deutschen erkannt haben) den tschechischen Trieb zur Bildung zu fördern und so an den deutschen Geist zu binden, das Land zerrissen, ein Volk dem andern entfremdet und jedes einem lächerlichen Radikalismus ausgeliefert worden ist, der schließlich überall nur die Geschäfte der Polizei besorgt. Sie sehen es ein, und so sitzen sie voll Ekel und ohne Hoffnung da, schon ganz entwöhnt, an den Sorgen ihres Volkes teilzunehmen. Die Jugend des deutschen Bürgertums in Böhmen glaubt an das prager Kasino nicht mehr, aber sie hat nicht die Kraft, aus Eigenem die Verständigung mit der Jugend des tschechischen Bürgertums zu suchen, die sie selbst als unerläßlich erkennt. Und so bleibt das deutsche Bürgertum in Böhmen, weil seine Jugend schweigt, immer noch einer Politik gehorsam, die es seit Jahren von Niederlage zu Niederlage führt.

Die andern österreichischen Deutschen werden sich nun aber fragen müssen, ob sie noch länger zulassen dürfen, daß alle ihre Bedürfnisse vor den prager Geboten zu schweigen haben. Sie werden endlich einmal diese Firma der „Deutschen in Böhmen" prüfen, und es wird sich zeigen, daß ihr weder der Adel noch die Arbeit angehört, daß die deutsche Industrie und der deutsche Handel in Böhmen längst unwillig von ihr los wollen, und daß sie die Jugend nicht mehr für sich hat. Sie werden dann erkennen, wie teuflisch dumm es wäre, ihr die ganze Stellung der Deutschen in unserem Vaterland zu opfern, die für alle Zeit verspielt haben dürften, wenn dieses neue Österreich jetzt ohne sie eingerichtet wird.

Aehrenthal kann mit seiner äußeren Politik nun die innere nicht mehr umgehen. Er braucht eine große Partei, die für sein neues Österreich bereit ist. Die Meinung der Tätigen und Tüchtigen im Bürgertum hat er überall für sich. Benützen die Deutschen den großen Augenblick, um sich mit den Slawen zu verständigen, so können sie ihm ihre Bedingungen stellen. Sie können dafür, daß sie sich seinem neuen Österreich anbieten, verlangen, daß



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es jenes demokratische Österreich werde, das schon auf dem Papier steht, aber immer wieder noch durch unsre reaktionäre Verwaltung verhindert wird. Mit den Demokraten der Slawen vereint, wären sie stark genug, Aehrenthal dazu zu zwingen. Hat er die Wahl, mit einem demokratischen Österreich auf den Balkan zu gehen oder garnicht, so wird er nicht zögern; und die Deutschen könnten sich jetzt ihren Anteil an diesem demokratischen Österreich sichern. Drängt sich aber auch jetzt wieder die böhmische Frage vor und läßt eine Verständigung der Deutschen mit den Slawen und den Pakt einer solchen großösterreichischen demokratischen Partei mit Aehrenthal nicht zu, so wird sich dieser, der auf den Balkan will, mit wem zusammen es auch immer sei, eine andre suchen müssen. Er wird, wenn ihm die Deutschen den geraden Weg versperren, auch ein Abenteuer wagen. Die Klerikalen, im politischen Handel ja gewandt, werden bereit sein, ihre Agrarier verstummen zu lassen; das Geschäft ist ihnen den Preis wert. Die Tschechen werden, wenn er ihnen die Macht über Böhmen gibt, die Demokratie verlassen. Er kann (freilich nur auf gefährlichen Umwegen, die er lieber vermeiden wird) auch ohne die Deutschen auf den Balkan, mit einem klerikalen statt mit einem demokratischen Österreich. Und was wird dann sein? Dann werden die Deutschen in Böhmen preisgegeben, dann wird ein neues Österreich ohne die Deutschen eingerichtet, dann löst sich dieses Österreich von jeder Rücksicht auf das Deutsche Reich ab, dann schlägt es eine katholische Politik auf dem Balkan ein, statt seine Völker zur Demokratie zu führen; und wenn es dann so seinen Beruf auch auf dem Balkan wieder versäumt und auch das neue Österreich wieder am Ende keinen Sinn und keine Seele hat, wird dies die Schuld der Deutschen sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Reden Jesu / Von August Pauli

Wenn hier von Jesus und seinen Reden gehandelt werden wird, so geschieht das nicht im Sinne einer Kirche oder Theologie, nicht, als ob der Leser überredet werden sollte, nun an Jesus zu „glauben", sondern ganz einfach, wie man von einer geschichtlichen Person und ihrem Werk spricht. Über Jesus wird fort und fort unendlich viel geredet und geschrieben, aber das meiste dient mehr dazu, die Bedeutung dieser Erscheinung zu verdunkeln, als sie zu erhellen, und nur verhältnismäßig wenige Menschen wissen etwas mit ihm anzufangen. Es könnte aber von großem Wert sein, ihn zu sehen, wie er war. Vielleicht können wir dem Leser mit einigen Hinweisen behilflich sein.

Was wollte Jesus, was war er? Auf diese Frage erhalten wir, abgesehn von der phantastischen Antwort des kirchlichen Dogmas, in der Regel die Auskunft: Er war Religionsstifter und Morallehrer.

Jesus ist allerdings der Urheber der christlichen Religion geworden, insofern diese geschichtlich aus seinem Unternehmen hervorgewachsen ist. Ob er das aber gewollt hat? Schon der Umstand, daß es gerade die berufenen Hüter der Religion gewesen sind, mit denen er zu seiner Zeit auf Tod und Leben gekämpft hat, dürfte zu denken geben. Daß Jesus weder das Dogma noch den Kultus der christlichen Kirche geschaffen hat, bedarf keines Nachweises. Das Dogma ist das Ergebnis von Spekulationen, von denen er nichts wußte, und der im Kultus organisierten Gottesverehrung hat er das bekannte Wort entgegengestellt, daß Gott im „Geist und in der Wahrheit", das heißt im Leben und durch Leben angebetet werden wolle. Nun bilden Dogma und Kultus ja wohl nur die Außenseite der Religion. Jesus nimmt aber auch in dem, was den eigentlichen Herzpunkt jeder Religion ausmacht, eine ganz andere Stellung ein als sie. Der besteht nämlich in der Anlehnung, die der Mensch in seinen Daseinsnöten an den überweltlich gedachten, geglaubten Gott sucht: aus der harten Wirklichkeit heraus flüchtet er sich in die Arme dieses

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gottes, der ihn daraus erretten oder ihm wenigstens die tröstliche Anweisung auf eine bessere Zukunft geben soll. Die Behauptung mag paradox klingen, ließe sich aber unschwer beweisen, daß Jesus diese Art Religion als eine Versuchung empfand, die sein Genius ihn abweisen ließ, wo immer sie sich an ihn drängte, in der Wüste, wie in Gethsemane: keine Flucht aus den Daseinsnöten in Gottes Arme gibt's für ihn, sondern nur Überwindung der Nöte von innen heraus, indem er Ja sagt zum Dasein und seinen inneren Notwendigkeiten, die er spürt, — „es muß also geschehen" — und die Tragik seines Lebens mit Willen auf sich nimmt. Die innere Überlegenheit, die das Vertrauen zum Dasein als tragende Grundstimmung des Lebens ergibt, — das ist sein Weg. Eine Religion brauchte er nicht zu stiften, die gab's vor ihm und nach ihm, die stiften die Menschen schon immer von selbst, wie sie sich denn auch aus seinem Unternehmen eine Religion gemacht haben.

Nicht besser wird man der eigentlichen Bedeutung Jesu gerecht, wenn man in ihm den Lehrer einer allgemeinen Moral erblickt. Der Zweck einer solchen liegt in den Schranken, die dem Begehren des Einzelnen mit Rücksicht auf das Recht des Nächsten und das Wohl der Gesamtheit angewiesen werden müssen. Für diesen Zweck gehen Jesu Anweisungen viel zu weit, weil sie nicht nur Handlungen, sondern Gesinnungen gebieten, also dem Menschen etwas zumuten, was seinem Willen garnicht untersteht; auch würde ihre wörtliche Befolgung die Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung ins Wanken bringen. Jesus aber hat seine Gebote auch zunächst garnicht an die Allgemeinheit gerichtet, sondern an eine eng begrenzte Auswahl von Menschen, die er das „Salz der Erde", das „Licht der Welt" nennt, Menschen, deren Sittlichkeit besser sein soll als die der Frommen, und die vor anderen etwas „Sonderliches" tun sollen.

Vielleicht kommen wir dem Verständnis seiner wirklichen Absichten näher, wenn wir den Charakter seiner Reden ins Auge fassen. Der wird ja auch selten richtig verstanden. Daran ist wohl der in den Berichten der Evangelien immer wiederkehrende Ausdruck: er „lehrte" mitschuldig. Wir denken dabei unwillkürlich an lehrhaften Vortrag und machen uns darnach von Jesu „Lehre" die ungefähre Vorstellung, daß sie ein zusammenhängendes System von Gedanken sei, analog den Weltanschauungs- und Moralsystemen, die wir vom deutschen Professor her kennen, wenn auch wohl nicht so sorgsam

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgeklügelt, kunstvoll aufgebaut und zusammenhängend vorgetragen wie diese. Aber nichts kann falscher sein als diese Vorstellung.

Gewiß finden wir auch bei Jesus Elemente einer Weltanschauung vor. Der menschliche Geist kann eben garnicht umhin, die Eindrücke der Außenwelt nach irgendeinem Schema zu ordnen, um nicht von ihrer bunten Fülle erdrückt zu werden. So redet auch Jesus von Himmel und Erde, von Gott und Welt, von Engeln und Dämonen, von diesem und dem zukünftigen Leben. Aber er hat diese Weltanschauung nicht ersonnen, sondern übernommen. Es war die seiner Zeit, seines Volkes, seiner Kulturstufe. Er brauchte sie nicht zu lehren, denn er konnte sie bei seinen Hörern voraussetzen. Wo er Eigenes gibt, ist es immer ganz anderer Art.

Jesus war nicht systematischer Denker, sondern Schauer. Aus tiefer Empfindung strömten ihm Klarheiten zu; intuitiv erfaßte er die inneren Zusammenhänge bei allem, was er erlebte; in plastischer Anschaulichkeit wußte er, was er sah, vor seine Hörer hinzustellen. Er sprach also wohl von „Gott", und „Gott" ist freilich ein Stück der jüdischen Weltanschauung. Aber nicht dieses Gedankending hat er im Auge, wenn er „Gott" sagt, sondern den geistigen Untergrund der Welt, der ihm als eine Wirklichkeit überall spürbar entgegentritt. Und was er von Gott sagt, ist nicht Entwicklung eines Gottesbegriffs, sondern Erlebtes, Erschautes. So sagt er einmal: „Der Vater im Himmel läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und regnen auf Gerechte und Ungerechte." Offensichtlich ein Eindruck der lebendigen Wirklichkeit, der damit ausgesprochen ist. Aus dem jüdischen Gottesbegriff wäre die allen Wesen zugewandte unendliche Liebesfülle garnicht abzuleiten gewesen; denn der kannte nur einen eifersüchtigen Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft.

Ebenso sind Jesu Aussprüche über den Menschen und das menschliche Leben stets Erfahrung, Beobachtung, Anschauung. Nur ein paar Beispiele: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat." Eine für unser Empfinden geradezu brutale Tatsächlichkeit, die nie ein Mensch ersonnen hätte. Aber sie beherrscht unleugbar das Leben, vom Geldmarkt bis zum geistigen und sittlichen Dasein. Oder: „Wie schwer kommt doch ein Reicher ins Reich Gottes!" Das ist nicht eine Behauptung, abgeleitet aus dem Begriff eines den Reichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mißgünstig gedachten Gottes, sondern seine mit reichen Leuten immer wieder gemachte, in ihren Ursachen recht wohl verständliche Erfahrung. Wir müssen uns hier versagen, auf weitere Beispiele einzugehen. Es ist aber der Mühe wert, Jesu Worte eigens daraufhin anzusehen; man wird finden: nie abstrakte Gedankengänge, logische Schlüsse und Denkfolgerungen, sondern — soweit es sich nicht um imperatorische Anweisungen oder Ankündigung kommender Ereignisse handelt — stets anschauliche Wiedergabe von Erschautem, Erfahrungen und Beobachtungen, intuitiv erfaßte Zusammenhänge und Gesetze. Und er will damit nicht den Hörern seine Gedanken, sein System, seine „Lehre" mitteilen, sondern ihren Sinn anregen und ihre Augen öffnen, daß auch sie die Wirklichkeit sehen, die ihm vor Augen steht.

Der Gegenstand aber, um den es sich bei Jesus überall handelt, die Wirklichkeit, für die er seinen Hörern Sinn und Verständnis erschließen möchte, das ist der Mensch selbst und sein Leben. Seinem Tiefblick scheint sich das Geheimnis des menschlichen Daseins zu entschleiern. Er hat ein neues Lebensprinzip entdeckt: es liegt im Menschen selbst, Jesus nennt es die „Seele". Sie ist der Schatz im Acker, die eine köstliche Perle. Darum rette deine Seele, in unserer Sprache ausgedrückt: suche dich selbst, ..be aus der Tiefe deines Selbst heraus, verwirkliche, was als Keim und Anlage in dich gelegt ist; das ist die Bestimmung des Menschen und der Sinn seines Daseins. Von hier aus versteht Jesus das Verhängnis, unter dem die Menschen leiden: indem sie die Welt gewinnen wollten, haben sie sich selbst verloren; in ihrem Verlangen nach Glück, Genuß, Besitz, Macht haben sie ihre Seelen verkauft unter die Herrschaft unpersönlicher Gewalten; darum sind sie nun so gebunden, so ohnmächtig, siechen dahin und verkommen wie entwurzelte Pflanzen. Also ändert euren Sinn, verlegt das Schwergewicht in das Sein und Werden, macht euer eingebornes Selbst zum organisierenden Prinzip eures Lebens; dann gewinnt ihr die Überlegenheit, die euch in den Stand setzen wird, alle Lebensaufgaben von euch aus schöpferisch zu gestalten, alle Lebensnöte in Nährstoffe des Lebens umzuwandeln. Da dies aber zunächst nicht jedermanns Sache ist, ruft Jesus Freiwillige auf, Menschen, die der gewöhnlichen Art zu leben müde geworden sind; sie sollen seine Mitarbeiter sein an dem einzigartigen Unternehmen, eine völlig neue Art des Lebens zur Herrschaft zu bringen. Sie sind's

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denen seine Seligpreisungen, seine Aufklärungen, seine Anweisungen gelten; sie sollen als ein Salz die Menschheit durchdringen, die schlummernde Seele, den Sinn für das wahre Leben in andern wecken, und so die völlige Neugestaltung aller Verhältnisse anbahnen helfen, die Jesus im Anzug sieht.

Ist nun das alles ein von Jesus ersonnenes System, seine „Lehre", so hat es für uns nur ein geschichtliches Interesse, etwa wie die Lehre der Stoiker oder Neuplatoniker, vollends in dem Gewand jüdischer Reichsgottes- und Messiasideen, in dem es uns entgegentritt. Handelt es sich aber tatsächlich um Wirklichkeiten, die Jesus erschaut, um Lebensgesetze, die er entdeckt hat, so brauchen wir seine Worte nur aus ihrer zeitgeschichtlichen Einkleidung zu lösen, und sie können für uns von größter Wichtigkeit werden.

Was ist's denn, was wir heute suchen? Wir nennen das Ziel unseres Strebens die Kultur. Aber Kultur ist noch etwas ganz anderes, als die meisten meinen. Kultur liegt nicht nur in Erzeugung von Lebensmitteln, Anhäufung eines unübersehbaren Wissensstoffes, technischen Errungenschaften und Produkten der Kunst. Das ist alles erst das Rohmaterial einer wahren Kultur. Es ist ja etwas Großes, wenn wir nun gelernt haben, auch das Luftmeer zu befahren; aber es handelt sich doch darum, was wir nun mit unseren Kenntnissen und Fertigkeiten anfangen; sonst sind wir trotz aller vermeintlichen Fortschritte auf dem alten Platz. Zu Kultur wird erst die schöpferische Gestaltung des Daseins und alles dessen, was es enthält. Aber woher nehmen wir das schöpferische Prinzip zu solcher Daseinsgestaltung? Woher die schöpferische Kraft? Daß hier die Achillesferse unsrer sogenannten Kultur liegt, ist Einsichtigen schon lange klar. Das Kulturleben, wie wir es kennen, bereichert und beglückt die Menschen nicht, sondern reibt sie auf. Wir sind die Knechte unsrer Fortschritte, unsrer Errungenschaften, unsrer Arbeitsorganisationen geworden. Sie sind nicht mehr um unsretwillen, sondern wir scheinen um ihretwillen da zu sein. Wer ein Auge hat für die Entseelung des Menschen als solchen, die wir unserm Kulturleben verdanken, dem vergeht alle Freude daran. Und doch handelt es sich um so herrliche Güter; verstünden wir sie nur zu nützen, verstünden wir nur, schöpferisch zu leben!

Damit ist aber nun die Bedeutung klargestellt, die Jesus für unser Kulturleben gewinnen kann: wenn's nämlich so ist, daß er Wirklichkeiten geschaut hat, daß sich ihm die Naturgesetze wahren Lebens, der Sinn unseres Daseins,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Geheimnis schöpferischer Kräfte erschlossen haben, dann brauchen wir niemanden nötiger als ihn, um unsere Kultur zu einer wirklichen Kultur zu machen. Das ist ja zunächst eine bloße Möglichkeit; aber schon eine solche Möglichkeit müßte jedem das Herz klopfen machen, der unter den Nöten unserer Kultur leidet, und ihn antreiben, dieser Spur einmal nachzugehen. Da suchen wir nach allen möglichen Erziehern: Rembrandt als Erzieher, Goethe als Erzieher, Bismarck als Erzieher; und den, der vielleicht ein Erzieher ohnegleichen für uns sein könnte, überlassen wir der Kirche, dem Priester, dem Aberglauben! —

Was wir hier zu skizzieren versuchten, ist die Auffassung der Person und Bedeutung Jesu, die Johannes Müller seit einer Reihe von Jahren in Vorträgen und Schriften vertritt. Wir finden sie zusammengefaßt in seinen beiden Werken: „Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt" und „Die Reden Jesu, verdeutscht und vergegenwärtigt" (Erster Band: Von der Menschwerdung), beide im Verlag von O. Beck, München, erschienen, auf die wir alle hinweisen möchten, die sich für das angedeutete Problem näher interessieren.

Wenn Müller der Person Jesu eine solche Bedeutung zuschreibt, so ist das bei ihm kein dogmatisches Vorurteil: er hat gerungen um das Problem des Menschen, um das Problem des Lebens, um das Problem wahrer Kultur, er hat gesucht bei Alten und Neuen; und bei seinem Ringen und Suchen ist ihm die unvergleichliche Größe und Bedeutung Jesu zur Gewißheit geworden. Seine Erklärung der Reden Jesu hat nichts an sich von dem „erbaulichen" Ton, der die Bibelauslegungen der Theologen so ungenießbar zu machen pflegt, wie sie sich überhaupt auf eine ganz andere Auffassung der Sache gründet. Es ist auch keine Erklärung mit gelehrten philologisch-historischem Apparat, so sehr sie die Kenntnis der wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiet zur Grundlage hat. Müller geht von der Beobachtung aus, daß es zunächst nur wenigen gelingt, an Jesus recht heranzukommen. Das Religionsvorurteil wirkt zu stark nach, das zeitgeschichtliche Gewand, in dem er uns begegnet, macht ihn fremd und rückt ihn fern; man müßte ihn erst mit ganz neuen Augen ansehen lernen, um den Menschen in ihm zu finden. Da will nun Müller helfen, indem er die Worte Jesu ihrer Hülle zeitgeschichtlicher Vorstellungen entkleidet, sie dem Verständnis des modernen Menschen nahe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bringt, sie „verdeutscht" und „vergegenwärtigt". Er zeigt, wie in den Worten Jesu die Tatsachen und Gesetze unseres eigentlichen Wesens, die Bedingungen seines Werdens und Lebens, die neuen Tafeln der Werte und die Aufklärung über die Neuordnung der Dinge, der wir entgegengehen, verborgen liegen, und wie damit das lösende Wort für das Suchen unserer Zeit gegeben ist, weil uns hier ein gangbarer Weg zur Lösung des innerlichen, grundlegenden Kulturproblems, nämlich der Kultur des menschlichen Wesens, der „Menschwerdung" gewiesen wurde. So tritt uns Jesus in ganz neuem Licht entgegen, als der wichtigste Faktor aller ferneren Entwicklung: „Er ist der modernste Mensch, den es heute gibt, weil er der Mensch der Zukunft ist."

# Gute neue Romane / Von Hermann Hesse

In den unruhigen Monaten vor und seit Weihnachten hat es wieder Bücher geregnet, und so beängstigend und fast hoffnungslos die Masse aussieht, es waren auch diesmal feine und edle Sachen darunter. Einige Romane, deren Verfasser den Märzlesern schon wohlbekannt sind, haben mich so gefreut, daß ich sie hier besonders nennen und empfehlen möchte.

Der Steyrer Rudolf Hans Bartsch bringt einen neuen Roman „Die Haindlkinder" (Verlag Staackmann, Leipzig). Manche Kritiker haben das Buch mit den „Zwölf aus der Steiermark" verglichen und einen künstlerischen Fortschritt herausgerechnet. Das mag gelten, obwohl solche Vergleiche und Zensuren recht unnütz sind. Jedenfalls wollen wir uns die „Zwölf" um nichts herabrücken lassen. Die beiden Bücher sind gute, blühende Geschwister, ihre Menschen stammen aus einer Familie, sie sind im Herzen des Dichters geboren und nicht nach der Natur photographiert, darum lieben wir sie, gehen ihre Wege nachdenklich mit und haben mehr von ihnen als von vielen wirklichen Menschenbekanntschaften. Die Haindlkinder sind nicht minder reich und musikalisch als ihre ältern Geschwister, und noch tiefer und dringender reden sie die Sprache der Güte und Liebe, ohne welche alle Kunst nur eine tönende Schelle ist. Indessen ist Bartsch nicht nur ein lieber und wohl-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wollender Mann, sondern ein Wisser und Denker, ein behender Historiker und grübelnder Weltanschauer. Eben darum sind seine Bücher so voll, so drängend gefüllt und vielseitig, weil er die Freude am Wissen kennt und hat, ohne die höhere Freude des Denkens entbehren zu wollen. So vermag er mit Ruhe und Behagen Bilder zu entfalten und sich scheinbar an der Welt des Tatsächlichen zu sättigen, um doch immer wieder mit heiliger Sehnsucht auf Gedankenflügeln der höheren Wahrheit nachzujagen, die er mit dem unstillbaren Verlangen des rechten Denkers liebt. Und während er als Dichter des Sichtbaren seine Freude am Malen und Zeigen und Darstellen hat, schreitet er als Denker den stillen einsamen Weg über die Welt der Erscheinungen hinaus, zu Gott, zur Erkenntnis des Alleinen. Andre Dichter gehen an solchen Erkenntnissen zugrunde, über dem leidenschaftslosen Betrachten verlieren sie Kraft und Farbe. Bartsch aber malt mit gleicher treuer Liebe ein Haus und einen Baum und einen Herbstabendhimmel, wie er spekuliert, predigt und bekennt. Dazu hat er die frische Säure eines echten Humors — ich werde seine Schilderung einer Hochzeit nicht vergessen, bei der der arme geängstigte Bräutigam dasteht „wie ein Spucknapf, an den niemand denkt, als wer ihn umwirft".

* * *

In einer billigen Romansammlung, die der Verlag S. Fischer in Berlin herausgibt, und die im Kampf gegen Scherl und die übliche Bahnhofsliteratur vielleicht Gutes leisten wird, erschien ein Roman „Die Erlhöferin" von Jakob Schaffner. Vermutlich und hoffentlich wird der billige Preis des Buches seinen Autor rascher und sicherer bekannt machen als alle Rezensionen. Hier ist über Schaffner wenig zu sagen, die Märzleser kennen ihn schon und wissen, was er kann und bedeutet. Daß das eigentliche und ursprüngliche Erzählen uns fast abhandengekommen ist, zeigt indirekt auch dieses schöne Werk. Nämlich da, wo es kräftig erzählerisch zu werden anhebt, wo starke Wirkungen und Katastrophen kommen, steht bei aller Lebendigkeit die Darstellung doch weiter hinter den rein schildernden Teilen des Buches zurück. Das Furchtbare eines Mordes, eines Selbstmordes hat der moderne Roman längst in die Seele des Täters oder Opfers verlegt, die Situation selber wird nebensächlich und weniger anschaulich, als wir sie bei jedem beliebigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alten Spanier oder Italiener finden. Hier ist durch den Naturalismus, so paradox es klingen mag, die Anschaulichkeit geradezu vernichtet worden. Oder sind nur wir Leser so verdorben? Wir sind gewohnt, die Menschen unsrer Romane so von innen kennen zu lernen, daß ihr äußeres Erleben uns kaum mehr zu überraschen vermag. Werden wir nun doch überrascht, so mißtrauen wir leicht dem Autor. Die Geschichte des Duells in der „Erlhöferin" streift nahe an eine solche Überraschung, und wirklich ist sie im ganzen Buch von allem das wenigst Sympathische. Ich glaube, die wirklich ernsten Leser werden den Kern und Glanz des Werkes nicht in diesem betonten Höhepunkt der Katastrophe sehen, sondern in der klugen, charakteristischen, sprachlich und intellektuell überlegenen Zeichnung allgemeinerer menschlicher Zustände, welche den größern Teil des Buches ausmachen. Die Charakteristik der Stadt am Rhein, das Studentenleben in Zürich, das vom deutschen so sehr und vorteilhaft verschieden ist, das Schützenfest, die Seefahrt und der Ballabend, die erinnern manchmal unwiderstehlich an den Martin Salander und geben ein Bild heutigen schweizerischen Lebens, wie es kein einziger lebender schweizer Dichter gegeben hat und geben konnte. Ein großer Reiz, aber auch die Gefahr des Buches liegt dann in dem schicksalhaft waltenden Unheil, das wir auf der so wohlausgestatteten Bühne ergriffen, aber nicht völlig überzeugt mitansehen.

* * *

Man hat in den letzten Jahren viel von einer sogenannten Heimatkunst hören können, welche den Worten der Prediger nach zwar den Inbegriff aller Kunst, dennoch aber eigentlich erst ein Erzeugnis unsrer herrlichen Zeit zu sein schien. Es klang jedoch dies alles so verworren und verlegen, daß man die Heimatkunstidee eine zeitlang mit unbesorgtem Vergnügen im Durcheinander unsrer Kritik und Ästhetik mittanzen sah. Dann wurde freilich die Sache unangenehm, und es drohte aus den Händen jener Alleskönner, die stets das Gangbare machen, eine Flut von Treuherzigkeit und Erdgeruch, die denn auch nicht ausblieb, doch trösterlicherweise schon am Verrinnen ist. Es lag dieser ganzen Sache der richtige und uralte Gedanke zugrunde, daß erstens Land und Leute einen Zusammenhang untereinander haben, zweitens der Künstler fast immer in den Erinnerungen an die Kindheit und Heimat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſeinen reichſten Schatz beſitzt, da das Kind rein und abſichtslos aufnimmt. Man dachte, immer mit allem Recht, an Goethes „Dichtung und Wahrheit“ und andre Beweiſe für jene alten Wahrheiten, dann kam die Sehnſucht der Großſtädter nach dem Lande hinzu, und plötzlich war die Heimatkunſt erfunden, genau betrachtet ein Mißverſtändnis und Armutszeugnis, ein neuer Verſuch des uralten Philiſterbedürfniſſes, Kunſtgeſetze aus den aktuellen Geſchmacksrichtungen und Modewünſchen ſeiner Zeit abzuleiten.

Nicht als einen Triumph der Heimatkunſt, ſondern einfach als einen erfreulichen Zufall ſehe ich es an, daß die beiden ſchönen Bücher, von denen ich eben ſprach, zugleich Zeugnis zweier Volksarten ſind. Schaffner iſt in der „Erlhöferin“ ebenſo typiſch ſchweizeriſch, wie Bartſch in den „Haindlkindern“ öſterreichiſch iſt. Beide lieben nicht nur die Kraft und Tugend ihres Stammes, ſodern kennen auch ſeine Schwächen und Fehler, haben ſelber mit halb bedauerndem, halb humoriſtiſchem Bewußtſein an ihnen teil und ſtellen ſelber nicht üble Abbilder und Vertreter ihrer Stämme dar.

Zu ihnen kommt nun noch ein dritter, ein Schwabe. Es iſt Ludwig Finckh mit ſeinem Buch „Rapunzel“. Vielleicht ſtehe ich dieſem Schwabenbuch als Schwabe und dem Dichter als Freund zu nahe, um kritiſch darüber reden zu dürfen. Aber in aller Kürze möchte ich doch bekennen, daß dieſes kleine Buch mir nicht nur lieb und ſympathiſch und treuherzig, ſondern auch ein Kunſtwerk zu ſein ſcheint. Trotz aller Vorſicht im Vergleichen muß ich beim Leſen hin und wider an Mörike denken. Mit ihm hat Finckh freilich nicht die formale Künſtlerſchaft des an der Antike geſchulten Bildners gemein, wohl aber die geheime Quelle ſeiner Dichtung, die Art, zu ſehen und zu leben, das liebevolle Sichverlieren an kleine Dinge und die reine Ehrfurcht, ſobald es ſich um große handelt. Das Buch „Rapunzel“ iſt auch in jener ſelben Art ſchwäbiſch wie das Hutzelmännlein, der Pechſchwitzer, der Tröſter von Mörike, nämlich ungewollt und ohne jede künſtliche Verengung des Horizontes (was „Heimatkunſt“ wäre). Daher kann jedermann ſeine Freude daran haben und es bis zur Neige genießen, und doch bleibt für uns Schwaben ein angenehmer Reſt, von dem wir wiſſen oder meinen, daß er uns ganz allein gehört und daß wir ganz allein ihn ohne jeden Abzug verſtehen und ſchlürfen können.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vor einiger Zeit hat Wilhelm Schäfer wieder darauf hingewiesen, wie sehr fast alle Dichtungen unsrer Zeit an eben dieser Zeit hängen, und wie wenige ihrer ganzen Haltung nach Aussicht haben, diese Zeit zu überdauern. Er deutet mit Recht bedauernd und zürnend auf die Verwahrlosung unsrer Prosa hin. Nun gibt es ja Dichter genug, es sind die sogenannten Ästheten, denen eben die Pflege der Sprache, des Stiles am Herzen liegt, und die mit allen Mitteln dahin streben, vom Stempel ihrer Zeit frei zu bleiben. Doch wird es nicht hierauf ankommen, wenn es sich um die Dauer von Kunstwerken handelt, sondern auf die Summe von Leben und den Grad von Kraft und persönlicher Größe, die ein Dichter hat. Wäre es anders, so müßte Platen länger leben als Goethe. Doch ist immerhin eine traurige Vernachlässigung der Form der Fluch unsrer Dichtung, in welcher ja sonst auch der Roman nicht so sehr überwiegen könnte; und unter den Berühmten von heute ist keiner, den man sich einmal als „Klassiker" vorstellen könnte. Sehen wir die heut besprochenen Bücher darauf an, so finden wir Bartsch mit allen Wurzeln in seiner Zeit haftend; Schaffner ist schon kühler und strebt nach einer gewissen Distanz, Finckh aber wirkt, ohne es zu beabsichtigen, fast ganz zeitlos. Doch wäre es falsch, daraus ein Werturteil zu machen. Es gibt Zeitbücher, deren Glut ungeahnt lange wirkt, und es gibt scheinbar zeitlose Dichtungen, denen keinerlei Dauer zukommt. Wenn nun auch Finckhs Buch keineswegs zu den zweiten gehört, so gehört doch vielleicht Bartsch zu jenen ersten.

Jedenfalls liegt im Stilisieren das Heil nicht allein. Es liegt schon eher im persönlichen Verhältnis der Dichter zum Zeitlosen, und wenn die Modernen nicht alle Ästheten zum Kehricht geworfen hätten, könnte ich mich einfach auf die Kunstlehre Schopenhauers berufen, der mit allen Irrtümern im einzelnen das Wesen der Kunst besser und philosophischer ausgedrückt hat als irgend jemand seither. Doch glaube ich wohl, daß der wahrhafte Dichter, auch beim innigsten Verhältnis zu den Dingen seiner Zeit, niemals mit der Tagessprache seiner Zeit zufrieden sein kann. Ein Buch ist im schlechten Sinn modern und vergänglich nicht dann, wenn darin Automobile und Tagesfragen vorkommen, sondern wenn es die Sprache seiner Zeit spricht, die übermorgen veraltet sein wird, statt der Sprache, die stets gilt und stets wächst, und an deren Baum der unterste und älteste Ast noch immer grüner



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:24 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist als die Tagessprache von vorgestern, für die man ganz gern den scheußlichen Ausdruck Jargon braucht. Es schreiben aber neun Zehntel unsrer Dichter Jargon.

Darum mutet jedes redliche Mühen um die Sprache edel und gewinnend an. Der Versuch, die vergänglichen Dinge von heute in einer Sprache darzustellen, die das Morgen nicht zu fürchten braucht, ist immer nobel. In dieser Hinsicht interessierte mich ein Roman von Otto Stößl, „Sonjas letzter Name", den der Autor einen Schelmenroman heißt, ohne daß er es eigentlich wäre. Wenigstens denke ich mir bei jener Bezeichnung unwillkürlich die bis zur Grausamkeit unbekümmerte Auffassung und Darstellung der alten Schelmendichter, etwa des Quevedo, dazu. Und die hat Stößl nicht, vielmehr ist er zweifellos ein zarter und inniger Mensch mit großem Mitgefühl und einem feinen Gewissen, für den der Schelmenroman nur eine Maske sein kann. Doch braucht diese Titelfrage uns nicht zu kümmern. Das Buch selber ist die Geschichte von zwei abenteuerlichen Existenzen. Ihre Abenteuer, Verlegenheiten, Triumphe, Nöte, heikeln Situationen erleben sie mit der Selbstverständlichkeit von Abenteurern, die jedoch der Dichter nicht teilt, sondern eben als etwas ihm selbst Fremdes und Interessantes darzustellen strebt. Daraus entstand vielleicht kein reines Kunstwerk, wohl aber ein sehr interessantes Buch, in dem ein zarter und feinfühliger Dichter nach Kühle und Ruhe ringt. Im Gegensatz zu den vielen Büchern von halb oder ganz autobiographischer Art interessiert diese Form, die den Dichter in Verstecke und Masken führt, und die außerdem sehr viel ernste und entsagende Arbeit verbirgt. Das scheinbar kühle Buch wird bei solcher Betrachtung warm und zeigt Dinge, die manchem wichtiger sind als die Schicksale der beiden Schelme. Es zeigt einen liebenswerten Dichter, der sich selbst nur auf Umwegen herzugeben wagt. Aber schließlich gibt er sich doch und man hat an ihm mehr als die kurze Freude einer angenehmen Bekanntschaft.

Ganz und gar ein Zeitbuch, doch ein schönes und ernstes, ist die „Familie Hellmann" von Rudolf Huch. Es erzählt eine sehr einfache und nüchterne Geschichte, malt ein Stück Leben mit künstlerhafter Unerbittlichkeit hin und führt überall zu philosophischen Endfragen, ohne in seiner resignierenden Gelassenheit sich je in sie zu verbeißen. Es widerstrebt mir hier wie immer, den „Inhalt" des Buches zu erzählen. Denn wenn man das tut und sich dann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen exzerpierten Inhalt ansieht, so ist er immer die Nebensache und nie das Wesentliche. Wir erfahren in Huchs Roman, wie ein Abiturient zum Studenten, zum Hilfslehrer und zum Oberlehrer wird, und was in dieser Zeit ihm und seiner Familie begegnet. Es sind Verlobungen und Entlobungen dabei, Sommerfeste und Studentengeschichten, das kühle, etwas trübe Bild jenes Lebens, das tausend Kulturdeutsche führen. Es endet mit einem inneren Abschluß, den man als Sieg oder als Niederlage ansehen kann, der stille Autor schweigt und läßt uns darüber denken wie wir mögen. Es ist so schwer, Siege und Niederlagen richtig zu unterscheiden, und Glück und Pech, und Gut und Böse. Das ist der Grundeindruck, und dabei schaut doch die tröstliche Ahnung wirklicher Werte aus dem Schleier der traurigen Erzählung, wie sie aus jedem Kunstwerk schaut.

# Aus Napoleons Zeiten

## Erinnerungen eines altbayrischen Soldaten

(Fortsetzung)

Wir kamen nach Ensbruck, da beckamen wir gutes Kwattier, und guten Wein, es war die Hauptstadt, eine schöne Resitenz. Wir marschierten, in die Gegend Bozen und müßen underwegs wieder zurück nach Ensbruck in die Garnisohn auser der Stadt welches ehmahl ein Frauenkloster war, nach edlichen Tagen bekam ich von meinem Herrn Pfarer Donnersperg einen Brief das mein Vatter gestorben sey Ich kränckte mich vieles aber was konnte ich anders als an seinen zuspruch denken und für im Bethen. In dieser gegend sahen wir niemals keinen Schnee, Es war anfanngs März da müßen wir die Stadt verlassen. Wir kamen einige nach Bersten, 2 in ein Kwattier ich übergab das Biled dem Haus-Hernn, ein Dicker schon Bejahrter Mann war auch Offizier bey der Lanndwehr, 6 Starke Bursch noch im Haus, er befahl keine Freundschaft mit uns zu machen da gab es Fenstere Gesichter, diese Bauren haben im brauch des Abents einen Rosenkranz zu bethen, wir wusten von diesem gebrauch nichts, Als die Anndacht vorbey war, geng auch heimlich under ihnen



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Rede uns zu ermorten. Eine Thochter von im kam heimlich zu uns both uns des Abents dieser Andacht beizuwohnen, wir Solltaden waren freilich lange Gebether nicht gewohnt, sie sagte blos ihren rohen Vatter zu besenftigen, wir gehorchten. Als die Anndacht vorbei war, redete der Alte schon Freundlicher, ich lies mich auch öfter mit im in ein Kriegs-Gesprech ein und ließ im das recht und so beckam ich ein gutes Kwattier. Das einzige war das sie die Königlichn Gesetze nicht annemen wolten, und uns immer heimlich zu thöten suchten. An einem Abent, sasen wir mehrere vor einer Bauren-Hütte frölich beysamen, ein Baur schlich heimlich herbey, und zerspalltete einem mit einem Stein den Kopf so das er in etlichn Minutten in der Ewigkeit war, wir verliesen dies Ort, kamen nach Oberdorf, welches eine Stunde ober S. Johann liegt.

An einem Fest-Tag nach dem Nachmittäglichen Gottesdennst wahren viele Baursleute versammlt welche von 3 Stund weit hiher gekomen waren ein Spasmacher von uns, gab sich vir einen Saildánnzer aus, bant ein Sail an den Kirch-Thurm zog es über das Wirtshaus welches neben der Kirche stund, stelte einen Schubkarren dazu und setzte zwei Kinder darein mit diesem wolte er auf den Thurm fahren, die einfalltign Bauren sperrten das Maul auf und glaubten im. Er sammlte zufor ein Trinckgeld, wobey er viele Groschen erhalten, er verschob seine Kunst, bis auf den Abent da kam heftiges Donnerwetter, und Regnete fürchterlich, er entschuldigte sich und schob seine Kunst auf den nächsten Sonndag, die Bauren vermerkten seine Schlauheit fingen in und gaben im brav Ohrveigen, das ihm das blud zum Mund herausstoste, den sie musten im starcken Regen zu Nachts nach haus. Wir Kammeraten lachten über sein letstes Drennckgeld*) und gengen dann zur ruh. Nach edlichen Tagen verliesen wir das Ort und kammen nach Jochberg, in einem schönen Morgen bestigen wir trei, einen der höchsten Bergen, wir sahen ein tiefes Thal zwischen zwei Bergen, wir weltzen Steine in das selbe, das krachen der Felsen und hernach getös eines Wassers zu hören, machte uns vergnügt wir sahen ein groses Felsenstück wolten es in die thiefe welzen, aber laiter Gott was geschah? es nahm eine andere wendung sprang einer Baurenhütte zu welche eine Fierdelstund von da entlägen kam an das eg der selbn

*) Trinkgeld

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und zerschmeterte das ganze Haus, wie wir hörten; Bauren welche mit Brigeln gegen uns kamen, machten wir uns schnell rechts umckehrt, liefen einen unbeckannten Weg, stehen in Gefahr zu stürzen; Endlich kamen wir auf ein Dorf welches Aurach hies, zum unserem Glück wahren eben einige der unsrigen Jäger einkwattiert, wir mischten uns schnell under dieselbn, als die Bauren kammen mit denselben Stritten, schliechen wier heimlich durchs Dorf, müsten einen Umweg machen, und die ganze Nacht marschieren, bis wir in unser Kwattier, zurück kamen. Nach einigen Tagen verliesen wir wieder die Gegend, und kamen nach Kitzbühel. . . . Ich war 3 ganze Monat in Kwattier, und wir alle waren, in dieser Gränze, des Lebens nimals sicher wegen der Unruh der Bauren, des andern Tags kam ich auf Battroll, eben da entstant eine Refuluzion der Bauren gegen Millitär in einem andern Thal, und wir erwarten auch den angrif gegen die unsrigen, als ich nach Haus kamm, wahren meine Hausleute ganz bestirzt über diese Geschichte, und standen wie fersteinert da, ja sie schwuren mir bei Gott mein Leben zu Retten, sie zeigten mir auser dem Haus eine ferborgene Felsenklüfte, ich sah es mit traurigen Blick, danncke ihnen für ihre sorgfalt, und wünschte aber ja nicht dieselbe zu gebrauchen, ja sie schwuren mir nochmal bei Gott, für mein Leben, und Nahrung zu sorgen, ich konnte euch noch von den harten Bürger mannches traurige erzählen, ich habe keine Zeit mehr den wir müßen in das Königreich Preüsen weil uns da Krieg angekünted war, ich nahm Abschiet, und sie begleiten mich bis an das Thal, wir marschierten, nach S. Johan, da versammlete sich das Barthalion, wir machten einen Ummweg durch das Gebirg und kamen an die Festung Kopf-Stein; von da nach Rosenheim und München, under wegs sah ich öfter um nach dem Keiserberg; welcher sich mit seine 3 spitz über alle erhäbt;

Ende des ersten Östreichischen Feld-Zugs.

* * *

## Anfang!
## Des Breüsischen Feldzugs.

Den 1 ten Ocktober 1806, haben wir Thiroll verlassen, und wahren 2 Tag in München, es war wircklich der Krieg erklert, Keiser von Rußland, König von Preüsen und König von Sachsen. Diese 3 Monarchen sagten



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Keiser Nabolion von Franckreich, König von Wüttenberg und König von Bairen Krieg an. Wir marschierten vorwärtz, als nach Engolstat. Eichstädt. Ansbach und Baraid, endlich in die schöne Gegend Bammberg. wir haben starken marsch und nimals einen Rasttag, als die Preußen, die Schlacht bei Jána verlohren marschierten wir durchs Königreich Sachsen. Werend dem marsch hat sich nichts merckwürdiges ereignet, endlich kamen wir in der Hauptstadt Dresten an. eine grose Stadt ligt an der Elbe wobei eine Steinerne Brücke über dieselbe. in der Neustadt sah ich den ehmahligen König von Bohlen, von Erz gegoßen in einer starcken Mannsgröse, sitz auf einem grosen Pfert, mit blosem Haupte. Wir wahren 3 Tag hier, und hatten gelegenheit die schöne Stadt zu beschauen besonders das schöne Zeughaus, welches die Frannzosen beinahe ganz ausreumten, sie stelten Schiffe in die Elbe, dise wurden mit Kriegsrüstung belaten besonders mit großen Kanonen und Kuglen, von uns wurden 50 Mann komantiert auf den Wasser Dranzborth nach groß Glogau eine der grösten Festung in Sachsen, gleich darauf wurden wieder 30 Mann Komanntiert, wo ich dabei war, mit einer Mondur tranzborth nach Berlin in die Residenzstadt des Königs von Preisen. Wir haben großen marsch, und wahren oft des Lebens nicht sicher wegen der vorspann und ablösung der Bauren als wir nahe der Stadt kamen, war es Abent, und müsen hinter derselbe vorbey, einen jeden Ergerde[1]) es die schöne Stadt nicht zu sehen, da wurden wir von andern abgelöst und nahmen unsern marsch wider zurück nach Bauzen. eine große Stadt in Sachsen da versamelte sich wider unser ganzes Barthalion, und wir marschierten Rechts bis an die Böhmische Gränze, diese war von den Östreicher besetzt, weil damals der Keiser von Östreich in diesen Preüsen-Krieg war Netheral[2]) geblieben, als wir Edliche Marsch zurück gelegt kamen wir in eine Gegend wo nimand Deutsch sprechen könte sie nenten es das Wentische. die Einwohner desselbn fierten eine besondere Sprache, die reinigkeit und Kwattier wahren schlecht, aber der Kleidertracht der Weibsbersohnen merckwürdig, als Hellrothe Strimmpfe schwarze Röcke kaum bis an die Knie blau und weis getruckte Hemmtermel roten bont auf dem Kopf, den Schaggo Ehnlich. Von da

[1]) ärgerte
[2]) neutral

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

marschierten wir lengs schlösien zu gegen der Hauptstadt Breslau, wir marschierten durch Wälder und trüben die Preüsische Batterol zurück, welche gut verschanzt war, des Abends schlichen wir Jäger heimlich durch die Vohrstadt, stelten uns hinter Heüser und in Gräben, als dieß die Preüßen merckten Feurden sie häftig mit Kanonen gegen uns, warfen auch Bechkränze auf die Heüser und steckten sie in Flammen, um uns zu vertreiben, auser der Vorstadt, wurden von uns Kanonen verschanzt und Feurten fürchterlich in die Stadt so das die Flammen in die höhe stiegen und wir hörten ein jamergeschrai der Einwohner, rings um die ganze Stadt wird von uns ein groser wahlgraben aufgeworfen so das mehrere Dausend darin wohnen, die meisten Kuglen der Preusen gengen über unsere Köpfe, nur das Battrollieren in der Vorstadt herum war für uns gefählich da wurden viele Blesierd oder verlohren ganz das Leben. Es war anfangs Detzember, als wir die Festung belagerten; Die meisten Heüser in den Vorstädt, wurden abgebrand, und jemmerlich zerschoßen so das wier zulezt noch in die Keller verstecken müßen, an einem Abent, werden 12 Mann auf ein Biget[1]) kommantiert müßen über einen Kanal von Unrat, worüber ein Bret gelegt, als die hälfte darüber war spilte eine Granatkugel der Preüßen uns endgegen sie sprangen schnell zurück, das Bred sprang in zwei und wier Stürzten 5 Mann, in die Tiefe. ohne hilfe wären wir zu Grunde gegangen. das war ein Fürchterlicher geschmack, der Offizier befahl uns zu Waschen, es war ein einziger Brunen hier wobei man aber ohne gefahr des Lebens nicht hin komen könte, wier müsen gehorchen zu unserm Glück wahr es Fünster, die Preüßen vermerckten es nicht, als die Mundur gewaschen müßen wir noch die Stenckente[2]) Mundur an unsern Leib trocknen, und so die ganze Nacht auf Biget stehen, wir estarten vor Frost, nach edlichen Tag bekomen wier Endlich von denen Blesierden welche gestorben waren eine andere Mundur. Im ende des Monnats Befahl Hironimus-Bonobarti die Stadt zu stürmmen, wir verlassen diese Vorstadt, und marschierten in eine andere welche im Brand stand, wir schlichen durch dieselbe, zu Mitternachts, und kamen, ingeheim bis auf die auserste Battri der Preußen, wir fengen an zu stirmmen und triben die

[1]) Pikett
[2]) stinkende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Preüßen zurück wir erheben ein solches geschraü, schiesen und laufen der Stadt zu sie aber Feurden gegen uns, doch gengen die Kuglen zu hoch über unsre Köpte. Franzosen legten schifbrücken über die tiefen Wassergräben wir bestiegen dieselbe und Arbeiten bis anbruch des Tags vergebens, endlich müsten wir zurück, diese Vorstadt get nicht bis ans Thor, war Edliche hundert schrit von da endlegen, wobei eine Wise endzwischen war, dadurch ein Graben gezogen, welcher mit Morascht gefült war, bey 40 zig Mann sprangen en denselben das Leben zu Retten krochen auf dem Bauch bis an die Vohrstadt und keiner wurde beschedigt, aber wohl eine schmuzige auferstehung. Wir welche der Vorstadt gerat zulaufen, wurden viele Blesiert und zu Boden gestreckt, die mehrere wahren schon vorwerts, zwei stellten wir uns hinter eine Maur, von einem abgebrannten Haus, um da zu Ruhen, oder um zu sehen ob wier unser Leben Retten, wehrent dem kam eine große Kugel, schlug die Maur zusamen, unvorsehens nahm ich meine Flucht sprang über einen abgebrannten noch Rauchenten Schutt, und Stürzte, es feng an under meine Füße zu sencken, ich dachte an einen Brunen oder Keller, ach Gott? das Gewer, war meine Rettung, es fiel überzwerch auf einen Balken ich hielte mich fest an das selbe, und schwang mich in die höhe,. Als ich bei 50 zig Schritt gelaufen, sah ich meinen Kammeraten auf der Strasse liegen welcher sich im Blud weltzte, ich sah 20 hinter einer Maur und stelte mich zu ihnen wobei einige Blesiert wahren, wir wagten es im zu helfen, aber vergebens, ohne gefahr unser Leben selbst zu verlieren, den die Kuglen kamen wie Regen gegen uns, auser der Vorstadt versammelte sich nach und nach, das ganze Barthalion blezlich. Tode sah ich nicht viel, aber Blesierten, ja ich sage das Sturmm Laufen, bei einer Festung ist eines der erschrecklichsten werckzeig des Krieges. Wir müsten über diese Wassergräben, und Balesaten und der Feund laurt hinter demselben auf uns, jeder wünschte, nur eine Stunde zu Ruhen aber vergebens wir musten auf unsre alte Vorstadt zurück, auf die euserste Vorbosten derselbn, nach einige Tag, wurde ein Trumbeter eingeschükt um die Festung zu über geben, aber vergebens kamm er zurück, Hironimus ergrimte, und befahl diese Nacht, die Stadt zu Bommbertieren, ich bin wircklich auf dem vorbosten nahe am Thor war auch schon Lengst unbeslich,*) die Nacht rückte eben an alles war still und Ruhig, da rollte auf

*) unpäßlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einmahl der Donner der Kanonen, wohl mehr als 40 krachten, die Erde schitterte, feurige Kuglen spilten in den Lüften hin und her, die Franzosen feurten mit großen glühentem Kuglen, diese hagletten durch die Stadt, und zerschmeterten, die Heuser, Feursflammen stiegen in die höhe, wir hörten von kleinen Kinder und großen, ein erbärmliches jamergeschrei der ganzen Stadt einige hörten Hironimus sagen diese Stadt wollte ich die Nacht ganz zerstören, er setzte aber bei: was nützte mich ein Steinhaufen, ich dachte, das erbärmliche jammergeschrei der Bresslauer habe ihm sein Herz gebrochen, er Befahl unsere Kanonier still stand zu machen und die Einwohner haben wohl zu thun genug diesen Brannd zu löschen. Das geschah nach dem Neuen Jahr, 1807. Nach einige Tag wurde wider ein Trumpeter eingeschickt, die Stadt zu übergeben, oder man wird nochmahl gewalt anlegen. Endlich aus Furcht der Bürger, sie ganz in den Brand zu stecken, übergaben sie sie freywillig, jeder Freute sich gute Tage zu beckomen, und mich überfiel ein heftiges Fieber, den 5 ten Jäner Marschierten die unsrige ein, und wir Krancken wurden auf den Wagen geworfen und so hielten wir den einzug und wurden in das Lazaret gebracht, mein Fieber nahm Täglich zu und litt große Schmerzen, endlich nach 14 zen Tag enderte sich meine Kranckheit, ich beckam Aputit aber wenig zu Essen, den bey so viele Dausend Krancken kan keine Ortung getroffen werden. werend dem hörte ich das unser Jäger Barthalion schon den 8 ten Jäner von Breslau wider ausmarschiert um die Festung Glaz zu Belagern welche 20 zig Stund von da endlegen und die geschickten Frannzmänner blieben in der Stadt und hatten gute Täge, wehrent dem ereignet sich eine Geschicht in meinem Zimmer, ein Scharrschant von uns glaubete man Gestorben zu seyn, ein Krankenwärter, nahm in auf die Achsel und warf in in die Todenkammer, zu seinem grösten Glück war eben ein Wagen vol Toden ausgefiert, bald warf man einen andern auf ihn. jetzt bemerckte wer an im eine Bewegung, so kan es leiter bey Kriegszeit oft geschehen er kam in sein voriges Lager, kam wider zur Gesundheit und machte noch den ganzen Preusischen Feldzug mit. 1809 ist er in der Letzten Refoluzion im Thiroll von den Bauren erschlagen. Ich kam ganz zur Gesundheit. Anfangs Hornung, beckam ich eine Spittal endlassung und beckamm in der Stadt auf edliche Tag Gwattier. Es solte mir meine Mundur gegeben werden aber leiter sie war verlohren gegangen und bekam nur eine Schlechte ich beckam

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gutes Kwattier und hatte Gelegenheit die Stadt und Vohrstät zu besehen wo wir wehrent der Zeit grose Lebensgefahr ausgestanten; jedem Schauterte der Abgebranten Heuser, der Unglücklichen Bürger, mein Hauswirth erzählt mir von dem jamer und Elend welche sie wehrent der Belagerung ausgestanten, als ihr die Stadt beschossen und Sturmet, man fant einige Tode und Blessierte Bürger en den Gassen und Heuser. dieser jamer war nicht zu beschreiben; Mittel Hornung, kam ein Dranzborth, wir wahren 18 Mann welche aus dem Spittal geckomen und müsen zu der Festung nach Glaz; Wehrent dem Marsch haben wier Schnee, und rohen Wind und glabte das Spittal auf ein neues zu besuchen wegen meiner schlechten Mundur, als wir da anckamen fanden wir die unsrigen im Lager, bald kam ich auf den Fohrbosten, ich soll mich vor dem Feund vertheidigen, vermag kaum vor Schwähe alleinig stehen, in diser Belagerung, habens wir nicht so hart wie bey der vorign. Nur der Schnee und grose Kelte war das Härteste vir uns, und immer auf dem Freyen Feld Kunbieren.*) Am Ende Hornung wurden wir abgelöst und müsen wider nach Breßlau, zurück, jeder glaubte gute Tag zu beckomen, als wir da anckamen wahren wir nur 2 Tag hier.

Wir erhalten Nachricht, nach Warschau zu Marschieren welches die Hauptstadt in Bohlen war. Welche huntert und 10 Stund von Breßlau ligt. Dieses Land, war für uns Deutsche unser Gesundheit schätlich, wegen dem schlechten Wasser, in einige Gegenden, sie fürten es von Dächer und Bühel in Thüfe Gräben welche nimals gereiniget werden wo Krötten und besondere Eidechsen Würmer Loschieren, ich sah eimahl einen Bauren Wasser schöpfen; in seinem Gefäß brachte er vor: eine ermathete Krötte, mit dem ofnen Engewait, er nahm es gleichgültig in die Hand legte sie suttil vor sich, und Tranck mit grösten Abutit. Ich war recht elend den ganzen Marsch, noch wegen schwäche meiner Kranckheit, wir hatten Schnee und rauhe Wind starcken Marsch und nimals einen Rasttag wohl Kwattier aber die Armme Bürger hatten selber nichts. Wir vierten ihnen das Vieh aus dem Stall und müsten es selber Schlachten. Da erhob sich wohl ein ärbärmliches weinen der armmen Bürger. — Als wier 50 Stund zurück gelegt kamen wir auf ein Städlein welches Pettergau hieß, wohl Elend von Holz gebaut,

*) kampieren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

worin lauter Armme Juden wohnen, aber dabey auf einer kleine Anhöhe ein großes Kloſter. die Franzoſen legten in dieſe Kirch magizin, und erichten aus dem Kloſter ein Lazaret. Als wier nohn nahe zu Warſchau kamen da ſahen wir zum erſtenmahl, unſern Geliebten Königlichen Prenzen Ludwig welcher aus Pariß, von Franckreich zu uns geckommen und das Komanto der Bairiſche Armmee übernahm. Er ſtelte ſich in unſre Mitte, ſprach uns Muth und Dapferkeit zu, mit dieſer Anhrede. Es fraut mich wohl Herzlich das ich bey meinen geliebten Bairen bin. Vor der groſen Stadt und dieſe Gegend ſahen wir wohl mehr als Dauſend Windmühlen dreiben; Endlich marſchieren wir über die Weichſel, woriber eine lange Schiffbrücke geſchlagen, das war einer der gröſten Flüſſe über welche ich ſchon gegangen bin, da kamen wir in die Stadt, das war eine die gröſte welche ich geſehen, wier wahren 3 Tag hier ich hatte gelegenheit, die große Stadt zu beſehen, ſie war merckwürdig, wegen große und hohe gebei, ja ich ſah auch einige Windmühlen auf den hohen Dächer; Wir müſen die Stadt Warſchau verlaſſen, man befahl uns, Salz und Brod zu kaufen, und mit zu tragen, weil wir in dieſer Gegend wo wir hinkamen, Manngel an Lebensmittel habn; Wier marſchieren nach Brachſchnitz, ein Städlein welches bey 50 Stund hinder Warſchau ligt, wir haben während dem Marſch Kwattier aber nichts zu Eſſen, die Bauren driben das Vieh zuvor in Flucht, und müſen ſeitwärts einige Solltaden Waldungen durchſtreifen um das Vieh aufzuſuchen und der Armee zutreiben da gab es oft ein Blud gefecht unter den Armen Bauren, und Solldaten; und wir müſen oft lange warden, bis wir nur zur gröſten Noth ein Lebensmittel beckammen, auch am guten Waſſer litten wir noch imer mangl; In diſem Land gibt es vile Wildnüſſen, und wir fanden keine ſolchen Straſſen wie bey uns, den dieſe Erde war das maiſte lauter feüne Sannt, auch vile Wölfe ſich in dieſer Gegend aufhalten, wir kamen in dem Städlein Brachſchnitz an, eine Stund ſpäter auf ein Dorf welches Mockawo hies; Es war mittel Abrill; Und blieben in dieſer Gegend bey 14 Tag, wir haben Vohrboſten und Battrollierten, immer und ſahen keine Feund, den die Ruſſen wahren noch weit als Feund gegen uns zurück, und um dieſe Gegend erwarden wir ſie. 3 Korberal und ich kammen in ein Kwattier, in eine Elende Bohliſche Hütte, und muß auch ein Koch werden weil ſie imer auf Biget wahren und Batrollierten. Wir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatten kein Magizin und erhielten auch keine liferung. Wir fieren Täglich, den Bauren das Vieh aus dem Stall, und Schlachteten es, das war ein erbärmmliches jamergeschrei der Armen Baursleute, sie hatten auch, auser dem Ort, tiefe Gruben womit sie über den Winder die Ärdäpfel aufbewahren wir öfneten eine um die andere, und machten sie leer; An einem Abent, gengen wir nur drei mit einander, um Erdäpfel zu hollen, als wir so eben unsre Säcke fülten, kamen mehrere Bauren, mit Stecken, und schlugen uns die Bügl jemerlich vol an, wir stonten da mit lerer Hand und konnten uns nicht vertheitigen und müsten leer zurück und wurden zu Haus brav ausgelacht,. Des andern Tags frie, kam ein anderer Korberal, zu uns, und sagte, in meim Kwattier, hinter einer Betlade, wahren die schönste Kardofel, ich geng hen, kroch under die selbe, und fülte meinen Sack, werend dem, kam eine Bohlische Frau, hielt mich bei den Füßen fest und zog mich zurück, ich glaubte anfangs sie spaste, wehrent dem kamen 3 Bauren, ergrifen mich und droten, mich zu erwürgen, kaum konte ich noch so vil Ahdem hollen das ich um Hillfe rufen könte, zu mein Glück gengen eben einige Sollden an uns vorbei, sie sprangen schnell hinein, und die Bauren nahmen die Flucht, sie hoben mich auf? Ich wahr ganz blau im Gesicht und fierten mich ins Kwattier, man forschte ihnen gleich nach, aber sie nahmen die Flucht in den Wald — mein Hals fing an zu schwellen und konte drei Tag kein lautes wort mehr reden; Nach mehrere Tage, in einem andern Ort, fande man 2 der schönsten Grenatier tot in einem Keller liegen welche auf die nemmliche Art ermortet; Am Ende Abrill kam die nachricht das die Rusische Armeen vormarschierten, wir Baür marschierten ihnen endgegen bis an den Fluß Nerve, und bezogen eine Linie bei mehr als 10 Stund an dem Fluß, und die Russen machten es dergleichen. — Auf unser seite wahren einige Schiffe, wir Jäger bestigen dieselbe und die Frannzosen schifften uns über, wir glaubten nur um uns auf die Probe zu stellen. Wir triben die Russen, auf eine halbe Stunde zurück in den Wald, das gefecht war unbeteitent bloß einige Forbosten feurden gegenander. Wir lagen zwei Stund auf einer Wiese, die Russen wahren ruhig, und wir zogen uns wieder zurück über die Nerve; und marschierten nach Bulldux; ein Städlein, am Ende des selbn an dem Fluß, wahr ein hoher Berg, auf den selben ein Schloß, das war das Hauptkwattier unsers Königlichen Prinzen Ludwig und Jäneral

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freden, sie wahren auch mit einige Kanonen versehen. — Auf den Abent, wurde öfter Türckische Musük gemacht, die Russen über dem Wasser jautzen und Danzten darnach, wir sahen einander Täglich in das Gesicht und beschedigte keiner den Andern, wir lagen Ruhig 14 Tag hier, wehrend der Zeit, verfertigen die Frannzosen einige Schiffe, unser Königlicher Prinz battrollierte öfter, auch des Nachts, um die Biget, redete uns Gemeine Freundlich an sprach uns muth und Tapferkeit zu, man Versbirte auf dem Russischen Forbosten, fremte Nation, welche hässlich gekleitet, und Pfeile bei ihnen drugen, welche man Mammelucken hies. Mann sagte, unser Oberschleitnand Preiseng hätte zum Andencken eine zurück ins Bairen Gebracht, so wie Jäneral Freden einen lebendigen Wolf auf seinen Bagaschwagen, oft sellbst gesehen, und ins Bairen gebracht.

(Schluß folgt)

# Rundschau

## Ärztliche Kassenzöglinge

Ein kühner Plan der deutschen Krankenkassen, der unlängst bekannt geworden ist, verdient weit über die Kreise der Ärzte hinaus, wegen seiner Konsequenzen, Interesse. Die Kassen wollen zusammen mit den staatlichen Verwaltungen, Berufsgenossenschaften, Landesversicherungsanstalten in Zukunft für sich eigene Ärzte ausbilden lassen, die bei Beginn des Studiums gleich von ihnen verpflichtet werden, nach dessen Beendigung ihnen für einen Zeitraum von mindestens fünf Jahren unter von vornherein festgelegten finanziellen Bedingungen zu dienen. Dafür soll ihnen das ärztliche Studium frei sein. Dieser Plan richtet sich offen gegen die Ärzteorganisation, mit der die Kassen von Zeit zu Zeit ihre lebhaften Auseinandersetzungen haben. Hier zeigte sich nun die merkwürdige Erscheinung, daß die hauptsächlich von den Arbeitnehmern geleiteten Krankenkassen die Berechtigung der Organisation den Ärzten nicht zugestehen wollen, die sie für sich selbst aber mit aller Entschiedenheit fordern. In Wirklichkeit handeln sie also genau so wie eine gewisse Spezies unseres Großunternehmertums den Arbeiterverbänden gegenüber verfährt. Jener kühne Plan nun, dessen Verwirklichung zum Glück noch im Schoße der Zukunft ruht, hat verteufelt viel Ähnlichkeit mit den Bestrebungen ebensolcher Industrieller, um sich gefügige Arbeiter heranzuziehen. Wie schrieen doch die Arbeiter über die gelben Gewerkschaften, jene von Unternehmern gegründeten Vereine „braver, williger" Arbeiter, die mit dem meist erzwungenen Eintritt in einen gelben Verein ihre persönliche Freiheit an den Nagel hängen, aus ihren Gewerkschaftsvereinen ausscheiden und versprechen müssen, in keine Lohnbewegung einzutreten. Und nun siehe den Zwillings-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bruder des gelben Arbeitervereins! Hier sollen Ärzte willig und gefügig gemacht werden. Das ist der ganze Unterschied. Hier wie dort ist es das System der sogenannten „Wohlfahrtseinrichtungen", womit man arbeitet. Den Arbeitern baut man Häuschen und wirft sie auf die Straße, wenn sie an einer Lohnbewegung teilnehmen, dem gelben Arbeiterverein spendet der hochherzige Fabrikherr am Weihnachtsabend hunderttausend Mark, weil er weiß, daß sie ihm reiche Zinsen bringen werden. Die Sozialdemokraten prägten das treffende Wort von den goldenen Käfigen, in denen die Vögel, ihrer Freiheit beraubt, gefangen sitzen. Den Ärzten bezahlt man hochherzig ihr Studium und lockt dadurch arme, junge Leute an, daß sie sich verkaufen sollen. Gleich den englischen Werbern verfährt man, malt den Leuten die Zukunft rosenrot, bis sie unterschrieben haben. Ein System nicht uneigennütziger Wohlfahrtseinrichtungen, nichts andres!

Man bringt den jungen Arzt um die Möglichkeit, sich seinen Anlagen und Neigungen entsprechend zu betätigen, zu entwickeln und darauf seine freie Existenz zu begründen. Im Voraus ist alles für fünf Jahre von der väterlichen Fürsorge der Kassen geregelt, das Einkommen ist festgesetzt, ein Kreis von Pflichten ihm auferlegt. Man spekuliert auf die subalternen Naturen, die das als einen Vorzug ansehen. Kann da nicht jemand sagen: laßt ihnen doch solche Elemente; wem die Freiheit kein Gut ist, der verdient sie auch nicht! Ganz schön, erwidern wir, nur wirkt dieser Plan weit über den Kreis dieser angelockten Elemente hinaus und soll auch darüber hinaus wirken. Die Ärzte, die sich die Kassen kaufen, sind natürlich als Waffen gegen ihre Kollegen draußen gedacht. Denn soviel Ärzte, wie die Kassen brauchen, können sie sich niemals selber heranbilden. Einmal der Kosten wegen, und dann, weil sich nicht genug finden werden, die auf solchen Vertrag eingehen. Aber als „Arbeitswillige" gegen die organisierten Ärzte sind die Kassenzöglinge gedacht und können auch unter Umständen so funktionieren. Wenn der Arbeiter in dem gelben Verein gebunden wird, hat er meist schon etwas von der Welt gesehen, ist meist volljährig und kann ja stets gehen, wann er will. Wenn der achtzehnjährige Abiturient des Gymnasiums seinen Kassenvertrag unterschreibt, hat er fast immer noch keine Ahnung vom Leben und steht den Mächten und Kräften, die da miteinander kämpfen, ahnungslos gegenüber.

Er weiß nichts von dem Kampf der Ärzte um eine bessre Position, er weiß nichts von Streikbrechertum und hat einen Vertrag unterschrieben, der ihn zu Diensten verpflichtet, die er als freier Mann wahrscheinlich nicht tun würde, weil es gegen kämpfende Kollegen geht. Er unterbindet sich auch die für jeden nützliche und notwendige Weiterausbildung in Assistentenstellungen. Die Kassen scheren sich darum nicht. Wenn die Studienjahre abgelaufen sind, beginnt die Gegenleistung. Dann wird der junge Arzt sofort „auf die Menschheit losgelassen". Ich will von der Vermehrung des Ärzteproletariats in den Städten nicht weiter reden. —

Aber gibt es nicht eine ähnliche Einrichtung, die militärärztliche Bildungsanstalt in Berlin, die Kaiser Wilhelms-Akademie, bei der sich die jungen Leute auch vor Beginn des Studiums gegen unentgeltliche ärztliche Ausbildung verpflichten müssen, dem Staate als Militärärzte etwa zehn Jahre zu dienen? Ist das nicht dasselbe? Und wenn man dagegen nichts sagen kann, muß man die Kassenakademie gleichfalls hinnehmen. Allein um die militärärztliche Bildungsanstalt ist es doch ein ander Ding als um

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den vorliegenden Plan. Ganz andre Interessen spielen dort mit, die Rücksicht auf die Rekrutierung des Sanitätskorps, das ohnehin nicht genügend ärztliches Personal enthält. Ganz und gar fallen weiter beim Militär wirtschaftliche Konkurrenzerwägungen, wie das Ausspielen der Kassenärzte gegen ihre Kollegen fort. Und doch läßt sich auch gegen die Bindung der jungen Leute durch die militärärztliche Bildungsanstalt etwas Gewichtiges einwenden, worauf besonders die „Frankfurter Zeitung" in einem sehr beachtenswerten Artikel in Nummer 31 hingewiesen hat. Ohne Zweifel ist das schwerstwiegende Bedenken gegen diese Bindung die Anwendung eines Zwanges gegenüber jungen unerfahrenen Leuten unter Ausschaltung des vom Bürgerlichen Gesetzbuch festgelegten Kündigungsrechts. Der Weg, diesen Zwang zu durchbrechen, führt zur Vormundschaftsbehörde, die ja auch bei Zustimmung der Eltern einen solchen Vertrag nachprüfen kann, wie es sehr deutlich für Verträge über Dienstverhältnisse des Mündels auf längere Zeit als ein Jahr vorgesehen ist. Ganz richtig sagt der Referent der „Frankfurter Zeitung": „Es werden nun voraussichtlich nur wenige Vormundschaftsrichter geneigt sein, — von Ausnahmesituationen abgesehen —, ihre Zustimmung zu einem solchen Tauschgeschäft zu geben: Verkauf der Arbeitskraft der besten Jünglings- und Mannesjahre gegen Bezahlung des Universitätsstudiums und gegen Honorarsätze, die schon festgelegt werden ein halbes Jahrzehnt, bevor der junge Mann die erste selbständige ärztliche Handlung vornehmen kann." Er rät weiter dazu, es gerade bei dem militärärztlichen Institut einmal zu einer prinzipiellen Entscheidung kommen zu lassen, ob nicht schließlich auch hier das Recht auf Kündigung besteht, wie sonst überall. Denn auch hier gibt es nicht wenige Fälle, in denen der im unmündigen Alter auf so lange Zeit hinaus geschlossene Dienstvertrag zu einer ungerechtfertigten Beschränkung der persönlichen Freiheit wird. Man denke nur daran, daß der Militärarzt nicht imstande ist, ein unbemitteltes Mädchen zu heiraten, wenn ihm die Kaution fehlt, daß er aber auch nicht den Dienst quittieren kann, wie der Leutnant in gleicher Lage. —

Es ist notwendig, beizeiten auf diese neue drohende Einengung der Bewegungsfreiheit des einzelnen hinzuweisen. Leider gibt es schon genug Schranken und Fesseln in unserm immer differenzierter werdenden Wirtschaftsorganismus, und die Zahl der Gebundenen wird ganz von selber schon größer. Das sind Verluste an menschlicher Qualität, die für den Staat nicht gleichgültig sind. Wir wehren uns dagegen, daß der einzelne Arbeiter im System der Riesenbetriebe zu einer Nummer herabgedrückt wird, wir streiten gegen den Fabrikfeudalismus. Aus denselben Gründen aber erheben wir unsre Stimme gegen diesen Plan, der den Anfang zu einem System des Kassenfeudalismus bedeuten würde.

Dr. med. Georg Hohmann

## Eckermann: Gespräche mit Goethe*)

Eine kleine Bemerkung, irgendwo in den Anhängen dieses Buches, meint: „Die zahlreichen falschen Daten Eckermanns, besonders im späteren dritten Teil der Gespräche, sind stillschweigend

*) Neu herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Inselverlag, Leipzig.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach Goethes Tagebüchern berichtigt. Ebenso sind ungenaue Zitate meist ohne weitere Erläuterung richtig gestellt worden . . ." So unschuldig und wohltätig sogar dies klingt: ich finde ein großes Unrecht darin, gegen Eckermann und den Geist dieses trefflichen Buches. Und ich finde weiter und ich ereifere mich schon: selten ist ein Buch so durchaus und fast von allen mißverstanden worden wie diese berühmten Gespräche... Man hat nämlich meist nichts als ein Quellenwerk darin gesehen, man hat Daten und Erkenntnisse und Wissenschaft daraus gezogen. Statt es ganz einfach als „den Roman über Goethe, geschrieben von J. P. Eckermann" zu betrachten . . . Schon der Titel plauscht das ganz naiv aus. Nicht mehr „Eckermann: Gespräche mit Goethe" wird das Buch benannt, sondern üblich in rascher Verkehrung der Begriffe: „Goethes Gespräche mit Eckermann". Gewiß, Goethe ist ja die Hauptsache, das Zentrum, doch ist es nicht der historische Goethe, sondern eher die Hauptperson einer Dichtung. So erscheint er mir. Und nichtwahr, es handelt sich ja nicht um den redenden Goethe allein und nicht um möglichst genaue Angabe, wie weise er den und jenen Gegenstand beherrscht hat; sondern er wird auch gestreichelt, er klopft dem jungen Eckermann „wie ein Vater" auf die Schenkel, er schenkt ihm Wein ein und hebt mit einem guten Spruche das Glas zu ihm auf; auf offener Landstraße zerschneidet er ein gebratenes Rebhuhn und reicht es dem Schüler, während ein Bedienter aus dem Wagen Semmeln und saure Gurken bringt, auf dem Schotterhaufen ein weißes Tuch ausbreitet. Kurz, es handelt sich hier garnicht um authentische Darstellung, sondern um das dichterische Glück, mit dem Eckermann dieses oder jenes Begleitereignis hervorhebt, anderes ausläßt und immer die passendsten süßesten Worte für seine traulichen Stimmungen findet, als Dichter. Denn das eben will ich sagen: Eckermann ist ein Dichter, ein ganz großer selbständiger Dichter. Man lese nur einige Zeilen seiner Beschreibung von Goethes Garten (Seite 128 ff. dieser Ausgabe), nein, man wird, hat man einmal angefangen, diesen ganzen Absatz lesen; denn es ist allerhöchste Kunst und Anschauungskraft und Stil und Eigenheit in diesem Stück. Und hier galt es doch nicht, Goethes Worte zu überliefern. Hier schildert Eckermann frei, was er sieht. Die Melodie der Sätze als Beispiel: „Diese Ansicht des Parks über die Wiese hin, besonders im Sommer, gewährt den Eindruck, als sei man in der Nähe eines Waldes, der sich stundenweit ausdehnt. Man denkt, es müsse jeden Augenblick ein Hirsch, ein Reh auf die Wiesenfläche hervorkommen. Man fühlt sich in den Frieden tiefer Natureinsamkeit versetzt, denn die große Stille ist oft durch nichts unterbrochen als durch die einsamen Töne der Amsel oder durch den pausenweise abwechselnden Gesang einer Walddrossel . . ." Und wie dann noch das Schlagen der Turmuhr, die Hornsignale des Militärs einklingen. O man muß das bewundern, gerührt bewundern, sag ich. Und hat man erst an so einleuchtender Stelle den schaffenden, ordnenden Geist des Erzählers gespürt, dann wird man im ganzen Verlauf an ihn erinnert werden. Es handelt sich dann garnicht mehr darum, etwas zu erfahren, was richtig ist; sondern in Schönheit gehen Bilder, wie erfunden, vorbei und erfreuen nur. Deshalb also: keine Richtigstellung der Zitate, der „zahlreichen falschen Daten Eckermanns!" Ich will alles so lesen, wie Eckermann als Dichter es gibt. (Daneben verbiete ich natürlich für Handgebrauch der Literaturforscher eine korrigierte Ausgabe nicht. Aber den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lesern gebe man unerschrocken die falsche Dichtung.) Goethe selbst wehrt in dem Buche ab, daß man die Legenden der heroischen Zeit, die Taten des Scävola und Decius, in moderner Forschung zerstöre. Und begeistert lobt er den unwahren doppelten Schatten, den Rubens einer Landschaft anzaubert. Also lasse man auch den Legenden über Goethe, diesen schon sagenhaften Gott, ihre Launen und Verschiebungen. Man erkenne endlich, daß es sich um ein geweihtes Kunstwerk handelt, an dem jedes Wort heilig ist . . . Dem steht freilich ein verwurzeltes Vorurteil entgegen: nach fester Ansicht ist eben Eckermann nur Biograph und ein mittelmäßiges Licht. Zudem wird ihm in den Vorreden zu seinen „Gesprächen" meist auch manche moralische Lücke vom Herausgeber reprobiert: er dränge sich zu sehr vor, er sei eitel, überschätze seine Person, deren Wert ja doch nur in der Rolle liege, die Goethe ihn spielen ließ. Deibel, der Herausgeber der neuen gelben Bände, streift diese Fehler nur ganz sanft, im übrigen hat er treffende Worte des Lobes, wenn auch für meinen Geschmack nicht überschwänglich genug. Denn dieses ist eins meiner liebsten Bücher, eins der bestgeschriebenen. Und die geschmackvolle liebe Ausgabe des Inselverlages gibt Anlaß, genießend zu blättern, mit dankbarem Respekt zu lesen und alle dummen Dinge zu vergessen.

Max Brod

## Aufstand in Albanien?

Man kann nicht oft genug auf die Wichtigkeit der Skipetaren hinweisen. Griechenland, Italien und Österreich bewerben sich um ihre Gunst. Das Slawentum sieht in ihnen seinen Hauptfeind in Südeuropa und das Türkentum seine Hauptstütze. Die Albanier selbst aber wissen diese Wettbewerber geschickt gegeneinander auszuspielen und werfen sich keinem unbedingt in die Arme. Seit Juli hat die albanische Bewegung einen ungemeinen Aufschwung genommen. Die größte Epoche, seit die Skipetaren in die Hallen der Weltgeschichte eintraten — selbst die Zeit Skanderbeys und Ali Tepedelénli's nicht ausgenommen —, steht ihnen bevor. Alles, was bisher zurückgedämmt war, braust nun durch die Schleusen, alle Kräfte, die bislang im Verborgenen schlummerten, können sich nun entfalten. Ehedem war ja jede Schule, jede Zeitung, ja jedes Gedicht in albanischer Sprache verboten. Jetzt ist das alles erlaubt, ist Grundforderung der albanischen Gruppe des osmanischen Parlaments. Der Patriot Vrascheri gibt in Stambul selbst eine Zeitung „Bessa" heraus, die halb türkisch, halb albanisch verfaßt ist. Andre Organe sind in Skutari und Jericho entstanden. Weit wichtiger aber als Zeitungen, bedeutungsvoller als alles, was in die Öffentlichkeit dringt, ist, was die Führer im Geheimen kochen und brauen. Ferid Pascha ist zwar Mitglied des neuen Kabinetts, aber er war auch Sadrazan und wußte doch um die kommende Julirevolution. Zweifelhaft sind die Stammeshäupter um Ipek und Prizrend, also gerade die Mohammedaner, und ganz offen feindlich den Jungtürken sind die ehemaligen Garden, die ja nun von goldenen Tischen gestürzt sind und die Faust des Ingrimms ballen, ferner die katholischen Priester der Malsoren und Mirditen, von denen ich so manchen ciceronianisch gegen die „Skythen" perorieren hörte, endlich Ismail Kemal Bey, der mit den Millionen des Sultans nach Athen geflüchtet ist. Am merkwürdigsten ist mir immer der Mann mit



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem düsteren Verschwörergesichte, den hohlen Cassiuswangen gewesen. Ich wittere in Ismail Kemal einen Moritz von Sachsen, der die gute Sache zu verraten scheint, während er ihr geheim zum Siege verhilft, einen Jürg Jenatsch, der seine besten Freunde preisgibt, einzig um sein Vaterland zu retten und zu erhöhen. Wenn übrigens die jungtürkischen Bataillone wirklich marschieren wollen, so ist folgende Diagnose zu stellen. In offener Feldschlacht taugen die Skipetaren nichts. Dagegen sind sie in ihren Hochalpen schlechterdings unüberwindlich. Wie sollten je Kanonen in die Lurja kommen?

Albrecht Wirth

## Die großdeutsche Tauernbahn

Heute denkt der Süddeutsche, wenn ihm das Meer vor die Seele gestellt wird, an Ost- und Nordsee. Der Flottenverein befördert unsre Schuljugend nach Hamburg und Kiel. Nordseefische besorgt die Hausfrau für den Freitag. Die norddeutschen Dampfergesellschaften unterhalten in schmucken Läden tätige Vertretungen. Wir durften in München den hamburger Hafen im Panorama genießen. Schnelle Züge bringen uns an die norddeutsche Küste. Unsre Generale baden auf Rügen oder Wangeroog.

Die Zeiten sind vorbei, wo österreichische Kriegsschiffe für Schleswig-Holstein in die Nordsee dampften. Keinem österreichischen Tegetthoff mehr jubeln die Hamburger zu. Aber vor 1866 und 1870 zogen die seelustigen süddeutschen Handelsjünglinge an die Adria. Durch die kleindeutsche Reichsgrenze noch nicht von den österreichischen Deutschen getrennt, fühlten sie sich als eine Art Auchösterreicher, und auch nach der Reichsgründung zunächst noch nicht als Ausländer an der Küste, wo sie zwischen Slawen und Italienern, von einigen Opfern an das internationale Handelsleben abgesehen, ihr Deutschtum ruhig und unpolitisch bewahrten. Wenn der heiße Sommer kam, zogen sie mit ihren Familien hinauf ins krainer Bergland und hörten die Klagen der Winden, (die damals ihre deutschen Sprachkenntnisse noch nicht verbargen) über eine Unterdrückung, an der sie sich unschuldig fühlten.

Der enge Zusammenschluß von uns nichtösterreichischen Deutschen hat die Deutschösterreicher mehr von uns getrennt, als für unsren Deutschbegriff und für das Deutschtum in Österreich gut war. So werden heute in Laibach die doppelsprachigen Straßentafeln durch rein slowenische ersetzt; die Deutschen Triests besuchen als Sommerfrische die nördliche Steiermark. Die Deutschösterreicher müssen an ihrem Deutschtum die Fehler der habsburgischen Bürokratie büßen. Es kommt den Deutschen nicht zugute, wenn die habsburgische Polizei italienischen Triesterinnen die Margeriten von der Brust reißt. Die österreichische Bürokratie hat einen starken Fuß, wenn sie auf Menschenrechte und natürliche Gefühle treten will, aber einen schwachen Arm, wenn sie die persönliche Sicherheit und die Rechte nationaler Minderheiten schützen soll.

Wir hoffen, daß die Tauernbahn zwischen den drei Völkerschaften, die aufeinander angewiesen sind und untereinander wohnen, Versöhnung stiften wird. Freilich, es ist eine kürzere Strecke slowenischen Sprachgebiets von Villach ans Meer als von Marburg ans Meer! Die „Südmark" wittert Morgenluft und denkt daran, daß in Zarz und Deutsch-Ruth die ältesten Leute noch deutsch sprechen. Die Tauernbahn ist eine „alldeutsche" Forderung! Hoffen wir, daß sie in großdeutschem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sinne wirken wird, daß sie helfen wird, den Seefahrer italienischer Zunge, den slawischen Karst- und Alpenbauern mit dem deutschen Binnenländer zu gemeinsamer Kulturarbeit zu vereinigen, wirtschaftsgeographisch unmögliche, lächerlich unmögliche „Erlösungs"-Träume zu tilgen, Südösterreich uns näher zu bringen, Balsam in die Wunden zu träufeln, die heute selbst Norddeutsche als unangenehme Begleit- und Folgeerscheinung von Bismarcks trennendem Einigungswerk wehmütig empfinden. Auch Bismarck hat für die triester Deutschen etwas übrig gehabt, sie einmal von einem ungeeigneten Schuldirektor befreit — durch dessen Anstellung in Preußen.

Die Adria ist ein welsches Meer und wird welsch bleiben. Das Deutschtum hat vollauf zu tun, seine Angehörigen bei der Fahne zu halten; es will sich nicht durch die Aufsaugung Fremder verfälschen und vermehren. Aber die Teilhaberschaft an der Adria gebührt mit vollem Rechte dem Volkstum, das die Kultur in die Täler Südösterreichs gebracht hat. Süddeutschlands Handel wird durch das Loch im Tauern wechselseitig Südösterreich erreichen. Alte großdeutsche Hoffnungen werden neubelebt. Die Adria wird uns verkehrsmäßig das wieder werden, was sie eigentlich für uns ist, das nähere Meer!

Nur eine sitzt traurig beim Feste des Fortschritts, eine, die sich verdient gemacht hat, seit alten Zeiten auf Umwegen viele hin — und her — gefahren hat, die Südbahn. Sie hat ihre Arbeit getan. Wir empfehlen sie der Gnade der österreichischen Völker!

Otto Seidl

# Der amerikanische Konsulardienst, seine Organisation und seine Methoden

Nur zu oft begegnet man in unsrer Presse der Klage, daß die amtlichen Vertreter unsrer Interessen im Auslande, die deutschen Konsuln, den zahlreichen und mannigfachen Ansprüchen, die unser wirtschaftlicher Verkehr und unsre Stellung im internationalen Leben stellen, nicht gewachsen sind. Und jedesmal folgt dann gleich der Hinweis auf den amerikanischen Konsul als das unerreichte Muster eines ausländischen Vertreters. Bekannt ist ja die Geschichte, daß ein europäischer Herrscher, als er sich über einen Gegenstand informieren wollte und ihm zufällig ein Bericht eines amerikanischen Konsuls über diesen in die Hände fiel, offen bekannte, er habe noch nirgends etwas so Vortreffliches und bei aller Kürze so Vielsagendes über das betreffende Thema gelesen. Wie kommt es nun, daß gerade der amerikanische Konsul in so gutem Rufe steht? Es ist sicherlich von Interesse, einiges über die Organisation und die Methoden des amerikanischen Konsulardienstes zu erfahren.

Der ganze Apparat des amerikanischen Dienstes beruht auf einem besonderen Gesetz, und alle Ausgaben für ihn sind in dem Staatsbudget eingeschlossen, das für jedes fiskalische Jahr vom Kongreß zu bewilligen ist. In der Praxis indessen erhalten sich die meisten oder doch ein großer Teil der Konsulate durch ihre eigenen Einkünfte, nämlich durch die Gebühren, die sie erheben. Dies sind in der Hauptsache die zehn Mark sechzig Pfennig, die für die Beglaubigung jeder Fakturensendung nach den Vereinigten Staaten im Werte von über vierhundert Mark zu entrichten sind. Dazu kommen noch sonstige notarielle Gebühren. Stellt es sich im Laufe der Zeit heraus, daß



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse eines bestimmten Konsulardistriktes dessen finanzielle Selbständigkeit infolge des Mangels an Gebühren unmöglich machen, so steht man nicht an, solche Konsulate aufzuheben, wie es zum Beispiel im vorigen Jahre mit einer großen Anzahl, auch in Deutschland, der Fall war. Das muß gleich gesagt werden: für einen tüchtigen Mann fehlt es im amerikanischen Konsulardienst nicht an Ansporn; dadurch, daß die Konsulate je nach der Bedeutung in verschiedene Klassen zerfallen, die sich voneinander durch die Höhe des Gehalts und der sonstigen verfügbaren Mittel (alle vom Kongreß für das Fiskaljahr festgelegt) unterscheiden, ist dem Einzelnen Gelegenheit geboten, sich durch besondere Tüchtigkeit für ein wichtigeres Konsulat zu qualifizieren. Die Gehälter rangieren dabei von achttausendfünfhundert Mark bei den unbedeutenderen Konsulaten bis zu fünfzigtausend Mark bei den zwei wichtigsten Generalkonsulaten, Paris und London, — immerhin ein gewaltiger Unterschied und ein großer Antrieb zum Vorwärtskommen. Dazu kommen noch die Stellungen von fünf Inspektionsgeneralkonsuln, deren einzige Aufgabe es ist, die Konsulate und Generalkonsulate ihres Distriktes (Europa, Asien und so weiter) zu bereisen und zu kontrollieren. Sie beziehen einen Gehalt von zirka zwanzigtausend Mark pro Jahr. Das Gehalt eines Konsuls in einer Stadt wie etwa Bradford in England, beläuft sich auf zirka sechzehntausend Mark, um auch ein Bild von den durchschnittlichen Gehalten zu geben. Wie man sieht, sind die Gehälter der amerikanischen Konsuln im ganzen nach unseren deutschen Begriffen als auskömmlich zu betrachten, ob nach den amerikanischen, ist eine andre Frage. Immerhin sind solche Beamte in der Lage, ihre ganze Kraft dem Dienst zu weihen.

Aber schließlich ist das alles nur Nebensache; die Hauptsache bleiben doch der Geist, der den ganzen Dienst beseelt, und die Menschen, die sich für ihn begeistern. Ja, man kann ruhig sagen: alle die rühmlichen Vorzüge des Amerikanertums sind es, die auch den amerikanischen Konsulardienst zu dem machen, was er ist, nämlich einem unnachahmlichen Muster von Arbeitsamkeit, Energie und Wissen. Sehen wir uns zunächst einmal an, woher der amerikanische Staat seine Leute nimmt, um mit ihnen seine auswärtigen Vertretungen zu besetzen. Wo er sie findet, kann man antworten. Da wird ein blutjunger Journalist mitten aus seiner Arbeit an ein Konsulat im fernsten Asien versetzt, da ein Universitätsprofessor von der Universität weg in das Herz Anatoliens gesandt, um dort wichtige Aufgaben zu erfüllen. Erst in der allerletzten Zeit hat man sich dazu entschlossen, für den Eintritt in den Dienst ein besonderes Examen einzuführen, das sehr streng ist. Ob man dabei besser fahren wird als früher, muß erst die Zeit lehren.

Sehen wir uns jetzt einmal an, wie so ein durchschnittlicher amerikanischer Konsul arbeitet. Im Verkehr mit dem Publikum ist er die Liebenswürdigkeit selbst und spricht und schreibt in der Regel die Sprache des Landes mit staunenswerter Geläufigkeit. Die Amerikaner sind bekanntlich die Nation, die am meisten reist; daher ihr weiter Blick und ihre Kenntnisse. In keinem amerikanischen Konsulat wird man die für unser Beamtentum schon beinahe sprichwörtlich gewordene Unhöflichkeit und sogar Grobheit finden, die in Deutschland so viele zartfühlende Menschen von einer Berührung mit der „hohen Obrigkeit" abschreckt. Jeder, auch der einfachste Arbeiter, darf in einem amerikanischen Konsulat auf Entgegenkommen und Berücksichtigung seiner Wünsche rechnen. Im Verkehr mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

amerikanischen Landsleuten wird der Diensteifer auf das höchste erreichbare Maß gesteigert. Alle Briefe von amerikanischen (und natürlich auch von deutschen) Korrespondenten werden möglichst umgehend und ohne Zeitverlust beantwortet. Jede nur denkbare Auskunft wird auf Antrag mit der größten Sorgfalt zusammengesucht, und wertvolle Informationen über wirtschaftliche und industrielle Gegenstände werden, teils freiwillig, teils auf Ersuchen der Regierung, fortwährend herbeigeholt und hinübergesandt. Das alles geschieht mit einer erstaunlichen Klugheit und einer Umsicht, die manchen unserer privilegierten Diplomaten beschämen könnte. Keine persönliche Mühe ist dabei zu groß, kein Opfer an Zeit und Bequemlichkeit zu schwer. Ich kenne einen Konsul, der nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Frankreich und Deutschland studierte, als junger Mann ganz Europa, Vorderasien und Palästina zu Fuß bereiste, fließend deutsch, französisch, türkisch und persisch spricht. Der Mann lebt mit Rooseveltscher Einfachheit und leistet ein enormes Pensum von Arbeit. Man vergleiche damit unsere Monokelträger, die sich so häufig nur nach außen hin aufzutreten bemühen! Der Mann hat dabei auch eine so genaue Kenntnis von den Vorgängen um sich her, daß ihn mancher deutsche Nationalökonom um seine Durchdringung des wirtschaftlichen Lebens beneiden könnte. Aufs genaueste liest er die lokalen Zeitungen (samt Annoncen!) und weiß in allem, was die Stadt angeht, aufs intimste Bescheid. Auch die wissenschaftliche Presse wird aufs eingehendste verfolgt; das heißt, so weit sie praktische Erfindungen und Neuerungen bringt. So weiß ich von einem Fall, daß ein Bericht dieses Konsuls über ein neues Zellstofffabrikat, das als Ersatz für Kinematographenfilms und für eine Menge anderer Zwecke eine glänzende Zukunft hat, zu über siebzig Anfragen nach der Adresse des Erfinders und näheren Angaben über die Erfindung geführt hat. Und so geht es mit vielen andern Gegenständen. Von großem Vorteil und wesentlichem Nutzen sind die täglichen und monatlichen Konsular- und Handelsberichte, in denen sofort nach Eintreffen alle wirklich interessanten und aktuellen Informationen veröffentlicht werden. Diese Berichte gehen durch tausend Hände und werden sofort in den einschlägigen Fach- und Tageszeitungen abgedruckt. Eine solche dankenswerte Einrichtung fehlt uns in Deutschland noch immer, und selbst wirklich tüchtige Berichte unserer Konsuln verlieren etwas von ihrem Wert, wenn sie nicht sofort einem weiteren Kreis von interessierten Industriellen, Fabrikanten und Agenten zugänglich gemacht werden.

W. J. K.

## Die Frühjahrssezession

Die Frühjahrsausstellung der Sezession ist die Arena der jungen Mannschaft. Als solche ist sie von nicht geringer Bedeutung; denn die Zukunft Münchens als Kunststadt hängt natürlich in hohem Maß von den Qualitäten des Nachwuchses ab.

Betrachtet man die diesjährige Frühjahrssezession unter diesem Gesichtspunkt, durchwandert man aufmerksam und ohne lokale Voreingenommenheit die Reihe der Säle, an deren Wänden sich die Zukunft Münchens spiegelt, so findet man leider wiederum bestätigt, was man längst weiß: daß die Aussichten nicht gerade sehr glänzend sind. Unsre bescheidenen Erwartungen werden vielleicht sogar noch herabgestimmt.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dies mag zum Teil daran liegen, daß einige und gerade die hoffnungsvollsten unter den Jüngeren, wie Thomann und Weißgerber, ihre Kraft für die große Internationale aufgespart und garnicht ausgestellt haben, andre wie Oßwald nur ungenügend vertreten sind. Von dem Ausgestellten muß man leider sagen, daß es sich überwiegend aus recht gleichgültigen oder geradezu unerfreulichen Arbeiten zusammensetzt.

Gewiß gibt es unter der jüngeren Generation, die sich übrigens teilweise schon recht nah am Schwabenalter befindet, einen Stamm geschickter Leute, die wenigstens malen können und deren Arbeiten man sich immer wieder gern ansieht, auch wenn sie sich im wesentlichen doch nur wiederholen. Hierher gehören Schramm-Zittau mit seinen flotten münchner Stadtbildern, der Zügelschüler Eugen Wolff mit seinen sehr farbig aufgefaßten Interieurs, in denen die hochsommerliche Stimmung sehr gut wiedergegeben ist, der Landschafter Erodel und einige andre Minderbegabte. Sie alle haben ihre feste Note und können sich mit Anstand sehen lassen, aber tiefer zu fesseln vermögen uns diese Spezialisten nicht. Was uns fehlt, weiß jedes Kind: es sind die interessanten Persönlichkeiten, die etwas Eignes zu geben haben, und die nebenbei Maler genug sind, es ohne Geschmacklosigkeit und Geniepose geben zu können. Man verstehe mich nicht falsch. Wir möchten ums Himmelswillen unser bißchen sauererworbenes malerisches Können nicht preisgeben, aber es genügt uns nicht mehr. Die Malerei muß uns stärkere geistige Eindrücke, tiefere seelische Erlebnisse vermitteln, als sie bisher getan hat, wenn sie uns nicht allmählich gleichgültig werden will. Die Zeit, da es genügte, wenn der Maler einen rohen zufälligen Naturausschnitt in sklavischer Nachahmung wiederzugeben verstand, ist endgültig vorbei. Das merkt man auch in der diesjährigen Frühjahrssezession wieder ganz deutlich. Der Skylla des Naturalismus sind wir glücklich entronnen, dafür bedroht uns jetzt die nicht minder gefährliche Charybdis des Manierismus. Es ist ein Jammer zu sehen, wie rasch sich zum Beispiel die kräftige Begabung von Julius Heß in einen oberflächlichen selbstgefälligen Kolorismus verlaufen hat, der ohne Rücksicht auf innere Wahrheit den nackten weiblichen Körper mit derselben „amüsanten" farbigen Sauce übergießt wie einen Sessel oder Teppich. Der Fall ist symptomatisch für viele andre. Auf Schritt und Tritt begegnet man unter den Jüngeren dieser Neigung, sich, so rasch es irgend geht, eine möglichst billige, möglichst verblüffende Manier beizulegen. Oder was ist die süßliche Andalusierin des Goyaimitators Willi Geiger, was sind die riesengroßen Frauenzimmer von Walter Schnackenberg anders als innerlich völlig ernstlose Bluffs? Ein Bluff, und zwar ein unerlaubt brutaler, sind gleichfalls die „Nibelungen" von Hans Bühler, wenn man auch anerkennen muß, daß in den überlebensgroßen Akten viel tüchtige Arbeit steckt. Auch die süßlichen Interieurs von Rudolf Nißl bedeuten eine arge manieristische Entgleisung, was einem umsomehr auffällt, als die Porträtstudie eines jungen Mädchens von demselben Künstler eine der sachlichsten und sympathischsten Leistungen der ganzen Ausstellung ist.

Eine rühmliche Ausnahme unter den Jüngeren macht Julius Seyler, ein Künstler, auf dessen tiefempfundene, großaufgefaßte Tieridyllen ich schon wiederholt hingewiesen habe. Diesmal zeigt er sich von einer neuen Seite. Seine Skizze eines lachenden jungen Mädchens, das sich entkleidet, ist das liebenswürdigste und lebendigste Stück

Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

impressionistischer Malerei, das ich seit langem gesehen habe. Um dies Stückchen Leben, diese einfache Bewegung des hinabgleitenden und im Gleiten aufgehaltenen Gewandes mit soviel Anmut und Kraft festzuhalten, dazu gehört nicht nur ein sicheres Können, sondern auch eine kultivierte Menschlichkeit. Und das ist es, worauf es ankommt. Auch Albert Lamm hat Eignes zu geben; doch will es ihm bisher nicht recht gelingen, sich künstlerisch auszudrücken. Seine fränkischen Hügellandschaften wirken bei manchen schönen Einzelheiten im ganzen merkwürdig gestammelt und zusammenhanglos. Ein homo novus ist Willibald Krain. Sein kleines Bildchen „Begräbnis" sieht aus, als ob es sich aus einer andern Zeit in die moderne Kunstausstellung verirrt hätte. Doch ist es sehr fein und eigenartig empfunden, und erscheint mir in seiner schüchternen, kindlich naiven Malweise beachtenswerter als die äußerlichen Bravourstücke, mit denen sonst die Jungen gern debütieren.

Höchst merkwürdig nimmt sich in diesem Kreis von Mittelmäßigkeit die reine reife Kunst von Césanne aus. Es sind nur fünf oder sechs Bilder des großen Franzosen zu sehen, aber sie geben einen Begriff von seiner schlichten, auf ruhige Größe und höchste Vergeistigung des farbigen Materials hinarbeitenden Malerei. Am schönsten finde ich das Stilleben mit der schwarzen Uhr, „das verlassene Haus" und dann die große, in dem Adel ihrer klaren Sprache an den Delfter Vermeer erinnernde Landschaft, die ohne den Boden der Wirklichkeit irgendwie zu verlassen, uns so eigentümlich mitten in das Märchenreich versetzt. Das ist Malerei, die, obwohl nach Inhalt und Form durchaus modern, doch klassisch genannt werden muß, weil sie einfach in sich vollendet ist.

Angesichts dieser Werke fühlt man wieder, in wie rohem und halbfertigem Zustand sich die Bilder, die man hier zu sehen bekommt, meistens befinden. Nicht als ob es Skizzen wären; auch die Skizze hat ja ihre Berechtigung und ihren Reiz. Nein, unsre einheimischen Maler malen mit Vorliebe weder Skizzen noch Bilder, sondern ein höchst stilloses Gemisch aus Beidem, das auf die Dauer außerordentlich schwer zu genießen ist. Bei Césanne könnten sie lernen, wie ein fertiges Bild aussieht. Aber sie werden es natürlich ebensowenig von ihm lernen wie von den andern großen Franzosen, die, ohne eine Spur in unserm der Auffrischung so dringend bedürftigen Kunstleben zu hinterlassen, in den letzten Jahren an uns vorübergezogen sind. Ein bekannter hiesiger Kunstkritiker hat sofort festgestellt, daß Césanne wieder einmal so eine Modegröße ist und damit sicher die Meinung des überwiegenden Teils der münchner Kunstverständigen ausgesprochen. Überhaupt diese Franzosen! Es lebte sich so angenehm als münchner Kunstkritiker, in der ganzen Welt gäbe es kein molligeres Plätzchen, kein Geschäft, bei dem man sein Bier in größerer Gemütsruhe trinken könnte, wenn nicht diese verflixten Franzosen wären. Der alte Erbfeind gibt und gibt halt keine Ruh; kann er politisch nichts ausrichten, so muß er – es ist ein Kreuz – uns wenigstens künstlerisch fortwährend beunruhigen. Alle Augenblicke taucht so eine Modegröße wie Manet, van Gogh, Pizarro auf und stört uns im Schlaf. Aber Gott sei Dank! Ein paar kritische Schüsse (natürlich Platzpatronen) unsrer lokalpatriotischen Kunstgrenzwächter, und der Schlaf, die Gemütlichkeit, die Klickenwirtschaft, kurz, die münchner Kunst ist gerettet. —

Sehr gut ist übrigens auch in diesem Jahr wieder die graphische Abteilung der Ausstellung geraten. Neben dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

viel zu früh dahingegangenen Rudolf Wilke, dessen Bedeutung an andrer Stelle dieser Zeitschrift bereits eingehend gewürdigt worden ist, fesselt namentlich eine Kollektion von Zeichnungen des gleichfalls verstorbenen Karlsruhers H. Braun, der die malerischen Reize alter Städte und dämmriger Innenräume mit ungewöhnlichem Können äußerst stimmungsvoll festzuhalten verstand. Zügel hat wieder ein paar wundervoll zarte und sonnige Blätter aus seiner Studienmappe geschickt, die besser als alles, was er gemalt hat, beweisen, was für ein feiner ursprünglicher Künstlergeist in ihm lebt.

Wo aber bleibt der graphische Nachwuchs?

Karl Schloß

# Glossen

## Das russische Ballett

Vor etwa fünfzehn Jahren fragte eine geschmackvolle Dame: „Ist diese Kommode nun eigentlich hübsch oder häßlich? Ist sie altmodisch oder eine Antiquität — soll ich sie auf den Boden stellen oder in mein Wohnzimmer?“, und man antwortete ihr: „Diese Kommode ist heute sehr häßlich, abgetan unmodern; erhalte sie gut, denn in fünfzehn Jahren wird sie eine Kostbarkeit und schön sein; freilich müssen die Beschläge erneuert werden.“

Das russische Ballett ist auch so eine wohlgepflegte, fünfzehn Jahre lang unterdrückte, ganz entzückende Kommode (mit neuen Beschlägen)!

Wir wollen nicht undankbar sein gegen die spezifische Grazie eines barfuß tanzenden Blaustrumpfs oder getanzte Reminiszenzen von griechischen Vasenbildern, — hier aber stehen wir vor einer alten Tradition. Dieses sind nicht die Kaprizen einer Einzelnen, sondern Hunderte haben daran gearbeitet, dieses Virtuosentum zu erreichen.

Zunächst ist man überrascht von einem Bühnenbild, das sich wie aus Knallbonbons und billigen Tuschkastenfarben zusammensetzt. Es wollte gerade bedenklich scheinen, als es doch wieder dem verwöhnten Geschmack einging, wie etwa nach dem allzufeinen Diner die Tasse Kamillentee.

Der richtige Augenblick ist da, so etwas zu wagen, besonders wenn es aus der Fremde kommt. Denn als gute Deutsche sind wir in solchen Fällen weniger kritisch gestimmt und leichter zu begeistern. Doch hängt diese vielverspottete Sucht nach dem Ausländischen eng zusammen mit der unausrottbaren Gastlichkeit und mit der Einsicht in gewisse eigene Mängel, die wir hier nicht zu übersehen brauchen.

Durch allerhand Narreteien wie rutschende Balkons, zerschlagene Manequins, konventionelle Tänze und Touren arbeiten wir uns durch zu ganz originellen Eindrücken.

Eine derartig entwickeltes Gefühl für Rhythmus wie die die ungarische Rhapsodie von Liszt begleitenden Bewegungen und plötzlichen Hemmungen oder überraschenden Gegenwendungen und gemeinsamen Steigerungen einer ganzen Gruppe von Darstellern scheint durchaus apart und trägt für uns ein slawisch-exotisches Gepräge, das uns für einige Minuten aus der ängstlichen Symmetrie unsres eigenen Tempos

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herausfegt, — ohne jedoch die Präzision zu verlieren, die den Bewegungen das Künstliche erhält, das durchaus Willkürliche, wodurch der Tanz erst zur Kunst wird.

Fräulein Pawlowa besitzt diese Kunst der Künstlichkeit in einem erstaunlichen Maße. — Ein Wunder an Kraft, Biegsamkeit und Grazie — erinnert sie in ihren glücklichsten Momenten an die dell' Era, als sie vor Jahren in dem unvergleichlichen Ballett „Coppelia" von Leo Délibes ihren Reiz entfaltete. —

Pirouetten und Zehentänze, Virtuosenstücke mit hundert besonderen Nuancen, Einfällen und individuellen Neuerungen geschmückt und belebt, die glücklicherweise nichts zu bedeuten haben sondern nur Luxus und Schönheit sind! Weder „Gemüt" noch „Propaganda" noch das Gift der „Richtung" schleicht sich in diese frei triumphierende Kunst.

Fräulein Pawlowa scheint sich an der Sinnlosigkeit dieser nur nach Schönheit gewählten Verrenkungen gleichsam selbst zu berauschen. — Sie drücken nichts aus als die Freude an der eigenen Bewegung und an dem unfehlbaren Gelingen jeder einzelnen.

* * *

Eine große und geniale Tänzerin wie diese erscheint dem staunenden Parkett als die wahrhaft emanzipierte Frau! Sie ist befreit erstens von der Anziehungskraft der Erde, zweitens von langen Röcken, drittens von dem Wust bürgerlicher Vorurteile.

Mit einem Saltomortale setzt sie über Abgründe hinweg. Sie verhöhnt und verspottet mit jedem Sprung alles, was an Seßhaftigkeit oder Behagen erinnert. Sie bewegt sich nie, wie die Majorität es erwartete, sondern immer, wie es Wenige überrascht.

Sie ist selbstherrlich und leichtsinnig, liebenswürdig und unvorsichtig, wird aber immer in letzter Stunde durch einen beflissenen cavaliere servente daran verhindert, sich das Genick zu brechen. —

Sie läßt sich von ihm über die ganze Bühne tragen, lächelt aber dazu, als ob sie flöge, und da er auch lächelt, weil er es ihr glaubt, daß sie fliegt, steht es dem Publikum nicht an, daran zu zweifeln!

Sabine Lepsius

# Vom Luftkrieg der Zukunft

Ob wir ihn erleben werden? Oder ob die Kulturmenschheit vorher ins Schwabenalter tritt und über die Jugendeselei des Krieges wehmütig lächelt? Wer könnte das vorhersagen? Einstweilen bemüht sich in müßigen Stunden die spielerische Phantasie, sich die Greuel und Schrecknisse eines Weltkrieges, der zu Wasser, zu Lande und in den Lüften tobt, vor Augen zu zaubern. Sei's, um sich, wie der Zuschauer beim spanischen Stierkampf, am Blutgeruch zu berauschen, sei's um als Prediger, in der Wüste warnend die Stimme zu erheben, den Völkern und Herrschern ein Halt zuzurufen, bevor es zu spät ist.

Vor mir auf dem Schreibtisch liegen zwei Bücher, die so recht deutlich zeigen, wie verschieden sich dieselben Dinge in verschiedenen Köpfen spiegeln: „Der Weltkrieg in den Lüften" von Rudolf Martin[1]) und „Der Luftkrieg" von H. G. Wells[2]). „Dem Eenen sin Uhl is dem annern sin Nachtegall" könnte man mit Onkel Bräsig sagen. Nicht etwa nur, weil der preußische Regierungsrat a. D. seine Zukunftsphantasie in die zugeknöpfte Uniform eines preußischen Generalstabswerkes kleidet, während H. G. Wells

[1]) bei Bruno Volger, Leipzig-Gohlis.
[2]) bei Julius Hoffmann, Stuttgart.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Jules Vernes Manier drauflos fabuliert und in seinem Roman statt des Militärischen das Menschliche oder, besser gesagt, das Unmenschliche der internationalen Massenschlächterei hervorkehrt. Sondern vor allem, weil Rudolf Martin in seinen etwas trocknen Berichten den deutschen Chauvinismus wahre Orgien feiern läßt und als Ende der Schrecken Deutschlands Weltherrschaft in Europa und Asien prophezeit, während G. Wells im Zukunftskriege die völlige Vernichtung der ganzen vieltausendjährigen europäischen Kultur und den Rückfall in die roheste Barbarei erblickt. Nur darin sind der deutsche Chauvinist und der warmherzige Apostel der Menschlichkeit einverstanden: verglichen mit dem Luftkrieg der Zukunft, waren alle Kriege der Vergangenheit vom grauesten Altertum bis zum russisch-japanischen Kriege eine harmlose Spielerei. Denn zur Massenabschlachtung gesellten sich nunmehr ebenbürtig die systematische Städteverwüstung, die völlige Vernichtung aller Kultur mit ihren Schöpfungen. Paris, Moskau, Petersburg verschwinden bei Martin sozusagen vom Erdboden, und London kann sich nur durch einen schleunigen Friedensschluß vor völliger Zerstörung retten. Nach H. G. Wells aber flutet die Kriegswelle von Europa nach Amerika hinüber, und nachdem Neuyork von den deutschen Luftschiffen in einen Trümmerhaufen verwandelt ist, wird über der Stadt Niagara die deutsche Luftflotte von den aus Asien herbeiknatternden Japanern vernichtet. Also Weltkrieg und Weltuntergang! Nur daß alle Weltuntergangsphantasien aus dem Kindheitsalter der Menschheit nicht entfernt an die Gräuel der traurigen Wirklichkeit hinanreichen. Europa und Amerika sind eine rauchende Wüste.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, welchem der beiden Bücher ich den Vorzug gebe. Die Sprache des preußischen Regierungsrates a. D. reden nur wenige Gleichgesinnte, die in der nächsten oder übernächsten Generation hoffentlich aussterben werden. Die Sprache von H. G. Wells verstehen die Menschen diesseits und jenseits des Ozeans. Er hat das gute Gewissen für sich. Darum hat er sich auch den Humor bewahrt. Bert Smallway, der Held seines Romans, ist ein prächtiger Junge, der Thackeray zum Vater haben könnte. Und einzelne Szenen, zum Beispiel: wie Bert bei der Notlandung von Mister Butteridge mit seinem Derwischkostüm in den Korb des Luftballons fällt und vom wiederaufsteigenden Ballon nach Deutschland entführt wird, sind von überwältigender Komik. Drum macht auch der Leser, wie Bert, immer wieder gute Miene zum bösen Spiel und hört mitten in dem Donner des Weltgerichts die sanfte Botschaft einer schöneren Zukunft. Das Buch ist ein Menetekel für die heute Lebenden. Werden sie es beachten?

Simson

## Bischof Keppler

Sucht einer auf der deutschen Karte das Land, wo es am schwärzesten ist, so fährt er mit dem Finger unter die Donau, streicht um das Altbayerische herum und glaubt, er hätte es sicher getroffen.

Ich habe mich schon öfters gegen diese günstige Meinung gewehrt, weil der Altbayer, und mag er noch mehr Ultramontane in den Landtag und Reichstag schicken, sich persönlich freihält vom Fanatismus, und weil er dem Pfaffen in Haus und Gemeinde keine Rechte einräumt.

So vernagelt wie an der langen Pfaffengasse und in Westfalen sind die Leute im lustigen Bayern nie gewesen, und wenn einer die ganz rohe und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grobschlächtige Pfaffenherrschaft finden will, muß er sie im katholischen Württemberg suchen, im Bistum Rottenburg, wo der Herr Keppler sitzt, der vom friedlichen Berufe der Kirche nichts zu sagen weiß, und alle daumenlang eine Gehässigkeit in Schwung bringt. Seine allerletzte Leistung würde ihm überall den Kragen brechen, nur nicht im Oberschwäbischen.

Dieser Kirchenfürst wußte nichts besseres zu tun, als für einen verbrecherischen Kinderschänder, den Stadtpfarrer Bauer von Talheim einzutreten, bloß weil der Kerl neben seinen Schweinereien auch recht eifrig Zentrumspolitik getrieben hat.

Einen Tag vor der Gerichtsverhandlung zweifelte der würdige Bischof den Richterspruch im voraus an und sagte in öffentlicher Versammlung, es sei schon oft ein Unschuldiger verurteilt worden.

Der Kirchenfürst hatte es wohl schon in der Nase, wie es seinem Schützling und politischen Freund ergehen werde; und in der Tat wurde der Seelenhirte zu drei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust wegen Sittlichkeitsverbrechens verurteilt. Trotzdem ist der Mann seines priesterlichen Amtes bis heute nicht enthoben worden.

Ich werfe keinen Stein auf den Stadtpfarrer Bauer, und ich halte keine moralisierende Rede über seine Verbrechen, will sie auch nicht verallgemeinern und respektiere jeden, der ihm Mitleid zeigt.

Aber das mit dem Herrn Keppler, das ist etwas anders.

Der handelt nicht aus Erbarmen, denn zu diesem hätte er im Stillen und Geheimen besser Gelegenheit gefunden; der handelt auch nicht als Kirchenfürst oder Priester, der will nur für die Partei noch einen kümmerlichen Rückzug haben und versetzt der Autorität des Staates ein paar Fußtritte, bloß damit etliche Dummköpfe an der Herrlichkeit des Zentrums nicht irre werden.

Und das stimmt ganz und gar zum Herrn Keppler, dem man seinen Herrn Bauer lassen kann.

L

## Die Kellnerin

Wenn es nach Frau Camilla Jellinek auf dem sechsten bayrischen Frauentag ginge, dann müßte die Kellnerin polizeilich und reichsgesetzlich verboten werden. Weil kein andrer Frauenberuf so große moralische Gefahren in sich berge, meinte die Rednerin. Dreitausend Unterschriften hätten ihr das bestätigt, vierzehntausend würden es sicher noch tun. Die Versammlung aber war anderer Meinung und lehnte die Resolution der Frau Jellinek kalten Blutes beinahe einstimmig ab.

Und das vonrechtswegen. Von den offenkundigsten Gründen, die gegen ein derart radikales Heilmittel sprechen, will ich nicht erst reden; sie sind auf der Tagung selbst in ergiebigster Breite geltend gemacht worden: der grundsätzliche Unterschied zwischen Nord und Süd, die Unzulässigkeit der moralischen Verurteilung eines ganzen Standes, die bedenkliche Tendenz zur Einengung der freien Frauenberufe, während der Druck der Verhältnisse zu ihrer Erweiterung und Vermehrung zwingt. Nein, ich möchte vom Standpunkt des Gastes, des Konsumenten ein gutes Wort für die Kellnerin einlegen.

Ein jeder von uns geht dann und wann einmal ins Wirtshaus; der eine tuts gern, aus tiefer innerer Neigung, der andere weniger gern, sondern vielmehr, weil er Hunger und Durst hat. Alle aber sind wir gleichmäßig daran inter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

essiert, daß der Ort, wo wir zwischen der Arbeit ausruhen und uns körperlich erfrischen wollen, behaglich sei.

Es mag sein, nein, es ist gewiß, daß im allgemeinen stets der Kellner die höchste Stufe der Exaktheit in der planvollen Bedienung der Gäste erreichen wird. Von einem gutgezogenen londoner waiter leise und diskret bedient zu werden, von einem klugen und menschenkundigen Manne, der die ergebene Würde des vornehmen Hausbediensteten beherrscht, unsere Wünsche schweigend errät, immer da ist, wenn er gebraucht wird, nichts gehört hat, was er nicht hören soll, taktvoll verschwindet, wenn er überflüssig ist, — ja, das ist ein Vergnügen besonderer Art. Aber, wie die Dinge liegen, ist es uns selten beschieden, denn der deutsche Kellner erreicht auch in seiner Maienblüte diesen trefflichen englischen Typ äußerst selten. Er ist entweder unangenehm servil, aufdringlich und redselig; oder, wenn er sich für sehr vornehm hält und die Allüren irgend eines renommierten Hauses zu wahren hat, ist er arrogant. Im Durchschnitt bleibt er, trotz seinem oft redlichen und öfter noch drolligen Bemühen, ein formloser Geselle, ein unfreiwilliger Zerrspiegel deutscher Verkehrssitten. Man kann ihm keinen besonderen Vorwurf draus machen. Wir selber sind schuld an seiner Unzulänglichkeit.

Zugegeben: die Kellnerin, wie sie im deutschen Süden umgeht, ist kein Ideal an Verläßlichkeit und Genauigkeit. Sie vergißt, verwechselt, verwurstelt leichter einmal ihre Aufträge. Und doch „bedient" sie besser, nämlich taktvoller. Sie hat von Natur die größere Anpassungsfähigkeit, sie braucht nicht erst servil zu werden, sie kritisiert innerlich weniger als ihr männlicher Kollege, der im Stillen längst seine Trinkgeldberechnung gemacht hat und das Maß seines Entgegenkommens nach dem Stiefelschnitt des Gastes bemißt. Die Kellnerin wird die erlesenste Form der sachlichen und sachkundigen Bedienung nie erreichen, wird nie recht fachmenschlich sein. Aber sie bleibt eben deshalb mehr bei ihrer Sache, bleibt natürlicher, umgänglicher und liebenswürdiger. Mag sein, daß wir männlichen Gäste das deutlicher spüren als die weiblichen, daß unsere instinktive Sympathie fürs andere Geschlecht da mitspricht. Schließlich sind wir doch in ganz anderem Maße aufs Wirtshaus angewiesen als die Frauen, wobei ich weniger an den abendlichen Stammtisch denke als an die Notwendigkeit, auf Reisen und im täglichen Beruf öffentliche Lokale aufzusuchen.

Diese kleinen Mängel in der weiblichen Bedienung aber, dieses Fehlen des rein Geschäftsmäßigen, — das ist es gerade, glaube ich, was uns die öffentliche Abfütterung erträglich und bis zum gewissen Grade sogar behaglich macht. Ich empfand den Unterschied unangenehm genug, als ich kürzlich ein altes Café in München nach Jahren wieder betrat. An Stelle der Theres und der Anna, die einen mit „Grüß Gott" willkommen hießen, eilten geschäftige und geschniegelte Herren in weißen Jacken von Tisch zu Tisch. Das Lokal war großstädtisch umfrisiert worden, erglänzte von Spiegeln und bronzierten Kronleuchtern, war nun so richtig öde. Ich gehe nie wieder hin. Denn gottlob: noch gibt es ja rund um die Frauentürme und auch anderswo im Süden stille Plätze genug, wo das weibliche Element sein altes Recht behauptet und ein gewisses häusliches Behagen auch im schnöden Wirtshause schafft. Wie heißt es doch in einem ernsten Werke über die sexuelle Aufklärung der Jugend sehr richtig? „Mit leiser Stimme und sanfter Hand führt die liebende Frau den ungestümen Mann zu heiterer Anmut!" — Na also!

Beatus Ille

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die untürkische Türkei

Der im Abendland sattsam breitgetretene Satz, daß der Islam zwei „lebendige" Nachfolger des Kalifen nicht dulde, es wäre denn, der eine sei aus Irr- oder Schwachsinn unfähig geworden, das geistliche Oberhaupt des Mohammedanertums zu bleiben, ist, wie andere Orientmärchen, durch die Ereignisse widerlegt worden. Abdul Hamid, der Rufer und Wiedererwecker des panislamitischen Gedankens, wurde, ohne daß sich die orthodox-moslemitische Welt zu seinen Gunsten erhoben hätte, von einer aus Gläubigen und Ungläubigen zusammengesetzten Versammlung seiner staatlichen und geistlichen Würden entsetzt und als Staatsgefangener interniert. Dagegen Mohammed V, der bürgerlich-einfache, durch dreiunddreißigjährige Abschließung von der Außenwelt mürb-weiche Reschad-Effendi, eine Art von Regenschirmkönig, mit dem Mantel und Schwert des Propheten ausgerüstet, wieder ohne daß sich das religiös so empfindsame Türkentum viel daraus gemacht hätte. Die beiden feindlichen Brüder haben jedoch eine Gemeinsamkeit, die vorläufig zur Zurückhaltung zwingt. Sie sind beide — Gefangene der jungtürkischen Herrschaft, die noch in ihrer revolutionären Phase steht. Abdul Hamid in seiner saloniker Villa unter strenger Bewachung durch jungtürkische Soldaten, damit kein vorzeitiger Mörder den Ruf der Kulturpartei schädige, Mohammed, als Sultanspuppe, deren Reden und Taten von den drathaltenden Jungtürken reguliert werden. Welcher von den beiden Gefangenen das bessere Los gezogen hatte, wird erst die weitere Zukunft lehren . . .

Ich weiß nicht, ob der verbitterte russische Zar das ihm in den Mund gelegte Wort, „daß wie in der Neuzeit alle Umsturzakte von fremdnationalen, fremdstämmigen Elementen vollzogen würden, so auch am türkischen Umsturz keine Türken beteiligt waren" — tatsächlich gesprochen hat. Aber es trifft die Achillesferse der Neuordnung, für die begreiflicherweise große Sympathien im Auslande vorhanden sind.

Viele Versuche der Jungtürken, überradikal aufzuräumen, erinnern geradezu an einfach übernommene Doktrinen der großen, französischen Revolution. So der Antrag der Konfiskation aller Privatvermögen, deren Erwerbung auf rechtmäßiger Basis nicht nachgewiesen werden kann. Selbstverständlich zielt er erstlinig auf den Besitz Abdul Hamids und der Jildizsippe. Aber diese Konventsallüren entfernen die Jungtürken immer mehr von dem unerläßlichen Brückenschlag zu der gesunden, nationalen, türkischen Volksmehrheit hinüber. Mit deutscher Disziplin und deutscher Militärausbildung der den Jungtürken dienenden Truppen hat die Umsturzpartei über die verlotterte Jildizarmee gesiegt. Mit französischen Revolutionsreformen will sie nun die politische und bürgerliche Welt in der Türkei ummodeln und so weiter.

Ich glaube, es fehlt da ein Zusatz an türkischen Momenten, um ein Dauerwerk zu schaffen. Türken sind schließlich keine Franzosen und keine Deutschen; diese Einsicht scheint den Jungtürken im Verkehr mit extremen Kreisen in Paris, Genf, London und so weiter abhanden gekommen zu sein.

Im Interesse einer wirklich konsolidierten, neuen Türkei, wie sie ja auch Europa nur wünschen kann, werden die Jungtürken gut daran tun, weniger auf die Schmeicheleien der ausländischen Presse zu ihren Gunsten zu hören, als auf die Mahnung des türkischen Gewissens, das sich mit Bajonetten und Schnellfeuerkanonen nicht vernichten läßt.

v. S

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Hohe Anerkennung

Ein Vorwort teilt mit, daß der deutsche Kaiser Urheber der Gedichte von Leo Mirau*) sei. Das würde nicht überraschen, hat doch Wilhelm II sich mit dem „Sang an Ägir" einen dauernden Platz am Hain der Musen erobert. Gleichwohl ist der kaiserliche Komponist diesmal nur der Anreger gewesen. Denn Herr Leo Mirau wahr spricht, so hat ihn „der Aufruf Seiner Majestät des deutschen Kaisers in Frankfurt am Main, das Volkslied zu pflegen", zur Herausgabe seiner Lieder bewogen, „die er schon in frühester Jugend ersonnen, auf seinen Wanderungen durch alle Gaue des deutschen Vaterlandes, durch Italien und Griechenland und unter den Tropen Brasiliens herumgetragen hat". Man muß wissen, daß Herr Leo Mirau derzeit, abgesehen von seiner Eigenschaft als Dichter, die Stellung eines wohlangesehenen Verlagsbuchhändlers in Buenos Aires bekleidet.

Der deutsche Kaiser hatte die Gedichte angeregt. Es erscheint daher nicht unglaubwürdig, wenn der Verfasser in einem Nachwort berichtet, daß Wilhelm II an diesen Gedichten auch Gefallen finde. Da man dem durchaus biedern Deutschtum des Herrn Leo Mirau nicht zutrauen darf, daß er seinen obersten Kriegsherrn widerrechtlich dazu benützte, um für seine Dichtkunst Reklame zu machen — umsoweniger als er ihm ein wunderschönes Karmen zur silbernen Hochzeit gewidmet hat —, muß man ihm auch glauben, daß Seine Exzellenz, der deutsche Minister Herr von Waldhausen ihn zu sich lud, um ihm mitzuteilen, wie sehr Seine Majestät den deutschen Kaiser das Buch erfreut, und wie Seiner Majestät gerade die deutsche Gesinnung, die sich darin offenbare, besonders gefallen hätte, sodaß er dem Herrn Reichskanzler den Auftrag gegeben habe, dem Verfasser seine hohe Anerkennung durch die kaiserliche Gesandtschaft auszusprechen.

Muß man es nicht als traurig bezeichnen, daß bei uns die Lieder der deutschen Nachtigall vom La Plata, denen selbst der deutsche Kaiser seine hohe Anerkennung ausgedrückt hat, noch immer unbekannt sind? Während so viele Moderne, denen höchstens ein Feuilletonrezensent seine Hochachtung bezeugte, wenigstens dem Namen nach jedem zweitausendsten Deutschen vertraut sind?

Und doch — hat einer von ihnen je so warme Töne gefunden wie Leo Mirau in seinem Gruß an den Kaiser?

„Gott schütz' und segne Dich!
Fleht Dein Volk ritterlich.
Heil, Wilhelm, Dir!
Winkt Dir zur ew'gen Ruh
Die Friedenspalme zu,
Liebling, magst ruhig sein . . . .
Fest steht die Wacht am Rhein!
Heil, Kaiser, Dir".

Damit erscheint das oft versuchte Problem, die Wacht am Rhein mit dem „Heil Dir im Siegeskranz" gleichzeitig zu singen, auf das prompteste gelöst.

Leo Mirau besitzt überhaupt die kostbare Gabe, ältere Gedichte berühmter Vorgänger, von denen er mit Recht zu glauben scheint, daß es schade wäre, wenn sie in Vergessenheit geraten würden, den Zeitgenossen in neuer verbesserter Form wieder zu schenken:

„Den Abendhauch,
Kaum können erwarten
Die Sänger im Garten,
Bald ruhen sie auch!

Der Hauch ist kalt,
Die Reiseschuhe
Zieh aus — und Ruhe
Findest du bald"!

oder

„Wie lädt zum Bade
Das grünende Gestade".

*) „Meine Lieder". Leipzig. Paul Eberhardt. 1909.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man beachte die feine Partizipialwendung gegenüber Schillers „grünem Gestade".

Auch „Mein Liebesleben" beginnt etwas bekannt:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
So frei und ungebunden"

ebenso:

„O Wandern — o Wandern!
Du selige Jugendlust;
An Gäa's üppigem Busen
Ergießt sich meine Brust".

Oder:

„Hoch soll er leben,
Der uns erschuf!
Kurz ist das Leben,
Lang der Beruf".

Auch Volkslieder rettet Leo Mirau:

„Zu Straßburg auf der Schanze,
Da fing mein Leiden an;
Da ging es mir zu Herzen,
Was sie mir angetan.

Zu Straßburg auf der Schanze
Entfärbt sich Schilf und Gras;
Es füllte sich mein Auge
Mit Wehmutstränen, naß."

Es ist gut, daß Herr Leo Mirau seine poetischen Erzeugnisse „Meine Lieder" betitelte und so jedem Zweifel an der Herkunft den Kopf abschlägt. Ich bin nicht literaturkundig genug, um es bestimmt zu behaupten, doch vermute ich, daß unter den einhundertacht Gedichten auch einiges reiner Eigenbau ist.

Ich möchte keinen Verstorbenen mit falschem Verdachte beleidigen.

„Schenk mir Gesangesgab', Apoll,
Zur Laute zu singen begeisterungsvoll:
Ein Lied der Liebe für alle Zeit
Zum Lobe der allersüßesten Maid".

Daß Apoll Herrn Leo Mirau diesen Wunsch erfüllt habe, soll ein Preislied auf des Dichters Vaterstadt beweisen:

„Die Umgebung Danzigs gleicht
Stambul und Neapel leicht,
Erscheint sie uns im Frühlingskleid,
Blumen gleich wie Samt und Seid'.
Palmen gleich im Weichselstrom
Erhebt sich der Mariendom".

Italien ist dem Dichter besonders ans Herz gewachsen. Er schildert es in farbenprächtigen Versen:

„Es blühn im Lande Italien
Der Lorbeer und die Lilien;
Von den Alpen zum Vesuv
Lacht dort, was der Schöpfer schuf".

Die deutsche Gesinnung, die nach der Behauptung Seiner Exzellenz des Herrn Waldhausen Seiner Majestät gerade besonders gefallen hat, offenbart sich am ergreifendsten in dem Gedicht „Ade, mein Vaterland". Welches Auge bliebe trocken bei den Versen:

„O heil'ger Boden, süße Erd',
Wo ich Erziehung fand,
Von nun ab ich dich meiden werd',
Leb wohl, mein Vaterland!

O teure Erd', ich zürn' dir nicht,
Wein ich mir auch die Augen rot,
Wenn auch das Herz im Busen bricht:
Ade! Gilt's auch den Tod!"

Dies starke Vaterlandsgefühl ist um so bewundernswerter, als der Dichter jetzt am Boulevard Canao in Buenos Aires zu leben gezwungen ist,

„wo beim Sonnenuntergang
Mann und Maus sich drehn und reiben".

Nach diesen Kostproben aus Leo Miraus Liedergarten wird man es sehr begreiflich finden, daß der Kaiser den Reichskanzler noch nie beauftragt hat, den Herren Falke, Dehmel oder Rilke seine hohe Anerkennung auszudrücken. Aber man fühlt sich an das Wort jenes verliebten Unteroffiziers erinnert: „Ach Berta, was haben Sie für einen geschmackvollen Geschmack!"

Pacificus Kaßlatterer

## Heinrich Leutholds Tochter

„Vier Treppen hoch, vier Treppen hoch,
O Volk, da wohnet dein Poet —"

Ein ingrimmiger Hohn lacht aus diesen Versen. Der trotzige Schweizer, der sie geschrieben hat, war der originellste Kopf in König Maxens Tafel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

runde zu München. Aber das Publikum kannte ihn nur als getreuen Vasallen Emanuel Geibels, der sich seiner „liebevoll" annahm und „mit ihm" französische und spanische Lyrik übersetzte. Erst als er im Irrenhause Burghölzli gestorben war, erschienen seine Gedichte (1879). Und nun hatte Deutschland das wundersame Schauspiel eines Plateniden, dessen Verse, statt aus Marmor, aus Lava gemeißelt waren. Das bekannte deutsche Dichterlos! Aber soll sich der Fluch vom Vater auf das Kind vererben?

In München lebt nämlich eine Tochter Heinrich Leutholds — Rita Hadorn. Sie hat als einzigen Schatz ihres Vaters Verse. Vielleicht wird das Handexemplar von Leutholds Gedichten, das sie nach dem Originalmanuskript von den Strichen und Zutaten des Herausgebers gesäubert hat, der Welt noch offenbaren, was an dem Dichter gesündigt wurde. Nicht von seinen Feinden, sondern von guten Freunden. Die Geibelsche Vorliebe für äußerliche Glätte der Form bevorzugte in Wort und Bild das Klischee. Wie manches köstliche Bild, wie manche originelle Wendung ist da der feilenden Hand Geibels und des Herausgebers Professor Bächthold zum Opfer gefallen!

Wie wär's also, wenn der Verleger und Drucker Huber in Frauenfeld oder ein anderer eine neue Auflage von Leutholds Gedichten veranstaltete und dabei den ursprünglichen Text wieder herstellen ließe? Er könnte damit zugleich ein gutes Werk tun und an der Tochter wieder gutmachen, was am Vater gesündigt wurde. Denn diese Tochter, eine einsame, alte Dame, darbt! Die Tochter eines deutschen Dichters, auf den die Nation stolz ist, hungert in ihren alten Tagen! Hungert hier unter uns im frohlebigen München! Ist niemand, dem diese Kunde die Schamröte ins Gesicht treibt?

Edgar Steiger

## Das köstliche Geheimnis

Als vor kurzer Zeit Frankreich mit den Klöstern aufräumte, hat es in Deutschland sehr viele Leute gegeben, die sich über diese Reformation freuten. Doch so streng die Frau Nachbarin auch am Werke war, — eines ist ihr entgangen, und wie man zugestehen muß, zum Glück. Die Karthäusermönche, aus ihrem Besitz, der „Grande Chartreuse", vertrieben und in Frankreich ihrer früheren Marken, die öffentlich versteigert wurden, beraubt, haben ihr Geheimnis mitgenommen und stellen ihren „Liqueur des Pères Chartreux" jetzt zu Tarragona in Spanien her. Mag immerhin der stattliche Inhalt der lieblich duftenden Klosterkeller um einen Spottpreis verschleudert worden sein, und mögen die Herzen der Brüder geblutet haben, — ihr herrlichstes Eigentum haben sie retten können: das Likörrezept. Freuen wir uns mit ihnen!

Otto Ernst Sutter

Verantwortlich: Für die Redaktion Dr. Robert Hessen, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 25
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Die Aufsaugung verdienter Bürgerlicher durch den Adel in Heer und Flotte / Von Richard Gädke

Die vaterländischen Kenntnisse unsrer Junker gipfeln in folgender Vorstellung: der preußische Staat ist das Werk der Hohenzollern und ihrer ewig getreuen Junker; Preußen hat Deutschland geeinigt, will sagen: mit der Gewalt der Waffen erobert; folglich sind die Hohenzollern und die preußischen Junker die gebornen Beherrscher Deutschlands. Von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und von Rechtswegen!

Das übermütige Wort eines preußischen Junkers, daß die Sozialdemokratie immer nur Objekt, niemals aber Subjekt der Gesetzgebung sein dürfe, ist nur ein schwacher Abglanz ihrer innersten politischen Überzeugung, daß alle Bevölkerungsklassen, mit Ausnahme der Junker, immer nur Objekte, nie Subjekte des geschichtlichen Werdens, der staatlichen Entwicklung in Preußen-Deutschland sein sollten.

Und wenn Herr von Einem mit dem schönen Brustton der Überzeugung versicherte, daß die Geschichte des preußischen Heeres die Geschichte des preußischen Adels sei, so war er — wie das so seine Natur ist — noch sehr bescheiden. Ein ostelbischer Junker von altem Schrot und Korn hätte keinen Augenblick gezögert, die kühne Behauptung zu verallgemeinern: „Die ganze Geschichte Preußens, und also die Geschichte des neuen Deutschlands, ist eine Geschichte des preußischen Adels."

Für unsre Junker ist die Geschichte Preußens einfach eine Reihe glücklicher Kriege; die Heere Preußens aber wurden ihrer Ansicht nach zum Siege geführt durch die Junker, die ihre Kraft, ihr Mark, ihr maßgebender Bestandteil waren. Hinter ihnen eine indifferente Masse, eine rudis indigestaque moles bäuerlicher und bürgerlicher Proleten, die durch den Korporalstock und das Spießrutenlaufen in Zucht gehalten wurden! Nach dem Worte



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Friedrichs des Großen: „Der Soldat muß seinen Offizier mehr fürchten als den Feind!"

Nur von den unglücklichen Kriegen heißt es später in der amtlichen Geschichtsschreibung des Generalstabes: „Das ganze Volk war schuld."

Allenfalls zählt für unsre Junker noch die Bevölkerung des platten Landes, die ganz in ihrer Hand ist. Und auch nur, solange sie das ist.

Nach ihrer Behauptung sind die Bauern der Jungbrunnen auch für die Städte, die von ihrem Zuzug leben und wachsen. Die ländliche Bevölkerung stellt verhältnismäßig mehr Ersatz für das Heer als die städtische Bevölkerung, und in den Städten wieder die auf dem Land gebornen mehr als die in der Stadt gebornen. Daher ist es nicht mehr als recht und billig, wenn die Agrarier, das heißt die Großgrundbesitzer, bei den Wahlen, bei den Zöllen, bei den Steuern, in der Verwaltung, im Heere durch die Gesetzgebung begünstigt werden.

Der militärische Gesichtspunkt ist ihr ein und alles.

Man wird manches gegen diese Rechnung einwenden dürfen. Vor allen Dingen aber das eine. Der preußische Adel selbst bedarf des Zustromes bürgerlichen Blutes weit mehr noch, als die Städte vom Zuzug ländlicher Bevölkerung sich nähren. Ohne die stete Verjüngung und Ergänzung aus den Reihen des Bürgertums würde er längst zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken sein. Numerisch, ökonomisch, kulturell.

Muß nicht ihr Wappenschild immer wieder durch bürgerliches Gold vergoldet, ihr Blut durch bürgerliche Frauen verbessert werden?

Über gewisse Familien des rheinischen Adels, die stark zur Degeneration neigten, äußerte sich zu mir einst ein hoher Offizier mit rücksichtslosem Soldatenworte: „Laß sie eine derbe Kuhmagd zur Frau nehmen, um ihr Blut aufzufrischen." Der das sagte, entstammte selbst einer rheinischen Edelfamilie. Ist es wirklich nur ein Zufall, daß eine Reihe unsrer Größten von bürgerlichen Müttern geboren sind? Mir fallen augenblicklich Gneisenau, Roon, Moltke, Bismarck ein.

Über das jüdische Blut, das durch Heirat in unsren Adel gedrungen ist, brauche ich kein Wort zu verlieren; sein Bestandteil ist größer, als gemeiniglich bekannt ist.

Weit wesentlicher scheint mir, daß ein sehr beträchtlicher Teil unsrer Adels-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

familien Briefadel jungen und jüngsten Datums ist und in Wahrheit nichts andres als ein städtisches Patriziat darstellt, das durch große Leistungen auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft, im Staatsdienste oder auch nur durch seinen Reichtum den Adelstitel gewonnen hat. Der landsässige Uradel tritt der Zahl nach bereits hinter diesen geadelten Bürgerfamilien zurück, wobei ich nur die Zeit seit dem Dreißigjährigen Kriege berücksichtigen will. Der Anteil aber, den die jungen Familien der homines novi an dem öffentlichen Leben, an der geschichtlichen Entwicklung Preußens und Deutschlands gehabt haben, ist reichlich ebenso groß wie der unsrer Junker. Wahrscheinlich erheblich größer! Eine verwegenere Fälschung der geschichtlichen Wahrheit könnte es garnicht geben, als die wäre, unsern ostelbischen Junkern ein ausschließliches oder auch nur ein vorwiegendes Verdienst um das Werden Preußens, um die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches zuzusprechen. Auch dann, wenn man nicht einmal an die Kulturaufgaben eines großen Volkes denkt, für die unser Junkertum bekanntlich erschreckend wenig geleistet hat. Auch dann, wenn man sich auf die staatliche Sphäre im engsten Sinne des Wortes beschränkt, auf die Entwicklung des Rechts, der Verwaltung, der Gesetzgebung und Verfassung.

Und das gilt für das Heerwesen ebenso wie für die übrigen Dienstzweige des Staates. Auch hier ist der Anteil des Adels bei weitem nicht so ausschließlich, als Herr von Einem uns glauben machen will. Es verrät recht oberflächliche Geschichtskenntnisse, wenn man die Geschichte unsres Heeres identifizieren will mit der des preußischen Adels.

Nur daß durch die stete Nobilitierung bürgerlicher Familien das wahre Verhältnis einigermaßen verdeckt wird. Denn es gibt in Preußen einen sehr ausgebreiteten Militäradel, der zum Teil nicht einen Ar und einen Halm besitzt, sondern nur durch den Schwertdienst emporgekommen ist. Er stellt den Anteil des Bürgertums an den Verdiensten und an den Erfolgen unsres Heeres dar. So ist es ja nie gewesen, daß ausschließlich das grundbesitzende Junkertum den Ersatz unsres Offizierkorps bildete. Das gilt nur für die Waffe der Infanterie und Kavallerie, während die „gelehrten" Waffen fast ausschließlich bürgerliche Offiziere besaßen. Aber auch bei den Fußtruppen nahmen die „Freibataillone", bei den Berittenen die Husaren selbst unter Friedrich dem Großen bürgerliche Junker an.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein nennenswerter Teil von ihnen wurde dann geadelt; besonders zahlreich ist der sogenannte Artillerie-Adel. Unter ihm finden wir Familien, die schon seit hundert und seit hundertfünfzig Jahren dem Junkertum angehören und landsässig geworden sind. Sie haben sich mit dem alten Adel vielfach verschwägert und sind ganz in ihm aufgegangen. Ein andrer Teil ist Schwertadel geblieben, weil ihm die Mittel fehlten, sich anzukaufen. Manche sind in den späteren Geschlechtern wieder gesunken, andere dafür immer vornehmer und schließlich sogar gardefähig geworden. Auch in dem ersten Garderegiment zu Fuß, der Domäne des preußischen Militäradels, findet man gelegentlich solche Namen.

Durch die Nobilitierung schwindet ihnen sehr rasch die Erinnerung, daß sie ursprünglich bürgerlichen Herkommens sind. Wenn man aber die Rangliste, die Bibel des Heeres, aufmerksam durchblättert, merkt man sehr bald, daß der Anteil des Bürgertums und auch der Bauernschaft an dem Aufbau und an der Führung unsrer Armee durchaus nicht unbedeutend ist. Man zähle einmal die adligen Schultze, Schmidt, Müller oder die Wolf, Fuchs, Hahn, Sperling in den verschiedenen Namensvariationen nach. Sogar einen adligen Piper trifft man an. Dazu treten die v. Dittmar, v. Schubert, v. Schumann, v. Förster, v. Ulrich, v. Werner, v. Pelle, v. Thiele, v. Fromm, v. Schröder, v. Rößler, v. Pochhammer, v. Schrader, v. Schaper, v. Spangenberg, v. Voigt, v. Weise, v. Wilke, v. Wilde, v. Winkler, v. Wendt, v. Weiß, v. Sieg, v. Simson, v. Simon, v. Moßner, v. Schleußner und wie viele andere noch!

Man wird nicht fehl gehen, wenn man mindestens zwei Fünftel der im Heere vertretenen adligen Namen dem Bürgertume zurechnet. Beiläufig gesagt, ist für den Militärdienst das Wörtchen von oder vielmehr der Buchstabe v. immer das beste Erbteil, das ein Vater seinem Sohne hinterlassen kann und mehr wert, als hunderttausend Mark. Erst für die späteren Geschlechter reifen die Früchte ganz, die an dem jungen adligen Stammbaume wachsen.

Die Verwischung des bürgerlichen Ursprungs vollzieht sich umso rascher, wenn der Familienname gleichzeitig auch von altem Adel geführt wird. So ist ein Zweig der Treskow oder Treskow meines Wissens jüdischen Ursprungs und stammt von einem wiener Bankier ab. Der ursprünglich Dresekow lautende Name ist durch wahrscheinlich nicht unabsichtliche Lautverschiebung dem anderen immer ähnlicher geworden. So viel mir bekannt, bilden alle

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zweige der Familie gegenwärtig eine einzige Sippe und führen auch das gleiche Wappen. Ähnliches gilt von den Goltz, nur daß hier der ursprüngliche bürgerliche Zweig einfach von Goltz, der adlige von der Goltz heißt oder auch den Freiherrntitel führt.

Auf diesem Wege gehen aber auch eine Reihe klangvoller Namen, deren Verdienste um das Heer von geschichtlicher Bedeutung sind, dem Bürgertum dauernd verloren. Ich will ja nicht gerade Herrn von Liebert, den Freund des Reichsverbandes, zu den Größen des Landes zählen; immerhin ist er doch zu den oberen Regionen des Heeres aufgestiegen und hat mehrere Jahre an der Spitze einer deutschen Kolonie gestanden. Aber es gibt, hervorragender als er, nicht ganz wenige bürgerliche Offiziere, die es bis zum kommandierenden General gebracht haben und im Laufe ihrer Dienstzeit gleichfalls in den Adel untergetaucht sind. Dahin gehört zum Beispiel der noch lebende General der Infanterie von Blume, der zu den bekannten Namen der deutschen Militärliteratur gehört; sein Vater war Gymnasialdirektor. Dahin gehört der General der Kavallerie von Langenbeck, der Sohn des berühmten Chirurgen, der seinen Adel von dem Vater geerbt hat. Auch die Nachkommen des großen Historikers Ranke, von denen einer dem Heere angehört oder angehörte, sind durch die Nobilitierung des Vaters dem Bürgertume verloren gegangen. Und wer kennt nicht August Lentze, den Pfarrerssohn, den hervorragenden und gefürchteten Führer des 17. Armeekorps, der sich lange gegen die Annahme des Adels sträubte, bis er ihm schließlich nicht mehr entgehen konnte? Der einstige Führer des dritten Armeekorps, General von Lignitz, ist ebenfalls bürgerlicher Herkunft; dem General der Kavallerie von Moßner, der vor nicht langer Zeit Gouverneur von Straßburg war und erst im Laufe seiner Dienstzeit geadelt wurde, wird jüdische Abstammung nachgesagt. Mir fallen augenblicklich noch ein die Generale von Oberhoffer, von Perthes — aus guter alter bürgerlicher Familie —, von Stötzer, der Nachfolger des Grafen Häseler in Metz, von Ollech, von Haußmann, von Mackensen; aus der Flotte der Großadmiral von Köster, und der bekannte Marineschriftsteller Vizeadmiral Reinhold von Werner, von Knorr und von Goltz; doch ist damit ihre Zahl bei weitem nicht erschöpft. Die jüngsten adligen Babys, die Generale der Infanterie von Kluck und von Lindner, hat eins der letzten Militärwochenblätter gebracht.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über diese Namen ragen die ganz großen hinaus. Unter Kurfürst Friedrich Wilhelm, bei dem wir noch bürgerliche Regimentskommandeure des Fußvolks und der Reiterei finden, treten Derfflinger und Hennigs von Treffenfeld, der eine bürgerlicher, der andre bäuerlicher Geburt, vor allen andern hervor. Ich wüßte keinen adligen Mann jener Zeit, auch nicht Anhalt, Sparr, Görtzke, die so populär geworden wären wie jene beiden. Erst unter dem zweiten Könige wird es bürgerlichen Leuten nur schwer noch möglich, in die oberen Stellen zu gelangen. Gleichwohl finden auch unter ihm Nobilitierungen bürgerlicher Offiziere statt. Der erste und auf hundertfünfzig Jahre einzige General der Artillerie von Linger, der noch in die Zeit Friedrichs des Großen hineinragt, ist bürgerlicher Herkunft.

Friedrich der Große, der trotz seinen schöngeistigen und philosophischen Neigungen von früher Jugend an junkerlichen Vorurteilen huldigte und selbst in seiner küstriner Zeit nicht begreifen wollte, wie ein Edelmann einem Bürgerlichen gehorchen könne, Friedrich der Große suchte in der Tat das Bürgertum aus den Reihen des Heeres grundsätzlich zu entfernen. Es war eine gewisse Verschrobenheit, die ihn in dem Adel allein den berufenen Träger militärischer Ehre und militärischen Gehorsams sehen ließ und ihn, je älter er wurde, umso schroffer jeden bürgerlichen Junker, wenigstens aus den Regimentern des Fußvolks und der Reiterei, ausstoßen ließ. Aus seiner Zeit erst stammt das Gerede, daß Heer und Adel in Preußen identisch seien. Naturgemäß konnten hiernach seine Paladine, alle die Helden, die ihren Namen in die Bücher der Geschichte eingetragen haben, nur adligen Ursprungs sein. Ganz aber gelang es auch ihm nicht, dem Bürgertum seinen Anteil an den Erfolgen zu nehmen. Der Artillerist von Moller ist bürgerlicher Herkunft, und ebenso General von Tempelhof, der beste Schilderer des siebenjährigen Krieges; auch General von Werner, der 1760 Kolberg durch einen kühnen Handstreich entsetzte.

Je mehr das Bürgertum seit den Freiheitskriegen in das Heer eindrang, desto mehr nahm die Sitte zu, diejenigen Offiziere, die sich einen Namen gemacht hatten, in den Adelstand zu „erheben". Solange der Adel bestimmte gesetzliche Vorrechte hatte, kann man diesem Verfahren eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Nur daß dadurch immer mehr der Schein erweckt wurde, als seien alle Großtaten des Heeres in der Tat ein Werk des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adels. Und doch entstammt Scharnhorst einer rein bürgerlichen Familie, sein Vater ist einfacher Feldwebel gewesen und hatte in eine reiche Bauernwirtschaft hineingeheiratet. Aber auch bei Gneisenau scheint der altadlige Ursprung der Familie nicht über allen Zweifel erhaben; sein Vater war Artillerieleutnant in der Reichsarmee, er hatte sich mit einem bürgerlichen Mädchen während des siebenjährigen Krieges vermählt. Noch weniger sicher ist der alte Adel Yorks; sein Zusammenhang mit dem schottischen Geschlechte, mit dem er allerdings das Wappen gemein hatte, ist nicht erwiesen. Sein Großvater war Pfarrer in Pommern; die Familie nannte sich früher gut plattdeutsch Jork, auch Jarke, und selbst Droysen spricht nur die Vermutung aus, daß sie dem hinterpommerschen Kleinadel angehört habe. Wahrscheinlicher ist, daß der Großvater, der den Zunamen Gustkowski führte, durch Heirat mit einer adligen Dame und durch einen Anteil an deren Familiengut den Adel erst erworben hat. Allerdings diente schon Yorks Vater im Batallion Garde als Offizier; aus dem Bunde mit einer potsdamer Handwerkstochter, dessen Legitimität zweifelhaft ist, entsproß der große Feldherr, der in der Sylvesternacht 1812 seine Preußen aus den Banden des Korsen riß. Jetzt aber gelten die Grafen York als Zierden preußischen Junkertums und müssen mit dazu herhalten, seine geschichtliche Mission gegenüber dem Bürgertum zu beweisen.

Der zweite Schef des Generalstabes, der Nachfolger Müfflings, von Reiher, ist der Sohn eines armen Volksschullehrers; in den Befreiungskriegen gewann er die Epauletten.

Nicht einmal der Adel Roons steht fest; sein eigener Vetter drückt ihm gelegentlich Zweifel daran aus; der Zusammenhang der Familie mit einem niederländischen Adelsgeschlechte gleichen oder ähnlichen Namens konnte trotz heißem Bemühen nicht nachgewiesen werden. Sicher dagegen ist, daß seine Vorfahren seit 1555 in Frankfurt am Main wohnten und dort Kaufleute waren; sie haben ohne Ausnahme Frauen bürgerlicher Familien geheiratet und sich allmählich zu dem städtischen Patriziate aufgeschwungen. Wenn man Waffendienst und Territorialbesitz als Grundlage des Adels ansieht, dann gehörte ihm die deutsche Familie „de Roon" sicher nicht an. Der Feldmarschall selber übrigens erwähnt die interessante Tatsache, daß ein Drittel des preußischen Adels seinen adligen Ursprung nicht nachweisen könne; er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehöre weder dem Uradel noch dem Briefadel an und könne sich nur dadurch legimitieren, daß er seit Generationen dem Adel des Landes zugerechnet werde.

Heutzutage hat ja nun der Briefadel überhaupt keinen vernünftigen Grund mehr; er dient lediglich dazu, zahlreiche verdiente Familien dem Bürgertume zu entfremden, dessen gegebene Führer sie wären. Sie verstärken so die Reihen des Gegners, erwecken den Anschein, als sei der Anteil des Adels an dem Werden unsres Reiches weit bedeutender als er in Wahrheit ist, und erhöhen damit den übermut unsres regierenden Junkertums. Es wäre eine dankbare Aufgabe, dem gegenüber die politischen, militärischen, kulturellen Verdienste des Bürgertums, die die des Adels weit überwiegen, in eingehender Darstellung nachzuweisen. Möchten diese Zeilen eine Anregung dazu geben. Und vielleicht auch dazu, daß die angesehenen bürgerlichen Familien die Nobilitierung nicht mehr als eine Auszeichnung ansehen, sondern als Beleidigung ihres berechtigten Stolzes.

# Frankreich 1709—1809—1909

## Von Historicus

Es war vor nun hundert Jahren am Beginn von 1809. Napoleon an der Wende seines Glückes! In Spanien hatte er gesiegt, aber seine Feinde nicht niedergekämpft; aus Paris kam dunkle Kunde von Mißstimmung und Verschwörung. Da mußte für Volksgunst gesorgt werden und der Kaiser verfiel auf ein neues, trefflich ersonnenes Mittel. Säkulare Erinnerungen sollten einer Art vergleichender Geschichtsforschung dienen. An den Polizeifuchs Fouché schreibt Napoleon aus Valladolid, er möge einige gut abgefaßte Artikel — etwa jeden Monat mit demselben Titel „1709 und 1809" — veranlassen, die den Franzosen die schreckliche Lage Frankreichs unter Ludwig XIV vor hundert Jahren und die glücklichen Zustände unter dem Empire in der Gegenwart geschickt vor Augen führen sollten. Der Wohlstand im inneren Land, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gloire nach außen, die guten Finanzen, die pariser Bauten — das alles sollte mit den traurigen Verhältnissen unter dem größten Könige kontrastiert und vor allem die Freiheit der Meinungen und des Glaubens hervorgehoben werden: 1709 das Edikt von Nantes aufgehoben (was freilich ein kleiner Irrtum von 24 Jahren war), die Protestanten verfolgt, das Gewissen des alten Königs durch den Beichtvater Père Lachaise tyrannisiert; 1809 die Altäre wieder hergestellt und alle Religionen geduldet. Und welch ein Fortschritt in der Reinheit der Sitten: die Bischöfe besuchen weder die öffentlichen Häuser noch die Antichambres, sondern bleiben in ihren Diözesen. „Da lassen sich schöne Artikel machen." So der Kaiser.

Es würde sich lohnen, nachzuforschen, ob und wie Fouchés bestellte Federn den kaiserlichen Auftrag ausgeführt haben. Gewiß hatte der Bonaparte damals alle Ursache, auf seine Erfolge stolz zu sein. Wenn aber der Friede nicht zu erreichen war, wenn die Kriege fortgingen und die Siege ausblieben?

Fünf Jahre weiter, und der Vergleich wäre anders ausgefallen. Denn eines wenigstens war doch dem geschwächten Frankreich unter dem roi-soleil erspart geblieben: daß die Heere der Barbaren in die Hauptstadt einzogen und den Herrn des Landes vertrieben.

Und wieder fünf Jahre später, da konnte man interessante neue Säkularartikel aus der Retrospektive verfassen. Da sah man den alten Marschall Soult, der mit Napoleon in Spanien kommandiert und dort soviel herrliche Gemälde gestohlen hatte, daß es sogar damals auffiel — ihn sah man in Paris mit einer brennenden Kerze in der Hand ein Marienbild geleiten, und man dachte hundert Jahre zurück an die Zeit des „Regenten", des sitten- und gottlosen Sohnes der guten deutschen Liselotte, der mit seinem Abbé Dubois auf Louis quatorze und die Maintenon gefolgt war.

So schwankt diese gallische Nation zwischen den Extremen: Revolution und Restauration, Ochlokratie und Tyrannis, Bigotterie und Atheismus. Und doch eines ist bleibend im Wechsel: das gute, fleißige, im Grunde höchst konservative Volk, das gegen die Schreier, Advokaten und Zeitungsschreiber in Paris die Fäuste in der Tasche ballt, Steuern zahlt und zufrieden ist, wenn Ruhe im Lande herrscht und die Rente steigt. Es läßt sich die Revolutionen gefallen, wenn man dort in Paris sich darauf beschränkt, den Königen Kopf und Thron zu nehmen; es ist republikanisch, da auch der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dümmste sich geehrt fühlt, wenn dort oben kein Einzelner herrscht, sondern eine Anzahl von Volksgenossen, zu denen er auch gehört. Aber eins verlangt es: Ordnung und Wohlstand. Wehe der Regierung, die dafür nicht sorgt, wehe vor allem der Republik, die mit sozialistischen und kommunistischen Ideen kokettiert und die égalité mit bezug auf den Geldbeutel aus dem Reiche der Phrase in die Wirklichkeit übersetzen will! Die blaue Republik, die mit der roten nicht fertig wird, ist selbst bald fertig und muß der Tyrannis Platz machen, die populär ist, wenn sie für Ruhe im Innern, gloire nach außen sorgt, aber fortgejagt wird, wenn der an sich nicht unwillkommene Krieg mißlingt und die fremden Sieger ins Land kommen. Und wieder sind hundert Jahre verflossen, seitdem der große Sohn und Bändiger der Revolution seinen Franzosen im geringschätzigen Rückblick auf den Bourbon, dessen Eroberungspolitik er selbst doch ins Ungemessene fortführte, seine Siege und Wohltaten prahlend anzupreisen befahl. Und die Frage drängt sich angesichts der Zustände in Frankreich auf: sind wir schon soweit, ist die gallische Nation wieder einmal reif zur Tyrannis?

Es war im tollen Jahr, als in der Paulskirche Arnold Ruge, der Philosoph, dessen doktrinäre Gedankenblässe durch die rote Farbe der Entschließung . ar wenig angekränkelt war, zum Preise der Herrenlosigkeit und der Franzosen, die ihren Herrn weggejagt hatten, eine Rede hielt. „Mein Freund Arndt hat gesagt, die Franzosen wären übel dran, aber er wird nicht sagen, die Schweizer wären übel dran." Da unterbrach ihn der alte Arndt von seinem Platze: „Aber Arndt wird sagen: Die Franzosen werden bald wieder einen Herrn haben." (Heiterkeit). Worauf der weitblickende Ruge erwiderte: „Ich glaube nicht, daß die Franzosen je wieder einen Herrn bekommen werden." Das war am 23. Juni 1848, an dem Tage, an dem in Paris die grauenhafte „Junischlacht" entbrannte, in demselben Moment, der bereits die Wahl Louis Bonapartes zur Nationalversammlung in Paris und drei andern Departements gezeitigt hatte. Eine bezeichnende, fast paradigmatische Konstellation! Die blaue Republik — an der Spitze Lamartine, der Verherrlicher der Girondisten — hatte dem pariser Proletariat, den Leuten, die am 24. Februar ihre Haut zu Markte getragen, den Knochen der „Nationalwerkstätten" hingeworfen; als sie damit nicht zufrieden waren und nicht sein konnten, war man gezwungen, im Interesse der Ordnung sie niederzukar-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tätschen. Der tertius gaudens war dann der Bonaparte, den die Roten aus Haß gegen die Blauen und ihren General Cavaignac, den Helden der Juniſchlacht, ſchadenfroh gewähren ließen. Binnen drei Jahren war das zweite Kaiſerreich begründet, getragen von der Gunſt der Bauern, Kaufleute, Handwerker, denen Napoleon III den Frieden zu geben in der Kandidatenrede verſprochen hatte.

Steht Frankreich nicht wirklich ſchon wieder ſo? Gewiß wird man entgegnen, daß die dritte Republik mit ihren Vorgängern nicht zu vergleichen ſei, da jene beiden nur kurze Zeit, dieſe ſchon vier Jahrzehnte ſich gehalten habe. Aber war ſie nicht ſehr günſtig daran, da ſchlechterdings auch nicht ein einziger fähiger Prätendent ſie gefährdete? Sah man nicht bereits bei Boulanger das dem Romanen in abſterbender Kraft ſo eigentümliche „Ruere in servitium?“ Und das ſoll man nicht vergeſſen: dieſe dritte Republik begann mit der Niederwerfung und gräßlichen Beſtrafung der roten pariſer Revolte; durch die Bändigung der Kommune hat ſie dem ordnungsbedürftigen Volke der Provinzen den Beweis der Kraft und der Energie gegeben, ſonſt wäre die monarchiſche Oppoſition doch zum Siege gelangt. Aber Thiers und auch Gambetta, der von ſeinen Wählern in Belleville dafür ausgepfiffen wurde, mußten auf konſervativen und opportuniſtiſchen Wegen fortſchreiten, wenn ſie die Republik feſt begründen wollten. Und ihr beſter Bundesgenoſſe war — Bismarck, der ſich weder durch Auguſta noch durch Arnim von der Überzeugung abbringen ließ, daß jeder Prätendent, um ſeinen Thron zu ſichern, mit Deutſchland Krieg beginnen müſſe, mithin die Republik noch am eheſten den Frieden garantieren könne.

Damals hatte jener Clémenceau ſchon eine Rolle geſpielt, der heute an der Spitze Frankreichs ſteht, eine höchſt merkwürdige Perſönlichkeit, in allen Winkeln zuhauſe, mit allen Hunden gehetzt, und doch unfruchtbar und unſtaatsmänniſch. Wer über ſeine zweifelhafte Rolle in der Tragödie des pariſer Schreckens von 1871 näheres erfahren will, der leſe die trefflichen Aufſätze, die Franz Mehring über die Kommune einſt in den „Preußiſchen Jahrbüchern“ von 1879 geſchrieben hat; dort (Seite 638) findet man eine Charakteriſtik Clémenceaus, die noch jetzt zutrifft und ſich pikant genug lieſt, wenn man die heutige Stellung Mehrings dabei erwägt. „Einer jener ſatten Radikalen, die an jedem Miniſterſeſſel zerren, gleichviel, wer darauf ſitzt, aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

völlig unfähig sind, dem dunkelsten Klub der dunkelsten Ehrenmänner auch nur schüchtern die Wahrheit zu sagen." Dieser ehrgeizige Wühler, der es so einrichtete, daß der Fall jedes Ministeriums auch immer ein „Fall Clémenceau" war, sitzt nun bald drei Jahre auf dem Präsidentenstuhl, aber mehr als vorsichtiges Fortfretten hat er auch nicht geleistet. Und nun sieht sich dieser Doktrinär des Individualismus der größten und gefährlichsten Massenorganisation gegenüber: der neuen Solidarität des Beamtentums und der sozialistischen Agitation! Wird er der Mann sein, diese Gefahr zu bändigen und die erschreckte Bourgeoisie als Staatsretter um sich zu scharen, auf daß noch eine Weile länger das angenehme Günstlingswesen, der Stellenschacher, die geheime Herrschaft der Haute Finance ihr stillwirkendes Gift in den Staatskörper impfen können?

1909—1809—1709. Auch wir schauen zurück auf zwei Jahrhunderte französischer Geschichte. So ungeheuer die Veränderungen, so dauernd im Wechsel das eine: das arbeitsame ordnungsliebende Volk auf der unerschöpflich fruchtbaren französischen Erde und die Bürgen seiner konservativen Herzensneigungen gegen die pariser Revolutionen: die Kirche und das Heer.

1709: die Kirche fanatisch und jesuitisch geworden, das Heer von der glänzenden Höhe schon herabgesunken, das Volk gedrückt, die Umwälzung vorbereitet.

1809: die Revolution gebändigt, das Heer ein wundervolles Instrument in der Hand des siegreichen Staatsretters, der auch die Kirche als wichtiges Element der Ordnung seinem Empire eingefügt hat. Ist dessen Bestand allein abhängig von dem Erfolg des einen Mannes, der keine Wurzeln im Boden hat?

1909: die Kirche, von der Doktrin verfolgt, offen und geheim gegen den Staat wirkend, der sie von sich gelöst hat; das Heer, durch Phrasen erschüttert, ohne rechten Glauben an seine Unbesieglichkeit, ohne Führer, zu dem es hoffend aufschaut; die republikanische Idee ohne werbende Kraft, ohne Glauben an sich selbst.

Wie Heer und Kirche sich zu dem großen, unausbleiblichen Kampfe der blauen und roten Republik stellen werden — davon hängt Frankreichs Zukunft ab.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Beamte und Frauen / Von Otto Corbach

Vorbemerkung der Redaktion. Die Meinung unsrer politischen Freunde und wohl auch die öffentliche Meinuug mit Ausnahme der Sozialdemokratie, geht zurzeit noch dahin, daß der Beamte ein Ding für sich und Zuverlässigkeit der Funktion seine oberste Tugend, ja die unerläßliche Voraussetzung seiner Anstellung sei. Nur unter dieser Voraussetzung garantiert der Staat seinen Beamten die Sicherheit der Existenz durch feste Gehaltsbezüge, Pensionsberechtigung und Witwenversorgung. Diese drei Garantien wieder werden von den unteren und mittleren Volksklassen derartig geschätzt, daß der Andrang zur Beamtenschaft ungeheuer ist. Die öffentliche Meinung empfindet es daher als ein Unrecht, wenn junge Männer, sobald sie die großen und von ihnen selbst heftig erstrebten Vorteile der festen Anstellung eingeheimst haben, nun auch noch jene Unabhängigkeit fordern, die von Außenstehenden zwar genossen, aber tatsächlich durch eine häufig halsbrechende Unsicherheit der Existenz erkauft wird. Es ist, als ob die Beamten einen doppelten Preis für ihre Arbeit verlangten. Man wirft ihnen vor, daß ihre Funktionsunterbrechung sogleich den ganzen Staatsbetrieb lahmlege, welche Gefährdung und Selbstzerstörung kein vernünftiges Volk dulden könne. Daher soll es am besten beim Alten bleiben und die Figur des Mannes, der in treuem Gehorsam pflichteifrig, selbstlos, unerschütterlich sein Amt verwaltet, nicht aus Deutschland verschwinden.

Obschon diese Argumentation in ihrer Gesundheit unwiderlegbar zu sein scheint, beabsichtigen die sogenannten Syndikalisten (man vergleiche das zweite Maiheft) unter dem Vorwurf, daß der Beamte dem Staat „seine Seele verkaufe", gleichwohl eine grundsätzliche Änderung, die darauf hinausläuft, daß die Funktionen, die vorderhand von angestellten Beamten vollzogen werden, künftig am Arbeitsmarkt wie jede andere Leistung käuflich sein sollen, wodurch heutige Postboten und Eisenbahnschaffner sozial und wirtschaftlich ungefähr auf die gleiche Stufe mit irgendwelchen Metalldrehern oder Zigarrenwicklern zu stehen kommen würden, samt allem Risiko, aber auch aller Freiheit für Kampforganisationen, Streiks und so weiter.

Auch denjenigen, die dieses Ziel mißbilligen, muß es interessant sein zu hören, wie es motiviert wird. Wir geben daher einem geschätzten Mitarbeiter, der aus dieser Materie ein Studium gemacht hat, nunmehr das Wort unter dem Vorbehalt, daß wir uns durchaus nicht mit allen seinen Ausführungen für solidarisch erklären.

„Die Beamten sollten nicht vergessen, daß sie von den Steuerzahlern ernährt werden". Das hatte Herr von Kröcher, der Vorsitzende des Abgeordnetenhauses, gesagt. Auf dem ersten deutschen Beamtentage, der am 18. April in Berlin abgehalten wurde, erinnerte ein Redner an diese Äußerung. Da regnete es Pfuirufe. „Wenn mehr Vertreter der Beamtenschaft in den Parlamenten säßen", so fuhr der Mann auf der Tribüne fort, „dann könnte ein solcher Unsinn nicht mehr geschwätzt werden". Das Wort „Unsinn" rief einen Sturm des Beifalls hervor. Wie sich nun aber in Wirklichkeit Beamte und Steuer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zahler zu einander verhalten oder verhalten sollen, davon sagte der Redner nichts, und auch kein andrer sprach sich hierüber deutlich aus. Entweder war man sich über diese Frage nicht klar, oder die Furcht vor einem Disziplinarverfahren lähmte jedem die Zunge.

Der Mühe wert war es wohl, näher auf sie einzugehen; denn sie bedeutet den springenden Punkt in der Beamtenbewegung. Die Beamten halten es, — deshalb riefen sie Pfui über die Worte des Herrn von Kröcher, — ‚ür unter ihrer Würde, Gnadenbrot zu essen. Das ehrt sie, gewiß; allein das ändert nichts daran, daß der Staat die Beamten mit den Mitteln der Steuerzahler besoldet, daß aber bisher nach allgemein vorherrschender Auffassung diese Besoldung nicht als ein Gegenwert für Leistungen, die dem Steuerzahler zugute kommen, sondern als Belohnung für dem „Staate" geleistete Dienste gelten sollte.

Auch dort, wo man von der monarchischen zur republikanischen Staatsform überging, haben die Beamten höchstens ihre Herren gewechselt. Gerade im republikanischen Frankreich brach sich deshalb die Erkenntnis Bahn, daß das Beamtentum der Errungenschaften aus den verflossenen Freiheitskämpfen noch nicht teilhaftig geworden sei. Das Programm, mit dem die französischen Beamtensyndikate neuerdings hervortreten, stützt sich auf den Ausspruch eines toulouser Professors für Verwaltungsrecht: die Beamten seien mit den Kolonialvölkern die einzigen Bürger, die das Gesetz nicht kenne, sodaß sie gewissermaßen eine ungeheure Kolonie im Innern des Reiches bildeten. Seit hundertzwanzig Jahren habe das Gesetz die Dekrete der Fürsten abgelöst, aber nicht für die Beamten, die lediglich aus der Willkür der Dynasten in die Abhängigkeit von Ministern und vom Parlament übergegangen seien, das eine schamlose Ausbeutung der öffentlichen Ämter treibe.

Eigentlich hat die Stellung der Beamten viel Ähnlichkeit mit der, die die Frauen im öffentlichen Leben einnehmen. Beide Teile stehen unter einem Herrenrecht; es wird Treue und Gehorsam von ihnen geheischt für die, denen Gewalt über sie gegeben ist. Daher kommt es, daß die Beamten soviele Neigungen mit den Frauen teilen. Weil die Wirklichkeit ihnen mancherlei versagt, haben sie umsomehr Freude am schönen Schein. Man sucht nach außen hin zu glänzen, „Staat" zu machen. Der Ausdruck „Staat machen" verrät ja zur Genüge, woher im Volke, besonders in der Frauenwelt, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freude an großem, verschwenderischem Aufwand und Zierat stammt. Jene Redewendung ist auch dem Französischen (tenir un grand état) wie dem Englischen (to live in great state) eigen, und auch im Russischen gibt es entsprechende Wort- und Begriffsverknüpfungen. „Ich bin eine obrigkeitliche Person; ich muß doch Figur machen," sagt der Amtmann im Ifflands Schauspiel „Die Jäger". Figur machen, das wollen auch die Frauen immer. Ebenso muß es auffallen, daß der Beamte nicht weniger hochmütig auf das eigentliche Erwerbsleben herabsieht als die Frau. Seit nun dem Manne in den Kulturstaaten langsam die Mittel ausgehen, für die nobeln Passionen höriger Frauen aufzukommen, fangen diese an, mit ihrer Lage unzufrieden zu sein. Sie wollen sich emanzipieren, wollen aufhören, vom Manne wirtschaftlich abzuhängen, in ihm den Ernährer sehen zu müssen. Sie erkämpfen sich den Zugang zu Berufen, die bisher nur von Männern ausgefüllt wurden, und sie wissen auch, ihre spezifisch weiblichen Obliegenheiten bis auf die Pflichten einer Gattin und Mutter berechenbar zu machen. Ist es nun ein Wunder, daß die Beamtenbewegung in manchen Zügen an die ältere Frauenbewegung erinnert? Dem Staate gehen die Mittel aus, um das alte Machtverhältnis zu seinen Beamten aufrecht erhalten zu können. Deshalb können diese sich in ihre Lage nicht mehr schicken. Sie werden ihrer Standesvorteile überdrüssig und möchten dafür am liebsten gleich die Freiheiten der eigentlichen Bürger eintauschen. Wenn einer den Frauenrechtlerinnen vorzuhalten wagte, die Frauen dürften nicht vergessen, daß die Männer sie ernähren, sie würden ebenso entrüstet, empört sein, wie die Teilnehmer des Beamtentages, als sie hörten, Herr von Kröcher habe gesagt, die Beamten ließen sich von den Steuerzahlern ernähren. Die Frauen wollen den Männern, die Beamten den Steuerzahlern gegenüber künftig als gleichberechtigte Mitarbeiter gelten, die auf Grund ihrer Leistungen einen Anteil am Ertrage der gesellschaftlichen Gütererzeugung fordern dürfen. Bisher galten die Beamten im wirtschaftlichen Leben nur für Konsumenten — wie die Frauen. Erst jetzt, wo der Staat nicht mehr wie früher aus dem Vollen zu schöpfen vermag, besinnen sich die Beamten darauf, daß sie auch als Produzenten eine wirtschaftliche Rolle spielen. Sie sind zwar nicht unmittelbar an der Herstellung von Gütern beteiligt, aber sie wirken als Verkehrsbeamte bei ihrem Umlauf und ihrer Verteilung mit und besorgen als Verwaltungs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beamte die damit unlöslich verknüpften überwachungsgeschäfte. Das Beamtentum schützt das wirtschaftliche Leben vor Störungen und ist bei dem großen Vorgang mittätig, der geistige und körperliche Kräfte in Nationalvermögen umformt.

An den Ergebnissen des freien bürgerlichen Erwerbslebens gemessen, entsprechen die Leistungen des Beamtentums indes keineswegs den Besoldungen, geschweige seinen Ansprüchen. Lehrt doch die Erfahrung immer wieder, daß fiskalische Betriebe bedeutend kostspieliger sind als private. Wenn die Beamten heute gleichwohl im allgemeinen schlechter gestellt sind als Angehörige freier Berufe mit entsprechender Vorbildung und Fähigkeit, so folgt daraus, daß der kategorische Imperativ der Pflicht, der das Beamtenleben regelt, ein schlechtes Mittel ist, menschliche Arbeit auszunützen. Solange der Staat nur die ihm überkommene Gewalt auszuspielen brauchte, um von der unterworfenen Bevölkerung genügend Mittel zu erhalten, die Beamten standesgemäß zu versorgen, solange konnte es diesen ziemlich gleichgültig sein, ob eine bestimmte Aufgabe mit einem größeren oder geringeren Aufwande von Kraft und Zeit ausgeführt wurde. Ebensowenig hatte man Veranlassung, seine persönlichen und Standesinteressen denen des Bürgertums nachzustellen, geschweige dienstbar zu machen. Daher kommt es, daß in Städten, die der Sitz vieler Behörden sind, das gewerbliche Leben nicht zu gedeihen pflegt. So haben sich zum Beispiel bei Ammendorf, das zwischen Halle und Merseburg liegt, im Laufe der Zeit viele bedeutende industrielle Werke, vor allem Maschinenfabriken, angesiedelt, deren Gründer vorher in Merseburg, wo Kohlen und Erze viel bequemer und billiger herbeizuschaffen sind, vergeblich behördliche Konzessionen zu erlangen gesucht hatten. Die Entwickelung Merseburgs verkümmerte infolgedessen, es blieb eine Beamtenstadt mit teuren Lebensverhältnissen und stillstehender, ärmlicher Bevölkerung. Auf solche Weise wirkt die Bürokratie wacker dabei mit, daß die großen Städte von dem neuzeitlichen Wirtschaftsleben zu Riesenmißgebilden aufgeblasen werden. Ammendorf wächst mit seiner rasch zunehmenden Arbeiterbevölkerung langsam an Halle heran, das es früher oder später eingemeinden wird. Wäre Merseburg nicht der Sitz sovieler industriefeindlicher Behörden, so hätte jene Entwickelung das Wachstum dieser Kleinstadt gefördert und der unheilvollen Zusammenballung von Menschenmassen in den Großstädten entgegengewirkt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun soll für den Beamten im wirtschaftlichen Leben eine Sonderstellung angebracht sein, weil er der Allgemeinheit dient. Eine Beschränkung seines Selbstbestimmungsrechts und seiner Bewegungsfreiheit soll geboten sein, um das Allgemeinwohl zu sichern. Aber klingt es nicht merkwürdig, daß der Mensch umsoweniger frei sein soll, je mehr er der Allgemeinheit nützt? Da müßte ja der krasseste Egoist den meisten Anspruch auf Freiheit haben. Auch der geringste Handarbeiter dient der Allgemeinheit; denn er ist ein Glied des nationalen Wirtschaftsorganismus, und je weiter die Arbeitsteilung fortschreitet, desto größer wird der Kreis, für den der einzelne unmittelbar tätig ist. Es kann also keine Besonderheit des Beamtenstandes sein, daß er der Allgemeinheit dient, wohl aber wirkt kein anderer Stand so unmittelbar für den ganzen Kreis der Volksgenossen. Deshalb findet man es in der Ordnung, daß dem Beamten verboten ist zu streiken oder mit andern politischen Mitteln eine wirtschaftliche Aufbesserung anzustreben. Gesetzt aber, sie dürften alles tun, was man den Handarbeitern längst nicht mehr übel nimmt, so würden sie doch mit solchen Freiheiten außerordentlich vorsichtig umgehen. Denn je mehr ein Beruf durch Arbeitseinstellungen oder andere wirtschaftliche Kampfmittel der Allgemeinheit zu schaden vermag, desto größer ist für ihn die Gefahr, daß er sich dadurch selbst schadet. Eine Gruppe von Hand- oder Kopfarbeitern kann wohl gegen ihre Arbeitgeber, aber nicht gegen die öffentliche Meinung einen Streik durchführen, am wenigsten sind hierzu Beamte imstande und umsoweniger, je freier sie sind, je größer also ihre Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit ist.

Die Steuerzahler, die alles Risiko der Produktion allein tragen, haben das Nachsehen. Wären die Beamten an jenem Risiko beteiligt, so würden sie sich hüten, irgendeine Arbeitsbiene zu belästigen. Die ganze geplante Verwaltungsreform, durch die kaufmännischer Geist in die Bürokratie einziehen soll, mutet mich an wie jenes Abenteuer, wobei sich Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf ans Ufer herauszog. Bürokratie bleibt Bürokratie, solange der einzelne Beamte nicht für Leistungen, sondern für Dienste bezahlt wird, solange sein Fortkommen nicht von der Einwirkung seiner Arbeit auf das gesamte wirtschaftliche Leben abhängig gemacht wird, solange seine Arbeitskraft nicht als Ware gilt, deren Preis sich nach Angebot und Nachfrage regelt. Das geschieht ja im



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grunde auch jetzt, aber auf Umwegen und unter wahnsinniger Kraftvergeudung.

Ich lese gerade „Das amerikanische Volk" Georgs von Skal und finde da, daß auch in Amerika der tüchtigste Mensch die berühmten amerikanischen Eigenschaften verliert, sobald er in die Beamtenkarriere hineingerät; und zweitens, daß die berüchtigten Truste nur vermöge eines willfährigen Beamtentums einen Druck auf das Volk ausüben können, das heißt, daß die Truste ihre ausbeuterische Kraft aus dem Rechte der Politiker schöpfen, unaufhörlich Drohnenstellungen zu schaffen. Wenn bei amerikanischen Beamten das Interesse an einer Ausbeutung des Volkes unverhüllter hervortritt als bei uns, so geschieht es, weil einmal das amerikanische Volk viel überschüssigen Wohlstand hat und andrerseits der einzelne Amerikaner noch zu sehr von seinen eigenen Berufsinteressen in Anspruch genommen ist, um das Bedürfnis zu fühlen, den Beamten auf die Finger zu passen. Gerade amerikanische Verhältnisse beweisen aber, daß das Beamtensystem Leute erzieht, die das Volk auszubeuten trachten, eben weil ihr Eigeninteresse nicht unmittelbar mit dem Gesamtinteresse zusammenhängt.

Darzulegen, wie die Verwaltung im einzelnen anders zu organisieren sei, ist natürlich schwer. Die französischen Beamten sind so weit, daß sie auf alle Sondervorteile verzichten, um freie Bürger zu werden; den Deutschen sollte man den Weg dahin erleichtern, denn die öffentliche Ordnung hat von freien Beamten weniger zu befürchten, als von den Leuten, die sich unberufen zu ihren Schutzpatronen aufwerfen. Es wird ja ebenfalls immer gleich eine Gefahr für die „öffentliche Sittlichkeit" an die Wand gemalt, wenn Frauen aus der Gebundenheit ihrer Verhältnisse hinausstreben. Gewiß, die sich vor freien Frauen oder freien Beamten fürchten, haben Grund dazu, aber der öffentlichen Ordnung kann Beamtenfreiheit ebensowenig schaden, wie Frauenfreiheit der öffentlichen Sittlichkeit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Am Grabe Theodor Barths

## Von Lujo Brentano

Gestützt auf den Liberalismus hatte Bismarck 1871 das deutsche Volk in den Sattel gehoben. Allein die deutsche Einheit war auf andrem Wege erreicht worden, als die Liberalen ursprünglich gedacht hatten. Daher denn auch nur ein Teil des Programms, für das sie in den Kampf gezogen waren, verwirklicht werden konnte. Die Freiheit wurde dem deutschen Volke nur in erheblicher Verdünnung zuteil; nur auf wirtschaftlichem Gebiete war sie zu Anfang der siebziger Jahre einigermaßen gewährt worden. Dagegen zeigte sich schon in der Art und Weise, wie der Kulturkampf geführt wurde, mit staatlichen Gewaltmitteln statt mit den Waffen voraussetzungsloser Wissenschaft, ein Abweichen vom wahren Liberalismus. Mit den Justizgesetzen, in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre, begann vielfach die Freude am Deutschen Reiche kleinmütigen und verdrießlichen Anwandlungen zu weichen; und als Ende der siebziger Jahre der Umschwung in der Wirtschaftspolitik eintrat, die in Preußen seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zielbewußt verfolgt worden war, wurde dem Liberalismus zugemutet, gerade das abzuschwören, was er bisher für wahr gehalten und wofür kämpfend er die deutsche Einheit vorbereitet hatte.

Das ist die Zeit, da Theodor Barth zum ersten Male im öffentlichen Leben hervortrat. Er trat in dasselbe ein, vollgesogen von den Idealen, die den Liberalismus bis dahin zum Siege geführt hatten, begeistert für Deutschlands Größe und daher auch für dessen Freiheit, als Vorbedingung; dabei ausgerüstet mit der ganzen deutschen Bildung des neunzehnten Jahrhunderts, feinfühlig für jedwede Art moderner Kulturregungen, und vor allem erfüllt von jenem Geiste rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, den wir als die Seele der Wissenschaft preisen und bei Berufspolitikern leider so selten finden, jenem Geist, der die Menschen eher zu Märtyrern werden läßt, als daß sie sich zu etwas bekennen, was vor der Kritik nicht standhält, und der



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie andrerseits entwicklungsfähig erhält, indem er sie willig macht, als Irrtum auszuschalten, was als solcher erwiesen ist, und jede neue Wahrheit zu bekennen, für die der Beweis erbracht ist.

Alsbald bot sich Barth die Gelegenheit, diese Eigenschaften zu betätigen. Bismarck hatte von Vertretern aller deutschen Staaten nach Berlin eine Kommission berufen, die Bausteine zu der neuen Zollmauer, die uns heute umgibt, herbeitragen sollte. Barth war damals Syndikus der Handelskammer in Bremen, und die drei Hansestädte hatten ihn dem Senator, den sie in die Kommission entsandten, als sachverständigen Rat beigegeben. Da der hanseatische Vertreter in der Zolltarifkommission des Bundesrats erkrankte, wurde der noch nicht Dreißigjährige mit der ganzen Vertretung der Hansestädte in der Tarifkommission betraut. Übersprudelnd von Geist, streitlustig und schlagfertig trat er in die Arena zur Bekämpfung der neuen Schutzzöllnerei. Daß er diese angesichts des einmal feststehenden Willens des ehernen Kanzlers hätte abwenden können, hat er wohl selbst nicht erwartet. Aber sein mutiges Auftreten hatte ihm so viele Freunde erworben, daß er 1881 als Mitglied der Sezession in den Reichstag gewählt wurde. Da ward er Berichterstatter der Kommission, auf deren Gutachten hin das Tabakmonopol fiel, und nun erreichte ihn die Rache Bismarcks. Die Verhandlungen über drei für den bremischen Staat höchst wichtige Angelegenheiten, den Anschluß an den Zollverein, die Weserkorrektion und den Eisenbahnvertrag rückten nicht von der Stelle. Der Bürgermeister von Bremen erkannte die Ursache in der oppositionellen Stellung des Syndikus der bremer Handelskammer, des Vertreters von Gotha im Reichstag, und legte Barth nahe, als patriotisches Opfer auf sein Reichstagsmandat zu verzichten. Barth wußte eine Alternative; er verzichtete auf seine einträgliche Stellung als Syndikus und siedelte nach Berlin über, um sich ganz der Politik zu widmen. Dieser Vergewaltigung verdankte das deutsche Volk die Entstehung der Wochenschrift „Die Nation". Mit unvergleichlichem Talent und nichts scheuender Tapferkeit hat Barth im Bund mit gleichgesinnten Freunden mehr als zwei Dezennien für die noch unerfüllten Forderungen des alten liberalen Programms darin gekämpft.

Gerade deshalb galt er seinen Gegnern als Doktrinär. Sehr mit Unrecht. Denn wer ist ein Doktrinär? Etwa wer an dem Ziele, das seine Seele er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

füllt, unverbrüchlich festhält? Dann wäre jeder ein Doktrinär, der nicht charakterlos von einem Lager in das entgegengesetzte übergeht. Doktrinär kann mit Recht nur genannt werden, wer ein Mittel, das er auf Grund irgendwelcher Lehrmeinung als das zum Ziele führende ansieht, über das Ziel setzt, indem er Gefahr läuft dadurch, daß er sich auf das einmal gewählte Mittel versteift, das Ziel zu verfehlen. Wenn diese Auffassung des Doktrinärs richtig ist, war Barth das gerade Gegenteil des Doktrinärs, und während die einen ihn Doktrinär schalten, haben andre ihm gerade zum Vorwurfe gemacht, daß er um der Erreichung des Zieles willen Wege einzuschlagen empfohlen habe, die von den früher durch ihn empfohlenen sehr verschieden waren.

Das Ziel, das Barth von seinem ersten Auftreten bis zu seinem Tode vorgeschwebt hat, war der Grundgedanke des Liberalismus, das gleiche Recht aller, alle ihre Anlagen nach Maßgabe der einem jeden gegebenen Fähigkeiten zur höchsten Entfaltung zu bringen, und dieses als Vorbedingung der Größe des deutschen Volkes.

Um dieses Zieles willen ist er Freihändler gewesen und ist es auch geblieben, als die Vertreter der Sonderinteressen die Bezeichnung als Reichsfeind, womit bis dahin nur Sozialdemokraten und Anhänger des Zentrums bedacht worden waren, auch auf diejenigen ausdehnten, die in ihrer Jugend für die Einheit des deutschen Volkes gekämpft und gelitten hatten und mit deren Hilfe das neue Reich aufgebaut worden war. Nicht aus Doktrinarismus hielt Barth an den Grundsätzen fest, die es groß gemacht hatten. Willig würde er sich der neuen Handelspolitik angeschlossen haben, sobald nur jemand aufgetreten wäre, der sie als richtig erwiesen hätte. Aber die Frage, ob der Schutz, der dem einen Interesse zuteil wurde, nicht auf Kosten andrer produktiverer Arbeit stattfände, und ob nicht in der Folge die Nation als Ganzes empfindlich verliere, wurde von den Schutzzöllnern wissenschaftlich nicht einmal erörtert. Was also hätte Barth bestimmen sollen, seine Haltung zu ändern? Sollte ein Mann wie er sich etwa durch die Verleumdung einschüchtern lassen, daß die Freihändler Verschwörer seien, mit dem Golde Albions zum Verrate der heiligsten deutschen Interessen erkauft?

Sobald aber der Beweis erbracht wurde, daß ein von ihm betretener Weg nicht zum Ziele führe, war Barth, eben um seines Zieles willen, auch



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Änderung seines Weges bereit. Als die „Nation" ins Leben trat, geschah dies ebensosehr im Gegensatz zur Sozialdemokratie wie zur neuen Wirtschaftspolitik. Barth ist einer der schärfsten Widersacher des sozialdemokratischen Lehrgebäudes gewesen und bis zu seinem Tode geblieben. Aber nicht nur daß er stets ein heftiger Gegner des Sozialistengesetzes, als einer der gröbsten Verleugnungen der Grundsätze des Liberalismus, gewesen ist, er erkannte auch angesichts des rapiden politischen Verfalls des deutschen Bürgertums, daß der Liberalismus keine Zukunft mehr habe, außer wenn es gelinge, das Bürgertum mit den Arbeitern zur Wahrung der gemeinen Freiheiten des deutschen Volkes zu verbinden. Und so versparte Barth seine Gegnerschaft gegen die Sozialdemokratie auf das wissenschaftliche Gebiet. Von ihr als Partei dachte er wie Bamberger und Mommsen an ihrem Lebensabend: daß man sie erfinden müßte, wenn sie nicht existierte. Dabei solle sie allerdings ihren intransigenten Charakter abstreifen; aber das werde allmählich von selbst erfolgen, wenn man erst aufhöre, sie intransigent zu behandeln. Daher denn seine von Erfolg gekrönten Bemühungen, Eduard Bernstein die Rückkehr nach Deutschland zu ermöglichen. Und auch die Aufnahme Naumanns in die freisinnige Vereinigung setzte er durch, da Naumann damals sich zur gleichen Gesinnung bekannte. Daher endlich auch die Feindschaft, mit der ihn der berliner „Freisinn" bis nach seinem Tode verfolgt hat.

Mit Anschauungen wie sie den berliner Freisinn beherrschen, werden allerdings Naturen wie Barth stets in Konflikt gelangen. Jenen ist die Partei alles, das Ziel, dem sie dienen soll, nur ein Mittel im Interesse der Partei. Männer, die ihnen huldigen, sehen wir in ihrer Jugend extrem-radikalen Richtungen angehören, um, je älter desto konservativer zu werden. Umgekehrt die großen Patrioten, denen ihr Selbst nichts, das Ziel, das sie anstreben, alles ist. Die Peels und Gladstones wurden von den konservativen Parteien stets zu den Verrätern gerrechnet, weil sie ihr Vaterland über die Partei gestellt hatten; beide haben als Schutzzöllner begonnen, um dem Freihandel zum Siege zu verhelfen; Gladstone begann sogar als Stockkonservativer, um, nachdem er die Kirche in Irland entstaatlicht hatte, in seinem Schwanengesang dem Oberhause den Fehdehandschuh im Namen der heranwachsenden Generationen hinzuwerfen. Es ist eben stets das Zeichen der wahr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haft großen Naturen gewesen, daß sie im Alter mit der Weisheit gereifter Erfahrung das weite Herz der Jugend verbunden haben. Gerade deshalb bleiben sie auch selbst jung bis zu ihrem Ende, und eben weil sie jung bleiben, sind sie auch voll Verständnis für das Tun und Wollen des heranwachsenden Geschlechtes. Ein Weiser mit jugendlichem Herzen war Theodor Barth. Sein Ziel war ein ewig junges. Daher auch bei Barth nicht jenes ängstliche Kopfschütteln des gealterten Philisters über den gährenden Most, sondern ein Mitkämpfen mit der Jugend für das alte, ewig junge Ziel mit unbegrenztem Vertrauen, daß es doch noch erreicht werde.

Indem Barth die liberale Fahne hochhielt, hat er aber dem deutschen Volke auch auf dem Gebiete der äußeren Politik gedient. Wie sehr hat sich doch das Verhältnis des deutschen Volkes zu andern Völkern verändert! Heute sind wir allenthalben Gegenstand von Abneigung und Mißtrauen. Und nichts irriger, als daß der Grund allein im Neid und in der Mißgunst zu suchen sei, womit andre Völker unsre wirtschaftlichen Fortschritte begleiten. Zu allen Zeiten haben die innern Verhältnisse des jeweilig führenden Volks ihre Rückwirkung auf die innern Verhältnisse auch andrer Völker geübt. Da stehen wir nun, illiberal im Innern und nach Außen bisher nur mit reaktionären Mächten intim. Voll Sorgen blickt alles, was in den andern Völkern vorwärts strebt, auf die Verstärkung, welche die reaktionären Strebungen bei ihnen durch unsere innere wie äußere Politik erfahren haben, und befürchten die weitere Rückwirkung. Dazu eine Veränderung in unsrer Besprechung der Angelegenheiten andrer Nationen, ein Ton, der von früherer deutscher Sitte weit abweicht. Einst war es eine der großen Eigenschaften des Deutschen gewesen, daß er mehr, als dies den Angehörigen andrer Nationen vergönnt war, die Anschauungen und Bestrebungen fremder Völker verstand und in gerechter Weise würdigte. Dann aber kam eine Zeit, wo sich der Patriotismus darin zeigen zu sollen glaubte, daß er, was andre Nationen taten, herabsetzte und verdächtigte. Die Hetzmethode, welche die Beziehungen der deutschen Parteien zu einander so unerquicklich gestaltete, kam auch in der Erörterung der auswärtigen Beziehungen des deutschen Volkes in der Presse zum Ausdruck. Der dadurch geschürte Völkerhaß wurde für die Deutschen eine große Gefahr. Da ist es von garnicht zu überschätzender Bedeutung gewesen, daß Barth in der „Nation" eine Reihe von ausge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeichneten Mitarbeitern um sich zu sammeln verstand, die, wie er selbst, die alte Vornehmheit deutschen Geistes in der Beurteilung fremder Völker aufrecht erhielten, daß er durch Reisen und Reden in fremden Ländern der Auffassung der gebildeten liberalen Schichten Deutschlands Ausdruck verschaffte und zeigte, daß wenn auch die Reaktion in Deutschland zur Zeit triumphierte, es doch noch Kreise bei uns gebe, die, entgegen der offiziellen Politik, mit den liberalen Bestrebungen in andern Ländern sympathisieren. Dieses Wirken Barths hat denn auch im Ausland volle Anerkennung gefunden. Ein Beweis, daß zum Dank für seine der Freiheit, der Kultur und dem Frieden dienende Tätigkeit die vornehmste unter den amerikanischen Universitäten, die Harvard-Universität, Barth als „Vertreter des deutschen demokratischen Idealismus" zum Ehrendoktor ernannt hat.

Und so trauern denn heute die Vertreter des wahren Liberalismus in allen Ländern mit uns an seinem Grabe. So schließt der dem Verstorbenen gewidmete Leitartikel der londoner „Daily news": „In dem wirbelnden Staube der Politik wird kein Name heller und dauernder leuchten als der Theodor Barths." Nur in Deutschland hat die „Freisinnige Zeitung" die kleinliche Engherzigkeit, die sie bei Lebzeiten des Verstorbenen für seine Ziele, Pläne und Wirksamkeit verständnislos machte, auch in dem ihm gewidmeten Nachrufe zum Ausdruck gebracht. Und dort wird gerade der Politik, um deretwillen Barth von den berliner Liberalen bekämpft worden ist, die Zukunft gehören, wenn anders dem deutschen Volke noch eine große Zukunft beschert sein soll. Denn bei Fortdauer der Reaktion wird ihm eine solche niemals zuteil werden. Die berliner Liberalen aber werden die Herrschaft der Reaktion nicht brechen. Wenn sie jemals gebrochen werden soll, so wird es nur geschehen, wie es in den letzten Jahren in England wieder geschehen ist, durch vereintes Zusammenwirken von Liberalen und Arbeitern. Dann aber, wenn die Namen seiner heutigen Widersacher längst vergessen sind, wird der Name Theodor Barths noch gepriesen werden als der Name des Propheten, der das gelobte Land, wenn auch nicht erreicht, so doch aus der Ferne geschaut hat.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Fortbildung für preußische Landräte

## Von Lothar Engelbert Schücking

eins der schwierigsten Probleme für den reaktionären Junkerstaat ist immer die Unterrichtsfrage. Der Liberalismus ist etwas so Selbstverständliches, daß es unglaublich schwer ist, Menschen denken zu lehren und gleichzeitig zu verhüten, daß sie liberal werden. Als der berüchtigte Ministerialdirektor Stiehl im Jahre 1854 seine Regulative für den Elementarunterricht herausgab, sah er diese Schwierigkeit ein und verfügte deshalb, daß in der einklassigen Elementarschule ein abgesonderter Unterricht im Anschauen, Denken und Sprechen *nicht* stattfinden solle, abgesehen vom Rechnen. Das Denken in der Schule wurde also nach Möglichkeit eingeschränkt. „Ach Gott" wird mancher Ministerialdirektor im Kultusministerium seufzen, „wie leicht hat es der gute Stiehl gehabt, und wie schwer ist es jetzt, seine Ziele zu erreichen."

Und wenn sich schon für die Volksschule im zwanzigsten Jahrhundert das Denkverbot im Interesse des reaktionären Junkerstaats sehr schwer durchführen läßt, wieviel schwieriger ist die Sache an den Universitäten, soweit für den dortigen Unterricht die Politik in Betracht kommt. Geradezu gemeingefährlich für die Reaktion ist die staatswissenschaftliche Bildung auf den Universitäten. Seit den karlsbader Beschlüssen von 1819 wurde diese Bildung an den Universitäten Deutschlands eingeschränkt, und jetzt sind wir glücklich in Preußen wieder so weit, daß das Kultusministerium staatswissenschaftlichen Unterricht erteilen lassen soll, *ohne* daß dadurch liberale oder sozialistische Denkweise gefördert werde. Es ist ein Problem, denn unter unsern Staatsrechtslehrern und Nationalökonomen sind immer noch liberale Männer, die nicht liberalen aber fühlen sich auf dem Katheder unbeaufsichtigt und *werden* dort zuweilen in ihren Ausführungen liberal. Es läßt sich auch nicht vermeiden, den Kampf um die Verfassung zu erwähnen, die Revolution und andres Unliebsame. Der Staat ist deshalb bestrebt, die Bedeutung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Staatswissenschaft auf der Universität einzuschränken. Die jungen Juristen sollen diese Zweige der Wissenschaft nicht kultivieren, sonst könnten sie ja gleichfalls liberal werden. Nach Staatsrecht und Nationalökonomie werden die Rechtskandidaten im preußischen Referendarexamen nur wenig oder garnicht gefragt, und Professoren der Nationalökonomie sind vom Examen ausgeschlossen. Statt dessen hat man kürzlich die Prüfungsordnung dadurch verschlechtert, daß die zukünftigen Beamten noch mehr römischen Zivilprozeß lernen müssen. Dieser römische Zivilprozeß ist recht schwierig, für die Gegenwart völlig unnütz. Aber sein Studium raubt Zeit, verhindert also die Aneignung von Kenntnissen im öffentlichen Recht. Und dieses ist so gefährlich, denn es macht liberal.

Nun müssen aber doch die höheren preußischen Verwaltungsbeamten etwas vom öffentlichen Recht wissen, denn mit den Kenntnissen im römischen Zivilprozeß kann man auf den Landratsämtern und Regierungspräsidien nicht fertig werden. Mit diesen Kenntnissen allein würde man zum Gespött der Bevölkerung werden. Da gründete man die staatswissenschaftlichen Fortbildungskurse.

Schüler und Lehrer sind ausgesucht, vor allem die Lehrer. Unter ihnen ist keine politisch unzuverlässige Persönlichkeit. Ein preußischer Ministerialdirektor steht an der Spitze. Ein kürzlich in den erblichen Adelstand erhobener Nationalökonom ist als wichtigste Kraft gewonnen, und hielt jüngst einen Vortrag über die Vorzüge des Beamtenstaats, der jeden freiheitlich denkenden Menschen in Erstaunen und Entrüstung versetzte. Aber es wird eben dafür gesorgt, daß den höheren Beamten, die die Kurse besuchen, nichts mitgeteilt werde, was reaktionäre Anschauungen irgendwie erschüttern könnte. Die eifrigste Zensur üben bei den Vorlesungen die Schüler selbst. Es ist vor einiger Zeit passiert, daß ein Dozent im staatswissenschaftlichen Fortbildungskursus — anscheinend war der Professor vom Ministerialdirektor nicht sorgsam genug ausgewählt — über mangelnde Durchführung des gesetzlich garantierten Arbeiterschutzes sprach. Sofort unterbrach ein anwesender Landrat den Vortrag und protestierte feierlich gegen die Ausführungen. Die Hörer, meist höhere Regierungsbeamte, sorgen dafür, daß nichts mitgeteilt wird, was sie nicht hören wollen.

Es handelt sich bei den staatswissenschaftlichen Fortbildungskursen also

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um einen Ersatz für den fatalen Universitätsunterricht, dem man seinen wissenschaftlichen Charakter nicht rauben konnte, dem man aber trotzdem seine Bedeutung genommen hat. Wie verordnete Stiehl 1854? „Unterricht im Denken ist verboten!" Wir haben also noch den Stiehlschen Standpunkt. Es ist unter Herrn Schwartzkopff nur alles viel vorsichtiger geworden. Man macht soviel Umwege heut, um zum Ziel zu kommen. Aber das Ziel ist offenbar dasselbe wie damals. Und vielleicht wird es in Preußen immer dasselbe bleiben, denn ein großer Teil der Preußen ist stolz auf diese Seite der preußischen Kultur oder besser Unkultur.

# Wie wir einst so glücklich waren!

## Novelle von Willy Speyer

(Schluß)

Gegen Abend spielten wir Tennis. Nina war biegsam, schmal in den Fesseln und schnellfüßig. Ihre Hand war sicher, der Schlag ihres Rackets ruhig. Wolfgang, ihr Partner, war weißgekleidet, hatte den rechten Ärmel seines Hemdes aufgeschlagen und zeigte einen braungebrannten, schmalen und kräftigen Arm.

Ich gab streng auf das Spiel acht und hatte den brennenden Ehrgeiz, mich gut zu halten. Ich verlor das erste Match, trat beim Wechseln an das Netz, beglückwünschte Nina und küßte ihre Hand. Wolfgang sah mich ein wenig befremdet an. Nina lächelte, war unendlich liebenswürdig, legte einmal beim Gespräch ihre Hand auf meinen Arm und nannte mich Walter. Ich war rasend vor Glück, machte ein hochmütiges Gesicht und verdoppelte meine Anstrengungen.

Mir war, als ständen Nina und Wolfgang in abendrotem Dunst und rosafarbenem Nebel. Jedermann von uns spielte mit streng geschlossenen Lippen. Nichts unterbrach das Schweigen als nur das Aufschlagen des Balles, das Summen des festgespannten Rackets und zeitweis ein kleiner Ausruf der Überraschung oder des Ärgers. Niemand zählte laut, denn jeder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von uns wußte, wie wir standen. Frau Seyderhelm trat ans Gitter; wir grüßten flüchtig und spielten weiter. Frau Seyderhelm sprach mit einem Gärtner, deutete einmal mit der Hand auf ein Blumenbeet und wandte sich über unsern Eifer lächelnd zum Gehen. Ich wurde gewahr, daß sich mein Spiel von Minute zu Minute verbesserte. Im letzten entscheidenden Satz gewann ich alle sechs Spiele und war somit Sieger im Match. Nina sagte ›ff und fächelte sich mit ihrem Tuch kühle Luft ins Antlitz. Als wir uns die Hände schüttelten, sah sie mich wie zum erstenmal an. In ihren Augen leuchtete mir etwas Verlockendes und Gefährliches entgegen.

„Sie spielen gut," sagte Nina. „Reiten Sie?"

„Gewiß."

„Wolfgang, wir werden morgen früh reiten."

„O Nina, rede keinen Unsinn, das hast du schon zehnmal gesagt. Du stehst ja doch nicht um sieben Uhr auf."

„Doch, ich werde ganz bestimmt um sieben Uhr aufstehen."

Sie sah mich wieder mit ihren lockenden Augen an, wobei sie die Lider ein wenig zusammenzog. Mir war, als liebkosten mich die goldfarbenen ›eidenen Wimpern.

„Was wird Herr Regnitz für ein Pferd reiten?"

O weh, sie sagte wieder Herr Regnitz!

„Willst du einen ruhigen Gaul, Walter?"

„Nein, im Gegenteil."

„Gut, du sollst die Moissi haben. Eine Rappstute, weißt du. Du bekommst den neuen Sattel, den mir Mama geschenkt hat."

„Hören Sie zu, Walter, das ist eine unerhörte Gnade."

„O — sie sagte wieder Walter!

Ich spürte in diesem Augenblick den einzigartigen Duft von Ninas mädchenhaftem Körper. Ich sog ihn wissend und gekräftigt ein.

Der Teufel wird mir an diesem Abend wenig anhaben können. Ich habe mein Match gewonnen und morgen reite ich Moissi.

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Damen zogen sich bald nach dem Abendessen zurück.

Wolfgang und ich, wir saßen noch eine Weile auf der Terrasse, fühlten eine angenehme Ermüdung in unsern Gliedern und tranken ein wenig Black and White mit sehr viel Sodawasser gemischt.

Wir sprachen nicht viel, sondern sahen zum reichbesternten Himmel empor und beobachteten die Sternschnuppen. Der Diener setzte einen Eiskühler neben den Tisch und verschwand.

„Nina reitet gut," sagte Wolfgang. „Ich werde ihr mal morgen den „Sekt" geben. Da kann sie was erleben."

Und dann, nach einer Weile:

„Mama hat im vergangenen Jahr viel Sorge mit dem Stall gehabt. Weißt du, der Rotz . . . Na, jetzt ist es vorbei . . ."

„So?"

„Ja, jetzt sind sie wieder alle gesund. Einer ging ein. Na meinetwegen, mir lag nichts an ihm. Ein Wallach."

Ein Knecht schritt mit einer Laterne durch den Garten. Wir sahen dem unruhigen Licht nach.

„Komisch," sagte Wolfgang plötzlich, „wir kennen uns erst seit sechs Tagen."

„Ja."

Eine Stille.

„Du bist immer so hochmütig. Hast du was?

„Nein. Garnichts."

Eine Stille.

„Du mußt in den Herbstferien herkommen und hier mit uns jagen."

„Danke. Ja."

Mir stieg ein Gedanke auf.

„Jagt Nina auch?"

„Ja, sie schießt sehr gut. Sie hat gar keine Angst."

„Wie schön."

Ich sah ein Bild vor mir: Nina mit dem unvergleichlichen Gang der Kosakenmädchen durch den Wald schreitend, die Büchse in der Hand, mit spähenden Augen und grausamen Lippen.

„Wie schön," wiederholte ich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Stern glitt in mächtiger und graziöser Bewegung durch den erleuchteten Raum.

„Hast du dir etwas gewünscht?“ fragte Wolfgang.

„Ja.“

„Was denn?“

„Mehr Whisky.“

Wolfgang lachte und schenkte ein.

„Na, Mama wird morgen Augen machen über unsere Sauferei. Prost!“

„Prost!“

Wir schwiegen lange.

„Man muß das Leben mit gesunden Händen anfassen.“

Wolfgang sah mich unsicher an. Dann sagte er verlegen:

„Ja.“

Wir beobachteten zwei Fledermäuse.

„Was denkst du über die Frauen?“ fragte ich.

„Über welche Frauen?“

„Ich meine . . . fändest du etwas dabei, wenn Jungens wie wir . . . ein Verhältnis haben?“

„Nein . . . ja, das heißt . . . es kommt darauf an!“

Wolfgang lachte ein wenig hilflos.

Ich stand auf und bot ihm die Hand.

„Wir sollten recht lange Zeit Freunde bleiben,“ sagte ich sehr herzlich.

Auch Wolfgang erhob sich. Er schüttelte meine Hand kräftig, und es lag in dieser Bewegung etwas eigentümlich Ritterliches.

„Ja, das sollten wir wirklich,“ erwiderte er in demselben Ton.

„Gute Nacht, Wolfgang.“

„Gute Nacht, Walter, — und danke für alles.“

Ich ging in mein Zimmer.

II

Wir reiten zu dritt im abgekürzten Galopp — von Hans Kietschmann gefolgt — über eine jüngst gemähte Wiese, deren Heu naß und ohne Duft ist. Wir reiten Schulter an Schulter und achten streng darauf, daß die Linie eingehalten wird. Jeder von uns beschäftigt sich schweigend mit seinem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pferde, beobachtet den gebogenen Tierhals und übt auf jeden Druck den Gegendruck der Schenkel aus.

Manchmal sehe ich zu Nina hin. Das feurige Haar loderte wie eine Flamme, wie ein Triumph unter dem schwarzen Hut hervor; die weißen Kinderzähne beißen auf die feuchte Unterlippe, die unbedeckten Hände erfassen die Zügel des unruhigen Pferdes mit freudiger Kraft. Unausgesetzt richtet Nina die verliebten Blicke auf den Kopf des Pferdes, das in großzügiger Bewegung galoppiert. Ich sehe mit Vergnügen, daß der schlanke Körper mit den säulenstarken hohen Beinen und der jugendlichen weichen Brust sich entzückt der Bewegung des schnaubenden und wiehernden Tieres hingibt und niemals die Verbindung mit ihm verliert.

Es geschieht einige Male, daß Sekt sich nahe an meine Stute drängt und Ninas Fuß den meinen berührt.

Hatte ich nicht die ganze Nacht von der einen Minute geträumt, in der Nina ihren Fuß auf meine Hand setzen würde, um das Pferd zu besteigen? Und war ich nicht, als sie es wirklich getan, verwirrt mit pochendem Herzen davongestürzt?

Sekts Gangart wird von Augenblick zu Augenblicke länger. Der Schimmel und seine Herrin freuen sich des wie unbegrenzten Raumes, der morgendlichen Luft und der würzigen Gerüche des Feldes.

Ich sehe unsicher zu Wolfgang hin, der immerfort mit tiefer Stimme auf den Schimmel einspricht:

„Ruhe! — Sekt! — Ruhe! — Ohlala — Ohlala!"

Meine Moissi geht leichtfüßig mit. Wolfgangs nicht so belebtem Fuchs wird es schwer, die Linie einzuhalten.

„Ruhe, Fräulein Nina!" sage auch ich jetzt. „Bitte abgekürzter Galopp!"

Aber Nina hört nichts. Sie sieht verzückt, mit nassem, erregtem Munde und blinkenden Augen auf den Schimmel und beißt mit den weißen Zähnen auf die Lippe.

„Gib auf die Sporen acht!"

In diesem Augenblick tut Sekt, den irgend etwas erschreckt hat, einen Sprung, Nina kommt mit den Sporen an die Weichen, der Schimmel wirft den Kopf mit einer schmerzlichen Gebärde in die Höhe und geht durch.

Moissi folgt sofort. Wolfgang und Hans Kietschmann bleiben zurück.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„So, Fräulein Nina . . . jetzt Ruhe, . . . nur Ruhe!"

Die Pferde rasen über das Feld. Die Morgensonne erhebt sich gelbstrahlend über einem Hügel und blendet uns.

„Rechte Kandare ziehen! . . . Sekt, Ruhe!"

Nina richtet das Tier mit allen Kräften nach rechts.

Wenn ihr nur nichts geschieht! . . . Nein, sie ist ruhig. Es geschieht ihr nichts.

„Mehr rechts, immer mehr rechts! . . . Fort vom Stall! . . ."

Sieh da, sie ist zufrieden, sie ist hingegeben dieser einzigartigen Geschwindigkeit, dieser goldenen Flucht durch den Morgendunst.

„Noch mehr rechts! . . . Bravo, Fräulein Nina! Noch mehr!"

Wir beschreiben mit unserem Ritt eine Kurve.

„Reitpeitsche fortwerfen!"

Nina läßt die Peitsche fallen.

Ich bekomme über meine Stute Gewalt, meine Knie und Schenkel sind unausgesetzt an den Sattel gepreßt. Ich drücke den Rappen an Nina heran.

„Noch einmal nach rechts . . . sehr gut! . . . Noch einmal! . . . Ah, er läßt nach . . ."

Ich beuge mich vor und greife in Ninas Zügel. Der Schimmel erschrickt, bäumt sich, — ich packe den Halfter und der Schimmel steht.

Nina lacht, ein nervöses, schreiendes, jubelndes Lachen.

Ich steige von meinem Pferd, um Sekt liebkosend zu beruhigen. Ein unerklärlicher Gram erfaßt mich, ich spreche kein Wort, sehe Nina nicht an und bebe vor Schmerz und Zorn . . .

Wolfgang erreichte uns endlich. Er lacht.

„Bravo Nina! — Nichts geschehen?"

Nina schüttelt den Kopf.

„Ein schöner Unsinn, dieses Biest da mit Sporen reiten zu lassen!" sage ich scharf und böse.

Wolfgang zieht ein beleidigtes Gesicht.

„Nehmen Sie die Sporen ab!" herrsche ich Nina an, ohne hinaufzusehen.

Wolfgang und Hans steigen von den Pferden.

„O — Sie sind zornig, Walter!" ruft Nina.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich blickte auf. Ninas Augen lachen, aber sie ist blaß, sehr blaß, und ihre Lippen zittern nervös.

„Nehmen Sie jetzt bitte die Sporen ab."

Hans befreit Nina von den Sporen und reitet zurück, um auf der Wiese die Reitpeitsche zu suchen. Ich stecke die Sporen in meine Tasche.

Wir reiten im Schritt weiter und erreichen ein belichtetes Gehölz. Unsre Tiere sind ermüdet und zufrieden. Sie gehen in großen Schritten durch den Wald und spähen an den stolzen Fichtenstämmen stolz vorbei. Wir sind schweigsam und schlecht gelaunt.

Mit einem Male streckt Nina die Hand nach mir hin. Da ich nicht in ihrer Nähe bin, fingert sie ungeduldig in der Luft herum. Ich nehme ihre Hand, beuge mich tief nach unten und küsse sie lange.

Wie ich mich emporrichte, sehe ich, daß Nina mit lächelndem Antlitz und feuchten goldenen Wimpern nach der andern Seite blickt. Wolfgang ist blaß geworden und hält die Augen gesenkt. Hans reitet irgendwo hinterher.

Wir erreichen, ohne ein Wort zu sprechen, nach einer Stunde den Gutshof. Die Pferde sind naß und wollen ihr Futter. Ich grüße Nina mit dem Hut und gehe ins Haus.

12

Wir fuhren am Abend mit einem leichten Jagdwagen ins Gebirge. Frau Seyderhelm war im Schloß geblieben, da sie Besuch erwartete.

Wir saßen auf der Terrasse eines vornehmen und einsam am Fluß gelegenen Hotels. Vor unsern Blicken zerflossen die kupferbraunen Abhänge und goldenen Bergeshäupter, die ein unaufhörlich gleitendes Licht belebte.

Ich stand, noch ehe die Mahlzeit bereitet war, im Stalle bei den Pferden und sorgte dafür, daß sie ihr Futter bekamen. Mein Kopf war benommen, und meine Augen brannten. Den ganzen Tag in Ninas Kreise zu leben, den Hauch ihrer Lippen zu spüren, im Wagen ihren Knieen nahe zu sein und ihrem duftenden Haar, zu sehen, wie der Wind das helle, sich innig an den Körper schmiegende Sommerkleid berührte, und mit vrwirrten Sinnen zu ahnen, vieles zu ahnen, — ah, das alles war nicht ganz leicht zu ertragen.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Kellner meldete, das Essen sei angerichtet. Ich stieg die steinerne Treppe der Terrasse langsam hinauf. Die unaufhörlich wechselnden Farben des Abends quälten mich; ein drohendes Verhängnis war in dieser Bewegung, eine Unruhe ohnegleichen, eine süße und unsäglich schmerzliche Hast, eine Flucht und ein Jammer ohne Trost . . .

Als ich oben angelangt war, sah ich, wie Nina ihre Hand auf Wolfgangs Arm gelegt hatte. Sie schien ihn etwas zu fragen. Er beantwortete Ninas Frage, und sein Gesicht bekam den überaus liebenswürdigen und ritterlichen Zug, den ich an ihm liebte. Ein kindliches, verhaltenes Schluchzen stieg in mir empor.

Ich setzte mich an den Tisch, Nina und Wolfgang sahen mich an.

„Na Lieber? Wie gehts?" fragte Wolfgang.

„Danke, die Pferde fressen."

Nina lachte und blickte fort.

Ich wurde rot.

Nina sprach in näselndem Ton von Trüffeln.

„Sieh mal, Wolfgang, wie witzig, hier gibt es gefüllte Trüffel. Raffiniert — nicht?"

„Nina, du redest wie ein Kavallerieoffizier," sagte Wolfgang, wandte mir sein Gesicht schräg zu und fragte in seinem kindlichen Ton:

„Spricht sie nicht wie ein Gardekürassier?"

Wir aßen danach Forellen. Nina verstand es gut, das zarte rosige Fleisch der Fische von den Gräten loszulösen. Die weißen, nun der Seele beraubten Tieraugen starrten ausdruckslos zu uns herauf. Nur um die Mäuler lag ein böser Zug, der von Todespein und letztem Kampf erzählte.

Um die Zeit der späten Dämmerung trat ein Hirsch aus dem Wald des gegenüberliegenden Berges hervor, äugte mit einer kühnen Gebärde des Kopfes nach dem Hotel hin und trank aus dem Fluß.

Der Geruch von Bergwasser und nassem Sand stieg zu uns empor. Allmählich entfaltete der dunkelnde Himmel die Schönheit der beginnenden Nacht vor unsern Augen. Die stolzen Gestirne wurden sichtbar; vor ihrer urweltlichen Starrheit wichen die wechselnden Farben des Abends besiegt zurück. Das Gebirge ward im funkelnden Schein groß und ehern.

Wir standen nach beendetem Mahle auf und gingen über die hölzerne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Brücke des Flusses dem andern Ufer zu. Die Nacht gab mir mitleidsvoll von ihrer Kühle und besänftigte mich wunderbar. Nina schien mir schöner denn je, aber ihre Schönheit war meinen Sinnen und meinem undeutlichen Verlangen entfernt. Sie ging mit ihrem weißen Sommerkleid wie durchsichtig durch die Nacht dahin. Auf ihren Schultern lag ein bläuliches Orenburger Tuch. Ihr Haar war unbedeckt und bewegte sich ein wenig im Nachtwind.

Ein leises, sehnsüchtiges Tönen rief uns in den Wald. War es eine Flöte oder eines Mundes Klage? Wir folgten neugierig der oft entschwindenden und dann wieder genäherten Musik.

Vor einem Bretterverschlag, dem Sammelplatz der Tiere, machten wir Halt. Wir sahen die Gestalt eines Mannes zwischen sternhellen Bäumen einhergehen, wir sahen ihn in seine Schürze greifen und — einem Sämann gleich — Eicheln und Kastanien mit einer weiten Bewegung seines Armes über den Waldboden streuen. Dazu pfiff er eine Melodie, eine kleine, sentimentale, unbeholfene und doch unendlich rührende, süße, zärtlich lockende Melodie. Nach einer Weile schien es, als bewege sich der Wald. Unhörbar, aber mit großzügigen Bewegungen und bei jedem Schritt ein wenig mit den Häuptern nickend, kamen wie aus einem dunkel gewebten Teppich Hirsche und Rehe aus der Nacht hervor, beugten sich zu Boden und näherten sich langsam dem lockenden Freund der Tiere. Allmählich entfernte sich der Mann, umdrängt von seinen zärtlichen Geschöpfen, ferner und ferner klang die Musik seines Mundes und löste sich endlich auf im Rauschen des Waldes.

* * *

Wolfgang eilte voraus, um mit Hans die Pferde anzuschirren. Es zeigten sich Wolken am Himmel.

Ich ging mit Nina langsam den jäh erleuchteten Waldweg entlang. Nina hatte wieder ihren Schnupfen und führte das kleine Tuch oftmals an den Mund.

„Walter."

„Ja."

„Wie alt sind Sie?"



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Siebenzehn Jahre."

„Siebenzehn Jahre," wiederholte Nina.

Eine Stille.

„Walter."

„Nina?"

„Sie werden morgen fortreisen, — nicht wahr?"

Und da sie mein Gesicht sah, hob sie beschwörend die bittenden Hände empor und sagte in unvergleichlich rührendem Ton:

„Walter, — Sie sind siebenzehn Jahre!"

Ich hatte wieder solche Angst.

Ich werde mich töten, dachte ich.

Eine lange Stille.

„Sie werden reisen, Walter?"

„Ja."

„Danke."

Ich werde mich töten. Es wird noch diese Nacht geschehen.

* * *

Wir fuhren über Felder. Wolfgang kutschierte, wobei er manchmal einige Worte mit Hans wechselte. Ich saß mit Nina in der Break. Nina sprach viel und war nervös.

Es erhob sich ein Wind und trieb große, von den Sternen erhellte Wolken über den Himmel. In der Ferne leuchteten Blitze.

Nina klagte über den Sturm, der ihr Kopfschmerzen verursachte, und bat, man solle die Verschläge herunterlassen. Der Wagen hielt, die Pferde stampften ängstlich auf dem undeutlichen Feldwege, und Hans spannte die leinenen Gardinen auf.

Wir waren nun von den andern durch eine Wand getrennt und sahen die Welt einzig durch die Öffnung über der Türe. Wir hörten von irgendwoher kleine Bäche rauschen, den Wind im Korn und in entfernten Wäldern blasen, und aufgescheuchte Enten, die schreiend nach irgendeinem wohlgeborgenen Teiche zogen.

„Sie frieren, Walter?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Nein. Danke."

Nina hüllte sich fester in das weiche, blaue Gewebe ihres Tuches.

Ein Blitz zuckte.

„Haben Sie den Hasen gesehen, Walter?"

„Ja."

Wir fuhren über eine Brücke. Das Holz dröhnte.

„Sie haben noch einen Vater, Walter?"

„Ja."

„Wo ist er?"

„In Skandinavien."

„Allein?"

„Anny Döring ist bei ihm."

„Wie? — Die Soubrette?"

„Ja."

„Ach —!"

Nina blickte mich verwundert und ängstlich an.

Wie liebte sie in diesem Augenblick meinen Vater. O Nina, Nina!

Ich sah lange Zeit hinaus und träumte. Ich fühlte, daß mich Nina unausgesetzt betrachtete. Später vergaß ich es.

Eine Hand lag auf der Decke. Es war Ninas Hand.

„Darf ich sie küssen?" fragte ich.

Nina lachte mit einem hellen Ton. Es klang, als fiele ein kleiner, silberner Hammer schnell auf Metall.

Ich küßte die Hand und dachte dabei an den Förster, der durch den Wald ging und Eicheln über die Erde streute. Ich küßte keine lebendige Haut, sondern Wildleder, dänisches Wildleder. Ich küßte dieses Leder noch einige Male und ließ die Hand dann fahren. Ich empfand kein besonderes Vergnügen dabei und wunderte mich. Wahrscheinlich träumte ich dies alles nur, sonst wäre ich doch wohl anders gewesen. Ich hätte vielleicht geschrieen . . .?

Es begann langsam zu regnen. Ich streckte die Hand hinaus. Große warme Tropfen fielen hernieder.

„Wir werden morgen nicht Tennis spielen können," sagte ich schläfrig.

„Ja," erwiderte Nina verwundert.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ach so, ich reise ja morgen fort, dachte ich. Wie ungeschickt.

Ich träumte fort, sah Steine, Wolken und Bäume vorbeieilen; oben sprach Wolfgang irgend etwas, was ich nicht verstand, und der Donner wurde stärker, immer stärker.

Nein, ich werde morgen nicht fortreisen. Ich werde mich heute Abend töten.

Schafe standen zusammengedrängt und fürchteten sich. . . . Sieh da, Schafe . . . „Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herren leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude . . .“ wie schön, — siehe, ich verkünde euch große Freude! Mir war mit einem Male, als sei mein Körper durchströmt von gutem warmen Blut. Es war ja alles garnicht so schlimm! Denn ich verkünde euch große Freude . . .

Da — was war das? Eine bebende Hand griff nach meiner. Mein Traum zerriß — —

„Nina!“

Ich schrie.

„Sei still, um Gottes willen . . .“

„Hallo, was gibt's?“ fragte Wolfgang.

„Nichts. Ninas Haar im Wind . . .“

Ich riß Nina an mich, überflutete ihr Antlitz mit Küssen, umarmte ihre Kniee und biß in ihre Lippen und Hände . . .

„Laß . . . Laß . . . Du bist verrückt.“

Sie stöhnte.

Ich flehte unverhüllt mit meinen fiebernden Lippen auf ihren Lippen, auf ihren Händen, ihrem Haar, ihren Augen und ihrer jungen, jungen Brust . . .

O unerhörtes Glück des Aneinanderschmiegens, der verschlungenen Finger, der wirren, in die dunkle Luft hineingesprochenen Reden!

Und dann dieses wunderbare, einzigartige Ermatten, diese tränenreiche, gütige Müdigkeit, . . . dieses bekümmerte Suchen der Hände, . . . und endlich diese Ruhe, diese tiefe, tiefe Ruhe! . . .

Wie wir einst so glücklich waren!

* * *

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um Mitternacht stürmten die gepeitschten nassen Pferde mit rasselndem Wagen in den Schloßhof. Frau Seyderhelm empfing uns in der Türe. Sie war ein wenig müde, aber freundlich und besorgt.

13

Ich stellte mich an das Fenster meines Zimmers und sah hinaus. Blitze spalteten Eichen und Kiefern, und über Wälder und weite Ebenen rollten ihre Donner. Aus den Ställen brüllten und wieherten geängstigte Tiere, und Malatesta saß mit glühenden Augen in seiner Hütte vor meinem Fenster und heulte.

Auch dies ging vorbei. Ein stetig und kühl strömender Regen spendete uns, den Fiebernden, Genesung. Gerüche von niegeahnter Kraft erfüllten die Luft, und die Tiere in den Ställen begannen ihren Schlaf. Zwei Uhr schlug die Glocke, aber der trübe Morgen war noch fern.

Ich setzte mich an den Tisch. Ich wollte etwas Unerhörtes schreiben, aber ach, — es wurden nur diese einfachen Zeilen:

Ist es denn möglich, daß wir diese Nacht
In einem Wagen über Felder fuhren?
Hab' ich geträumt? Ich sah doch einen Wald!
Eilten nicht Steine, Wolken, Bäume, Sterne
An uns vorbei, und hast du später nicht
— So hab' ich doch geträumt, — und hast du nicht
Mir abgewandten Blicks die Hand gereicht?
. . . Und küßte ich sie nicht?
Ich habe nicht geträumt. Wir fuhren nachts
In einem Wagen über weite Felder,
Es eilten stille Wolken, Bäume, Sterne
An uns vorbei . . . Du gabst mir deine Hand . . .
. . . Ich küßte sie . . . So hab' ich doch geträumt?

Ich packte meinen Ranzen, nahm das Blatt, stieg zu Ninas Zimmer hinauf, öffnete die erste ihrer beiden Türen und legte mein Gedicht auf ihre Diele. Dann schlich ich mich hinunter.

Ich trat auf den Hof, streichelte Malatesta und dachte: Frau Seyderhelm und Wolfgang . . . ach, Frau Seyderhelm und Wolfgang!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich wanderte die Straße hinab, bis sich im Osten der bewölkte Tag ankündete. Auf einem Hügel blieb ich stehen und sah die verlassene bleiche Landschaft unter mir. Eine Starenkette flog durch die gereinigte Luft des Morgenrots.

Da schlug ich mit der Stirn auf einen Baum und stürzte nieder.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Gold contra Silber / Von Robert Heſſen

Als im Februar im Anſchluß an die Bankgeſetznovelle auch von unſrer Valuta einiges im Reichstag geredet wurde, las man in der Preſſe hier und da die drollige Notiz: es habe eine „Silberwährungs"-Debatte ſtattgefunden. — Silberwährung iſt nun eigentlich eine Beleidigung. Silberwährung iſt gut für zurückgebliebene Agrarſtaaten. Rußland wäre, wenn es nach dem Rechten ginge, für ſie reif, um endlich aus Papierwirtſchaft und Zwangskurs herauszukommen. Preußen aber war ſeiner Silberwährung längſt entwachſen, als es im Reich 1871 zur Goldwährung überging.

Dem Publikum freilich hätte man ruhig mitteilen können: es ſei im Februar über Holz- und Kartoffelwährung verhandelt worden. So profitlos und vollſtändig ſind die Währungsnöte, die von 1871—1886 unſern jungen Einheitsſtaat drangſalierten, die Gemüter der Verantwortlichen in leidenſchaftlicher Spannung hielten und eine Flut von Druckſchriften hervorriefen, vergeſſen worden. Das muß für unſre Zukunft ſchwere Sorgen einflößen.

Ich ſchicke voraus, daß ich den ſogenannten Bimetallismus für überwunden halte und mir ein Angriff auf die Währung, die wir *jetzt haben*, widerſinnig erſcheint. Die Zeit, da man verſtändigerweiſe Bimetalliſt ſein durfte, liegt weit hinter uns. Aber gilt es, ein Kennwort für das zu finden, was uns Deutſchen in jenen dreizehn Jahren geſchah, ſo möchte man mit dem Landgrafen von Thüringen ausrufen: „Ein furchtbares Verbrechen ward begangen."

Worin beſtand dieſes Verbrechen? Darin, daß kurz vor 1873 bei den Kulturvölkern 19 Milliarden Edelmetall als Baſis ihres Verkehrs und ihrer Kreditwirtſchaft umliefen (nämlich etwa 11 Milliarden Goldgeld und 8 Milliarden Silbergeld), kurz nach 1873 dagegen nur noch wenig über 11 Milliarden im ganzen, da Silber aufgehört hatte, Vollgeld zu ſein. Es



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beglich („liberierte") nicht mehr im internationalen Handel und infolgedeſſen auch nicht mehr im inländiſchen. Man konnte nicht mehr in die Ferne mit ihm zahlen und keine Wechſel auf ſolche Plätze ausſtellen, wo das noch geſchah. Silber war aus einem Edelmetall zur Scheidemünze degradiert worden.

Dies aber, ſo las man kürzlich wieder in den Zeitungen, ſei nicht die Frucht von irgendwelchen verfehlten Maßnahmen, ſondern die Folge eines Naturereigniſſes geweſen, und zwar der geſteigerten Hervorbringung von Silber. Ich will zunächſt in wenigen Worten zeigen, wie die Dinge wirklich liegen, und dann zur Kritik des geſchichtlichen Erlebniſſes zurückkehren.

Es wurde im Jahre 1873 nicht durchſchaut und wird es leider auch heute noch nicht: daß auf dem fraglichen Gebiet ſich zwei feindliche Faktoren wie Öl und Waſſer ſcheiden. Der eine Faktor iſt die bergmänniſche Gewinnung von Edelmetallerzen, die dann als Barren auf dem Weltmarkt käuflich ſind; den andern Faktor bilden die ſtaatlichen Münzſtätten mit ihren Prägeſtempeln. Bevor der Währungskrieg begann, mußte man 15½ Teile Silber hernehmen, um 1 Teil Gold anzukaufen; das heißt Gold und Silber ſtanden auch auf dem Barrenmarkt meiſt wie 1 : 15½. Es iſt aber einfach nicht wahr, daß jene Wertrelation ſich ſeit 1873 in den Münzſtätten verſchoben habe. Denn immer noch wird, ganz abgeſehn von den enormen Mengen aus früherer Zeit her umlaufenden Silbergeldes, in faſt ſämtlichen Ländern Europas Gold und Silber auf dem Fuß von 1 : 15½ *geprägt*, wie das *vor* dem Währungskrieg geſchah. Das vielgenannte Naturereignis iſt alſo an den ſtaatlichen Münzen beinahe ſpurlos vorübergegangen. Nur daß ſie ihr Silbergeld nicht in den großen Verkehr bringen können. Und dies liegt allein an dem Widerſtand, den die Weltbörſe leiſtet. Geſunken iſt durch ihre Notierung die Unze Rohſilber in London von 60 Pence auf 25 und darunter; der einzelne Staat kann dieſen Weltpreis zurzeit nicht heben. Doch ebenſowenig kann die Weltbörſe die Staaten zwingen, Silber in einem andern Wertverhältnis als 1 : 15½ auszumünzen. Darum ſprach ich von zwei Gegnern, von Öl und Waſſer. Dieſe zwei Faktoren muß man gelernt haben auseinanderzuhalten, wenn man unſre Währung überhaupt verſtehen will. Nun zu den Währungsfeldzügen und -ſchlachten.

Etwas Tragikomiſches lag darin, daß jene Ächtung, jene „Demonetiſierung"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Silbers von Politikern wie Nationalökonomen in keiner Weiſe beabſichtigt oder auch nur befürchtet worden war. Die deutſche Reichsregierung, die durch ihren Übergang aus der Silber- zur Goldwährung im Jahre 1871 den Stein ins Rollen gebracht hatte, zeigte ſich aufs peinlichſte verblüfft, zumal da die ſchnell reſultierenden Übelſtände mit Händen zu greifen waren. Es herrſchte Geldknappheit; die metallne Baſis des Kredits erſchien wie zuſammengeſchnurrt, weil Gold allein in Europa begehrt wurde und Silber nicht mehr in Frage kam. Das „Zerren an der Golddecke" begann, die Staaten riſſen ſie ſich gegenſeitig von den Beinen. Während Geld teuer wurde, ſanken Preiſe und Löhne; der Bankdiskont aber ſchnellte bald hier bald dort empor, ohne daß Unternehmungsluſt Urſache davon geweſen wäre. Es machte ſich jene Spielart von „Überproduktion" bemerkbar, die bei Licht beſehn nichts weiter als Unterkonſumtion iſt. Die Auswanderung von Deutſchland nach Amerika erreichte wieder einmal Ziffern wie kurz nach dem Jahr 1848. Die Landwirtſchaft litt ſchwer und hatte nichts als „Abſchreibungen" zu machen; alle Schuldner ſtöhnten. Es waren Zeiten des Unbehagens und der Sorge. Bismarck wälzte ſich ſchlaflos in vielen Nächten, und die Aushilfe, auf die er zuletzt verfiel, erwies ſich teilweiſe noch ſchlimmer als das Übel.

Nur eine Partei ſtand groß da: die des organiſierten mobilen Kapitals. Deſſen Macht wuchs dazumal ins Ungeheuerliche; die deutſchen Großbanken diktierten einfach ihren Willen. Auch die Börſianer freilich hatten das Gras nicht wachſen hören; auch ſie waren von der Konjunktur überraſcht worden. Aber mit feinſter Witterung nahmen ſie den günſtigen Augenblick wahr. Silber durfte „nie wieder Geld werden", und wenn ganze Völker daran zugrunde gingen. Denn je geringer die abſolute Menge des Edelmetalls, deſto gewaltiger die Stärke derer, die es kontrollierten. Es galt alſo, ein begangenes Verbrechen zu vertuſchen, es in eine Wohltat umzulügen, jede Remedur zu verhindern und dem lieben Publiko derart Sand in die Augen zu ſtreuen, daß es nie wieder zur Beſinnung käme. Und in der Tat ſind die Grundlinien der Währungsangelegenheit ſo einfach, daß Leute, deren Verſtand — wie das heut üblich iſt — nur mikroſkopiſch abgerichtet worden war, häufig den Wald vor lauter Bäumen nicht ſahen. Die plumpſten Unterſchlagungen von Tatbeſtänden glückten den eingeſchworenen Monometalliſten, und der verbreitete Nonſens bewies eine ſolche Anſteckungsfähigkeit,



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß mir zum Beiſpiel einer der klügſten Staatsbeamten, die es um 1885 in Preußen überhaupt gab, für die Solidität und notwendige Alleinherrſchaft des Goldes das Argument vorbrachte: Frankreich habe in den Jahren, als (um 1850) viel Silber nach Oſtaſien ſtrömte, drei Milliarden Mark „glatt verloren". Was überhaupt verloren gehn konnte, war ſelbſtverſtändlich nur die Lumperei des ſogenannten Schlagſchatzes geweſen, eine Bagatelle von Prägungsunkoſten im Betrage von ein paar tauſend Francs. Für jedes gemünzte Stück Geld hatte die franzöſiſche Regierung das volle Äquivalent in Geſtalt von beglichenen Gehältern und Lieferungen längſt eingeheimſt und konnte ſich jederzeit am Weltmarkt ſo viel Silber in Barren kaufen, um jene Münzverluſte mit Schnelligkeit zu erſetzen.

Wenn in Ländern, wo Silber börſenmäßiges Zahlungsmittel war, die Verſchiebungen in der bergmänniſchen Gewinnung der beiden Metalle überhaupt Einfluß auf ihre Wertrelation zu üben vermocht hätten, ſo würden derartige „Naturereigniſſe" wie das von 1873 ſchon viel früher und verheerender eingetreten ſein. Doch weder die Entdeckung der kaliforniſchen Goldminen (1847), noch die der auſtraliſchen (1850) hatten des Goldes Verhältnis zum Silber ernſtlich zu erſchüttern vermocht. Während nach der Entdeckung Amerikas die ſpaniſchen Silberflotten in zwei Jahrhunderten ungeregelter Währungsverhältniſſe tatſächlich durch Mehrangebot ein Sinken des Silberwertes um ganze 40 Prozent auch für die Münzen verurſacht hatten, war von ſolchem Niedergang, ſeit die franzöſiſche Regierung am 30. Oktober 1785 die Prägung zum Wertfuß von 1 : 15½ geſetzlich fixierte, nichts mehr zu bemerken geweſen. Dieſer Fuß wurde im Jahr 1803, da Frankreich zur Doppelwährung überging, beſtätigt, und ſelbſt die ſtürmiſche Nachfrage nach Silber für Oſtaſien, wo Britiſch-Indien und faſt ganz China heute noch in Silber zahlen, hat nennenswerte Schwankungen ſelbſt an der londoner Metallbörſe nicht hervorzurufen vermocht. Der lateiniſche Münzbund von 1865 (Frankreich, Spanien, Italien, Belgien, Schweiz, Rumänien und Griechenland) legte ſeinen Prägungen ohne weiters das alte Verhältnis von 1 : 15½ zugrunde. Bei wirklicher Abhängigkeit von der Metallgewinnung hätte das Gold ſinken müſſen, deſſen Angebot um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Silberangebot um den doppelten (Wert-)Betrag überbot. Ja noch als der Silberpreis im Jahre 1880 am Barrenmarkt bereits um

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fünfzehn Prozent gedrückt war, überwog das Goldangebot ganz erheblich. Den ſchlagendſten Beweis aber haben erſt die jüngſten Jahre geliefert, indem ſich der londoner Silberpreis von ſeinem Tiefſtand im Januar 1903 (mit 21,98 Pence) bis zum November 1906 auf 32,67 erholte, ohne daß in der Silberproduktion eine nur nennenswerte Schwankung ſtattgefunden hätte. Dieſe Produktion hielt ſich vielmehr in allen jenen Jahren dicht über fünf Millionen Kilogramm.*)

Darum kann es nicht die bergmänniſche Gewinnung ſein, die hier alles entſcheidet, und daß die ſtärkere Ausbeutung der Silbergruben in Nevada, New-Mexiko, Colorado und ſo weiter den furchtbaren Silberſturz der Jahre 1873—1886 allein verurſacht habe, iſt nichts als ein Märchen für Kinder. Das Silber ward ernſtlich erſt erſchüttert, ſobald 1873 Deutſchland ſeine Taler zu verkaufen anfing, der lateiniſche Münzbund daraufhin ſeine Silberprägungen beſchränkte, um ſie bald gänzlich einzuſtellen, und an allen europäiſchen Börſenplätzen nur noch goldne Deviſen (auf Gold lautende Wechſel) gehandelt wurden. Der Silberpreis taumelte einige Jahre dahin, ſolange der Währungskrieg mit ſeinen Verſuchen zur Rehabilitierung jenes Metalles anhielt und es zweifelhaft blieb, ob der geächtete Mitregent nicht doch wieder zu ſeinem alten Thron gelange. Er ſtürzte endgültig in abgründige Tiefen, ſobald es (im Jahr 1886) feſtſtand, daß die deutſche Regierung, obſchon eine bimetalliſtiſche Mehrheit im Reichstag vorhanden war, ſelbſt für einen vorbereitenden Schritt in dieſer Richtung, zum Beiſpiel zur ganz notwendigen Gewinnung Englands, ihre Teilnahme verſagte.

Maßregeln alſo waren es geweſen, die das Unheil heraufbeſchworen hatten, und weil ſtaatliche, zumal geſetzgeberiſche, Maßregeln in der Währung eine ſo gewaltige Macht haben, deshalb eben prägen Deutſchland und andere Staaten, unbekümmert um die Preisnotierungen des Weltmarktes ſo, als ob der alte Fuß von 1 : 15½ immer noch beſtände. Ja ſelbſt Feinde des Bimetallismus, die jedoch ehrlich und wiſſenſchaftlich blieben, wie zum Beiſpiel Augspurg, haben es offen zugegeben: die Behauptung, daß eine

*) Vergleiche Paul George: „Die Bewegung des Silberpreiſes ſeit 1873", bei Guſtav Fiſcher in Jena 1908.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geſetzliche Gleichſtellung der Edelmetalle auf eine größere Stetigkeit ihres Geldwertes an ſich hinwirke, ſei richtig.

Für den faſt komiſchen, nicht ohne weiteres faßbaren Kontraſt jener beiden, heute durch eine Kluft getrennten Machtſphären: des Weltmarktes mit ſeinen Börſen und Maklern einerſeits, den ſtaatlichen Münzſtätten mit ihren Verordnungen andrerſeits, gibt es einen ſehr einfachen und einen ſehr groteſken Beweis. Jeder von uns kann mit einem Fünfmarkſtück, das etwa zwanzig Gramm wiegt, am offenen Markt fünfzig Gramm Rohſilber kaufen. Und jeder, der umgekehrt ein Fünfmarkſtück eingeſchmolzen hat, würde beim Goldſchmied höchſtens noch zwei Mark dafür erhalten. Reichsadler, Kopf und Randſchrift alſo ſchaffen den effektiven Wert des einzelnen Geldſtückes, und nur das geprägte Silber erfreut ſich ſeiner alten Relation zum Golde. Nun zu der groteſken Probe aufs Exempel. Ein paar Spitzbuben in Köln kamen vor etwa zehn Jahren auf eine Falſchmünzerei von ganz wunderlicher Art. Das Eigne an ihr beſtand darin, daß nicht gefälſchtes, ſondern vollwichtiges und echtes Metall verwendet wurde. Nachgemacht war nur der Stempel — und hatte ſolche Kraft, daß ein Stück Silber, das für noch nicht eine Mark eingekauft worden war, für zwei Mark wieder in den Handel gehen konnte. Zum Glück wurden dieſe ſeltſamen Falſchmünzer abgefaßt; ſo kam eine totgeſchlagene Wahrheit ans Licht, und unſer von „Naturereigniſſen“ und ähnlichem Unſinn benebeltes Deutſches Reich erfuhr auf dem Wege einer wenig ſchmeichelhaften Empirie, daß es mit ſeinen Prägeſtempeln immer noch das Wertverhältnis zwiſchen Gold und Silber kommandiere. Es war die höchſte Zeit. Denn kapitale Böcke waren bereits geſchoſſen worden, und es fehlte garnicht viel, daß unſre guten alten Taler nach dem londoner Weltmarktpreis ihres Metalles umgeprägt worden wären, in Fünfmarkſtücke, die mehr als doppelt ſo dick wie die heutigen hätten ſein müſſen. Einmal wurden an den Khedive von Ägypten mehrere Millionen Taler für den niedrigen Silberpreis des Barrenmarktes, alſo etwa für die Hälfte ihres vorherigen, tatſächlichen Wertes abgegeben. Man war froh, ſie los zu ſein und prellte leichten Mutes den Steuerzahler um große Summen. Nur fort mit Schaden! Die wackern Spitzbuben von Köln ſchafften das ab. Nun prägt unſre Regierung die Taler in Scheidemünze (zum Beiſpiel in Dreimarkſtücke!) um. Sie ſollte aber auch, weil zurzeit ſich gar kein profitableres Geſchäft aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denken ließe, Silber am Barrenmarkt kaufen und es prägen, ſoviel irgend in den Kleinverkehr hineingeht. Der Bedarf iſt längſt noch nicht gedeckt; wir zählen erſt 15 Mark Silbergeld auf den Kopf der Bevölkerung; Frankreich zählt 45. Und daß kein Land „Hartgeld" genug haben kann, wird vielleicht mal ein Krieg an den Tag bringen. Nur daß eben Silber Scheidemünze bleibt, da es nicht Geld in börſenmäßigem Sinn iſt und „nie wieder Geld werden" ſoll. Konzis ausgedrückt: der Staat allein ordnet die Wertrelation von Gold zu Silber für die Münze; die Börſe allein befindet über die Gangbarkeit eines Zahlmittels und iſt hierin vorläufig ſtärker als der Staat. Der Weltmarktpreis eines Edelmetalles allein iſt abhängig von der bergmänniſchen Gewinnung; dieſe hat aber auf die Währungsverhältniſſe ſo gut wie garkeinen Einfluß, beſonders wenn Staat und Börſe Hand in Hand gehen, — was eben 1873 aufhörte.

Damit kehren wir zurück zur Pſychologie des ganzen Unternehmens. Keine Roggenſchwänze, kein Gründungsſchwindel und kein Krach haben der Beliebtheit der Börſe derartigen und dauernden Abbruch getan wie jener tief angelegte, zäh durchgeführte, doch den Völkern höchſt unfreundliche Plan von der „Demonetiſierung" faſt der Hälfte des 1873 gangbaren Metallgeldes. Wenn heut in wohlwollenden Leitartikeln die Tugenden der Jobber und die Vorzüge des Terminhandels erläutert werden müſſen, aber auch wenn freiſinnige Patrioten über unſre Zölle und alles das ſtöhnen, was dieſe an Teuerungen, Gehaltserhöhungen und Mehrbelaſtungen mit Steuern im Gefolge haben, — beides rührt her von dem unbarmherzigen Durchdrücken des goldnen Monometallismus von 1873—1886. Gewiſſe Berliner des Weſtens dachten Mitte der ſiebziger Jahre durch die Goldwährung den großen Schlag zu tun: die wirtſchaftliche Ruinierung des verhaßten preußiſchen Junkertümes. Dieſer Haß war verſtändlich und rationell, und ſein Werkzeug erſchien vernichtend. Gleichwohl hatte man die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Das preußiſche Junkertum richtete ſich in der Geſtalt ſeines genialſten und kraftvollſten Vertreters empor zu einem Widerſtand, an deſſen Nachhaltigkeit wir heute noch leiden. Als Bismarck zum erſtenmal dunkel ahnte, was vorging, und die Not der Landwirtſchaft, das heißt ſeiner Standesbrüder ſah, ſiſtierte er (1876) die Einſchmelzung der Taler. Taler ſollten „Geld bleiben". Es ſollte mit ihnen wie mit Gold gezahlt werden dürfen. Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war freilich ein Schlag ins Waſſer. Wir hatten zwar nominell fortan ſtatt der reinen Gold- eine „hinkende“ Währung; allein es wagte kein Großkaufmann, von jener Möglichkeit (in Talern zu zahlen) Gebrauch zu machen, weil ihn das Riſiko des Verluſtes von Kredit und Reputation an der Börſe ſchreckte. Noch beweiſender war 1878 in den Vereinigten Staaten das Schickſal der Blandbill: daß monatlich für zwei Millionen Dollars (alſo jährlich etwa für 100 Millionen Mark) Silbermünzen im Schatzamt zu Waſhington geprägt werden ſollten. Die Börſe von New York antwortete mit dem Beſchluß, auch künftig nur in Gold zu handeln, das heißt Silber als Geld nicht anzuerkennen. Da ſchrieb Bismark 1879 an Wilhelm von Kardorff jenen berühmten Brief, der die neue Zollära inaugurierte.

Wohl hatte Ludwig Bamberger uns die Goldwährung durch die euphemiſtiſche Wendung ſchmackhaft zu machen geſucht, wir Deutſchen würden durch ſie „konkurrenzfähig für den Import“ werden. Das war nur zu buchſtäblich eingetroffen. Fremde Völker von minderwertiger Valuta überſchwemmten unſern Markt; ſelbſt in Indien konnte ein geknechtetes und hungerndes Proletariat zum Weizenbau angehalten werden, um unſern ignem Landmann mit ſeinen Produkten zu unterbieten. Man griff nach dem zweiſchneidigen Mittel der Zölle, um die deutſche Landwirtſchaft zu retten. Aber es folgte zugleich auch jene politiſch-reaktionäre Verbrüderung mit den induſtriellen Hochſchutzzöllnern, bis der bekannte Stammbuchvers eingetragen werden konnte:

„Stumm und Kardorff Hand in Hand,
Alles ſonſt aus Rand und Band.“

Dieſe mächtige Verbrüderung, die heute noch in Preußen regiert, iſt eine mittelbare Folge der Silberächtung, die berliner Börſe dabei der Schlemihl geweſen. Wenn ein ſowenig agrariſch geſinntes Kollegium wie der Vorſtand der berliner Kaufmannſchaft in ſeinem letzten Jahresbericht offen zugeſteht, daß die Schäden des jüngſten Geſchäftsrückganges ſelbſt im deutſchen Oſten durch eine geſteigerte Konſumkraft der Landbevölkerung einigermaßen ausgeglichen wurden, und wenn viele Freihändler — wegen der damit ausgeſprochenen wirtſchaftlichen und politiſchen Stärkung der Oſtelbier — dies ungern hören, dann mögen ſie reumütig an ihre Sünden und die ihrer Parteigenoſſen zurückdenken, die bei der freudigen Mitächtung des Silbers

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begangen wurden. Es kann eine Währung unmöglich von Anbeginn ſo „ſchön“ geweſen ſein, wie ſie oft genannt worden iſt, wenn ſie politiſch ſo ganz unerwünſchte Ergebniſſe zu zeitigen vermochte.

Seit auch zur brüſſeler Münzkonferenz (Ende 1892) unſer Delegierter nur „ad referendum“ hingeſchickt worden war, ließen ſich in Deutſchland nicht zehn Leute mehr zuſammentrommeln, die von Währung etwas hören wollten. Nur eine, allerdings beträchtliche, Säule zeugt im Reichstag von der geſchwundenen bimetalliſtiſchen Pracht. Heute, nachdem der angerichtete Schaden ausgeglichen, neue Zins- und Kreditverhältniſſe ſich elaſtiſch eingebürgert haben und eine wunderbare Gunſt der Natur durch den überreichen Segen der Transvaalminen die wahre Situation verſchleiert, der Menge die Freuden goldner Gedankenloſigkeit ermöglicht, wird es keinem Beſonnenen einfallen, unſre Goldwährung anzutaſten. Wir wollen uns ihrer freuen, ſolange ſie geſund iſt.

Doch daß man annimmt, auch keinem andern, weit mächtigeren, könnte es jemals beifallen, jene Geſundheit wieder zu vergiften? Kommt kein Menſch auf den Gedanken, daß es dem Golde eines Tages gehn könnte, wie es dem Silber im Jahr 1873 erging? Daß eine Rotte von Multimillionären plötzlich finden könnte: die Menſchheit habe zuviel bares Geld, ſein Beſitz ſei zu allgemein, zeichne zuwenig aus und gewähre zuwenig Macht? Man müſſe daher den Edelmetallvorrat künſtlich verringern durch Ächtung des Goldes und Bevorzugung eines weniger vulgären Zahlmittels? Nur ſieben oder acht Großbänker haben dann noch Geld, welches „liberiert“, alle andern Geſchäftsleute müſſen borgen. Gold wird Scheidemünze, infolge eines neuen „Naturereigniſſes“. Alle Zinſen drücken härter, alle Schuldner, zumal in der Landwirtſchaft, zittern wieder wie in den ſiebziger Jahren.

Ich male die Karikatur einer Platinawährung an die Wand; aber ſelbſt ſie kann, weil die einfachen Linien in der ganzen Edelmetallfrage immer noch nicht geſehn werden, ebenſogut zur Wahrheit werden wie die „Demonetiſierung des Silbers“, die zur Zeit, als der lateiniſche Münzbund gegründet wurde, jedermann als ein Hirngeſpinſt verlacht haben würde. Und acht Jahre ſpäter war ſie blutiger Ernſt. Die Maſſen aber ſind heute um nichts reifer. Sie ſpielen in unſrer prächtigen Goldwährung herum wie die Haſen im Krautfeld, während der Jäger im Buſch vielleicht ſchon die Flinte ladet.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Nietzſches Welt / Von Carl Albrecht Bernoulli

riedrich Nietzſche war durch Anlagen und Erlebniſſe auserkoren, im europäiſchen Denken den Impreſſionismus zum Durchbruch zu bringen. Er nahm für die Erforſchung der Wahrheit den Ausgang von der Unterſuchung der Illuſion. In der Mitteilung von Reizen iſt er ein Tauſendkünſtler; doch weckt dieſe Bezauberung den Zweifel, ob er Philoſoph ſei. Dem ſchulgerechten Denkbetrieb nach hergebrachten Schubfächern hat er den Krieg erklärt; begrenzte philoſophiſche Teilgebiete ſind ſeine heimlichen Feinde. Wer die flimmernde Augenblickseingebung ſeiner Weisheit einfängt und ſozuſagen hinter Gitter ſetzt, wird ſein gefährlichſter Kritiker; und doch iſt es ſeine beſte Rechtfertigung, gegen ſeinen Willen einem Syſtem bei ihm nachzuſpüren. Er legt es, wiewohl nur im Entwurf, auf eine lückenloſe Zuſammenſchau aller Dinge an. Der Mangel einer durchgreifenden Gliederung haftet an der Form. Er iſt ſynthetiſcher Seher, wenn auch analytiſcher Sager; ſeine Konzeption weiſt ſynoptiſchen Charakter auf; er kommt, wo nicht als Schöpfer, ſo doch als Entwerfer und Planfaſſer einer „Welt" in Betracht. Man darf die Wirkung des Aphorismus nicht überſchätzen; die Spannweite der Gedanken iſt durch die Stilart zwar in unverbundene Teilſtrecken aufgelöſt, dadurch aber nicht zerkleinert, nicht um den langen Atem gebracht. Wagt man den Griff und verteilt die Nietzſche eigentümlichen Anſichten gruppenweiſe in die Felder des philoſophiſchen Schemas, ſo breitet ſich ein geſchloſſenes und ebenmäßiges Bild ſeiner Welt vor uns aus.

## 1. Äſthetik (als formales Prinzip)

Nietzſche denkt künſtleriſch. Die Äſthetik iſt ſo ſehr als Generalnenner an allen ſeinen Gedanken beteiligt, daß es manchmal ſchwer hält, jene Verſtändnisloſen zum Schweigen zu bringen, die von ſeinem Lebenswerke

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reden, wie von einem Feuilleton. Die Freude an der Form ist die Wurzelbetätigung seines gesamten Schaffens. Der Gedanke hatte für ihn anfänglich seinen Wert nicht sowohl in sich selbst, als um der Gelegenheit willen, ihn im Wort gestaltend zum Ausdruck zu bringen. Er begann als Enthusiast des schönen Scheines; er hatte mit einem alles umfangenden inbrünstigen Lyrismus auszukommen. Bringen wir einmal sein Denken auf einige vorläufige Formeln, so kann man etwa sagen: Seinen Grundton holte er sich beim tragischen Pessimismus der Griechen. Den gelehrten Relativismus und die moderne Skepsis erfüllte er durch deren mutigste Bejahung. Er zerschlug die „Tatsachen" und zertrümmerte die „Ideale". Er erlöste uns aus der Fessel des „A priori"; er beschwor uns, ja nicht „in irgendeiner Gesamtbetrachtung der Welt ein für allemal auszuruhen, uns den Zauber der entgegengesetzten Denkweise, den Anreiz des änigmatischen Charakters nicht nehmen zu lassen". Um es mit einem Wort zu sagen — er hat uns den Trieb zur Wahrheit umgeschaffen zu einer unwiderstehlichen, traumhaften Lebensneugierde. Aber — er hat alle diese Reichtümer in der Fläche gelassen; es kommt bei ihm noch nicht heraus, es tritt nicht als Relief zutage. Da ihm das Formale so wichtig war, wird es bei ihm ein Pathetisches — entweder tragische Geberde oder das Gelächter der Satire. Nun zieht sich diese Erregtheit in der Form über mehr als ein Dutzend Bände hin — eine Verschwendung von Kraft an die Hülse, folglich ein Ausfall an Kraft für den Kern. In der gesamten Angelegenheit der überschauenden Planfassung und Stoffbewältigung versagte in Nietzsche der Künstler, der er äußerlich in allen Dingen des Stils und Geschmacks so sehr war. So ist auch sein Werk an sein Leben festgewachsen; es bleibt nur in persönlicher Vermittelung durch sein menschliches Schicksal zugänglich; es hat den vollen Eigenzustand eines selbständigen, sozusagen abgenabelten Geschöpfes nicht erreicht. Freilich — wer ist im Grunde viel mehr als auch nur eben ein Entwerfer und Bruchstückgestalter gewesen von allen denen, die uns die Größten sind?

Nicht daß er es sich leicht gemacht hätte! Sein Denkprozeß ist ein schmerzhaftes Kinderkriegen mit schweren Wehen. Von seinem körperlichen Kranksein ging eine evokative Wirkung auf seine Dialektik aus; nach seinem eigenen Geständnis verdankt er seine feinsten Begriffsspaltungen den leiblichen Krisen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dem physischen Schmerze abgerungen ersteht ihm gebieterisch der agonale Instinkt, die Idee des Ringkampfes. „Was ihn wirklich beherrschte und innehatte", sagt Overbeck, „war das Bestreben nach Größe, der Ehrgeiz im Wettkampf des Lebens." So wurde seine primitive Veranlagung, die ein naiver Trieb zum Schöngeistigen war, durchquert und einwärts gespannt durch eine leidenschaftliche schmerzgeborene Intellektualität. Die Freude an Form und Gestalt fand ihren Gegenpart in dem unstillbaren Trachten nach Erkenntnis des Inhaltes, nach einer Verflüssigung der Form.

## 2. Erkenntnistheorie

Sein Grundrezept lautet: Instinkt contra Logik! „Sinn" (in der physiologischen Bedeutung des Ausdrucks) contra Vernunft! Die „Wahrheit der fünf Sinne", die schon Goethe gegen Lavater ins Feld führte! Man muß auch die beste Vernunft stets aufs neue an der Natur regulieren; unsre Grundstellung zu allen Dingen ist unlogisch. Es ist bewundernswert, wie unerschrocken Nietzsche den „homo sapiens" in der Animalität seiner Säugetiergattung verankert. Das Denken könnte dem Leben gefährlich werden; der Vorzug, unter allen Tierarten die einzig erkennende zu sein, bedroht gerade die Menschlichkeit im Menschen. Ist aber das Denken am Menschen eine unbescheidene und überhebliche Ausnahme von der Art, — der ihn mit den andern Säugern in sich begreifenden Tierart, — als Gattungsfunktion folglich etwas Unsicheres und von Hause aus Verdächtiges, so erscheint der Instinkt im Gegensatz zum Intellekt wie eine Ehrenrettung. Mit unerbittlicher Energie übt Nietzsche Kritik der reinen Vernunft, indem er diese für etwas Sekundäres, nachträglich Hinzugekommenes erklärt und dem Instinkt auf der ganzen Begriffslinie die Priorität vor dem Intellekt sichert. Sobald aber, als Ergebnis einer weiteren Folgerung, unsre Begriffe und Erkenntnisse garnicht so sehr der Wahrheit entsprechen als einem Bedürfnisse entsprungen sind, steht der theoretische Mensch am Pranger; Nietzsche zeigt mit Fingern auf Sokrates wie auf den Vater der Lüge; er gilt ihm als der Adam, durch den die Sünde in die Welt des Geistes gedrungen ist. Indessen, fährt Nietzsche denkend fort, ist jenes überernährte, hypertrophierende Erkenntnisorgan der Vernunft ein Kind des Instinkts und somit der Erbe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Wucht und durchschlagenden Gewalt. Das erklärt die scheinbar widerspruchsvolle Tatsache, daß der Grundwille bei Nietzsche auf eine verdiesseitigende Rationalität und Vernünftigkeit gerichtet und somit unbedenklich als „Sokratestrieb" anzusprechen ist. Aber gerade darum ruft er den biologischen Gegentrieb zu Hilfe; die Vernunft darf sich nicht selbstgerecht verkapseln; sie muß durch eine beständige vitale Rückversicherung sich zur alles durchdringenden Lebensangelegenheit erweitern. Nur ja nicht undankbar gegen den Mutterschoß, nur ja keine Verkennung und Mißachtung des Instinkts! Am sokratischen „Dämonion" ist ihm verdächtig, daß es sich einseitig hindernd und abmahnend äußert. In dem ausgesprochenen Vetocharakter des Gewissens wittert Nietzsche Lebensfeindlichkeit. Warum die andre bejahende, mystische Hälfte uns vorenthalten? Er fordert die geschlossene Doppelheit von Trieb und Vernunft. Um das außertierische Privilegium der Intellektualität spanne der Mensch die hüllende Tierhaut — es ist eine Götterhaut und heißt „Dionysos"!

Nun aber die neue Schwierigkeit: Wie soll diese Korrektur unsrer Vernunft ersprießlich vonstatten gehen, da unsre Instinkte — durch die zweitausend Jahre Christentum und Moral — verbogen und aus der Art geschlagen sind? Eine redliche Logik muß „Perspektivismus" sein, also eine Art Guck- und Brillenkasten mit nützlichem Rüstzeug, auf daß wir uns in einem übermaß von Hell und Dunkel auskennen. Nietzsche ist keineswegs gleich einem furchtsamen und schüchternen Halbwisser der Frage nach der Gewißheit ausgewichen, wohl aber hat er sie als „eine abhängige Frage, eine Frage zweiten Ranges" tiefer gehängt. Es liegt da, ich möchte sagen, etwas Lessinghaftes in seiner Stellungnahme; trifft es auf ihn auch nicht zu, daß er die Wonne unabläßigen Forschens dem Besitz der Wahrheit vorzog, so hat er doch schon als Logiker seine Freude am Doppelspiel: Die Gewißheit als Gewißheit häckselt er kurz und klein; aber als Möglichkeit, als Ziel ist sie sein höchstes geblieben. Logik ist ihm nichts rein Formales, vielmehr bereits etwas sozusagen Moralisches. Wie käme er dazu, vom „intellektualen Gewissen" zu reden, wenn Denken ihm eine rein mechanische Gehirnangelegenheit bedeutet hätte? Fazit: Vielmehr ist ihm Denken gleich einer unerbittlichen Durchsetzlichkeit; Erkennen gilt ihm als ein „Standhalten" im weitesten Sinne. Wir werden gute Wissende und Erkenner werden, falls wir uns



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf eine verläßliche Weise unsrer Instinkte versichert halten, und dazu verhilft uns der historische Sinn; ihn haben wir vor der ganzen Vergangenheit voraus: „Erst das neunzehnte Jahrhundert kennt diesen Sinn als seinen sechsten Sinn". So hätte denn unser historisierendes Zeitalter gerade in der Eigenschaft, um deretwillen es uns zusehends verdächtig erscheinen will, uns ein unschätzbares Heilmittel verschafft: die Spur der Perspektive durch die Zeiten, ein Werkzeug des Wägens und Messens im Bereiche des unsinnlich Geistigen eben durch die möglichste Versinnlichung, die das Einspannen in den Wertgrad seiner spezifischen Erdenstunde einem weit zurückliegenden Geschehnisse heutzutage zu verleihen imstande ist. Dank der Historizität der jüngsten Gelehrtengeschlechter holen wir uns den abhandengekommenen zuverläßigen Instinkt wieder. Die Tierart Mensch kapitalisiert durch eine gewisse relative Richtigkeit, vor allem Regelmäßigkeit, ihrer Wahrnehmungen Erfahrung. Hinter der Entwicklung unsrer Erkenntnisorgane steht als Motiv die Nützlichkeit unserer Erhaltung. Also bereits mitten im abstrakten Denken sind wir der „Nützlichkeit" auf der Spur. Es ist der Sokratesfaden, von dem wir sprachen — ihn läßt Nietzsche nie abreißen; wie hoch er sich erhebt, mit dem Erdboden bleibt er verbunden. Doch ist es auch mit der Nützlichkeit nicht getan. Schon in der Logik tönt leise das Leitmotiv an: Wille zur Macht. Als Erkenntnistheoretiker ist er der herbe Intellektualist im Gegensatz zu einem im letzten Grund religiösen Menschen. Ihm ist es ausgemacht, daß man mit dem Glauben heutzutage keine weiten Sprünge mehr wagen kann. Aber wer weiß — vielleicht wird man mit dem Denken noch einmal Berge versetzen. Logik als Machtmittel!

### 3. Psychologie

Über Nietzsches Logik hinaus bedeutet seine Psychologie einen starken Vorstoß zur Verpersönlichung. Wohl gilt ihm das „Ich" nicht als Faktum; das Subjekt ist ihm nicht etwas „Gegebenes, sondern etwas Hinzuerdichtetes, Dahintergestecktes". Aber wenn es sich da auch nur um eine Interpretation, ja um eine Hypothese und Dichtung handelt — wer kann ihm, dem schon in diesen Vorfragen Mutigen, verwehren, auf den Glauben an das Ich eine Welt zu gründen? Doch warnt ihn von vornherein das Gefühl, auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Annahme und nicht auf einer Tatsache zu stehen, für die Deutung des Seelenlebens vor jeder Extravaganz. Die Empfindung für Realität, einheitlich erfaßt, macht den strengen Individualisten aus ihm, als der er bekannt ist. Das Ich, auf das er baut, ist ein ausgeglichener Komplex; er duldet keine Prärogativen des Geistes vor dem Körper. Nietzsche wird der schonungslose Entlarver der sogenannten „innern Welt"; er geht scharf ins Gericht mit den beiden Gesichtern unseres Bewußtseins, dem psychischen und dem physischen. Mit sicherem Griff packt er das Handfeste. Ausgehend von der zweckhaften „Sagazität" der Pflanzen, mit tiefem Widerwillen vor jeder mechanistischen Auffassung, die nichts als Quantitäten will, während die Kraft doch in der Qualität stecke, hingerissen von dem Bestreben, nicht den ganzen Typus auf eine bloße Funktion herunterdrücken zu lassen, vor allem aber in der machtvollen Überzeugung, daß mit dem Glauben an den Leib am gründlichsten auch der Glaube an die Autorität des Geistes untergraben würde, erklärt Nietzsche den Leib für ein lebendiges „Herrschaftsgebilde": „Der menschliche Leib, an dem die ganze fernste und nächste Vergangenheit alles organischen Werdens wieder lebendig und leibhaft wird, durch den hindurch, über den hinweg und hinaus ein ungeheurer unhörbarer Strom zu fließen scheint: Der Leib ist ein erstaunlicherer Gedanke als die alte Seele." Unser Bewußtsein hat Werkzeugscharakter; es ist etwas Subalternes, ohne daß wir in der Lage wären zu sagen, welcher Herrschaft es gehorcht. Weder über die Direktion noch über die Verproviantierung sind wir ausreichend unterrichtet. Das Bewußtsein beginnt ganz äußerlich als Koordination empfangener Anreize und ist in diesen Anfängen vom biologischen Zentrum des Individuums am weitesten entfernt. Je mehr sich nun diejenigen Wahrnehmungen summieren, deren Bewußtwerden dem Organismus nützlich und wesentlich ist, nähert sich der Prozeß in wachsender Vertiefung dem eigentlichen Lebenspunkt. Deswegen ist aber die dunkle undeutliche Vorstellung nicht eine niedrige Art der Vorstellung gegen die helle gerechnet. Wir tasten den Horizontlinien entlang, imaginieren die Ursache, nachdem die Wirkung erfolgt ist, proklamieren eine „innere Erfahrung" aus dem Abbau unseres Sinnenbefundes, und so passiert es uns denn, das Grundverhältnis „B plus A" auf den Kopf zu stellen und, zurechtmachend, vereinfachend, schematisierend, zu sagen, „A plus B". Mit vollem Recht —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was kümmert uns die Täuschung, solange nur der Querstand gehoben und glatte Bahn geschaffen wird! Nur rückt eben damit unser „Bewußtsein" aus seinem geheimnisvollen Hintergrund in die flache Linie der Erscheinungen ein. Auch unser Eigenstes und Heiligstes wird verschlungen und profaniert durch einen universalen, weltumspannenden Phänomenalismus. Was ist Kern und was ist Schale? Wir können von Glück sagen, daß dank einer zentripetalen, konfinierenden Kraft hinter unserem Bewußtsein ein Zusammenspiel der leiblichen Funktionen erwirkt wird, daß selbsttätig eine geistige Einmagazinierung vor sich geht, daß eine oberste Instanz, eine Art leitendes Komitee uns mit „Lust und Unlust" Winke erteilt über die Stimme und Macht unserer Begierden.

Indem Nietzsche dergestalt vorsichtig ein „Ich" zuläßt, unterscheidet er ebenso unerbittlich zwischen einem tätigen und einem leidenden Vermögen des Subjekts. Man kennt ihn als den dringlichen Warner vor dem Weibe. Seine sprichwörtliche Frauenfeindschaft gibt die Spiegelfolie ab für jene inbrünstige Konzeption, an der Nietzsche mehr als über sonst einer Erkenntnis zum Sänger und Propheten geworden ist. Nicht länger will er im Kreise der irdischen Lebewesen den Menschen an und für sich als ein höchstes Datum gelten lassen; nur der Prometheus, nur die volle, die tragische Aktivität sind seinem Maßstabe gewachsen. Der Schaffende — von diesem einen Ausdruck hängt das erste Buch des Zarathustra voll wie der Baum von roten Beeren. Es läuft auf eine Staffelerhöhung hinaus, auf den Anbau einer neuen Stufe. Auf ihr Stand fassend weiß sich der Mensch im Besitze einer neuen, ungeahnten Dimension, erhaben über Linie, Fläche und Raum. Wir haben das Vieh im Menschen, das rohe, ungeschlachte Naturwesen; wir haben das Nicht-Mehr-Tier, den ziviliſierten oder gar den kultivierten Menschen, und darüber nun den „Schaffenden"! Ein gleiches Überlegenheitsbewußtsein im Unterschied der Gattung, wie es den natürlichen, naiven Menschen etwa vom Hunde oder vom Affen scheidet, trennt nun auch den Schöpfermenschen vom normalen Individuum. Eine letzte Fleischwerdung, der Fortschritt zu einer gipfelnden Inkarnation! Nicht länger steige der Pfingstgesang: „Veni creator spiritus" in einen leeren Himmel empor. Der menschlichen Kraft stehen prometheische Möglichkeiten offen, und zwar von diesem unsrem Leibe aus, dem zweibeinigen aufrechtgehenden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschenleibe. Ihn gilt es zu dehnen und zu recken, und den Geist gilt es zu bebrüten, auf daß der Ruhm des Schaffenden offenbar werde. Indessen — wie wird aus dem normalen Menschen der Schaffende? Allein nur schon durch das Prinzip der Nützlichkeit? Diese Frage leitet weiter, von einer theoretischen Seelenkunde zu einer praktischen Seelenkunst.

(Fortsetzung folgt)

# Die vorzüglichsten Methoden zur Erzielung von Dummheit / Von Eulenspiegel

och während ich die Feder ansetze, bestürmen mich Verwegenen bange Zweifel, ob ich einem so großen, für unser Vaterland so wichtigen Thema tatsächlich auch gewachsen sei. Bei der tiefen und berechtigten Verachtung, die den schlichten Menschenverstand im Kreise der Deutschen bedeckt, bei der leidenschaftlichen Vorliebe für alles Spezialistentum, durfte sich einer derartigen Aufgabe nicht wirklich nur jemand widmen, der, von Hause aus auf dem Felde der Dummheit hochbegabt, mit allen Kräften darnach gestrebt hatte, sie zu verdoppeln? Ich sehe wohl, daß ich vor den Fachgelehrten niemals hoffen kann, für voll genommen zu werden. Aber wenn auch nur Laie auf diesem Gebiet, auf dem es soviele Oberbonzen, Professoren und Geheimräte gibt, kann ich doch für meine Qualifikation eines anführen: es ist in meiner Jugend nichts unterlassen worden, mich dümmer zu machen, als ich war.

Allerdings muß ich eingestehn, daß ich an die Zeit, da solche Versuche noch gelangen, als an die schönste meines Lebens zurückdenke. Mein Elend begann, sobald ich zu merken anfing, was man mit mir vorhatte. Denn zu den unglücklichsten Geschöpfen auf Erden gehört wohl ein verstümmeltes Versuchstier. Ein Mensch, dessen Intellekt zwar am natürlichen Wachstum, doch nicht für immer an der Selbstbesinnung zu verhindern war, trägt etwas Zerrissenes in seiner Brust, weil gerade das, was doch bestimmt schien, sein Lebensglück zu begründen, ihn jetzt anwidert.



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er täuscht sich sehr, sag ich heute. Sein Gram ist nichts als das Heimweh nach einem verlorenen Paradies. Man beobachte nur, wie hohe Staatsbehörden, die in ihrer Unfehlbarkeit von solcher innigen, weitverbreiteten und gleichwohl durch die ruchlosen Aufklärer so arg verleumdeten Sehnsucht Kenntnis haben, sie in ihrer tüchtigen und nachdrücklichen Art zu stillen beflissen sind. Von diesen Bemühungen und von andern, durch Nachahmung des hohen Beispiels entstandenen, soll hier die Rede sein.

Ich bin mir bewußt, ein edles und nutzbringendes Werk damit auszuführen. Denn wie bekanntlich die dümmsten Bauern die größten Kartoffeln haben, so bildet der äußerste Grad von Dickschädligkeit auch die beste Garantie bürgerlichen Behagens schlechthin. Längst haben Kirche und Schule sich die Hand gereicht, um das wahre Glück zu fördern, und man könnte ihnen ruhig die Zukunft überlassen. Aber obschon die Torheit ja vielfach das Richtige ganz von selber trifft, dürften Erläuterungen doch der Systematik zugute kommen. So wollen wir die grundlegenden Methoden zunächst an sich betrachten, dann ausrechnen, welche Spezialdummheiten etwa besondern Lebensaltern und Lebensstellungen vorbehalten bleiben, um zuletzt auch die höhere Dummheit auf ihre kulturellen Vorbedingungen zu prüfen.

I

Niemand wird mir darin widersprechen, daß eine Borniertheit, die nur einigermaßen zufriedenstellend ausfallen soll, nicht zeitig genug in Angriff genommen werden kann. Die möglichst frühe Vernichtung etwa vorhandener geistiger Frische, sowie die Angewöhnung solcher Laster, die erfahrungsgemäß den Verstand herunterbringen und Einsicht verhüten, müssen am schnellsten und sichersten zum Ziel führen.

In allen diesen Hinsichten, das muß man sagen, geschieht im heutigen Deutschland, was irgend geschehen kann. Ganz wenige Hirne sind von so eiserner Faser, daß sie den deutschen Methoden der vorzeitigen Abnützung lange standhalten. Die vulgäre Verwechselung zwischen natürlicher Gescheitheit und angedrilltem Wissen, das frühe Schinden der Kinder, die noch frei herumspielen sollten, zu Gedächtnisübungen und Kunststücken, mit denen die Eltern prahlen können, wirken so günstig, daß in letzter Zeit eine höchst erfreuliche Zunahme der Mittelmäßigkeit, ein herzerquickender Mangel an

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

irgendwie beunruhigender Originalität in unsern Breitengraden zu bemerken sind. Ja die Größenwahnsinnigen in den Irrenhäusern befinden sich seit Jahrzehnten schon in Verlegenheit, welchen Deutschen sie wählen sollen. Immer noch sind sie Bismarck oder Moltke, Schiller oder Goethe; kein Dichter, kein Staatsmann von heute imponiert ihnen. Zeppelin soll neuerdings zuweilen vorkommen; doch der stammt aus einer Zeit, als die heutigen Ringe das Knabenhirn noch nicht schnürten. Das virtuose Kunststück unsrer Schulen aber besteht darin, zu jedem Unterrichtsresultat die drei- bis vierfache Zeit zu verschwenden, die zu seiner Erreichung notwendig wäre.

Um durch ein Beispiel zu reden, so fand ich unlängst in einer Jugendbeschreibung des Grafen Robert Essex, daß er als neunjähriges Bübchen bereits fließende lateinische Briefe zu schreiben fähig war, und zwar nicht über litterarische Gemeinplätze, sondern über alltägliche, praktische Vorkommnisse. „Außerdem bitte ich Dich," — so bekam sein Vormund, Kanzler Burghley, zu lesen, — „schicke mir Kleider, denn die ich in London von Dir erhielt, sind schon abgenutzt (quoniam quas mihi Londini dedisti, jam tritae sunt)."

Ich wette, daß auf der Sekunda, die ich besucht habe, wo eine ganze Anzahl siebzehn- und achtzehnjähriger Bursche saß, noch nicht der dritte oder vierte annähernd soviel Latein zum wirklichen Gebrauch beherrschte wie jener englische Sextaner. Und was waren wir doch mit der „oratio obliqua", mit „quin" und Genusregeln und Exerzitien einen Jahrgang nach dem andern überfüttert worden! Ja als wir schon auf der Prima saßen und unser Oberlehrer von Zeit zu Zeit den Versuch anstellte, ob wir uns über die einfachsten Dinge lateinisch ausdrücken könnten, lautete auf so manches beharrliche Schweigen seine stehende Aufmunterung: „Na nonnulla! . . Na pauca! . . Na quidnam! . . Na nihil? . . Na nichtsch?? Na heernsche mal, dasch verschteh ich einfach nich!"

Aber ich versteh es heute nur zu gut. Seine Lehrmethode war die allein richtige gewesen. Ganz mechanisch nur auf das Einpauken von Formalien gerichtet, mußte sie jedes inhaltliche, stoffliche Interesse tilgen und allmählich einen erfreulichen Ekel vor den klassischen Sprachen überhaupt hervorrufen. Dieser Ekel führte dazu, daß wir die Bücher, die wir als ebensoviele Marterwerkzeuge zu empfinden gelernt hatten, beim letzten Gang aus der Schule



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über die Brücke in den Fluß warfen; aber bei den meisten natürlich auch zu einer Horizontverengerung, die fürs Leben vorhielt und dem großen Prinzip der Dummheit zugutekommen mußte.

Wenn man nun bedenkt, daß zu diesem negativen Ergebnis ein Kraftaufwand von durchschnittlich neun Jahren erforderlich gewesen war; daß wir die größten Anstrengungen hatten machen müssen, um nichts oder noch weniger als nichts mit ihnen zu erreichen, so überrieselt mich ein Schauer der Ehrfurcht vor den staatlich bezahlten Künsten, die dergleichen fertig bringen. George Eliot sagt einmal in „Middlemarch": „Behufs eines ausgiebigen Wachstums von Stupidität gibt es nichts Wirksameres, als einen jungen Verstand mit Dingen zu plagen, an denen er keinen Anteil nimmt". Aus diesem Axiom, dem leider längst noch nicht sämtliche Mittelschulen in Preußen-Deutschland nachleben, entspringen zwei Hauptforderungen als Richtlinien:

Erstens muß darauf gesehen werden, daß die Knaben vorzüglich das treiben, wofür sie garkeine Anlage haben.

Und zweitens muß dieser Lehrstoff so dargereicht werden, daß auch dem intelligenten Schüler das Vomieren ankommt.

Diese Methode ist ja von einem unsrer schärfsten Denker bereits in den Satz gegossen worden, daß nur das, was mit innerer Unlust und Überwindung geschähe, wirklichen moralischen Wert habe. Das kam der moralinsauren Gemütsverfassung der Deutschen weit entgegen und hat sich deshalb in unsrer Jugenderziehung fast überall in dankenswerter Weise breitmachen können. Bei den unmoralischen Griechen suchte man zu ergründen, wofür jemand sich eigne, und hieß ihn das üben, was ihm leicht fiel. Sie rechneten vermutlich, daß die Summe der geschaffenen Kulturwerte desto gewaltiger anwachsen müsse, mit je weniger Kraftverbrauch das Einzelne entstanden sei. Doch auf solche Weise war viel zuviel Lust am Werk. Daher jene abscheuliche Bildungshöhe der Griechen, jene abstoßende Fülle von Genialität.

Auch die sonst so praktischen Engländer sind auf ganz falschen Wegen. Die Qualifikation für den indischen Zivildienst zum Beispiel kann durch vier verschiedene Arten von Leistungen erworben werden: in alten Sprachen; in der Mathematik; in schöner Literatur; im Sport. Wer sich auf einem dieser Felder hervortat, von dem nehmen die Engländer an, daß er sich als tüchtiger Kerl auch im indischen Zivildienst zurechtfinden werde. Man kann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieſe ausgelaſſene Prinzipienloſigkeit ruhig in Deutſchland erwähnen, denn wir ſtecken viel zu feſt in unſern moraliſchen Schuhen, als daß von Memel bis Baſel irgendeine Behörde auf den Gedanken kommen könnte, dergleichen nachzuahmen. Wer bei uns keinen Sinn für Latein hat, der muß lateiniſche Grammatik treiben bis zum Koterbrechen; wer ſich zur Mathematik nicht hingezogen fühlt, der muß zu ihr gepeitſcht, muß mit ihr drangſaliert werden, bis ihm der Kopf platzt; und wer ganz unmuſikaliſch iſt, der muß Klavier hämmern, ob auch die Hausgenoſſen toll davon werden. Ja, es iſt in der Rheinpfalz vorgekommen, daß ein Mädchen, das eine hübſche Altſtimme hatte, von der Mutter gezwungen wurde, Sopran zu üben, weil das geſellſchaftsmäßiger ſei, ſodaß nun bei ausbleibenden Leiſtungen und überläſtigem Drill dem Fräulein jeder innere Trieb verloren ging und wenigſtens für Muſik jener lobenswerte Stumpfſinn eintrat, der auf dem ganzen Unterrichtsgebiet herrſchen ſollte.

Indeſſen, es gibt ſehr wirkſame Unterſtützungen von der körperlichen Seite her. Von denen ein andermal.

# Der Luftballon / Von Selma Lagerlöf

Vater und die Knaben ſitzen an einem regneriſchen Oktoberabend in einem Kupee dritter Klaſſe, auf der Fahrt nach Stockholm. Vater iſt auf ſeiner Bank allein. Die Knaben ſitzen gegenüber, eng aneinander geſchmiegt, und leſen einen Jules Verne-Roman, der den Titel führt: Sechs Wochen im Luftballon. Das Buch iſt ſehr abgegriffen. Die Knaben können es nahezu auswendig und haben endloſe Diskuſſionen darüber geführt, aber ſie leſen es immer wieder mit demſelben Vergnügen, ſie haben alles vergeſſen, um den kühnen Luftſeglern quer über Afrika zu folgen, und ſie erheben nur ſelten den Blick vom Buche, um die ſchwediſchen Gegenden zu betrachten, die ſie durchfahren.

Die Knaben ſehen einander ſehr ähnlich. Sie ſind von gleicher Größe, gleich gekleidet, in graue Überröcke und blaue Schulmützen, haben alle beide

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

große träumerische Augen und kleine Stumpfnasen. Sie sind immer gut Freund, gehen immer miteinander, kümmern sich nicht um andere Kinder und sprechen immer von Erfindungen und Entdeckungsfahrten. Der Begabung nach sind sie recht verschieden. Lennart, der ältere, der dreizehn Jahre alt ist, kommt in der Schule schwer vorwärts, und er kann kaum in irgendeinem Gegenstande mit seiner Klasse Schritt halten. Dafür ist er aber sehr geschickt und unternehmungslustig. Er will Erfinder werden und beschäftigt sich beständig damit, eine Flugmaschine zu konstruieren. Hugo ist ein Jahr jünger als Lennart, aber er faßt leichter auf und ist schon in derselben Klasse wie der Bruder. Auch er interessiert sich nicht besonders fürs Lernen, hingegen ist er ein großer Sportmann: Skiläufer, Radfahrer und Eisläufer. Wenn er erwachsen ist, will er auf Entdeckungsreisen ausziehen. Sobald Lennarts Flugmaschine fertig ist, wird Hugo damit ausfliegen, um zu entdecken, was noch von der Welt zu entdecken übrig ist.

Vater ist ein großgewachsener Mann mit eingesunkener Brust, fahlem Gesicht und schmalen schönen Händen. Er ist nachlässig gekleidet. Seine Hemdbrust ist zerknittert, der Rockaufhänger guckt beim Halse hervor, die Weste ist schief geknöpft, und die Strümpfe sind herabgerutscht. Er trägt das Haar so lang, daß es auf den Rockkragen hängt, aber dies nicht aus Nachlässigkeit, sondern aus Geschmack und Gewohnheit.

Vater stammt aus einem alten Spielmannsgeschlecht, weit weg aus dem Bauernland, und er hat als sein besonderes Erbteil zwei starke Anlagen mitbekommen. Die eine Anlage ist eine große musikalische Begabung, und die trat zuerst zutage. Er besuchte die Akademie in Stockholm, studierte dann ein paar Jahre im Ausland und machte in diesen Studienjahren so glänzende Fortschritte, daß er selbst sowie seine Lehrer erwarteten, daß ein großer, weltberühmter Violinspieler aus ihm werden würde. Er hätte sicherlich Talent genug gehabt, dieses Ziel zu erreichen, aber es fehlte ihm an Kraft und Ausdauer. Er konnte sich draußen in der Welt keine Stellung erkämpfen, sondern kam gar bald heim und nahm einen Organistenposten in einer Provinzstadt an. Anfangs schämte er sich wohl, daß er all den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprochen hatte; aber er empfand es auch angenehm, einen sichern Lebensunterhalt zu haben und nicht mehr die Barmherzigkeit fremder Leute in Anspruch nehmen zu müssen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kurz nachdem er die Stelle bekommen hatte, heiratete er, und einige Jahre lang war er mit seinem Lose ganz zufrieden. Er hatte ein schönes kleines Heim, eine frohe und glückliche Frau und zwei kleine Jungen; und er war der Liebling der ganzen Stadt, überall gesucht und gefeiert. Aber dann war eine Zeit gekommen, wo all dies ihn nicht zu befriedigen schien. Er sehnte sich danach, noch einmal in die Welt hinauszuziehen und sein Glück zu probieren, doch er fühlte sich verpflichtet, daheim zu bleiben, weil er nun Weib und Kind hatte.

Vor allem war es die Frau, die ihn überredet hatte, von dieser Reise abzustehen. Sie hatte geglaubt, daß es ihm nicht besser glücken werde als das erstemal. Sie meinte, sie seien so glücklich, daß er nichts anderes zu erstreben brauche. Damit beging sie zweifelsohne einen Fehler, aber sie mußte ihn auch schwer büßen, denn von der Zeit an kam der zweite Familienzug bei dem Manne zum Vorschein. Da er seine Sehnsucht nach Ruhm und Erfolg nicht stillen konnte, suchte er sich mit dem Trinken zu trösten.

Und es ging ihm nun so, wie es den Menschen aus seiner Familie zu gehen pflegte, er trank ohne Besinnung und ohne Maß und kam binnen kurzem ganz herunter. Er wurde so allmählich ein ganz anderer Mensch als zuvor. Er war nicht mehr liebenswürdig und einnehmend, sondern böse und hart. Und das größte Unglück war, daß er einen furchtbaren Haß gegen seine Frau faßte und sie in jeder möglichen Weise quälte, wenn er betrunken war, und auch sonst.

Die Knaben hatten also kein gutes Heim gehabt, und ihre Kindheit wäre sehr unglücklich gewesen, hätten sie sich nicht eine kleine Welt für sich selbst geschaffen, voll von Maschinenmodellen, Entdeckungsplänen und Abenteuerbüchern. Die einzige, die zuweilen einen Blick in diese Welt werfen durfte, war Mutter. Vater hatte nicht einmal eine Ahnung, daß sie existierte, und er kann auch jetzt nicht mit den Knaben über etwas sprechen, das sie interessiert. Er stört sie ein Mal ums andere, indem er fragt, ob sie es nicht hübsch finden, Stockholm zu sehen, und ob sie sich nicht freuen, mit Vater zu reisen und dergleichen mehr, was sie sehr kurz beantworten, um sich augenblicklich wieder in das Buch zu vertiefen. Vater fragt jedoch weiter. Er glaubt, daß die Knaben von seiner Liebenswürdigkeit sehr entzückt sein müssen, obgleich sie zu schüchtern sind, um es zu zeigen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Die haben zu lange an Mutters Schürzenband gehangen", denkt er. „Sie sind ängstlich und zimperlich geworden. Das wird jetzt anders werden, wenn sie in meine Hand kommen."

Aber Vater täuscht sich. Daß die Knaben ihm so kurze Antworten geben, kommt nicht daher, daß sie schüchtern sind, sondern bedeutet nur, daß sie wohlerzogen sind und ihn nicht verletzen wollen. Wenn dem nicht so wäre, würden sie ganz anders antworten. „Warum sollten wir es hübsch finden, mit Vater zu reisen?" hätten sie dann gesagt. „Vater glaubt freilich, etwas ganz Besonderes zu sein, aber wir sehen ja, daß er nur ein verkommener Schwächling ist. Und warum sollten wir uns darauf freuen, Stockholm zu sehen? Wir wissen sehr wohl, daß Vater uns nicht mitgenommen hat, um uns eine Freude zu machen, sondern nur, um Mutter zu kränken."

Es wäre klüger, wenn Vater die Knaben lesen ließe, ohne sie zu stören. Sie sind niedergeschlagen und ängstlich, und es reizt sie, daß er so guter Laune ist. „Nur weil er weiß, daß Mutter daheim sitzt und weint, ist er heute so vergnügt," flüstern sie einander zu.

Vaters Fragen bringen es schließlich dahin, daß die Knaben nicht mehr 'esen, obgleich sie noch immer über das Buch gebeugt dasitzen. Anstatt dessen beginnen ihre Gedanken mit großer Bitterkeit um alles zu kreisen, was sie um Vaters willen haben leiden müssen.

Sie erinnern sich, wie sich Vater einmal am hellichten Tage betrunken hatte und über die Straße getorkelt kam, eine Menge Schuljungen hinter ihm her, die ihn ausspotteten. Sie rufen sich zurück, wie die andern Jungen sie gehänselt und ihnen Spitznamen gegeben haben, weil sie einen Vater hatten, der trank.

Sie haben sich für Vater schämen müssen, sie mußten seinetwegen in beständiger Angst leben, und sowie sie irgendeinen Spaß hatten, ist er dazwischen gekommen und hat ihnen das Vergnügen verdorben. Es ist kein kleines Sündenregister, das sie da aufstellen. Die Knaben sind sehr sanftmütig und geduldig, aber sie fühlen einen immer stärkeren und stärkeren Groll in sich aufsteigen.

Er mußte doch begreifen, daß sie ihm die große Enttäuschung nicht verzeihen konnten, die er ihnen gestern bereitet hatte. Das war doch das Ärgste, was er ihnen noch angetan.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war nämlich so, daß die Mutter der Knaben sich im vorigen Frühling entschlossen hatte, sich von deren Vater zu trennen. Mehrere Jahre lang hat der Mann sie auf jede erdenkliche Art verfolgt und gepeinigt, doch sie hat sich nicht von ihm trennen wollen, sondern ist bei ihm geblieben, damit er nicht völlig verkomme. Aber jetzt endlich wollte sie es um der Knaben willen tun. Sie hatte beobachtet, daß der Vater sie unglücklich machte, und sie meinte, daß sie sie diesem Elend entziehen und ihnen ein gutes, friedliches Heim schaffen müsse.

Als das Frühlingssemester aus war, hatte sie die Knaben aufs Land zu ihren Eltern geschickt und war selbst ins Ausland gereist, um so aufs einfachste die Scheidung zu erlangen. Es war ihr freilich nicht recht gewesen, daß es dadurch den Anschein hatte, als sei es ihre Schuld, daß die Ehe gelöst wurde, aber dem hatte sie sich unterwerfen müssen. Noch weniger zufrieden war sie damit, daß die Knaben vom Gericht dem Vater zuerkannt wurden, weil sie eine entlaufene Ehefrau war. Sie tröstete sich freilich damit, daß er unmöglich gewillt sein konnte, die Kinder zu behalten, aber sie hatte doch keine rechte Ruhe mehr.

Sobald die Scheidung durchgeführt war, war sie zurückgekommen und hatte eine Wohnung gemietet, in der sie und die Knaben leben sollten. Erst vor zwei Tagen hatte sie alles fertig gehabt, so daß die Knaben zu ihr übersiedeln konnten.

Es war der glücklichste Tag, den die Kinder noch erlebt hatten. Die ganze Wohnung bestand aus einem großen Zimmer und einer großen Küche, aber alles war neu und fein, und Mutter hatte es so außerordentlich behaglich eingerichtet. Das Zimmer sollten Mutter und sie tagsüber als Arbeitsraum haben, und nachts sollten die Knaben da schlafen. Die Küche war sehr niedlich und hell. Da würden sie essen. Und in einem kleinen Verschlag hinter der Küche hatte Mutter ihr Bett.

Mutter hatte ihnen gesagt, daß sie sehr arm sein würden. Sie hatte eine Stelle als Gesangslehrerin an der Mädchenschule bekommen, aber dies war auch alles, davon mußten sie leben. Sie waren nicht in der Lage, sich ein Dienstmädchen zu halten, sondern mußten sich allein behelfen. Die Knaben waren über das Ganze in hellstem Entzücken, vor allem darüber, daß sie mit angreifen durften. Sie erboten sich, Holz und Wasser zu tragen. Sie wollten



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Schuhe putzen und die Betten machen. Es war ein rechter Spaß, sich das alles auszudenken.

Eine Garderobe war da, wo Lennart all seine Maschinen aufheben konnte. Er sollte selbst den Schlüssel dazu haben, und kein anderer als Hugo und er sollten sie je betreten dürfen.

Aber nur einen einzigen Tag durften die Knaben bei Mutter glücklich sein. Dann hatte ihnen Vater die Freude verdorben, wie er es stets getan, solange sie sich zurückerinnern konnten. Mutter hatte ihnen erzählt, sie habe gehört, daß Vater eine Erbschaft von einigen tausend Kronen gemacht, seine Stellung gekündigt habe und nun nach Stockholm ziehen wolle. Mutter und sie hatten sich sehr darüber gefreut, daß er die Stadt verließ, sodaß sie ihm nicht mehr auf der Straße zu begegnen brauchten. Aber dann war einer von Vaters Freunden mit der Botschaft zu Mutter gekommen, daß Vater die Knaben nach Stockholm mitnehmen wolle.

Mutter hatte geweint und gefleht, ihre Knaben behalten zu dürfen, aber Vaters Abgesandter hatte geantwortet, daß Vater fest entschlossen sei, die Knaben in seine Obhut zu nehmen. Wenn sie nicht gutwillig kämen, würde er sie durch die Polizei holen lassen. Er sagte, Mutter solle doch das Scheidungsurteil durchlesen, da stand es ja deutlich, daß die Knaben Vater gehörten. Und das wußte Mutter ja auch. Das ließ sich nicht leugnen.

Vaters Freund hatte viele schöne Dinge gesagt, daß Vater seine Jungen liebte und sie deshalb für sich haben wollte. Aber die Knaben wußten, daß Vater sie einzig und allein fortschleppte, um Mutter zu quälen. Er hatte sich das ausgedacht, damit Mutter an der Trennung von ihm keine Freude haben sollte. Sie sollte um der Knaben willen in beständiger Unruhe leben. Das Ganze war nur Rache und Bosheit.

Aber Vater hatte seinen Willen durchgesetzt, und hier waren sie nun auf dem Wege nach Stockholm. Und ihnen gegenüber sitzt Vater und freut sich, daß er Mutter unglücklich gemacht hat. Mit jedem Augenblick, der vergeht, wird ihnen der Gedanke, daß sie bei Vater bleiben und mit ihm leben müssen, immer widerwärtiger. Sind sie denn völlig in seiner Gewalt? Kann es keine Rettung geben?

Vater hat sich in seine Ecke zurückgelehnt, und nach einem Weilchen schlummert er ein. Sogleich beginnen die Knaben sehr lebhaft miteinander

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu flüstern. Es wird ihnen nicht schwer, einen Entschluß zu fassen. Den ganzen Tag haben sie jeder für sich nur darangedacht durchzubrennen.

Sie verabreden, daß sie sich auf die Plattform schleichen und aus dem Zuge springen werden, wenn er gerade durch einen großen Wald fährt. Dann werden sie sich auf einem versteckten Plätzchen im Walde eine Hütte bauen und dort allein leben, ohne sich irgendeinem Menschen zu zeigen.

Während die Knaben diese Pläne schmieden, bleibt der Zug an einer Station stehen, und eine Bäuerin, die ein kleines Kind an der Hand führt, steigt in das Kupee. Sie ist schwarz gekleidet, trägt ein Kopftuch und sieht gut und freundlich aus. Sie zieht dem Kleinen das Überröckchen aus, das vom Regen naß geworden ist, und wickelt ihn in einen Schal. Dann zieht sie ihm die Schuhe ab, trocknet die kalten Füßchen, sucht aus einem Bündel Strümpfe und Schuhe hervor und legt sie ihm an. Schließlich steckt sie ihm ein Bonbon zu und legt ihn auf die Bank, den Kopf auf ihrem Schoß, damit er einschläft.

Bald wirft der eine, bald der andere Knabe einen Blick auf die Bäuerin, die sich mit ihrem Kinde beschäftigt. Diese Blicke werden immer häufiger, und plötzlich haben die Knaben, beide zugleich, die Tränen in den Augen. Nun sehen sie nicht mehr auf, sondern halten die Augen hartnäckig niedergeschlagen.

Es ist, als wäre zugleich mit der Bäuerin noch jemand anders, der für alle, außer für die Knaben, unsichtbar und unmerkbar ist, in den Wagen gekommen. Und diese andere ist Mutter. Die Knaben haben das Gefühl, daß sie gekommen ist und sich zwischen sie gesetzt und ihre Hände ergriffen hat, wie sie es noch gestern abends tat, als es sich entschied, daß sie reisen müßten, und sie spricht ebenso zu ihnen wie damals. Ihr müßt mir versprechen, daß ihr Vater meinetwegen nicht gram sein werdet. Vater hat es mir nie verzeihen können, daß ich ihn verhindert habe, fortzureisen. Er meint, daß es meine Schuld ist, wenn nichts aus ihm geworden ist und wenn er trinkt. Er kann mich nie genug strafen. Aber ihr dürft ihm deshalb nicht böse sein.

Da ihr jetzt mit Vater leben sollt, müßt ihr mir versprechen, gut gegen ihn zu sein. Ihr dürft ihn nicht reizen, ihr müßt auf ihn achten, so gut ihr könnt. Das müßt ihr mir versprechen, sonst weiß ich garnicht, wie ich euch ziehen lassen soll. Und die Knaben hatten es versprochen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihr dürft euch nicht von Vater fortschleichen! Versprecht mir das! hatte Mutter gesagt.

Das hatten sie auch versprochen.

Die Knaben sind zuverlässig, und in demselben Augenblick, in dem sie daran denken, daß sie Mutter dieses Versprechen gegeben haben, lassen sie auch alle Fluchtgedanken fahren. Vater schläft noch immer, aber sie bleiben geduldig auf ihren Plätzen sitzen. Mit verdoppeltem Eifer fangen sie wieder zu lesen an, und ihr Freund, der gute Jules Verne, führt sie bald aus ihren Sorgen in die Wunderwelt Afrikas.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Weit draußen in der Lidervorstadt hatte Vater zwei Zimmer zu ebener Erde gemietet, mit der Aussicht in einen engen Hof. Die Wohnung ist schon lange in Gebrauch, sie ist von Familie auf Familie übergegangen, ohne je instandgesetzt zu werden. Die Tapeten haben eine Unmenge Risse und Flecke, die Plafonds sind verrußt, ein paar Fensterscheiben sind zerbrochen, und der Küchenboden so ausgetreten, daß er ganz holperig ist. Ein paar Dienstmänner haben die Möbel vom Bahnhof geholt, sie in die Zimmer getragen und sie da kribskrabs zurückgelassen. Vater und die Knaben sind jetzt dabei auszupacken. Vater steht mit hocherhobener Axt da, um eine Kiste zu öffnen. Die Knaben packen aus einer andern Kiste Glas und Porzellan aus und stellen es in einen wandfesten Schrank. Sie sind geschickt und arbeiten eifrig, aber Vater hört nicht auf, sie zur Vorsicht zu mahnen, und verbietet ihnen, mehr als ein Glas oder einen Teller zugleich zu tragen. Inzwischen geht es mit Vaters eigener Arbeit nicht recht vorwärts. Seine Hände sind zitterig und kraftlos, und er ist schon ganz schweißbedeckt, ohne den Deckel von der Kiste loskriegen zu können. Er legt die Axt nieder, geht um die Kiste herum und fragt sich, ob sie vielleicht verkehrt steht. Da nimmt einer der Knaben die Axt und fängt an, sie anzustemmen, doch Vater stößt ihn fort. Lennart wird doch nicht glauben, daß er den Deckel aufbringen kann, wenn Vater selbst es nicht zustande bringt? Nur ein geübter Arbeiter kann diese Kiste öffnen, sagt Vater und nimmt Hut und Rock, um den Hausknecht zu holen.

Kaum ist Vater zur Türe hinaus, als ihm etwas einfällt. Er begreift plötzlich, warum er keine Kraft in den Händen hat. Es ist noch früh am

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vormittag, und er hat nichts zu sich genommen, was das Blut in Umlauf bringen kann. Wenn er in ein Café ginge und einen Kognak nähme, dann würde er seine Kraft wiederbekommen und könnte sich ohne fremde Unterstützung behelfen. Das ist viel besser, als den Hausknecht zu holen.

Vater geht also auf die Straße, um ein Café zu suchen. Als er in die kleine Hofwohnung zurückkehrt, ist es acht Uhr abends.

In Vaters Jugend, als er noch auf die Akademie ging, hatte er in der Lidervorstadt gewohnt. Er war damals Mitglied eines Doppelquartetts gewesen, das hauptsächlich aus Kontoristen und kleinen Kaufleuten bestand und in einem Keller in der Nähe von Mosebacke seine Zusammenkünfte abzuhalten pflegte. Vater hat nun Lust bekommen nachzusehen, ob dieser kleine Keller noch existierte. Er war wirklich noch da, und Vater hatte die Chance gehabt, ein paar von den alten Freunden zu treffen, die da saßen und frühstückten. Sie hatten ihn mit größter Freude begrüßt, ihn zum Frühstück eingeladen und seine Ankunft in Stockholm auf die herzlichste Weise gefeiert. Als die Mahlzeit schließlich beendet war, hatte Vater heimgehen wollen, um seine Möbel auszupacken, doch die Freunde hatten ihn überredet, zu bleiben und mit ihnen zu Mittag zu essen. Und dies hatte sich so lange hinausgezogen, daß Vater nicht vor acht Uhr nach Hause gekommen war. Und es hatte ihn keine geringe Überwindung gekostet, sich zu so früher Stunde von der lustigen Gesellschaft loszureißen.

Als Vater heimkommt, sitzen die Knaben in der Dunkelheit, denn sie haben kein Zündholz. Vater hat ein Zündholzschächtelchen in der Tasche, und als er ein kleines Kerzenstümpfchen angezündet hat, das glücklicherweise mitgekommen ist, sieht er, daß die Knaben erhitzt und verstaubt sind, aber munter und vergnügt und augenscheinlich sehr zufrieden mit ihrem Tag.

In den Stübchen stehen die Möbel geordnet, die Kisten sind fortgeräumt, Stroh und Papierschnitzel ausgekehrt. Hugo macht gerade im ersten Zimmer die Betten für die Knaben. Das zweite Zimmer soll Vaters Schlafstube sein, und da steht sein Bett mit so viel Sorgfalt gemacht, als er sich nur wünschen kann.

Jetzt geht mit Vater ein eigentümlicher Umschwung vor. Als er heimkam, war er mit sich selbst unzufrieden, weil er sich von der Arbeit davongemacht und die Knaben ohne Speise und Trank zurückgelassen. Aber jetzt, wo er



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sieht, daß sie guter Laune sind und ihnen nichts abzugehen scheint, bereut er, daß er ihrethalben seine Freunde verlassen hat, er wird reizbar und zanksüchtig.

Er sieht wohl, daß die Knaben stolz auf all die Arbeit sind, die sie geleistet haben, und daß sie erwarten, von ihm gelobt zu werden, aber dazu ist er garnicht geneigt. Er fragt vielmehr, wer dagewesen sei und ihnen geholfen habe, und bittet sie, sich gefälligst zu merken, daß man in Stockholm nichts geschenkt bekomme und der Hausknecht für alles, was er tut, bezahlt werden muß. Die Knaben antworten, daß sie keine Hilfe in Anspruch genommen sondern alles allein gemacht haben, aber er hört nicht auf zu zanken. Es war unrecht von ihnen gewesen, die große Kiste zu öffnen. Sie hätten sich dabei etwas zuleide tun können. Er hatte ihnen doch verboten, sie zu öffnen. Sie haben jetzt i h m zu gehorchen. E r ist für sie verantwortlich.

Er nimmt die Kerze, geht in die Küche und leuchtet in die Schränke. Der kleine Vorrat an Glas und Porzellan ist in guter Ordnung auf den Brettern aufgestellt.

Er prüft alles haargenau, um Anlaß zu weiterem Tadel zu finden.

Plötzlich erblickt Vater ein paar überreste des Abendbrots der Knaben und beginnt sogleich zu zanken, weil sie Huhn gegessen haben. Woher haben sie sich das verschafft? Gedenken sie wie die Prinzen zu leben? Werfen sie sein Geld hinaus, um Hühner zu essen?

Dann fällt ihm ein, daß er ihnen ja kein Geld zurückgelassen hat. Er fragt, ob sie das Huhn gestohlen haben, und gerät ganz außer sich.

Er spricht und ermahnt, zankt und tost, aber jetzt bekommt er von den Knaben keine Antwort. Sie wollen ihm nicht sagen, woher sie das Huhn haben, sondern lassen ihn austoben. Und er hält ganze Reden, ganze Predigten, erschöpft seine letzten Kräfte. Schließlich bittet und bettelt er.

„Ich beschwöre euch, sagt mir die Wahrheit. Ich will euch alles verzeihen, was ihr begangen haben mögt, wenn ihr mir nur die Wahrheit sagt."

Jetzt können es die Knaben nicht länger aushalten. Vater hört einen prustenden Laut. Sie werfen die Decken ab und setzen sich auf, und er merkt, daß sie vor unterdrücktem Lachen ganz rot im Gesicht sind. Und während sie jetzt ungezügelt herauslachen, sagt Lennart, von beständigem Kichern unterbrochen: „Mutter hat uns doch ein Hühnchen in den Eßkorb gelegt, den sie uns auf die Reise mitgegeben hat."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vater richtet sich auf, sieht die Knaben an, will sprechen, aber findet keine passenden Worte. Er richtet sich noch majestätischer empor, sieht sie mit tiefster Verachtung an und geht ohne weiteres auf sein Zimmer.

* * *

Vater hat jetzt herausgebracht, wie geschickt die Knaben sind, und er benützt dies, um ein Dienstmädchen zu ersparen. Morgens schickt er Lennart in die Küche und läßt ihn Kaffee kochen, während Hugo den Frühstückstisch deckt und Brot vom Bäcker holt. Nach dem Frühstück setzt Vater sich auf einen Stuhl und sieht zu, wie die Knaben die Betten machen, die Zimmer kehren und die Öfen heizen. Er gibt unaufhörlich Befehle und kommandiert sie von einer Arbeit zur andern, nur um seine Macht zu zeigen. Wenn das Morgenaufräumen vorüber ist, geht er aus und bleibt den ganzen Vormittag weg. Das Mittagessen läßt er aus einer benachbarten Kochschule holen. Dann läßt Vater die Knaben für den Abend allein und verlangt von ihnen nichts andres, als daß, wenn er heimkommt, sein Bett gemacht ist.

Die Knaben sind so fast den ganzen Tag allein und können sich beschäftigen, womit sie wollen.

Eine ihrer wichtigsten Arbeiten besteht darin, Mutter zu schreiben. Sie bekommen von ihr jeden Tag einen Brief, und sie schickt ihnen Papier und Marken, damit sie ihr antworten können.

Mutters Briefe enthalten hauptsächlich Ermahnungen, gegen Vater artig zu sein. Sie schreibt immer, wie liebenswert Vater war, als sie ihn kennen lernte, und sie erzählt ihnen, wie hochstrebend und arbeitsam er im Anfang seiner Laufbahn war. Sie sollen zärtlich und liebevoll gegen ihn sein. Sie dürfen nie vergessen, wie unglücklich er ist.

„Wenn Ihr so recht gut gegen Vater seid, dann hat er vielleicht Mitleid mit Euch und läßt Euch wieder nach Hause zu mir kommen", schreibt Mutter.

Mutter erzählt, daß sie beim Pfarrer und beim Bürgermeister gewesen ist, um zu fragen, ob es nicht möglich wäre, die Knaben wieder zu bekommen. Aber alle beide haben ihr gesagt, daß es keinen Ausweg gebe. Die Knaben müßten bei ihrem Vater bleiben. Mutter wollte gern nach Stockholm übersiedeln, um ihre Jungen wenigstens ab und zu sehen zu können, aber alle Menschen raten ihr, sich zu gedulden und zuzuwarten. Sie glauben, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vater die Knaben bald satt bekommen und sie wieder heimschicken wird. Mutter weiß nicht recht, was sie tun soll. Einerseits findet sie es schrecklich, daß ihre Knaben in Stockholm ohne irgendjemanden leben, der sich ihrer annimmt; und anderseits weiß sie, daß, wenn sie ihr Heim verläßt und ihre Anstellung aufgibt, sie sie nicht bei sich aufnehmen und versorgen kann, wenn sie frei werden. Aber zu Weihnachten wird Mutter auf jeden Fall nach Stockholm kommen und nach ihnen sehen.

Die Knaben schreiben und erzählen, was sie den ganzen Tag tun, Stunde für Stunde. Sie lassen Mutter wissen, daß sie Vater das Essen holen und ihm das Bett machen. Sie begreift, daß sie sich bemühen, ihr zuliebe gut gegen ihn zu sein, aber sie merkt, daß sie ihn nicht besser leiden können als früher.

Ihre kleinen Jungen scheinen immer einsam zu sein. Sie wohnen in einer großen Stadt, wo es von Menschen wimmelt, aber niemand fragt nach ihnen, niemand beachtet sie. Und es ist vielleicht noch am besten so. Wer weiß, in was sie geraten könnten, wenn sie irgendwelche Bekanntschaften machten?

Sie bitten sie immer, sich ihrethalben keine Sorgen zu machen. Sie werden sich schon durchschlagen. Sie erzählen, daß sie sich die Strümpfe stopfen und die Knöpfe annähen. Sie deuten auch an, daß Lennart mit seiner Erfindung sehr weit gekommen sei, und sagen, daß, sowie sie fertig ist, alles gut sein wird.

Aber Mutter lebt in beständiger Angst. Tag und Nacht sind ihre Gedanken bei den Knaben. Tag und Nacht betet sie zu Gott, über ihre kleinen Söhne zu wachen, die einsam in einer großen Stadt leben, ohne irgendjemanden, der ihre Augen gegen die Lockungen der Verderbnis schützt und ihre jungen Herzen vor der Lust zum Bösen bewahrt.

(Schluß folgt)

Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

# Rundschau

## Eisenstadt, Esterház und Haydn

Der junge Haydn hatte es verschmäht, durch eine unnatürliche Prozedur dem Verluste seiner Sopranstimme vorzubeugen. Als er dann zu krähen anfing, wurde er natürlich aus dem Kapellhause entlassen. Der Ex-Sängerknabe von Sankt-Stefan wohnte um 1750 in einer Mansarde des alten Michaelerhauses auf dem Kohlmarkte zu Wien. Vier Stockwerke tiefer, in den glanzvollen Appartements der Beletage, war die verwitwete Fürstin Maria Oktavia Esterházy abgestiegen, die Mutter jenes Fürsten Paul Anton, der Haydn nach Eisenstadt berufen hat. Der junge Musiker lebte also schon damals mit seinen späteren Gönnern unter einem Dache. Das Dach war schadhaft und Josef erwachte oft in seinem Bette durchnäßt oder beschneit. Trotzdem genoß er Stunden des Glückes unter dieser schrägen Decke. Ein Klavierl hatte er ja doch unterbringen können und über seinen Phantasien vergaß er das Elend des Stundengebens und Notenkopierens.

Als Kammerkompositeur des Grafen Morzin fiel er dem Fürsten Paul Anton, der inzwischen großjährig geworden war, zum ersten Mal auf. Bald darauf trat er in dessen Dienste. Aus dem gräflichen war ein fürstlicher Kapellmeister geworden, aus dem Magnaten der Mäzen eines großen Künstlers: zwei Beförderungen. Haydn hat nacheinander vier Fürsten Esterházy gedient. Am sympathischsten war ihm der zweite, Nikolaus, für dessen Leibinstrument er über anderthalbhundert Stücke komponierte, „auf allmaligen Befehl", wie es in der Verhaltungsnorma von 1761 heißt. Zum Glück fand er noch Zeit genug, jenen höheren Befehlen zu gehorchen, die ihm sein Genius gab. Opern, Symphonieen, Messen, Quartette, Divertimenti, Notturnos, Kassationen, Arien und Kantaten entstanden in bunter Folge. Haydn fühlte sich wohl in seiner Stellung. Er hatte zu allen Stunden ein Orchester zur Verfügung, konnte also jeden Instrumentationswitz, jede rhythmische oder harmonische Kühnheit gleich vom nassen Notenblatte weg probieren lassen. Wenn Haydn der Vater der reinen Instrumentalmusik ist, so muß Eisenstadt die Wiege dieser Kunstgattung genannt werden. Eisenstadt und Esterház, wohlverstanden. Denn zwischen beiden Lustschlössern bewegte sich seit der Vollendung der neuen Sommerresidenz am Neusiedlersee der séjour der Fürstlichkeiten und die Wirksamkeit ihres Kapellmeisters.

Ein „zweites Versailles" hat Prinz Rosan einst die herrliche Schöpfung des Fürsten Nikolaus, Schloß Esterház, genannt. Es gab damals in Europa viele „zweite Versailles", denn wer auf einem Throne — oder einem Thrönchen — saß, spielte gern ein bißchen Sonnenkönig. Das ungarische Versailles war aber dem französischen insofern besonders ähnlich, als es ebenso eigensinnig angelegt, auf einem ungünstigen Terrain gleichsam der Natur zum Trotz geschaffen war. Le Nôtre hatte einen Fluß aus seinem Bette leiten müssen, um auf



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Sandwüste jene Vegetation hervorzuzaubern, die doch zuerst natürlich wachsen mußte, bevor man sie künstlich wieder zustutzen konnte. Esterház aber entstand an einem See, der eigentlich ein Sumpf war, Fieber und Insekten ausbrütend, launenhaft die Gestalt wechselnd, heute seinen Grund dem Pfluge darbietend und morgen wieder die Arbeit des Pflügers mit seinen wilden Fluten begrabend — freilich auch von einer Sumpfwildfauna belebt, die den Jäger mächtig anziehen mußte. Fürstliche Laune hatte in eine Wildnis einen Palast gestellt mit Konzertsälen, Opern- und Schauspielhaus, Marionettentheater, Reitschule, Stallungen und Remisen, Zier- und Naturpark, Dianen- und Sonnentempeln, Grotten, Labyrinthen und der unvermeidlichen Eremitage. Hier wimmelte es von Hausoffizieren, Beamten und Lakaien. Am lautesten aber ging es in jenem Nebentrakte zu, der in fünfzig Zimmern das gesamte Theater- und Orchesterpersonal, eng zusammengedrängt, beherbergte. Mitten in diesem Musikanten-Taubenkoben wohnte auch das Ehepaar Haydn. Sie lebten aber nicht wie die Tauben.

Zwei Dinge machten dem Meister zeitlebens viel Beschwer: sein Nasenpolyp und seine Frau. Den Polypen wurde er diesseits des Grabes nicht mehr los, die Frau begnadigte ihn schon früher. Sie starb 1800 in Baden bei Wien, wohin er sie zu ihrer — und seiner — Erholung geschickt hatte. Die Freunde des Hauses schildern sie als bigott, zanksüchtig, verschwenderisch. Daß sie geistliche Herren zu Tische lud und Haarwickel aus den Partituren ihres Mannes drehte, kann aber nicht das Schlimmste gewesen sein, was sie ihm antat. Deswegen hätte er sie nicht bestia infernale nennen, hätte nicht mit einem seltsam unfrommen „wie Gott will" nach dem Tage seufzen müssen, an dem sie die Augen schließen würde. Er war ja sonst gegen niemanden ungerecht, sein kindlichheiteres Gemüt kam mit allen aus. Mit der Gemeinheit auszukommen, ist freilich das Schwerste. Und so wurde ihm die Polzelli zum Schicksal. Sie ist als seine zweite Frau, neben der ersten, zu betrachten. Luigia war neunzehnjährig und sang zweite Opernpartieen, als sie mit ihrem Manne, dem Geiger Antonio Polzelli, nach Eisenstadt engagiert wurde; Antonio, um vieles älter als sie, war kränklich, unregelmäßig im Orchesterdienst und gewiß nicht der geeignete Ehemann für die rassige Neapolitanerin. Haydn stand im siebenundvierzigsten Lebensjahre. Man weiß, wie eine Leidenschaft in diesem Alter den Mann zu packen vermag. Auch diese Frau stand an Bildung und Charakter unter ihm. Aber sie muß ihm viele und tiefe Freuden gegeben haben, das beweisen seine zärtlichen Briefe, das beweist seine liebende Fürsorge für sie und ihre Söhne, die, wie C. F. Pohl nachweist, nicht auch die seinigen waren.

„Papa" Haydn hat nie eigentlich Vaterfreuden genossen. Seine Kinder waren die Kapellmitglieder, und ihr Wohl und Wehe lag ihm stets am Herzen. Überdies war er durch zahlreiche Gevatterschaften mit halb Eisenstadt verwandt, und selbst in den Tagen seines europäischen Ruhmes, als seine Beziehungen zum fürstlichen Hause schon lockerer geworden waren, kehrte er stets wieder in das stille Städtchen zurück. Zwischen der Bergkirche, wo er begraben liegt, und dem Hause in der Klostergasse, das sein Eigentum gewesen war, liegt das Esterház'sche Schloß. Es wird auch heute noch von der fürstlichen Familie bewohnt, nur beschränkt man sich in vornehmer Einfachheit, den veränderten Zeiten entsprechend, auf eine mäßige Anzahl modern ausgestatteter Räume. Der große Konzertsaal steht unbenützt, in der Schloßkirche werden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur mehr stille Messen gelesen, das Archiv aber bewahrt noch reiche Schätze an Haydnschen Manuskripten und manche Reliquie aus glänzender Zeit. Da steht zum Beispiel das Instrument, auf welchem Fürst Nikolaus dilettierte, das Baryton, eines jener hermaphroditischen Streich- und Zupfinstrumente, welche seither außer Gebrauch gekommen sind, weil sie als mißgestaltete Zwischenglieder in der Entwicklungsreihe untergehen mußten, wie auch die Fisch-Vogel-Säugetiere antediluvialer Epochen untergegangen sind.

Auch Esterház am Neusiedlersee wird noch immer gern von den Fürstlichkeiten bewohnt, aber die meisten Räume des Palastes dienen als Ökonomiekanzleien oder stehen leer. Das Opernhaus ist niedergerissen, der Park zum Ackerland geworden. Die ungeheuren Ländereien des Esterházschen Besitzes werden zum großen Teil verpachtet. Einer der Hauptpächter ist ein Zuckerfabrikant aus einer nahen österreichischen Provinzstadt. Der Großindustrielle ist zugleich Musikenthusiast, Dilettant und — ein eifriger Förderer der Tonkunst in seiner Vaterstadt. Sein Einfluß und sein Geld schafft tüchtige Instrumentalisten, Dirigenten, Solisten herbei. Ein neuer Konzertsaal entsteht — nebenbei gesagt, einer der schönsten der Welt. So tritt die Industrie nicht nur als Besitzablöserin des Adels auf, sie pachtet mit seinen Grundstücken auch sein schönstes Vorrecht: das Mäzenatentum. Und während in Eisenstadt und Esterház habgierige Zigeunerbanden von Wirtshaus zu Wirtshaus ziehn, lauscht jenseits der Leytha, kaum ein paar Meilen von den geweihten Stätten entfernt, ein andächtiges Publikum den Klängen einer Haydnschen Symphonie.

A. von Ehrmann

# Die albanische Gefahr

Die härteste Nuß, die das neue Regiment in der Türkei in nächster Zukunft zu knacken haben wird, ist, wie schon Albrecht Wirth in Heft 11 hervorhob, Albanien. Der scheinbar geringe und vorläufig nur lokale Widerstand der Albaner gegen die Neuordnung kann einen Kenner der albanischen Verhältnisse nicht darüber hinwegtäuschen, daß dort eine ungeheuere politische und wirtschaftliche Aufgabe zu lösen ist, zu deren Bewältigung die ganze jungtürkische Armee auch nicht annähernd zureichen würde. Der Fall ist blutigernst. Denn der türkische Rumpf darf nicht auch dieses Glied verlieren. Bosnien, die Herzegowina, Ostrumelien, Kreta wurden abgetrennt, der Yemen und die rein-arabischen Gebiete sind bedenklich locker geworden, die Scheinsouveränität über Ägypten ein sicherer Verlust der nächsten Zeit, Albanien muß also erhalten werden, soll nicht das Bild des Zerfalls allzu deutlich werden. Um das albanische Problem richtig einzuschätzen, muß man sich vor Augen halten, daß der Albaner, und zwar ohne Unterschied, ob er Arnaut, das ist islamitischer Albaner, Katholik oder Orthodoxer ist, ein stark national geprägtes Selbständigkeitsgefühl hat, durchaus kein religiöser, dagegen ein nationalalbanischer Fanatiker und Albanien eines der ärmsten, unproduktivsten Länder Europas ist. Diese ungemeine Armut des Bodens hat von altersher das Eindringen fremder Elemente gehindert und damit eine rassenreine, innere Versteifung des Albanertums gefördert, das ein wilder Stolz auszeichnet, der niemals von andersvölklicher Übermacht gebeugt wurde. Andrerseits ist aber der Albaner mit guter natürlicher Intelligenz ausgestattet und hat eine durch die Entbehrungen der Heimat sehr



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gesteigerte Sucht nach Besitz, Geld, Beute. Nun muß man bedenken, wie sich das hamidische System in den letzten dreißig Jahren mit den Albanern abfand, die zwar niemals eine gesetzliche Autonomie für ihr Gebiet erlangten, jedoch tatsächlich der Türkei fast gänzlich unbotmäßig und selbstbestimmend über ihre Verwaltung entgegenstanden. Wollte die Zentralregierung irgendeine administrative oder fiskalische Maßregel in Albanien durchführen, so konnte dies nur mit Gewalt, durch Truppen und auch nur lokal geschehen, denn außer der allgemeinen nationalen Selbständigkeit hat sich in Albanien eine Autonomie der einzelnen Klassen (Stämme) erhalten, sodaß kein Erfolg über einen Distrikt irgendeinen Einfluß auf die Haltung des andern ausüben konnte. Abdul Hamid hat Albanien durch dreißig Jahre mit dem Backschischsystem an die Türkei gekettet. Albaner als Schutzwache des Yildiz, albanische Führer, und zwar immer die unruhigsten auf gut dotierten Faulenzerposten in Konstantinopel, Albaner in großer Zahl als Pensionäre des Sultans, nur unter der Bedingung: außerhalb Albaniens zu bleiben, eine blinde Justiz gegenüber allen Beutezügen und Gewaltakten der Albaner, militärische Zugeständnisse, Freiheit des Waffentragens und dergleichen mehr bildeten den jeweiligen Tribut, den der Sultan seinen Albanern leistete.

Daß die Albaner dem Entthronten keinen Dank dafür wußten, beweist ihr passives Verhalten beim Sturze Abdul Hamids.

Die Folgewirkungen der Einstellung des großen Trinkgeldersystems auf Albanien dürften sich aber erst zeigen, wenn die zahlreichen bisherigen Schmarotzer, zu denen die unruhigsten Elemente zählen, nach Albanien zurückgekehrt sein werden.

Aus den Kultur- und menschenrechtlichen Reformen der Jungtürken, selbst aus dem Parlament, machen sich die Albaner nichts. Ihnen wurde ohnehin nie ein Haar gekrümmt, und sie dekretierten sich selbst Gesetz und Recht. Um Albanien, wie es heute steht, der Türkei zu erhalten, muß sich die jungtürkische Herrschaft entschließen, eine namhafte Anzahl von Millionen à fonds perdu für eine großzügige Erschließung zu widmen. Der Bau von Kommunikationen, großen, das ganze Land durchquerenden Straßenzügen, eventuell womöglich von Bahnlinien, wenn auch vorläufig deren wirtschaftliche Seite, die sich freilich erst nach und nach durch Ausbeutung der Forst- und Minenschätze Albaniens regulieren ließe, ganz hinter dem politischen Momente zurücktreten müßte, das wäre der erste Schritt. Bald würden sich dann das Ende des Widerstands gegen fremdes Eindringen, das Einfügen in die neue Staatsidee, als Etappen eines entstehenden Neualbaniens von selbst ergeben. Können die Arnauten einmal als Konsumenten, als Käufer, als Händler zu den makedonischen Märkten heruntersteigen, dann werden auch ihre Raubzüge aufhören. Albanien verlangt eine herzhafte größere Finanzhilfe — ohne welche sein Besitz fraglich, labil, unsicher bleibt. Die vollständige Unterwerfung durch Gewalt erscheint derzeit als fast unmöglich, jedenfalls aber als viel kostspieliger denn die gedachte Kapitalsaufwendung.

A. v. Stetten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Die Japaner im lateinischen Amerika

Die Abneigung der weißen Rasse gegen das systematische wirtschaftliche Vordringen der Japaner hat in der nordamerikanischen Union zur Ergreifung von Kampfmaßregeln geführt, die auf möglichsten Ausschluß der Gelben hinauslaufen. Weitblickende Söhne des Ostens haben diese ihrem Lande feindliche Politik vorausgesehen und seit einigen Jahren den südamerikanischen Kontinent von Emissären, die sich aus hochgebildeten Schriftstellern und Studenten rekrutierten, bereisen lassen, um zu ergründen, nach welchen Ländern die überschüssige Bevölkerung zum dauernden Nutzen der Heimat zu leiten wäre. —

In den Hauptplätzen der südamerikanischen Republiken wurden die exotischen Sendlinge aufs freundlichste empfangen. Bald gingen die der Landessprache Kundigen in den Ministerien ein und aus, um statistische Unterlagen aller Art zu beschaffen, die dann im Auftrage der Schiffahrtsgesellschaft Toyo Kisen Kaisha zu packenden Propagandaschriften ausgearbeitet wurden. Hierdurch weckte man in der breiten Masse das Verständnis für Ansiedelungen in Mexiko, Peru, Chile und Brasilien zu einer Zeit, als die Europäer vermuteten, daß Japan sehr unter den Nachwehen des Krieges zu leiden hätte. All die belletristischen Erzeugnisse waren auf den Grundton gestimmt: In Australien und Nordamerika will man Euch die Ansiedlung verbieten! Korea und die Mandschurei reichen nicht aus für Eure Nachkommen, doch in Südamerika sind alle Vorbedingungen gegeben für eine gedeihliche Kolonisation. Dort bereitet Euer Schicksal dem erlauchten Mikado keine politischen Sorgen, wie in der Union, denn die einheimische Bevölkerung ist minderwertig und wird Eurem wirtschaftlichen Vordringen keinen energischen Widerstand entgegensetzen können.

Der Minister Graf Hayashi bestätigte denn auch in einer längeren Konferenz dem Direktor der genannten Gesellschaft, daß es „für friedliche Okkupation kein günstigeres Land als Südamerika geben könne und die Regierung gerne bereit sei, durch Gewährung von Subsidien das Unternehmen kräftig zu fördern." — Die Japan-Times brachten im Dezember 1907 ausführlichen Bericht über diese offiziellen Auslassungen.

Bald darauf eröffnete die Toyo Kisen Kaisha eine direkte Dampferlinie Kobe-Callao-Santos mit drei Schiffen von je 12000 tons, die so gut prosperierte, daß jetzt bereits sechs Dampfer den regelmäßigen Verkehr unterhalten.—

Beim Abschluß des japanischen Handelsvertrages mit der brasilianischen Republik 1907 wurden dieser Transportgesellschaft im Interesse der Einwanderung besondere Vergünstigungen eingeräumt, wie Befreiung von Hafenabgaben und Zahlung von Kopfgeldern. — Zu gleicher Zeit tätigte der Manager der Kyokuku Emigrants Co. mit der Provinzialregierung von Sao Paolo einen Kontrakt auf Lieferung von 3000 arbeitsfähigen Japanern und verpflichtete sich dem Staate Rio de Janeiro 500 Kolonistenfamilien zu je vier Köpfen zu besorgen. Die Leute sollen zur Anlage von Reisplantagen im Innern Verwendung finden, wo man ihnen unentgeltlich Land zur Ansiedlung überlassen will. Verschiedene Emigrantentrupps sind inzwischen in Santos und Rio eingetroffen und zur Zufriedenheit der brasilianischen Agrarier ausgefallen. Die gesteigerte Nachfrage nach diesen billigen Arbeitskräften hat die französische Dampfergesellschaft „Chargeurs Réunis" veranlaßt, mit dem japanischen Unternehmen in Konkurrenz zu treten; sie landete bereits gegen 1000 gelbe Zwischendecker in brasilianischen Häfen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die ökonomischen Verhältnisse in Nordbrasilien sind die gleichen wie auf Hawai, wo die japanischen Arbeiter sich außerordentlich rasch eingelebt haben. Nach konservativen Schätzungen dürften in den kommenden zehn Jahren gegen 100000 Japaner mit ihren Familien lohnende Beschäftigung finden, außer in Reis- auch in Baumwollplantagen. —

Die chilenische Regierung ist ebenfalls dauernd bemüht, Kolonisten ins Land zu ziehen. Im Jahre 1907 wurde von Santiago ein Regierungskommissar nach Tokio entsandt, um japanische Familien zu dingen, denen je 40 Hektar gutes Land unentgeltlich zugewiesen wurden. Außerdem gewährte ihnen die Regierung ein Joch Ochsen, Ackergeräte, Sämereien und einen monatlichen Zuschuß von 100 Mark für die Dauer eines Jahres. Schließlich erhält jedes arbeitsfähige Kind über 18 Jahre 20 Hektar Land als Geschenk. So sind in Chile seit Ende 1907 viele hundert japanische Familien seßhaft geworden.

Nach Peru verschiffte man bereits im Jahre 1899 achthundert japanische Arbeiter und Handwerker, denen 1903 über elfhundert Leute folgten. 1907 nahm die Auswanderergesellschaft der Stadt Morioka das Geschäft wieder auf und brachte über tausend Familien als Kolonisten in Reisplantagen unter. Der Zuzug ist seitdem dauernd im Steigen begriffen. —

In Zentral- und Südamerika, besonders an der Pazifikküste, wohin die europäische Einwanderung schwer in Fluß zu bringen ist, werden die Japaner rasch festgeschlossene Kolonien bilden und von den Einheimischen gerne gesehen sein, solange sie sich nicht in die innere Politik des Landes mischen. Die ungeheure Ausdehnung dieses Kontinents wird für lange Jahre der friedlichen Expansion der gelben Rasse Raum geben. Die Zähigkeit und der eiserne Fleiß der Japaner werden binnen kurzem dort große Agrarzentren erstehen lassen, wo heute Sümpfe und Urwälder oder verlassene Steppen der Pflugschar harren.

Parallel mit den kolonisatorischen Bestrebungen laufen die Bemühungen der japanischen Industriellen, neue Absatzgebiete für ihre Erzeugnisse zu schaffen, wobei ihnen die diplomatischen Vertreter geschickt die Wege ebnen.

Als 1906 der erste außerordentliche Gesandte des Mikado sein Beglaubigungsschreiben bei den Präsidenten der Republiken am Silberstrom überreichte und pompöse Geschenke japanischer Kleinkunst mitbrachte, wurde dieser asiatische Brauch von den Fachdiplomaten belächelt. Als aber bekannt wurde, daß der Gesandte in seiner Eigenschaft als Privatmann tags darauf die angesehensten Kaufleute von Buenos-Ayres respektive Montevideo zu einem Teller Suppe zu sich gebeten hatte, um ihnen zum Nachtisch eine mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis zusammengestellte Kollektion japanischer Fabrikate zu zeigen, die infolge ihrer außerordentlichen Preiswürdigkeit geeignet schienen, die europäische Konkurrenz in Textilwaren aus dem Felde zu schlagen, war man recht besorgt. — Der smarte, gelbe Geschäftsträger erhielt von allen Seiten Probeaufträge, die inzwischen bedeutende Nachbestellungen gezeitigt haben. —

Unsre Wirtschaftspolitiker und Großindustriellen würden gut tun, dem japanischen Wettbewerb auf der südlichen Hemisphäre genügende Beachtung zu widmen.

H. Graf Schlieffen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Böcke als Gärtner

Eine bis jetzt wenig beachtete und doch sehr bezeichnende Episode hat der Einzug des saloniker Armeekorps in Konstantinopel aufzuweisen. Mit den Jungtürken, die ihre Herrschaft nach dem übrigens recht unbedeutenden, weil ganz führungs- und leitungslosen, reaktionären Putschversuche, mit den Bajonetten und Geschützen eines Teils der Armee wiederhergestellt haben, zog auch eine Schar bulgarischer Makedonier mit einstigen Bandenführern, wie Sandansky, Panizza und andere, in die türkische Hauptstadt ein. Der Friedensschluß und die angebliche Verbrüderung dieser Erbfeinde der türkischen Herrschaft mit den Jungtürken, nahm die türkische Volksmehrheit noch hin. Stand ihnen höchstens bezüglich der Dauer dieses Bündnisses skeptisch gegenüber. Daß aber diese Insurgenten in der Freiwilligenmaske, über Nacht zu Ordnungselementen im neuen osmanischen Reich herangezogen, an der Bewältigung der türkischen Hauptstadt mitwirken durften, war eine Unklugheit der Jungtürken, die ihnen das islamitisch-türkische Volk nicht so rasch vergessen wird.

Es wäre denkbar, daß den jungtürkischen Führern bei der tatsächlichen Entblößung Makedoniens von verläßlichen, türkischen Truppen vorschwebte, diese Leute als Geiseln für die Ruhe in den Bandengebieten mitzuführen und sie lieber als Helfer zur Herstellung der neuen Türkei mitspielen zu lassen, — hat aber dessenungeachtet selbst auf sehr gemäßigte Türken den denkbar schlechtesten Eindruck gemacht. Gerade an der Restauration des konstitutionellen Systems hätten türkische Soldaten keine solchen bedenklichen Elemente mitmachen lassen sollen, denn das Türkentum sieht das jungtürkische Regiment immer noch als ein „fremdes", „untürkisches" an. Und es muß den Jungtürken, wollen sie aus der unhaltbaren Situation, ihre Sache ganz auf Armeegewalt zu stützen, endlich herauskommen, jetzt vor allem daran gelegen sein, durch Anschlagen einer türkisch-nationalen Note, das wahre Türkentum zu gewinnen.

* * *

## In memoriam!

Die deutsche Presse hat einen ihrer vornehmsten Vertreter verloren. Der Redakteur der „Nation", Publizist, Politiker, Nationalökonom, Reichstagsabgeordneter, Freihändler, Demokrat Doktor Theodor Barth ist im sechzigsten Lebensjahre gestorben. Der „März" dankt ihm wertvolle Beiträge.

Parteipolitisch hat dieser aus Hannover stammende Bremenser sich vom freihändlerischen Nationalliberalen zum Demokraten entwickelt und die Notwendigkeit einer Verständigung mit der Sozialdemokratie publizistisch vertreten. Der Grundgedanke war richtig, auch wenn die Voraussetzungen der Verständigung im letzten Jahrzehnt nicht vorlagen. Die parteipolitischen Schattierungen werfen aber keinen Schatten auf Barths politischen Charakter. Barth ist von einer unantastbaren Reinheit und Uneigennützigkeit der politischen Absichten und Anstrengungen gewesen. Er hatte keinen Faden von einem Macher, nichts von einem Streber an sich. Das läßt seine politische Erscheinung frei und wohltätig heraustreten.

Barth war innerlich so reich, daß er Individualist sein mußte. Es ist vielleicht ein menschliches Gesetz, vielleicht ein deutsches Verhängnis: Der Liberale empfindet den Liberalismus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als ein Bedürfnis für alle und für sich selbst; er negiert die Herrschaft, auch in der eigenen Partei, wahrt den Individualismus auch gegenüber der Parteidisziplin, die, neben der Idee, Waffe und Macht der Partei ist. So trägt der liberale Gedanke in dem Prinzip des Individualismus ein Element der Parteiohnmacht in sich, das ihn schwächer macht als die an Ideen ärmeren Parteien mit unselbständigem Gehorsam.

Es gab Zeiten — es sind bald zwanzig Jahre her — da versuchte ich persönlich, unter dem steigenden Eindruck des hohen Wertes beider Männer, Barth und Richter einander nahezubringen. Ich sang jedem das Lob des andern. Ich bedaure auch heute diese Versuche nicht, obwohl sie aus Gründen des beiderseits ausgeprägten Individualismus erfolglos geblieben sind. Barth wäre für Norddeutschland nach Begabung, Geist und Energie der natürliche Erbe von Richters Führerschaft gewesen, falls er unter seiner Führerschaft das Vertrauen der ganzen freisinnigen Partei erobert hätte. Das war meine Ansicht am 6. Mai 1893, dem Tag der Reichstagsauflösung, an dem sich Barth von Richter trennte — und das ist noch heute meine Ansicht.

Barth besaß wunderbare Eigenschaften. Er konnte in hundert Zeilen eine schwere volkswirtschaftliche Frage klarlegen und glänzend charakterisieren. Sein Stil war ausgezeichnet. Ich behaupte, wir haben keinen politischen Publizisten, der ihn erreicht. Das kam von der Mischung von Geist und Gründlichkeit, die ihm eigen war. Er war beschlagen wie ein Professor und witzig wie ein Feuilletonist. Die Feder war nur die eine Waffe. Die andere war die Rede, die er bald wie ein Florett und bald wie einen Schläger handhabte. Nicht so hinreißend wie die Rede in Parlament oder Versammlung, aber fast noch reizender war die Unterhaltung mit Barth, in welcher ein genußfroher Übermut mitten im ernst belebten Strom der Worte durchblitzte. Anders als andere konnte er auch zuhören; sein eindrucksvolles Auge spiegelte die Teilnahme, mit der er dem Gespräch der andern folgte und ihm plötzlich eine neue Wendung gab.

Da trat denn freilich eines immer wieder hervor. Barths Geist war zwar voll Kraft und voll Mut und voll Liebenswürdigkeit, aber auch voll Bildung. Wie juristisch und nationalökonomisch, so vor allem auch literarisch und künstlerisch hatte er einen großen und sichern eigenen Besitz. Er geriet ins Feuer nicht nur, wenn er auf den politischen Jammer und den Fürsten Bülow, sondern auch wenn er auf das Museum von Madrid und auf Velasquez zu reden kam, oder auf die zukunftreiche Eigenart des amerikanischen Geistes. Welchen ausgezeichneten Mittler mit dem amerikanischen Westen besaß Deutschland, welches Vertrauen hat Barths freies, kluges, geistiges Wesen gerade in den Vereinigten Staaten und in Canada gefunden, und wie jämmerlich dürftig und negativ ist der Gebrauch, den das offizielle Deutschland von diesen Eigenschaften und Fähigkeiten gemacht hat! Weil er ein freier Kopf war, hat das Reich ihn nicht benützt, in einer Zeit, da nichts vorteilhafter für das Reich im Ausland und vor allem in Nordamerika hätte sein müssen, als der Beweis, daß das offizielle Deutschland auch über freie Köpfe verfüge.

So ist auch Barths politisches Charakterbild eine Anklage gegen die bestehenden politischen Zustände, und Barths tapferer Kampf gegen die Unfreiheit dieser Zustände erscheint als ein großes bleibendes vaterländisches Verdienst.

Conrad Haußmann

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

# Glossen

## Der liebe Erzberger

Herr Mathias Erzberger ist ein äußerst nützlicher Mann. Er vor allem hat in seinem Eifer die Auflösung des Reichstages vom 13. Dezember 1906 und die Unterbrechung der Zentrumswirtschaft bewirkt. Er war der erste, der bei jener für die Regierung so beleidigenden Abstimmung aufsprang, welcher die Auflösung dann auf dem Fuß folgte. Er liebt es, die zu demütigen, die er beherrscht, und spiegelt sich gern in seiner Macht. So hat auch der rauhe Ton, den er in Sachen der Erbschaftssteuer jüngst in der Kommission gegen die Vertreter der Regierung anschlug, dieser, die schon zum Umfallen bereit war, den Rücken einmal noch gestärkt.

Vielleicht hilft er ihr auch weiter. Herr Erzberger wird immer dazu beitragen, das Zentrum verhaßt zu machen und den Liberalismus zusammenzuhalten.

Bekanntlich ist des Zentrums Liebe zum Deutschen Reich ungefähr so groß und aufrichtig wie die Liebe der Päpste zu den Hohenstaufen. Daher die grundsätzliche Abneigung gegen des Reiches finanzielle Selbständigkeit. Das ewige Hin- und Herrechnen zwischen ihm und den Einzelstaaten ist „föderalistisch"; es besiegelt die Abhängigkeit, die Unmündigkeit unsers Einheitstaates. Man blicke nur auf die Zentrumswinkelzüge zur Ableitung von Reichsmitteln in andre finanzielle Kanäle, durch die „Franckensteinische Klausel", durch die „lex Hüne", und wie die Tricks alle sonst noch hießen. Miquels großer Plan, treu nach Bismarcks Idee die Matrikularbeiträge abzuschaffen und das Reich selbständig zu machen, ist recht eigentlich am unüberwindlichen Widerstand des Zentrums gescheitert. Ja man kann sagen, daß das Hauptergebnis der Zentrumsherrschaft im Reiche von 1895 bis 1906 in der systematischen Verhütung einer grundlegenden gesunden Finanzreform bestanden hat. Das Zentrum hat wohl in diesen elf Jahren, um die Leitung der Geschäfte in Händen zu behalten, an einigen positiven Aufgaben mitwirken müssen. Seine nachhaltigste Leistung liegt aber darin, die Matrikularbeiträge, die ursprünglich nur als ein vorübergehender Notbehelf gedacht waren, als eine dauernde Einrichtung befestigt zu haben. Seine Herrschaft begann 1895 mit der Ablehnung und Verhinderung eines parlamentarischen Glückwunsches an den Reichsgründer zu dessen achtzigstem Geburtstag; sie endete mit der Beschneidung der Subsistenzmittel für unsre gegen die Hereros im Felde liegenden Truppen 1906; sie möchte sich jetzt wieder anbiedern mit einer Verhunzung der Reichsfinanzreform.

Die Regierung scheint leider manchmal zu vergessen, daß auch das Zentrum selbst schon einen Wahlkampf gegen die öffentliche Meinung verloren hat. Das war 1893, als ihm die damaligen Kartellparteien zehn Sitze wegnahmen. Also nur Mut! Gegen eine Wahlparole für stärkere Heranziehung des Besitzes kann die Sozialdemokratie wenig ausrichten. Das Risiko ist somit nicht erheblich. Nur leider, leider die bekannte allerhöchste Stelle, von deren Vertrauen allein der Kanzler sich ab-



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hängig fühlt, verdirbt uns das Spiel. Dort sind nur Leute genehm, die das fernere Umsichwerfen mit „Monarch", „von Gottes Gnaden", „Untertanen", „Edelsten der Nation", „Thron und Altar" garantieren. Die Minderung dieses Unfugs dürfte zum Entsetzlichsten gehören, was an jener Stelle gedacht werden kann. Und freiere Menschen radebrechen diese Sprache doch höchstens noch. Drum werden die Konservativen der Regierung auch weiterhin auf der Nase tanzen dürfen, — falls nicht etwa Herr Erzberger noch einmal einspringt.

Talbot

## Ein König, der auf sein Land pfeift.

Als ausgemacht gilt es nicht, daß der König der Belgier, Leopold II, im Grund seines Wesens Abstinenzler gegenüber den Reizen von „Szepter und Krone" ist. Ist er doch von den Koburgern, die alle gern auf Thronen sitzen, und war auch jedesmal vornehm entrüstet, sobald Abdankungsgerüchte sein königliches Ohr erreichten. Seit Jahrzehnten aber gibt er sich so, als ob er keinerlei Verpflichtung und Rücksicht auf Stimmung und Anschauung seiner Belgier zu nehmen habe. Nicht in politischer Beziehung, denn da stieße er bald auf harte, vlämische Schädel. Er bleibt also konstitutionell und teilweise auch belgisch. Freilich mit einem starken Zusatz von Wurstigkeit. Aber als Haupt der regierenden Familie, als Sachverwalter des königlichen Besitzes, als erster Kaufmann des kleinen Geschäftslandes, tut er despotisch was er will, was ihm paßt, was seiner Sondermoral förderlich scheint, ohne die leiseste Fühlung mit dem Volksempfinden der Belgier. Der kühne Unternehmerzug, der in seinen Finanz- und Handelsideen steckt, weckt wohl adäquate Klangfiguren im Bürger, der gerne seine Kapitalien in der ganzen Welt placiert und vor keiner Geschäftsbreite zurückschreckt. Aber da ist Leopolds Behandlung der eigenen Familie, die einen gewissen Anspruch auf das öffentliche Interesse und Mitgefühl des Landes besitzt. Das ist die ganz eigenartige Moral, die sich dieser König zurechtgelegt hat. Eine Moral, welche die erotischen oder auch nur morganatischen Verirrungen seiner Töchter erbarmungslos, ja fast pathologisch verdammt und ihn selbst über alle Schranken der guten Sitte hinwegsetzen läßt. Offenkundige, unverhüllte Mätressenwirtschaft, senile Perversität, die nicht nach dem Geschmack der sonst nicht allzu prüden Belgier sind.

Die Sucht des greisen Königs, seine Reichtümer und Geschäfte noch bei Lebzeiten zu liquidieren, damit seinen Kindern kein oder nur ein geringes Erbe zufalle, wird in Belgien geradezu als unmoralisch empfunden. Hat doch die eine Prinzessin-Tochter keine andere „Schuld" auf sich geladen, als nach einer mehr als unseligen, standesgemäßen Ehe, einen simpeln, ungarischen Grafen geheiratet zu haben. Und von den Eheirrungen der zweiten Prinzessin weiß man, daß auch diese Frau durch häusliche Verhältnisse teilweise dafür entlastet werden müßte, sich schlechter Gesellschaft anvertraut zu haben, aus der sie aber heute nur durch entsprechende Mittel gerettet werden könnte.

Nach verschiedenen unerquicklichen Prozeßverhandlungen über die Herausgabe der Mitgift der Königin ist der Geschäftskönig nunmehr daran gegangen, seine wertvolle Gemäldesammlung zu veräußern. Selbst wenn das formale Recht auf seiten Leopolds wäre, die Bilder aus der Glanzzeit der niederländischen Kunst, also heimische, belgische Stücke an fremde Kunsthändler ins Ausland zu verkaufen, ist doch ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sturm von Entrüstung im ganzen Land über dieses Vorgehen des kaum als „geldbedürftig" anzusehenden Königs losgebrochen. Die bittersten Worte, die je gegen einen noch am Throne befindlichen Regenten gefallen sind, werden heute in Belgien laut.

Aber es wird andrerseits auch gemeldet, daß sich unser Leopold garnichts aus den Angriffen mache und sich zu neuen Liquidierungen rüste. Er bleibt also der typische König, der auf sein Land pfeift.

Es fragt sich nur, wie lange noch? . . .

Nikolaus

## Schmutz als Waffe

Das System: politische Machthaber durch Unterdienaserei ben nicht etwa von Prinzipien, sondern von ihrem eigenen Privatschmutz, über die Seite zu bringen, funktioniert in Frankreich schon lange und ist mit der Zeit zu wirklich künstlerischer Vollendung geführt worden. Herr Clemenceau und seine Widersacher liefern gerade jetzt dafür ein paar schöne Beweise.

So wurde bekanntlich vor kurzem in Paris ein Hauptmann Marix, Berichterstatter beim pariser Kriegsgericht, als der Konkussion schuldig verhaftet. Der Mann verkaufte gegen bar Begnadigungen, sowie Untauglichkeitsbefunde von Rekruten. Offenbar konnte er nur dank der heimlichen Mitarbeit einflußreicher Parlamentarier die behördlichen Beschlüsse durchsetzen, die er versprach und sich bezahlen ließ. Und obwohl jetzt natürlich kein Mensch jemals den Herrn Hauptmann gekannt haben will, ist der Skandal groß. Moralisch ist es ja sehr schön, wenn solche Sachen entdeckt und an den Pranger gestellt werden. Weniger schön ist es jedoch, daß sie nur immer gerade dann ans Licht kommen, wenn es den Machthabern nützlich ist.

Die Regierung kannte die Geschichte nämlich schon seit Monaten, aber hielt sie geheim, solange die „Freunde" des Herrn Marix für Herrn Clemenceau stimmten. Sonderbarerweise sind diese „Freunde" fast alle Freimaurer und gehören in der Kammer wie im Senat zu den radikalen Gruppen, die schon seit langer Zeit mit dem Zarentum Clemenceaus unzufrieden sind. Als nun Clemenceaus Macht mit dem Streik der Postbeamten bedenklich ins Schwanken geriet, beschloß diese Partei in einer Sitzung ihres Exekutivkomitees, demnächst Clemenceau zu interpellieren und ihn zu stürzen, was sehr leicht gewesen wäre. Aber da wurde über ihrem Kopfe, gleichsam als Damoklesschwert, ganz einfach die Schmutzbombe der Marixaffäre aufgehängt. Die Verhaftung des ehrenwerten Gnadenschnorrers bedeutete natürlich, daß Clemenceau seine eventuellen Angreifer in der Sache mitleidlos kompromittieren würde, und . . . zwei Tage darauf faßte das Exekutivkomitee den Beschluß, bis auf weiteres von der Interpellation Abstand zu nehmen.

Herr Clemenceau durfte mit diesem Erfolge großzügig demokratischer Politik um so zufriedener sein, als damit die Explosion einer ähnlichen Schmutzbombe hintangehalten ward, die ihn selbst bedroht. Bekanntlich befindet sich die französische Marine in einem Zustande heilloser Zerrüttung. Die Hauptursache dieser kläglichen Erscheinung liegt in der offenkundigen und allzu einträglichen Freundschaft der Machthaber in der Marineverwaltung mit den großen Metallwerken, welche dem Staate zu ungeheuren Preisen unbrauchbare Schundware liefern; die Bestellungen und die Annahme der gelieferten Kriegswerkzeuge gibt zu den schlimmsten Durchstechereien und Korruptionen An-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

laß. Ganz Frankreich ist empört über diese Zustände, und möchte nicht nur dieser Schmierwirtschaft ein Ende machen, sondern auch die Hauptschuldigen zur Rechenschaft ziehen. Wenn aber überhaupt ein Schuldiger existiert, so kann das sicherlich in erster Linie nur der sein, der die Kriegslieferanten dem Ministerium gegenüber vertritt. Und dieser ist leider niemand anders als der Generalsekretär des Syndikats der Kriegsmaterialfabrikanten, Herr Paul Clemenceau, Bruder des Ministerpräsidenten! Herr Paul Clemenceau ward übrigens erst in den Aufsichtsrat einer ganzen Reihe von Metall- und Pulverwerken, sowie zum Sekretär des Syndikats ernannt, als sein Bruder schon regierte. Und was das bedeutet, steht offen im Paragraphen IV der Syndikatsstatuten, welcher besagt, Zweck des Syndikates sei auch „auf die Regierung den wünschenswerten Druck auszuüben", das heißt der Industrie Lieferungsbedingungen zu verschaffen, die vom wirklichen Werte der gelieferten Waren unabhängig sind. Daß der leibliche Bruder des Ministerpräsidenten mit dieser delikaten Aufgabe betraut wurde, zeugt von dem tiefen politischen Verständnis der französischen Großindustriellen.

Es ward nun vor einiger Zeit, eigentlich gegen den Willen Clemenceaus, der aber trotzdem an der Regierung blieb, eine parlamentarische Untersuchungskommission eingesetzt, die fast nur aus Gegnern der jetzigen Machthaber besteht, und deshalb sicherlich recht gerne die Familie Clemenceau in der Marinefrage kompromittiert haben würde. Aber Gefahr macht ja erfinderisch. Man warf der Kommission zwei Sündenböcke in den Rachen, nämlich einen früheren Kabinettschef des Marineministeriums und ein südfranzösisches Metallwerk. Und es ist köstlich, daß dieses Metallwerk, dem überhaupt nichts ernstes vorzuwerfen ist, gerade das einzige sein mußte, das nicht zum oben erwähnten Syndikate gehört, und also von dessen Generalsekretär, Herrn Paul Clemenceau, noch unabhängig ist! Der Schmutzstrom, der sich dem Throne näherte, wurde so mit wundervoller Kunst auf die Unglücklichen abgelenkt, die es verschmäht hatten, wie Creuzot, die Dynamitgesellschaft und ein Dutzend andre Fabriken, sich unter den weiten Fittichen der Herren Clemenceau zu verstecken.

Die Demokratie ist also wieder einmal gerettet, und ihr Banner leuchtet stolzer als je auf den Wällen von Unrat, hinter denen sich ihre Zaren verschanzt haben.

Alexander Ular

## Russische Wandlungen

Die jungrussische Gesellschaft macht schnelle Wandlungen durch. Wie der einzelne Mensch in der Pubertätszeit. Erst die politische Betätigung, und nach dem Einsetzen der Reaktion die hartnäckige Verdrängung der Politik. Verdrängung im psychologischen Sinn. Als die politische Illusion zerstob, drängte die aufgescheuchte Energie die junge Gesellschaft nach Erlösung aus der fruchtlosen Spannung: da warf sie sich auf das Weib. Es kam der erotische Taumel: Logen der freien Liebe, Liebe in jeder Form, in der Literatur und so weiter. Der „Sanin" war der Fähnrich der Zeit. Der Politiker des Romans, die unverkennbaren Typen der vorjährigen Revolutionäre, sind ein dummer Mann und ein häßliches Weib. Kaum jemand sprach von diesen zweien, geschweige denn tadelte es, daß Arzybatscheff das Ideal der jüngstvergangenen Zeit in einem dummen Mann und einem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

häßlichen Weib wiedergegeben hatte. So tief hatte man die Politik verdrängt.

Allmählich ging der Schwall der Erotik vorüber. Den „Ssanin" stampfte die Regierung dankend ein: er war ein guter Rattenfänger gewesen. Aber anstandshalber mußte es sein.

Ssanin war aus dem Zug gesprungen, und fort war er — Gott weiß, wohin er lief. Jetzt kam Otto Weininger, der Verfluchter des Weibes. Er vertritt den Katzenjammer. Man hält Referate über ihn, in allen Buchhandlungen liegt sein Buch. Man spricht über Wert und Unwert des Weibes. Und doch schien Rußland für weiningerische Lehren ein ungünstiger Boden zu sein, gilt doch nirgends in der Welt die Frau soviel in der Gesellschaft, wie in Rußland. Aber der erotische Rausch hatte die Begriffe verwirrt

Schließlich folgt ein allmähliches Aufatmen, und ein allmähliches Zurückgehen zu den Vätern. Tolstoi und Turgenieff werden durch Ausstellungen gefeiert, und zu Gogols hundertstem Geburtstag hat ganz Rußland mit viel wirklicher Liebe ein fröhliches Fest gerüstet Aber noch immer liegt auf dem Land ein großes Warten —.

H. Rorschach

## Die bosnische Frage

Österreich und Ungarn liegen sich schon über der ersten Einzelheit der Ordnungsarbeit in Bosnien arg in den Haaren. Die serbisch-bosnischen Bauerngüter (Kmeten), die durchweg im Zehentverhältnis zu den türkischen Grundbesitzern stehen, sollen durch Bodenablösung eigene Erde erhalten, auf daß ihr agrarischer Ehrgeiz gesteigert werde. Diese notwendige Europäisierung der Bodenbesitzfrage soll eine bosnische Agrarbank durchführen. Weil aber die Ungarn zumeist schneller reiten, als die Österreicher, und weil der Verwalter Bosniens, Reichsfinanzminister von Burian, ein magyarisch verschnürtes Herz hat, erhielt ein Budapester Finanzinstitut die Konzession für diese Bank. Dieses Vorgreifen Ungarns auf die gemeinsamen Rechte, hat einen Sturm von Entrüstung in Österreich ausgelöst, an dem sich Regierung, Parlament und Öffentlichkeit beteiligen. Allerdings erst — als die Kuh schon aus dem Stall war. Wieder ein Scheidungsgrund mehr in dem unerquicklichen Ehestreit zwischen Österreich und Ungarn. Es bleibt das Kuriosum aufrecht, daß die Annexion zwar von allen Fremdmächten anerkannt ist, nur nicht von Österreich und nicht von Ungarn. Mit zunehmender politischer Reife können die neuen Provinzen nicht wohl Reichslande bleiben, weil ihre Vertreter nicht an zwei Parlamenten teilnehmen könnten. Eher ließe sich noch für den alten mecklenburger Bauernsatz, der die Republik und auch den Großherzog wollte, ein Kompromiß denken, als für die konstitutionelle Betätigung der Bosnier in Eis und Trans ....

v. S

## Das Brahmsfest in Krähwinkel

Der Maibock und die Auer Dult sind vorüber. Wie soll sich der arme Münchner über die festlose, die schreckliche Zeit hinweghelfen? Das war die ernste Frage, mit der sich die musikalischen Fünfmänner (quinque viri) in Isarathen die letzten Wochen zu beschäftigen hatten. Man kennt sie ja noch vom vorletzten Winter und letzten Sommer her, die ebenso Hochmögenden als Kurzsichtigen, die sich beim Streit um das Kaimorchester, beim Musikerstreik und beim Programmentwerfen für die



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausstellung 1908 so unsterblich blamierten. Jedesmal, wenn unser liebes München Miene macht, Großstadt zu werden, kriechen die Herren, die sonst bescheiden im Hinterstübchen ihres Heims über das musikalische Wohl und Weh ihrer Vaterstadt beschließen, aus ihrem behaglichen Schlupfwinkel ans Tageslicht, um öffentlich vor aller Welt darzutun, daß diese geliebte Vaterstadt, genau besehen, immer noch ein Krähwinkel sei, der Kunst und Klatsch so gern miteinander verwechselt. Und wodurch beweisen sie diese kühne Behauptung? Durch ihre bloße Existenz. Auch die Sonne existiert. Deshalb wird aber kein Mensch behaupten, daß sie an Größenwahn leide. Sie tut es freilich nicht, sie schreibt aber auch keine Musikkritiken und gibt auch keine Privatstunden, weder im Klavierspiel noch in der Kompositionslehre. Außerdem darf sie, wie uns die Bibel lehrt, niemals Partei ergreifen, sondern muß nach des Schöpfers Willen ihr Licht über Gerechte und Ungerechte scheinen lassen.

Doch das nur nebenbei. Ich wollte ja eigentlich vom münchener Brahmsfest reden. Denn dieses Brahmsfest sollte den musikalischen Fünfmännern wieder Gelegenheit geben, ihre Liebe zur Vaterstadt dadurch zu bekunden, daß sie eben diese Vaterstadt vor aller Welt lächerlich machen. Und zwar noch bevor das Fest stattgefunden hat. Wie kam das? Die Herren, die vor lauter Noten die Partitur nicht mehr sehen, können es heute noch nicht fassen, daß es auch eine musikalische Arbeiterbewegung gibt. Die Sperre, die der deutsche Musikerverband über das Konzertvereinsorchester, diese ihre eigenste Schöpfung, verhängte, erscheint ihnen wie ein böser Bubenstreich aus Buschens Max und Moritz. Und daß es außerhalb Münchens berühmte Musiker, ja sogar Hochmögende gibt, die die Sache ernst nehmen, hat den Kopf dieser bisher Allmächtigen und Allgütigen ganz verwirrt. Man hatte sich bisher als Familie gefühlt, einer dem andern geholfen und alle Eindringlinge ferngehalten, gleichviel ob sie was konnten oder nicht. Bloß weil sie nicht zur Familie gehörten oder sich der Familie nicht unterordneten. Und nun hörte man, während man die Geigen zu einer Brahmsschen Symphonie stimmte, auf einmal die häßlichen Worte Streik und Sperre, als ob man, statt im Konzertsaal, in der Fabrik wäre. Und das verhaßte Tonkünstlerorchester, von dem die ganze Beunruhigung in die ehemals so friedliche Familie hineingetragen worden war, sollte beim Brahmsfest mitwirken und so aller Welt kundtun, daß die Alleinherrschaft der musikalischen Fünfmänner in München ein Märchen aus alten Tagen sei. Das durfte nicht geschehen. Wozu war die tonangebende Presse da? Sie mußte im Auftrage der Fünfmänner das Publikum bearbeiten. Sie mußte vor allem das Brahmsfest sozusagen als sozialistische Veranstaltung verdächtigen. Mit dem roten Lappen macht man bekanntlich gewisse Tiere wild. Und wirklich haben Oberzeremonienmeister Graf Moy, Hofoperndirektor Mottl, Professor Emanuel von Seidel und andere Männer mit großen Namen ihren Austritt aus dem vorbereitenden Komitee erklärt. Und, um sich als gebildet, gutgesinnt und — mutig zu erweisen, zog auch der Lehrergesangverein die bereits gegebene Zusage, am Brahmsfeste mitzuwirken, in letzter Stunde wieder zurück. Man darf nun gespannt sein, wie sich die Dinge weiter entwickeln. So oder so — die Fünfmänner haben wieder einmal ihre Schuldigkeit getan. Das ganze musikalische Deutschland lacht über das sozialistische Brahmsfest in Krähwinkel.

Tarub

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

## Geschlechtliche Aufklärung in der Schule?

Die Frage der sexuellen Aufklärung ist brennend geworden.

Es ist natürlich immer am einfachsten, sich die Vergangenheit als die Zeit aller Heuchelei, und die Zukunft als diejenige aller Wahrheit, Lichtheit und Ehrlichkeit vorzustellen. Indessen so ganz gottverlassen war auch die Vergangenheit nicht in jedem einzelnen Fall; im allgemeinen tut man immer gut, sich ihre Motive ein wenig klar zu machen, ehe man sie verwirft.

Dies nur ganz im allgemeinen; denn in der Sache wollen wir es dabei lassen: sexuelle Aufklärung soll sein.

Dann aber doch nach Möglichkeit mit Vernunft; denn ohne Vernunft gab es sie immer reichlich und täglich.

Ich lese in Carpenters „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden", einem Buche, das ich gern habe, obwohl es scheußlich gedruckt ist: es solle die Sexualitat als Schullehrgegenstand eingeführt werden.

Man braucht nur an den durchschnittlichen Geist in den Schulklassen zu denken, an die Lust der Kinder, gerade das, was der Lehrer sagt, zum Gegenstand ihrer Scherze zu machen, und vor allem die Dinge sehr viel besser zu wissen als der Lehrer, auch möglichst das Gegenteil für richtig zu halten, um ausgerechnet vor diesem Wege einen großen Schauder zu empfinden.

Wie stimmt auch die Behauptung, daß es sich in den sexuellen Angelegenheiten um so zarte Dinge handelt, mit der Empfehlung einer Massenverhandlung vor fünfzig bis achtzig schlecht aufgelegten Zuhörern?

Der Schule mit ihrem Maschinenbetrieb dürfen — man muß es immer von neuem sagen — nur Stoffe zugewiesen werden, die ein etwas hartes Anfassen gestatten. Im Gegensatz dazu bringt jedes Jahrfünft neue und jedesmal intimere und gefährlichere Dinge in diese notwendig schematische und geistlose Bearbeitung unter obrigkeitlicher Kontrolle hinein.

Die Spuren der Religion, die wohl in die Schule hineinkommt, aber nie wieder lebendig heraus, scheinen nicht zu schrecken.

Jetzt werden wir auf allgemeines Drängen „die Kunst" in das Labyrinth hineinliefern: Verdienste der Hohenzollern um die Hebung der Kunst; — die Siegesallee gibt es allen Ernstes schon für Schulkinder erklärt! (Vielleicht immerhin noch die sachentsprechendste Art, sie zu genießen.)

Demnächst stehen die sozialen Belehrungen auf der Liste: Verdienste der Hohenzollern um die Besserung der sozialen Verhältnisse, auch zum Teil schon verwirklicht.

Und dann also die geschlechtlichen Verhältnisse. Man kann neugierig darauf sein, wie sie patriotisch vernutzt werden.

Merkwürdig, was für Torheiten die Menschen aushecken, wenn es sich darum handelt, die Torheiten der früheren Zeiten loszuwerden.

Arthur Bonus

## „Chik" und „Chok"

Im Deutschen gibt es die Wurzel „schick". Wir schicken nicht nur, wir sagen auch: „es schickt sich", es „hat einen Schick", es ist „im Schick". Augenscheinlich aus diesem deutschen Wort haben sich die Franzosen ihr „chic" gebildet, aber wie sie das stets tun, das Lehnwort sogleich in die französische Form eingeschliffen, es amalgamiert, so wie sie reître (aus „Reiter"), lansquenet (aus „Landsknecht"), bivouac (aus „Beiwacht", niederdeutsch „Biwak"), zigzag (aus „Zickzack"), un bock (ein Bier)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und fünfhundert andre deutsche Worte sich erobert und französisch gemacht haben. Warum können wir das nicht umgekehrt? Warum müssen wir ein deutsches Wort verballhornen, damit es wenigstens halbfranzösisch aussehe? Fortwährend liest man heute „todchic“ oder „totchik“. Warum nicht „todschick?“ Das „k“ am Schluß an Stelle des einfachen „c“ ist ja wohl ein erfreuliches Zeichen des Wiederbesinnens auf deutsche Lautgesetze. Warum aber machen wir halbe Arbeit?

Schlimmer und komplizierter liegen die Dinge beim „Chok“. Besonders liest man oft von einem „Nervenchok“. Wir haben zwar „das Schock“ und könnten ihm ruhig „den Schock“ hinzufügen Das Wort selbst aber stammt diesmal aus dem Englischen, wo shock eine Erschütterung bedeutet und „shocking!“ ein Angstruf der Damen ist. Franzosen sowohl wie wir brauchen jenes Wort in seinem englischen Sinn. Aber statt es direkt aus England zu beziehen, müssen uns auch hier wieder die Franzosen erst vorkauen So haben wir nun im Schriftgebrauch folgende herrliche Formen: „Choc“, „Chok“, „choking“, „schoking“, und sehr häufig auch „Shok“. Allenfalls wird „Schok“ geschrieben von Leuten, die dabei vielleicht an „Schokolade“ denken. Nur zuweilen liest man das englische „Shock“. „Schock“ aber, wie es allein deutsch wäre, wird gänzlich vernachlässigt.

Ebenso gibt es Leute, die uns bald „chicanieren“, bald „chikanieren“, bald „schicanieren“. Die Form, die mit unsern Lautgesetzen harmonieren würde: „schikanieren“, trifft man am seltensten.

Bob

## Das Ostmarkenlied

Mit vielem Lärm und Säbelgerassel ist vor ein paar Wochen auch in Karlsruhe ein Ostmarkenverein gegründet worden. Daß man dabei den Mund so voll wie möglich nahm, ist weiter nicht verwunderlich: „gilt es doch, Deutschland vor dem sicheren, nahen Untergang zu retten.“ Ein Major a. D. schlägt die Pauken, und nicht schlecht. Er hat einen glänzenden Einführungsvortrag gehalten, „den er nicht besser schließen konnte, als ihn poetisch ausklingen zu lassen mit der Verlesung eines den Ostmarken gewidmeten Gedichtes“:

„Und schläfst du noch, mein deutsches Land?
Mein deutsches Land, erwache!
Schau auf! Blick um dich! Dir umspannt
Die rechte Hand ein Drache.
An deiner Brust hast du belebt
Ihn warm zu neuem Leben;
Sieh, wie er nun die Zähne hebt,
Um dir den Tod zu geben!“

Der letzte Vers mahnt:

„Auf in die Linke nimm das Schwert,
Sieh ihn den Giftzahn zücken!
So triff ihn, eh er dich versehrt,
Und ende seine Tücken.“

Zu singen nach der Melodie: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ.“ Gedichtet von Professor Dr. Schwartzkopff.

Hut ab!

Otto Ernst Sutter

Verantwortlich: Für die Redaktion Dr. Robert Hessen, für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Verantwortlich für die Redaktion in Österreich-Ungarn: Adolf Schlesinger in Wien I — Expedition für Österreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachfolger, Wien I, Herrengasse 6
Druck von E. Mühlthaler's Buch- und Kunstdruckerei AG. in München, Dachauerstraße 15
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

AP30
.M15
Jahrg.3
1909
Bd.2

JUL - 1 1969

Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

AP30
.M15
Jahrg. 3
1909
Bd. 2

JUL - 1 1969

Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

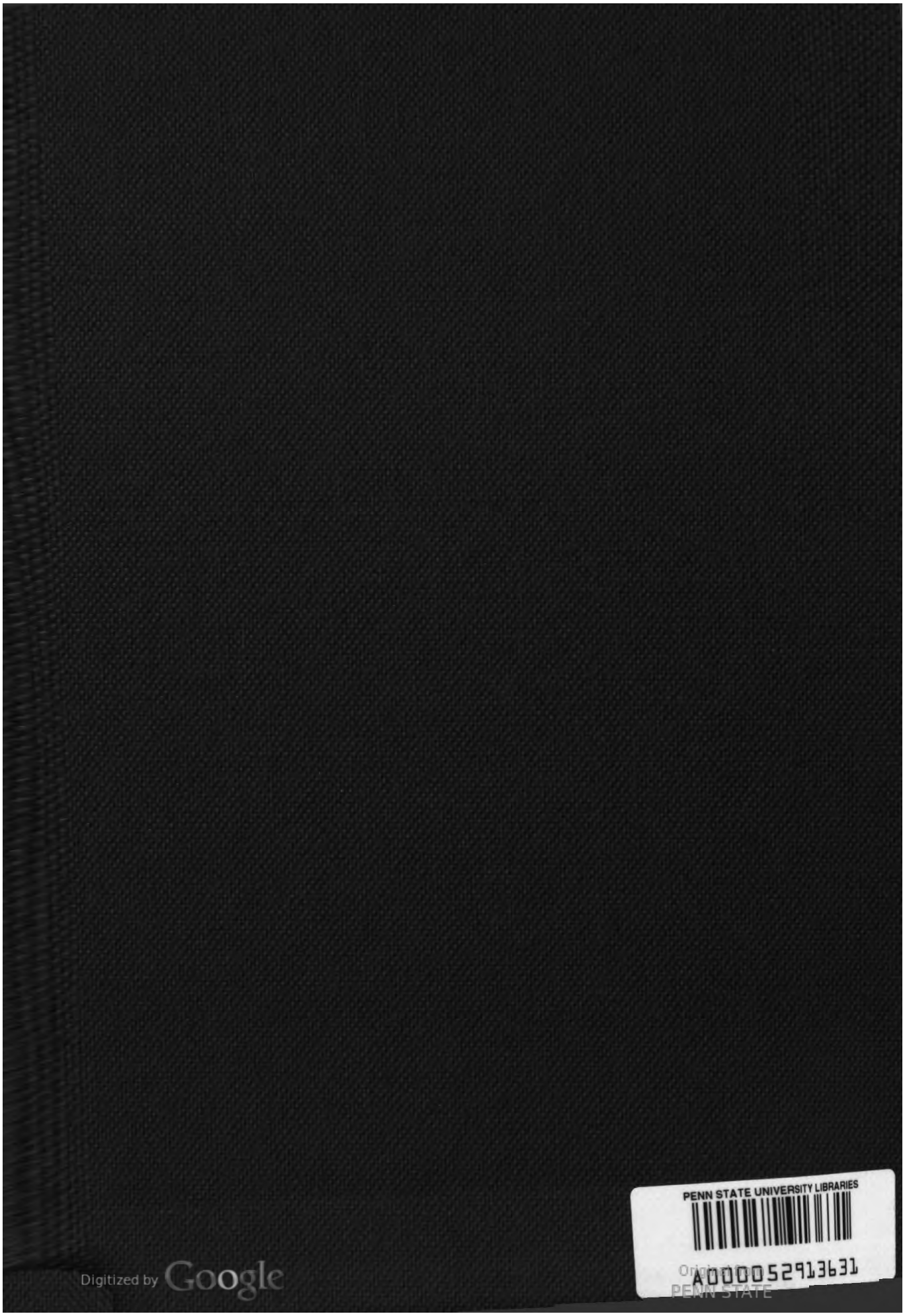
Digitized by Google

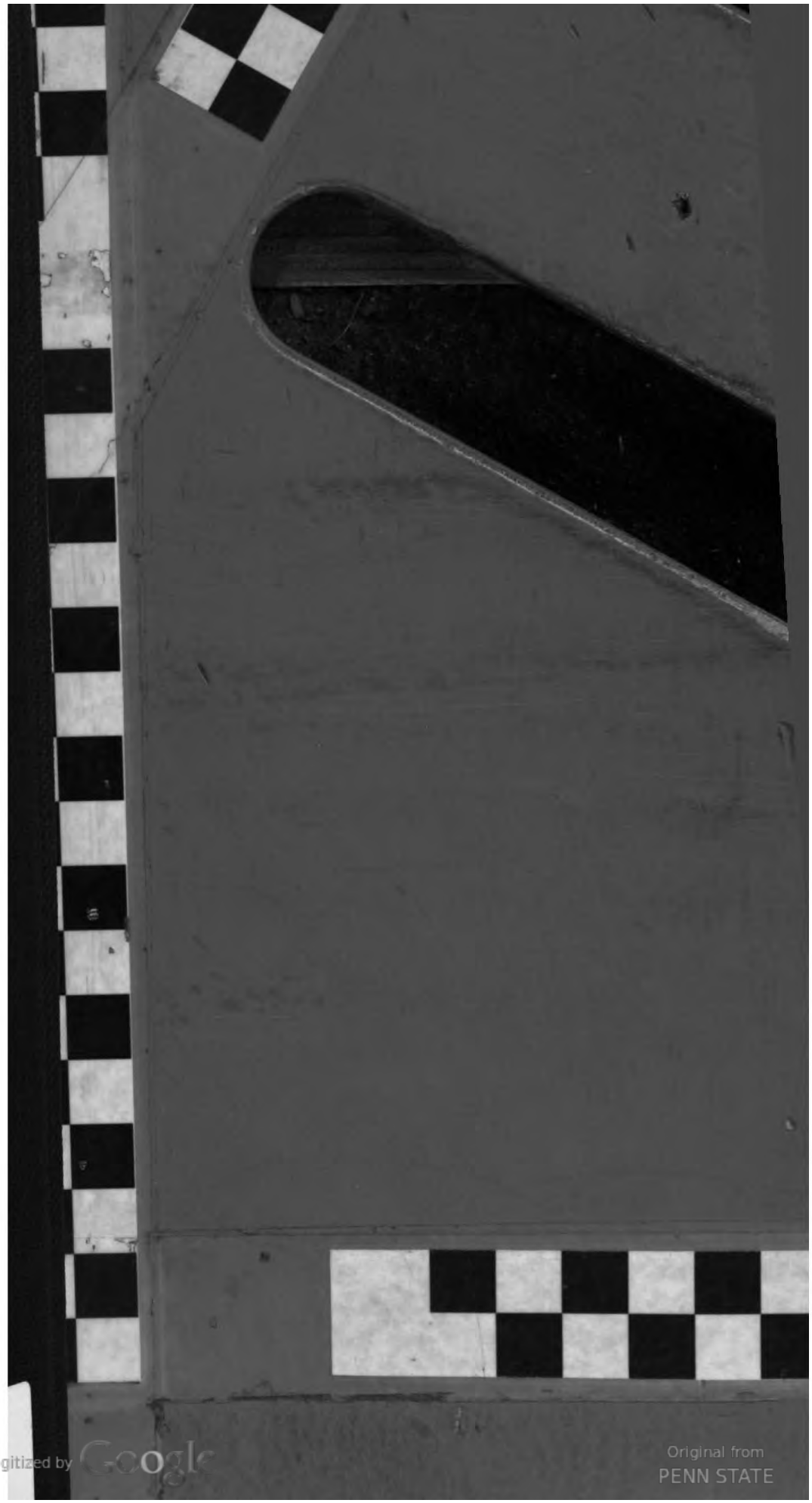
Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE


Digitized by Google
PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
A000052913631
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES

Generated on 2019-10-26 21:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913631
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google